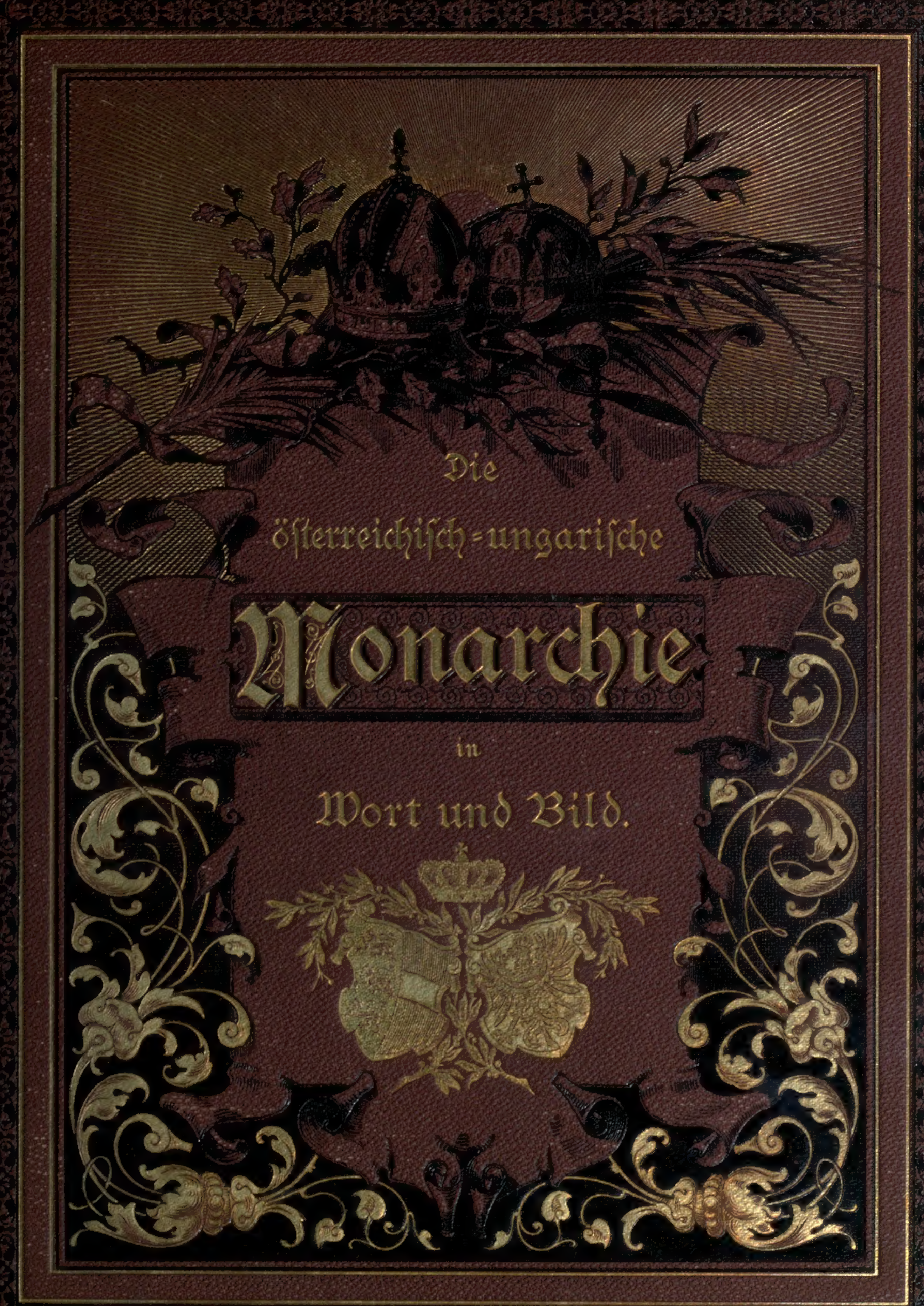
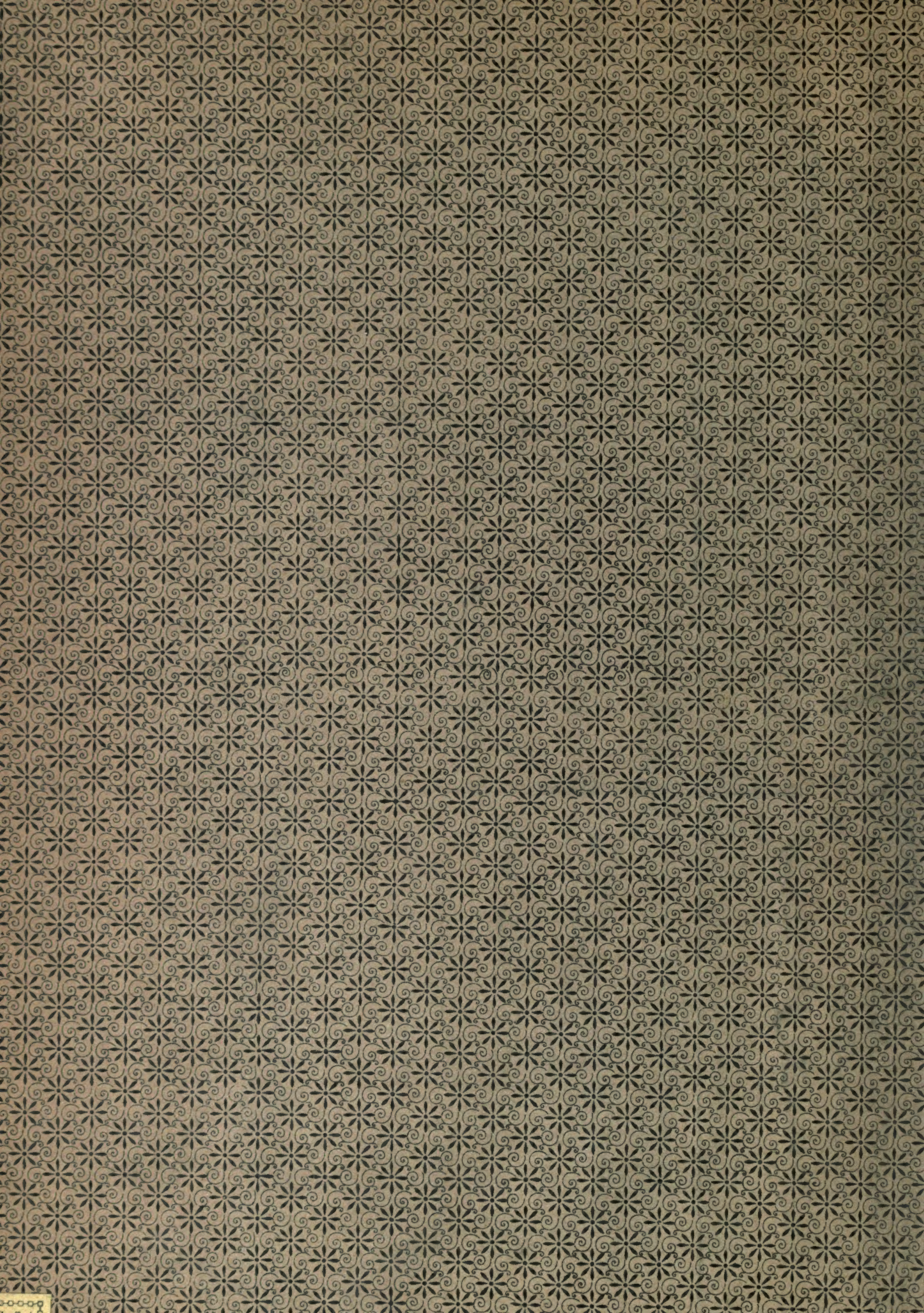
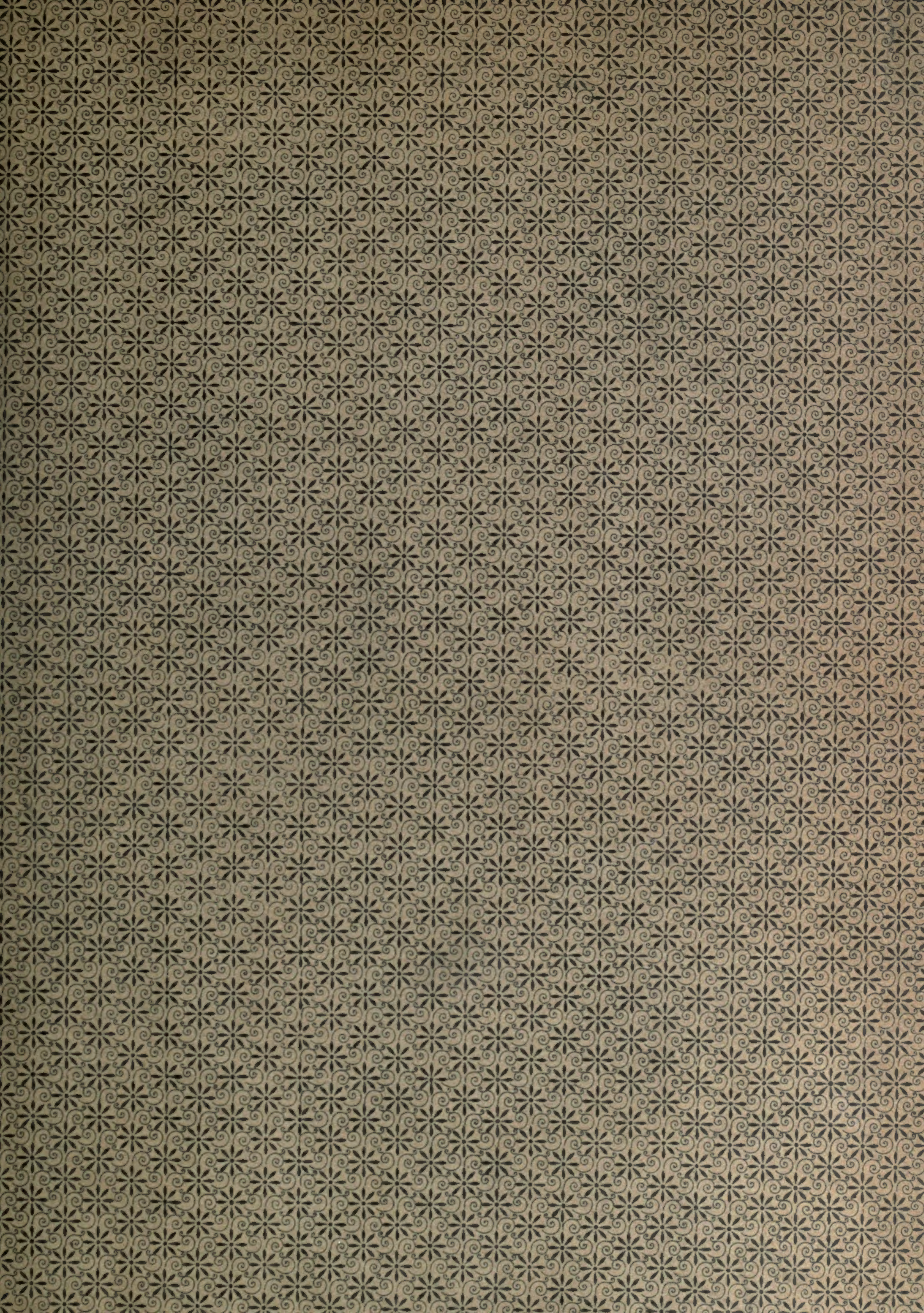
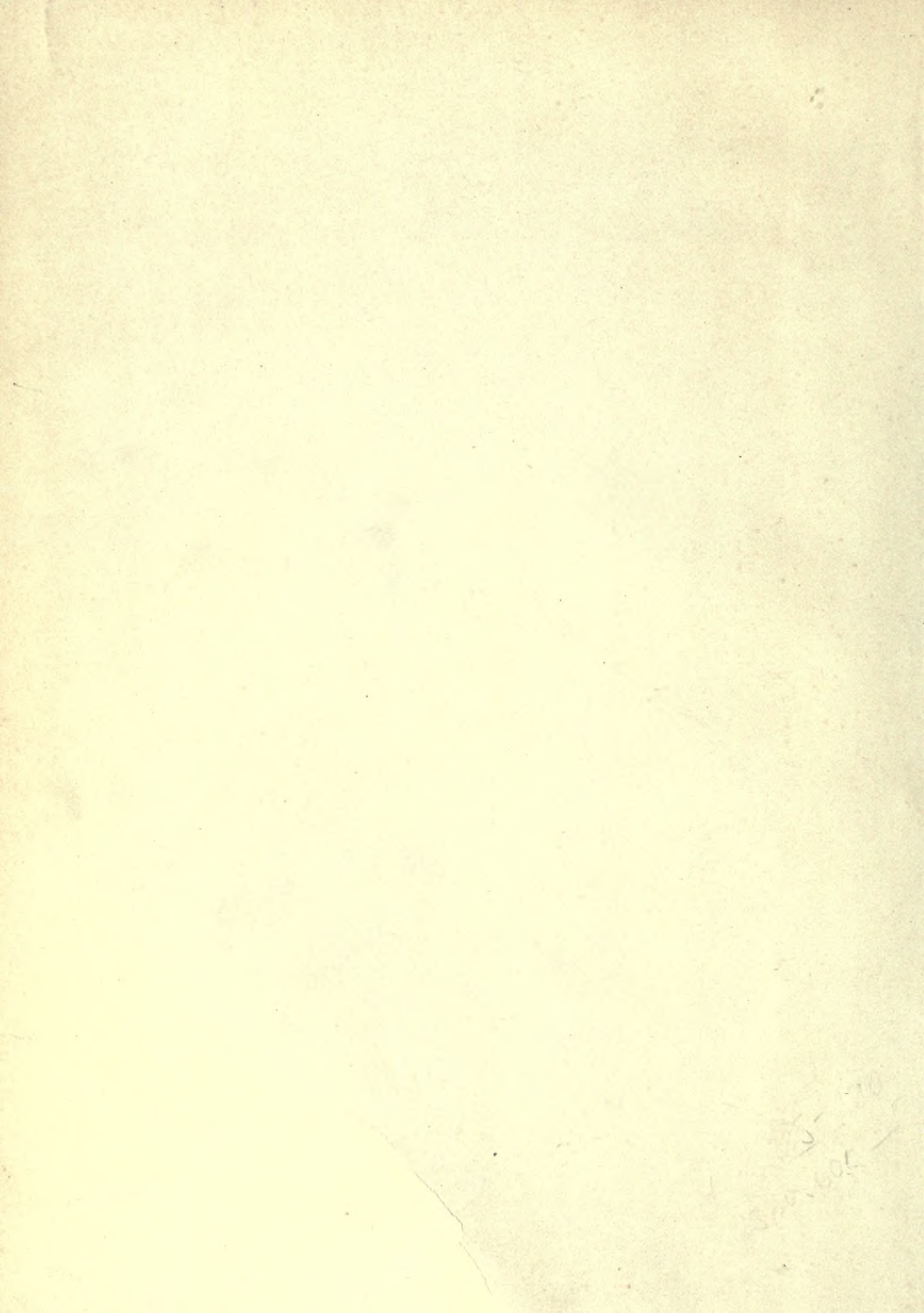
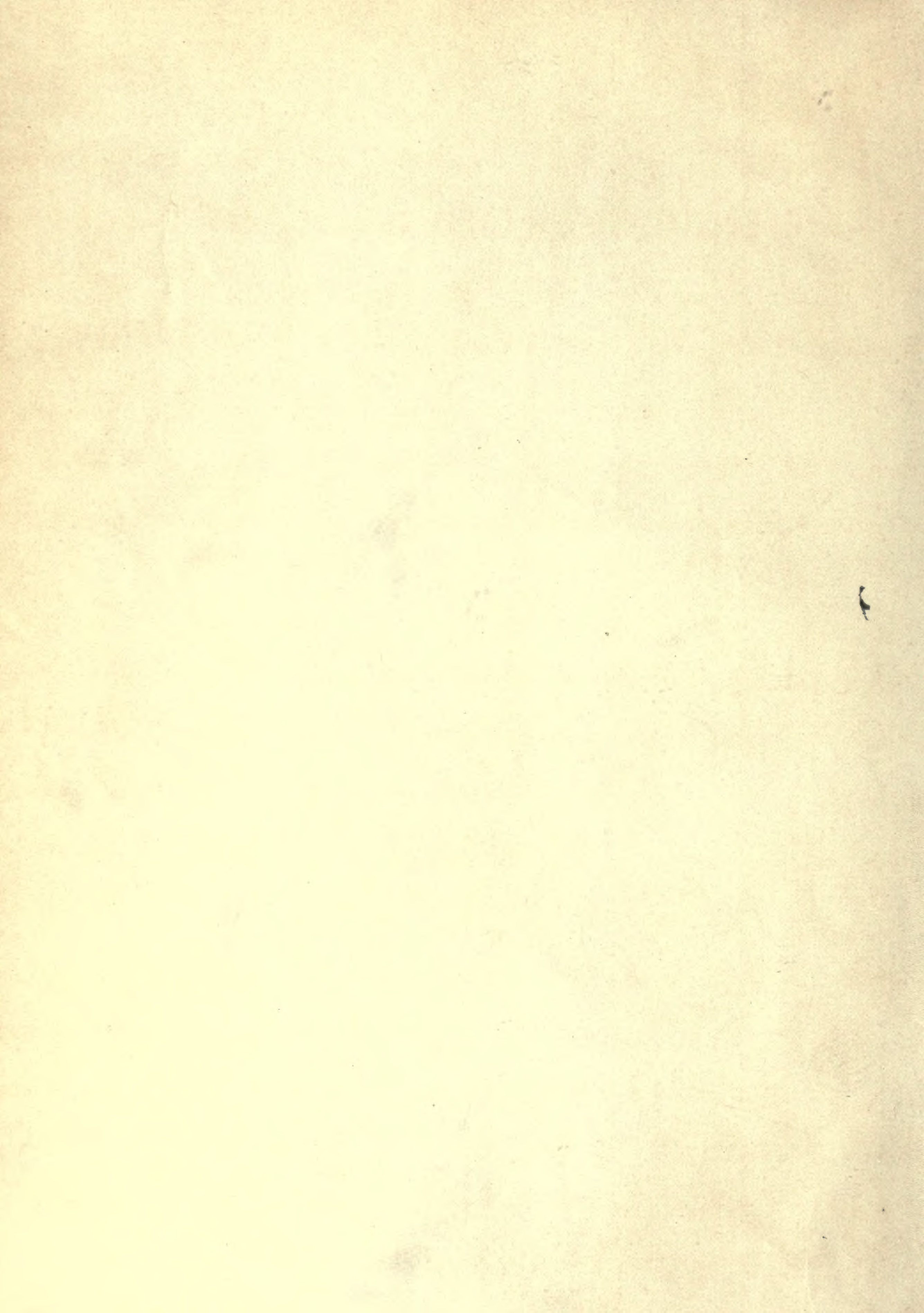

Die
österreichisch-ungarische
Monarchie
in
Wort und Bild.











Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Kärnten und Krain.



Wien 1891.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


LIBRARY
AUG 30 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Kärnten.

Krain.

Verzeichniß der Illustrationen.

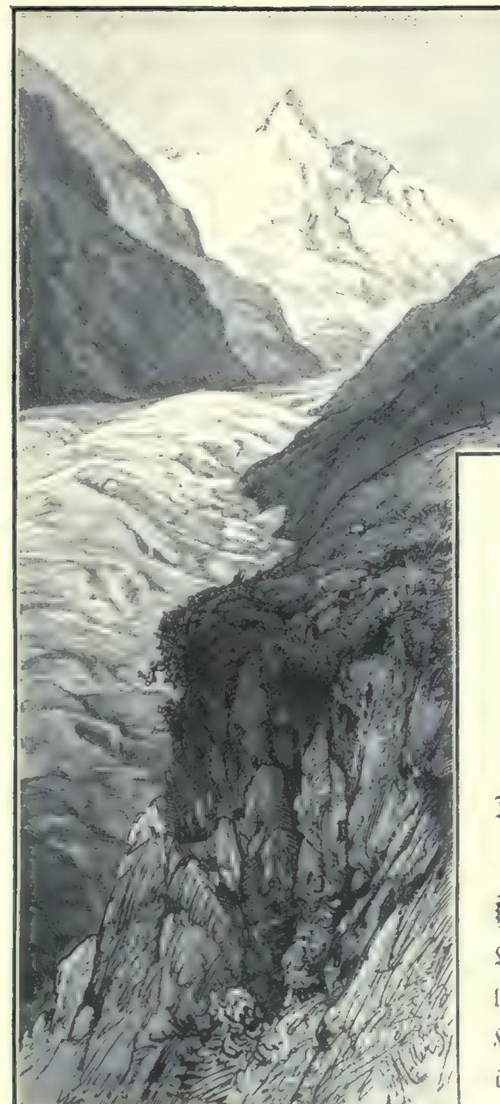
Kärnten.

Seite

Krain.

Kärnten.





Glocknerhaus auf der Pasterze.

Landschaftliche Schilderungen aus Kärnten.

Die Hohen Tauern, das Möll-, Lieser- und Maltathal.

Beiläufig unter dem 10. Grad östlicher Länge von Paris und dem 47. Grad nördlicher Breite streicht vom Hauptkamme der Hohen Tauern ein Chloritschieferkamm südöstlich, der allmälig zum 3.797 Meter hohen Großglockner ansteigt, darauf rasch zur Adlersruhe, der Hohenwarte und den Leiterköpfen sich absenkt (2.483 Meter). Von der Salzburger Grenze am hohen Kasten auslaufend, bildet dieser Kamm die Grenzlinie zwischen Kärnten und Tirol bis zur Adlersruhe, von wo sich dieselbe zur Leiteralm abbiegt, um jenseits des Leiterbaches wieder der Kammhöhe zu folgen.

Als „König der Tauern" thront der Glockner im äußersten Nordwesten von Kärnten, — ein König, weil er das weite Gebiet der Ostalpen als Höchster beherrscht, ein König aber auch, weil er bahnbrechend war für die wissenschaftliche Erforschung und die ästhetische Würdigung der umliegenden Hochgebirgswelt.

Es war in der That eine „für die Physik der Erde wichtige Begebenheit", als am 25. August 1799 um zwölf Uhr zum erstenmale eines Menschen Fuß die Spitze des Glockners betrat. In der kleinen Gesellschaft, welche um diese Zeit die Eisluft der Glocknerspitze athmete, befand sich Graf Hohenwart, der Generalvicar des Fürstbischofs von Gurk, Franz Altgrafen von Salm-Reifferscheid. Der Fürstbischof war es, der dieses kühne Unternehmen angeregt und dessen Durchführung möglich gemacht hatte. Wissenschaftlicher Eifer hatte 1787 Saussure auf den Montblanc geführt und der Wunsch, unbekannte Regionen der heimatlichen Bergwelt zu erforschen, begeisterte den Fürstbischof von Gurk 1799 für die zweite Gipfelbesteigung in den Alpen überhaupt. Beide wirkten bahnbrechend für den Cultus der Alpenwelt, der zu einer Signatur der Gegenwart geworden ist.

Ein halbes Jahrhundert nach der ersten Besteigung, 1857 am 24. September, weilt ein Künstler volle fünf Stunden auf der Spitze des Großglockners, der Maler Markus Pernhart, um die Pracht der Rundschau in Formen und Farben aufzufassen, Studien zu machen für sein großes Rundgemälde, das auch in denen eine Ahnung von der Herrlichkeit der Tauernwelt erwecken sollte, denen es vom Schicksale versagt ist, in solchen Höhen zu wandeln.

Des Fürstbischofs Salm und seines Generalvicars Hohenwart gedenkend, die zuerst den Weg gewiesen und betreten, wollen wir den Glockner besteigen und uns dort an die Stelle des Künstlers setzen, den erstaunten Blick schweifen lassen über Gletscher und Felskuppen, dunkle Wälder und grüne Thäler, wie sie im Umkreis von 456 Kilometern vor dem Auge des Beschauers sich ausbreiten.

Bis zum Monte Adamello und dem Ortler im Westen, über die baierische Hochebene im Norden dehnt sich der Horizont aus; im Nordosten schließt er noch den Schneeberg ein, im Südosten bilden der Triglav (Terglou) und die karnischen Alpen seine Grenze. Im Süden erreicht der Blick noch die Höhen der tridentiner Alpen, darunter die des Montebaldo. Sowohl die horizontale Ausdehnung des Gesichtskreises als die gewaltigen Gebirgsmassen geben der Rundschau jenen erhabenen Charakter, der das Gemüth mit unwiderstehlicher Macht ergreift, die enge Brust erweitert und über das menschliche Wesen eine Ahnung des Ewigen und Unendlichen ausgießt.

Wir dürfen diesmal nur bei einem Theile dieses Rundbildes verweilen und wollen versuchen, von dem Bau der Gebirgswelt, welche im Osten des Glockners das Möllthal einschließt und durch das Lieserthal einerseits und das Drauthal anderseits begrenzt wird, ein Bild zu entwerfen.

Die Hohen Tauern. Den östlichen Theil der Hohen Tauern kann man auch in die Glockner-, Goldberg- und Ankoglgruppe gliedern.

Die Glocknergruppe gehört nur insoweit Kärnten an, als sie das Quellgebiet der Möll enthält, aber gerade hier bieten sich dem Beobachter die merkwürdigsten Erscheinungen. Steigen wir vom Kaiserkreuze auf der Spitze des Großglockners über die schmale Glocknerscharte zum Kleinglockner, von dort über die in Eis gehauenen Stufen des steilen Abhanges zur Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlersruhe (3.463 Meter), dann über die Hohenwartscharte zum Leitergletscher, so haben wir den Glocknerweg von 1799 betreten, der bis in die Sechziger-Jahre auch der einzige war. Im Thal der Leiteralm, hart am Gletscher, stand die geräumige Schutzhütte, die Fürstbischof Salm hatte aufrichten lassen. Heute findet der Naturfreund in der Salmhütte am Schwerteck, nahe am Ende des Glocknerkammes, ein schützendes Obdach. Aber er ist nicht mehr auf diesen Weg beschränkt. Auf der Tiroler Seite sind von Kals und der Stüdlhütte aus zwei Zugänge (über den Ködnitz- und Teischnitzgletscher) zum Großglockner eröffnet und von der Hofmannshütte am mächtigen Pasterzengletscher auf der Nordostseite führt der Hofmannsweg zur Adlersruhe. Die Stätte, welche vor einem Jahrhundert den Menschen noch als unnahbar galt, wird in unserem Zeitalter der Alpenvereine von einer Anzahl von Alpenwanderern betreten, die in der kurzen Frist eines Hochsommers über 100 steigt.

Unmittelbar am Fuße des Glocknerkammes auf der Möllthaler Seite fesselt das Auge das weite Eisfeld des Pasterzengletschers, der vom Johannisberg in einer Länge von 10 Kilometer abstürzt, der gewaltigste Thalgletscher des Tauerngebietes, der aber nach Seelands sorgfältigen Messungen seit 30 Jahren stetig abnimmt. Dem Glocknerkamm gegenüber steigt die Freiwand empor, die am Gletscherende zum Sattel der Franz Joseph-Höhe sich senkt. Diesen Namen gab die Pietät der Bevölkerung dem Sattel seit 1856, seit dem Tage (7. September), da Seine Majestät der Kaiser an dieser Stelle „dem mächtigen Eindrucke der erhabenen Alpennatur“ [1] hingegeben war und die Fahne seiner Monarchie auf der Adlersruhe flattern sah. An die Eiswüste der Pasterze schließen sich weite freundliche Grasmatten, die zur Erinnerung an die Rast Ihrer Majestät der Kaiserin seit 1856 den Namen Elisenrast tragen. Hier beherbergt das Glocknerhaus, ein Werk der Alpenvereinssection Klagenfurt, jährlich zahlreiche Glocknerpilger. Jenseits der Pfandlscharte, des beliebten Überganges ins Fuscherthal, schließt die Glocknergruppe mit der Bacherin, dem Spillmann und dem Brennkogel ab, sämmtlich Höhen über 3.000 Meter.

Östlich davon ändert sich der Bau des Hochgebirges. Während in der Glocknergruppe die Höhen der Seitenkämme die des Hauptrückens weit überragen, vereinigt die Goldberggruppe die breitesten Massen des Centralgneißes mit den höchsten Erhebungen im Tauernkamme. Kamm und Gipfel sind etwas niedriger als in der Glocknergruppe, aber

[1] Worte des Allerhöchsten Handschreibens an den Landespräsidenten von Kärnten.

letztere erreichen im Hochnarr noch immer 3.258 Meter. Wie dieser stehen auch seine Nachbarn, der Goldzechkopf (3.052 Meter) und die Goldbergspitze (3.066 Meter), an der Landesgrenze gegen Salzburg und bezeichnen jene Gruppe der Hohen Tauern, die den reichen Nibelungenhort in ihrem Innern birgt, dessen Ausbeute an der Nord- und Südseite bis in die neueste Zeit den Segen der Thalbewohner bildete. In einer Höhe von 2.810 Meter, im Gebiete der Gletscher, unmittelbar am Südfuße des Hochnarr steht heute noch das erst seit 1876 verlassene Knappenhaus der Goldzeche, die höchste Wohnstätte der österreichisch-ungarischen Monarchie, das, 1563 gebaut, mehr als drei Jahrhunderte überdauerte. Der mächtigste unter den zahlreichen Gletschern, welche die Goldberggruppe nach allen Seiten bedecken, dehnt sich als Wurtenkees im Süden des Herzog Ernst und des Schareck (3.131 Meter) aus.

Eine Reihe kleiner und größerer Hochthäler leiten aus der Region des ewigen Eises zu den Ufern der Möll, so das Thal der großen und kleinen Fleiß, der großen und kleinen Zirknitz, das steinige Alpenthal der Wurten-Fragant und das vielbesuchte und bewohnte Mallnitzthal. Durch letzteres leitet der Saumpfad zum Mallnitzer Tauern, der die Grenze der Goldberg- und Ankoglgruppe bezeichnet.

Auch in dieser bildet der Tauernkamm den Grenzwall zwischen Salzburg und Kärnten, aus dem sich der Ankogl zu 3.253 Meter erhebt. Doch ist hier Zahl und Ausdehnung der Gletscher geringer und die dominirende Spitze der südöstlichen Querkämme, welche das Maltathal einschließen, die G. Hochalpenspitze (3.355 Meter) überragt den Hauptstock des Ankogls; das Hafnereck (3.061 Meter) kommt ihm sehr nahe. Mit der Einsattlung des Katschberges, der eine fahrbare Straße trägt, und dem Lieserthale schließen die Pöllaer Alpen im Osten ab, hingegen enden die Hohen Tauern an der Arlscharte.

Zwischen dem Malta- und Mallnitzthal schiebt sich die Gruppe des Sauleck (3.080 Meter) weit gegen Südosten vor und bestimmt die Richtung des unteren Möllthales; zwischen dem Mallnitz- und Fraganthale lagert sich die Gruppe des Böseseck (2.833 Meter) und westlich davon baut sich die Glimmerschiefermasse der Sadniggruppe (2.740 Meter) auf, die mit ihren Vorbergen den Mittellauf der Möll nach Süden drängt. Sie ist am deutlichsten durch das Schoberthörl vom Centralgneiß und den Gletschern der Goldberggruppe geschieden.

Die West- und Südgrenze des Möllthales bildet die Schobergruppe mit dem Petzeck (3.275 Meter) und Kreuzeckgruppe (2.697 Meter) gegen das Isel- und Drauthal. Erstere schließt sich am Peischlachthörl an den Glocknerkamm und wird durch den Sattel des Iselsberges von der Kreuzeckgruppe geschieden, die ihre Vorberge bis zur Mündung der Möll in die Drau vorschiebt. Von diesen trägt nur die Schobergruppe noch mäßige Gletscher. Das ist ein kleiner, aber der großartigste Theil der Glocknerrundschau.



Heiligenblut mit dem Glockner.

Er schließt alle Schauer und Reize der Hochgebirgswelt in sich. Von den ausgedehnten Eiswüsten der Tauern wendet sich das Auge zu den üppigen Grasmatten der Abhänge und Hochthäler, auf welchen im Sommer das Hausthier der flüchtigen Gemse begegnet und Almhütten den betriebsamen Menschen beherbergen. An die Grasmatten schließt sich die Region des Krummholzes, das bald in hochstämmige Fichten des Bergwaldes übergeht, der meist die Abhänge des Gebirges gegen die Thalsohle hin deckt. Von den Gletschern genährt stürzen zahlreiche Gießbäche brausend über Felsen, rauschend durch die Hochthäler zur Niederung der Möll und Lieser, und in zahlreichen kleinen Alpenseen spiegelt sich die Sonne. Keine fahrbare Straße überschreitet den Grenzwall der hohen Tauern und nur auf einem Punkte, auf dem Iselsberge, vermitteln Wagen den Verkehr zwischen Kärnten und Tirol. Aber über Felshänge und Eisfelder klettert der Fuß des begeisterten Alpenwanderers und des nimmermüden Älplers. Wo die wilde Natur einen Saumpfad gestattet, wie über den Mallnitzer Tauern, sucht sich wohl auch der Handelsmann mit werthvollen Thieren des MölltHales einen Weg zu den Höfen und Märkten des Nordens. Solche Übergangspunkte heißen vorzugsweise Tauern, dann Scharten, Thor oder Thörl; man zählt deren zwölf. Häufig wurden an solchen Stellen schon in vergangener Zeit durch die Fürsorge der Landesverwaltung Tauernhäuser errichtet, Schutzhütten für alle, welche Geschäft oder Vergnügen auf diese Höhen leitet. In neuester Zeit sorgt der deutsche und österreichische Alpenverein durch Schutzhütten in der Leiteralm, auf der Adlersruhe, am Pasterzengletscher, auf dem Seebühel (Goldberggruppe) und in der Nähe der G. Hochalpenspitze für die Gletscherwanderer.

Das Möllthal. Aus dem größten Eisfelde der Tauern am Fuße des Glockners in einer Höhe von 2.012 Meter entspringt die Möll, die dem langgestreckten (23 Stunden) Thale den Namen gibt. Zwischen den Grasmatten der Pasterzenalm und dem Abhange der Leiterköpfe stürzt das Gletscherkind ins grüne Wiesenthal von Heiligenblut. Noch angesichts des Gletschers begrüßt es die Briccius-Kapelle, jene Stätte, auf welche die Legende das Wunder der Auffindung des Heiligen verlegt. In der Thalsohle aber blickt es auf zur Kirche am Abhange zur linken Seite, die das Grab des heiligen Briccius, sein Fläschchen mit dem heiligen Blute und die Kornähren umschließt, die aus dem Schnee der Lawine sprossend einst die Stelle bezeichneten, auf welcher der Heilige den Elementen erlegen ist. Die Legende vom heiligen Blute hat auch dem Dörfchen den Namen gegeben, das der Kataster nur als Steuergemeinde „Hof und Zlapp“ kennt. Im benachbarten Felsengrund des Zlapp haben sich die Wasser der Möll eine tiefe Schlucht gegraben, durch welche sie sich brausend und schäumend zur Thalniederung bei Pokhorn stürzen (Zlappfall).

Der Alpenwanderer aber verweilt gern am schroff abfallenden Felswall des Zlapp, um sein Auge an dem unvergleichlichen Bilde zu weiden, das hier sich ihm bietet.

Wer jemals gegen Abend eines schönen Sommertages den Zlapp betreten, hat staunend den Schritt gehemmt. Wie eine lebendige Idylle liegt das weltabgeschiedene Wiesenthal vor ihm, die verstreuten Häuser der kleinen Gemeinde grüßen freundlich entgegen, der mächtig hervortretende Bau der Kirche mit dem himmelanstrebenden Thurm füllt sein Gemüth mit frommer Ahnung, daß ein glaubensstarkes Geschlecht vor Jahr-



Schloß Groppenstein bei Ober-Vellach.

hunderten die gothischen Formen dieses Baues aufgethürmt. Hierher pilgerten bis in die neueste Zeit Scharen von Wallfahrern, um am Grabe des Heiligen zu beten.

Über die Spitze des gothischen Thurmes hin gleitet dann der Blick auf die großartige Scene des Hintergrundes, die majestätische Spitze des Großglockners im Strahle der untergehenden Sonne über dem bereits schattendämmerigen Thale und die abstürzenden Eismassen der Pasterze. Die Majestät dieser Natur ist es, die heute die Scharen von Wanderern in diesen Erdenwinkel zieht, die Gott in der Größe seiner Werke anbeten.

Seit der Zeit der ersten Glocknerbesteigung hat diese Landschaft das Auge des Malers entzückt und das Bild „Heiligenblut mit dem Großglockner“ ist zum Wahrzeichen des Möllthales geworden.

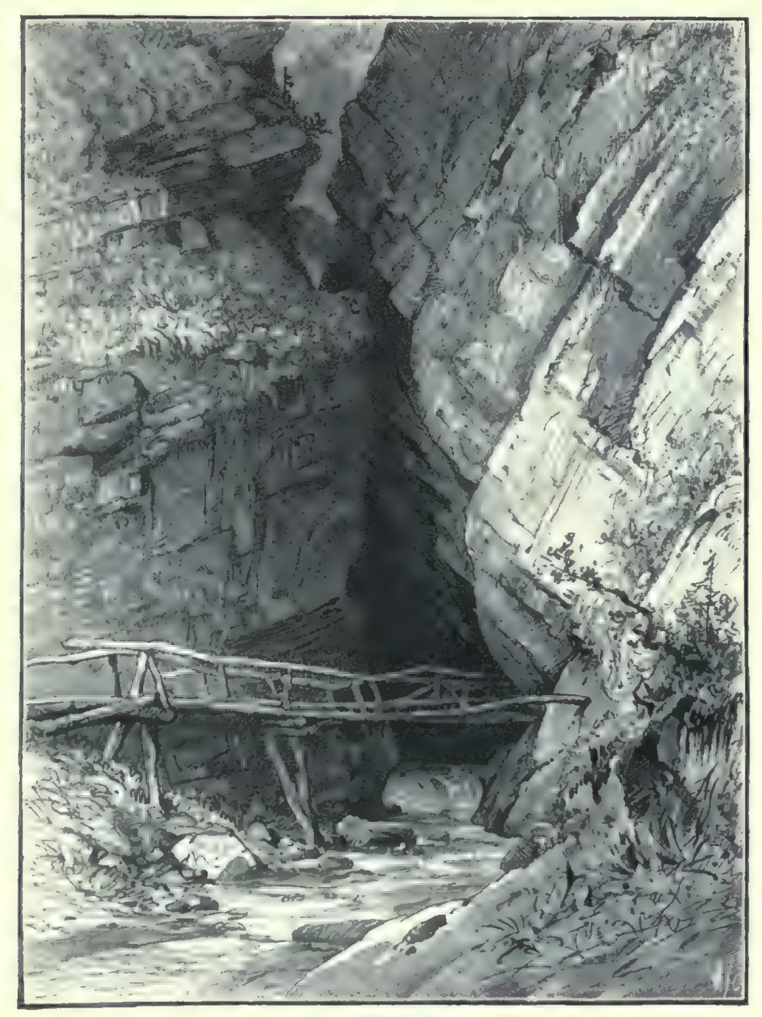
Bei Pokhorn kommen der Möll die Wässer der vereinigten großen und kleinen Fleiß zu, die ihr von den Schätzen der Goldzeche erzählen und den kühnen Bergleuten, die über dem ewigen Eis sich ihre Hütte gebaut und der wilden Natur die Schätze der Tiefe abtrotzten. Wenn sie an Döllach vorüberwallt, gedenkt die Möll wohl der glänzenden Tage, die dieser Hauptort von Großkirchheim (das obere Möllthal) einst durchlebte, als noch der Segen des Goldberges sich in das Thal ergoß. An dem freundlichen Sagritz vorüber drängt sie sich durch die Thalenge von Mörtschach in südlicher Richtung bis Winklern, wo ihr die Vorberge der Kreuzeckgruppe die Richtung gegen Nordosten anweisen.

Im vollen Glanze der Morgensonne liegt das aufblühende Winklern am wohlbebauten Abhange des Penzelberges und vermittelt den Verkehr zwischen Dölsach und Lienz im Pusterthale einerseits und dem oberen Möllthale anderseits. Auf einer weiten Strecke liegt von Winklern aus das mittlere Möllthal dem Auge offen. Ortschaften, wie Lainach, Rangersdorf, Stall wechseln mit einzelnen Gehöften, emsig bebaute Äcker mit wohlgepflegten Wiesen, daran dunkle Fichtenwälder, welche besonders die Südseite des Thales bedecken.

Unterhalb Stall bildet der Klausenkofel eine förmliche Thalsperre. Aus einem am nördlichen Gehänge steil abfallenden Graben wirft ein leicht anschwellender Bach seit 1828 Massen von Gerölle in die Thalsohle und hemmt die Wässer der Möll derart, daß oberhalb bei der Ortschaft Gößnitz in den letzten zwanzig Jahren ein See grüne Wiesen unter seinem Wasser begraben konnte, unterhalb aber gegen Fragant hin andere Wiesen und Felder sich in Schutthalden verwandelten. In den letzten Jahren versuchte man dem verheerenden Elemente mit großartigen Schutzbauten Einhalt zu thun. Hier vollzieht sich vor dem Auge der Gegenwart die Bildung eines Alluvialkegels, eine Bodenform, die für die Thalsohle des Möllthales in seiner ganzen Ausdehnung charakteristisch ist. Die Mehrzahl der Ortschaften von Mühldorf bis Großkirchheim liegen auf Bodenanschwellungen, welche sich als alte Alluvien kennzeichnen. Über das Gerölle der Vorzeit hat sich freundlicher Rasen gebreitet, Bäume haben in demselben Nahrung gefunden und die Menschen bauten ihre Hütten mit Vorliebe an den Rand der Bergwässer, die oft genug noch ihre wilde Natur hervorkehren.

Nun erweitert sich das Thal und wendet sich allmälig gegen Südosten, um ins Längenthal der Drau auszumünden. Vor der Ausmündung aber bildet der isolirte Felskegel des Danielsberges mit dem Alluvium von Napplach eine abermalige Thalsperre. Auf seiner Höhe von 960 Meter gestattet er einen Überblick über das untere Möllthal wie kein zweiter Punkt. Im Nordwesten deutet der stattliche Kirchthurm und das Schloß Trabuschgen auf den Marktflecken Ober-Vellach, den einzigen, der im ganzen Möllthal sich entwickeln konnte. Auch hier erzählt Vieles von der verschwundenen Pracht jener Tage,

als von Ober-Vellach aus ein Oberbergamt den im ganzen Möllthal lebhaften Bergbau auf Gold, Eisen und Kupfer leitete. Den Bergabhang im Hintergrunde schmückt die nun restaurirte Burg Groppenstein am Eingang des Mallnitzthales, das den Zugang zu



Die Raggaschlucht bei Flattach.

den Mallnitzer und Hohen Tauern öffnet. Als letzte sichtbare Höhe blickt uns in dieser Richtung die Rothe Wand entgegen und leitet unsere Gedanken in die Hochthäler der Wurten-Fragant, zu den Gletschern der Goldberggruppe einerseits und anderseits zu den verfallenen Schachten des noch in den Dreißiger-Jahren blühenden Kupferbergbaues Groß-Fragant. Der alte Erzweg führt uns von da längs des Fragantbaches ins Möllthal zurück zu den Schmelzhütten am Raggabache, die schon um 1840 verlassen

wurden. Später glühte hier durch einige Zeit ein Hochofen und arbeiteten zwei Hammerwerke, denen das südwärts ansteigende Raggathal das Eisenerz lieferte. Heute ist es still geworden an der ehemals gewerbfleißigen Stätte, nur der Raggabach tobt zuweilen, wenn er sein Gerölle ausschüttet. — Die Spuren einer besseren Vergangenheit mögen den Touristen ernst stimmen, der heute zur Raggaschlucht wandert, die sinnige Naturfreunde aus Ober-Vellach zugänglich gemacht haben.

Nördlich vom Danielsberg steigen die Ausläufer der Sauleckgruppe rasch zu 3.080 Meter Höhe, südwestlich greift das Hochthal der Teichl tief in die Kreuzeckgruppe ein. Aus dieser Gruppe ragt zunächst der Polinik (2.780 Meter) ins Möllthal hinein, durch die Alpenvereinssection Ober-Vellach nun auch ein beliebtes Ziel touristischer Wanderungen.

Wenn den Naturfreund am Zlapp der Ernst und die Großartigkeit der Landschaft fesselt, so ist der Eindruck des Bildes, das sich vom Danielsberge aus bietet, entschieden freundlich. Die Felder und Wiesen des Thalbodens, die auf dem Abhange der Sauleck- und Böseseckgruppe zerstreuten Häuser, die Getreideculturen, die mit Waldbeständen wechseln, Alles deutet auf rege menschliche Thätigkeit. Der für das ganze Möllthal charakteristische Gegensatz zwischen der Sonn- und Schattenseite tritt in diesem Bilde am deutlichsten hervor. Der dem Süden zugekehrte Abhang der Ausläufer der Tauern ist bis zur Holzgrenze hinauf bebaut und bewohnt, der gegenüberliegende Abhang der Kreuzeckgruppe aber durchweg mit dichtem Wald bedeckt, der nur durch einzelne Weideflächen unterbrochen wird. Ein einziges Thal auf dieser Seite, die Teichl, ist bewohnt. Nicht ohne Grund nennt sie der Möllthaler die „Schattseite“, denn einen großen Theil des Jahres (im Winter) erreicht sie kein Strahl der Sonne, die Kamm- und Gipfelhöhe wehrt stellenweise den Sonnenstrahlen sogar den Zutritt zur Thalsohle, nur die Bewohner der „Sonnseite“ erfreuen sich der Wohlthat des directen Sonnenlichtes das ganze Jahr hindurch.

Wenden wir den Blick vom Danielsberg nach Südosten, so wird der Horizont nur durch die fernen Karavanken begrenzt. Die Möll berührt in dieser Richtung noch die Ortschaften Kolbnitz und Mühldorf und mündet bei Möllbrücke links in die Drau.

Auf der Höhe des Danielsberges aber fesseln auch Reste einer großen Vergangenheit den Geist des Beobachters, römische Alterthümer, die auf einen ehemaligen Herkulestempel hinweisen, der heute als Kirchlein an bestimmten Tagen des Jahres die Gläubigen der Nachbarschaft versammelt.

Das Lieser- und Maltathal. Das untere Thal der Lieser bezeichnet die Ostgrenze des Tauerngebietes. Am Fuße des Hafnerecks beginnend zieht sich der obere Theil unter dem Namen Katschthal in südöstlicher Richtung zwischen dem an der Grenze von Salzburg laufenden Hauptrücken der Pöllaer Alpen und eines vom Hafnereck südöstlich

auslaufenden Querkammes über St. Peter bis Rennweg. Da begegnen wir der ehemals belebten, heute fast verlassenen Straße nach Salzburg. Vor dem Zeitalter der Eisenbahnen schleppten lange Züge von Katschthaler Ochsen die mit „Gütern der Erde" beladenen Wagen von Villach aus über den Katschberg bis Salzburg.



Fallbach im Maltathal

Von Rennweg aus erhält das Thal eine südliche Richtung und wird von den steilen Abhängen des Faschaunereck und der Stangalpengruppe sehr eingeengt. Der Krems- und Leobengraben dringen tief in das östliche Bergland ein und bahnen den Weg zum berühmten Königstuhl (2.331 Meter).

Bei Gmünd öffnet sich gegen Nordwesten das mächtige, durch seine vielen Naturschönheiten weitberühmte Maltathal, das Hauptgebiet der Ankoglgruppe, die Perle der

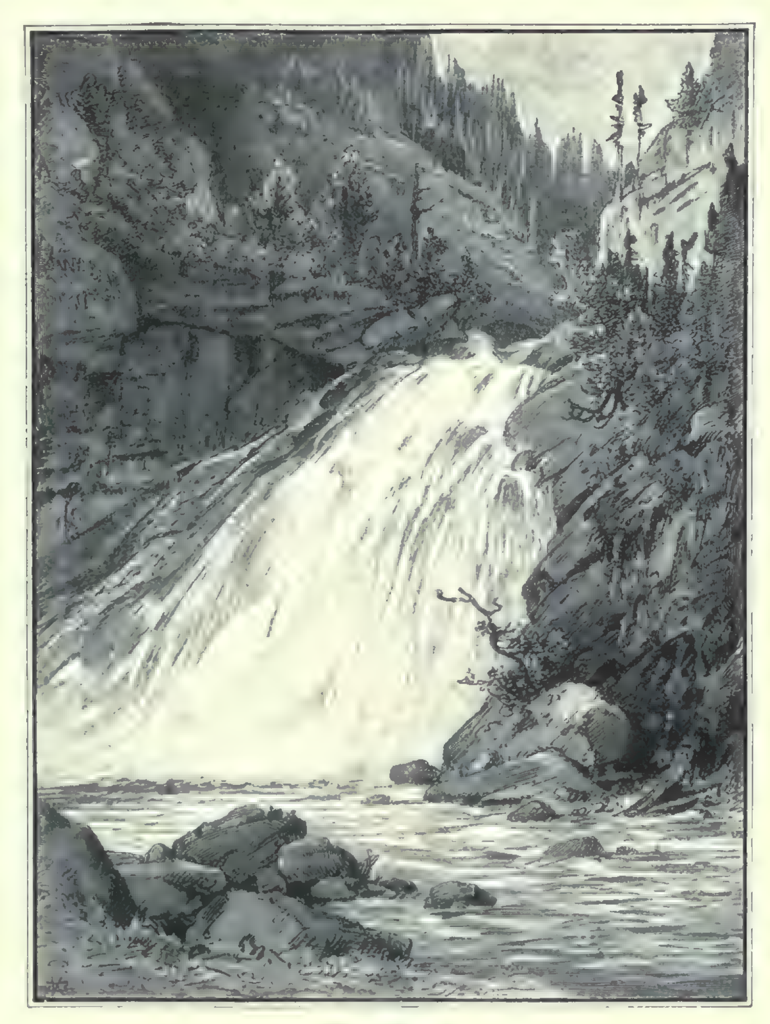
östlichen Tauern. Von der Maltabrücke in Gmünd aus schweift der Blick des Beobachters über die breite untere Thalstufe und die Bergriesen des Hintergrundes. Wer am Wanderstabe des Touristen vordringt in die obere Thalstufe, den Maltagraben, wird Geist und Gemüth erhoben fühlen durch die Majestät der Hochgebirgsnatur, die sich ihm hier offenbart. Nicht weniger als 29 der prächtigsten Wasserfälle (wie der Fallbach, der blaue Tumpf) die malerischesten Felsscenerien, die herrlich grünen Alpenmatten, endlich die imposanten Gletscher des großen und kleinen „Elend" am Fuße der Hochalpenspitze und des Ankogls. Alles vereinigt sich, um dem Maltathale die Krone alpiner Schönheit zu sichern. Den kühnen Alpenwanderer führen von hier Pfade ins salzburgische Großarl- oder ins Mallnitz- und Möllthal über eisbedeckte Rücken und felsenumgürtete Scharten. Ein kurzer Ausläufer des Hochalpenstockes scheidet das obere Maltathal vom langgestreckten Gößgraben, der tief in die Gruppe des Sauleck eindringt.

Kehren wir von den eisigen Höhen wieder zu den Wohnstätten der Menschen, von den einsamen Weilern des Maltathales zur Stadt Gmünd zurück, so werden uns die malerische Ruine des alten, der stattliche Bau des neuen Schlosses und manche Spuren ehemaliger Wohlhabenheit in eine Zeit zurückversetzen, in welcher der große Handelszug von Triest nach Salzburg sich durch dieses Thal bewegte und am Vereinigungspunkte des Malta- und Lieserthales eine Stadt erblühen ließ. Von hier bis Spital hat sich die Lieser ein tiefes Bett gegraben, neben welchem die neue Straße bequemen Verkehr möglich macht. Bei Spital mündet die Lieser links in die Drau.

Mittelkärnten mit den Gailthaler Alpen.

Im Osten der wild durch ihr Felsenbett tosenden Lieser zieht sich parallel zu dem zwischen Spital und Paternion gelegenen Abschnitt des Drauthales und von diesem durch einen niederen Bergrücken geschieden eine breite und tiefe Gebirgsspalte, welche der mächtigen Glimmerschieferzone angehört, die den südöstlichen Theil des Centralstockes der Hohen Tauern umlagert. Es ist das Becken des Millstatter Sees, dessen Smaragdfläche innerhalb einer Umrahmung erscheint, deren landschaftlichen Reizen er den Ruf des am schönsten gelegenen Sees Kärntens zu verdanken hat. Meist steil aus der Flut aufsteigend gelangen die See-Ufer zu ungleicher Höhe. Auf der Nordseite erhebt sich das Ufergelände zunächst zu einer breiten, mit Culturland und einer stattlichen Reihe von Ortschaften bedeckten Stufe, und erst auf dieser thürmt sich als Schutzmauer gegen die von Norden brausenden Stürme und damit das milde Klima des Seethales bedingend die granatenreiche Millstatter Alpe zur Seehöhe von 2.086 Meter auf, an deren westlicher Flanke der Tschierweger Nock (2.005 Meter), ein Ausläufer des Schirnecks

(2.082 Meter), die Einfassung fortsetzt, um sich weiter im Westen zum Treflinger Hochthal herabzusenken, dessen diluviales Trümmergestein in mehrfacher Abstufung sanft zum See abfällt. Im Südosten, dort wo das Döbriacher Querthal in diesen taucht, ragt mit



Blauer Tumpf

breitem almenreichen Rücken als Hochwarte der Seegegend der Mirnock (2.104 Meter) auf, von dessen Gipfel der entzückte Blick über die gesammte Wasserfläche und das sie umgrenzende Chaos von Bergen und Thalsenken bis zu den gigantischen Marksteinen des Landes schweift. In auffallendem Gegensatze zum hochaufstrebenden Nordgelände steht, den Ernst des Landschaftsbildes mildernd, das südliche, das, vom Mirnock sich loslösend, als niedriger, bewaldeter und spärlich besiedelter Bergrücken, da es im Insberg und im

Hochgosch nur die Seehöhen von 970 und 866 Metern erreicht, gegen die Lieser streicht, welche die Wässer des Seethales nach kurzem Laufe der Drau zuführt. Was die unmittelbare Gestaltung der Seeufer selbst betrifft, so ist das Südufer das steilere, da die Bergfüße sofort in den See fallen, hingegen das Nordufer der am rechten Seeufer hinziehenden Straße noch den nöthigen Raum gewährt. Der Millstatter See, der zweitgrößte und tiefste des Landes (Flächeninhalt 13·7 Quadratkilometer, Länge 11·56 Kilometer, größte Breite 2·4 Kilometer) zerfällt in zwei Becken, in das kleinere westliche mit der Maximaltiefe von 110 Meter, das vom unteren Seeende bis zu der westlich von Millstatt gelegenen Fischerbehausung reicht, und in das doppelt so lange östliche mit der größten Tiefe von 132 Meter (zwischen Dellach und dem Jungfernsprunge). Von den Wasseradern sind nur der Döbriacher (Rieger-) Bach und die nordseitigen von Bedeutung; die Mündungen der letzteren sind dem auf einem erhöhten Punkte der Seeränder stehenden Beschauer leicht an den Landzungen erkennbar, welche sich aus dem von den Bächen mitgeführten und auf dem Seegrunde abgelagerten Verwitterungsschutt aufgebaut haben. Der für die Zukunft des Sees folgenschwerste Zufluß ist der Döbriacher Bach, der, aus der Vereinigung des Feld- (Abfluß des Brennsee), Kleinkirchheimer- (Tiefer Bach) und Kaninger Baches entstehend, unterhalb Döbriach auf der von ihm angeschwemmten und in beständigem Wachsen begriffenen Ebene sich in mehrere Arme theilt, welche in häufig wechselndem Laufe dem Ostufer des Sees mit der Nahrung auch das Verderben zuführen. Der Abfluß, in dem sich der ganzen Breite nach ein zum Fange der laichenden Lachsforellen bestimmter Absperrrechen mit den Fangkasten befindet, mündet nach kurzem Laufe nächst der Fabrik Seebach links in die Lieser.

Der Sumpfwiesengürtel, welcher die übrigen Seen des Landes in wechselnder Breite umschließt, fehlt wegen des jähen Absturzes der Ufer zum Seegrunde dem Millstatter und mit ihm leider auch die Lotusblume der Kärntner Wässer, die liebliche Seerose (Nymphaea); nur schmale, häufig unterbrochene Zonen von Schilfrohr und der Seebinse umsäumen die grüne Flut, die in ihren Tiefen neben Barsch, Hecht, Wels und Barbe die edelste Fischart des Landes, die köstliche Lachsforelle (Trutta lacustris) birgt.

Die Ortschaften des Seethales, Dellach, Millstatt und Seeboden befinden sich sämmtlich auf der Nordseite; die bedeutendste ist der als klimatischer Kur- und Badeort in weiten Kreisen bekannte Markt Millstatt. Die um das alterthümliche Stiftsgebäude gruppirten Häuser, von denen einzelne das Gepräge längst vergangener Tage tragen, stehen theils auf dem Gehänge, theils auf der vom Riegerbache angeschwemmten Landzunge. Seeboden nennt man einen Complex von fünf Dörfern, welche zu beiden Seiten des Treflinger Baches am Ausgange des Querthales liegen, das vom Seeufer in mehreren Terrassen gegen Norden ansteigend im lieblichsten Wechsel Wald- und Culturland und



Millstatter See mit der Alpe.

zwischen dieses eingestreut nächst der Burgruine Sommereck mehrere Ortschaften trägt, an denen vorüber der Weg zur Lieser und nach Gmünd führt.

Geschieden von der Millstatter Alpe durch das tief eingeschnittene Rinnsal des Kaningbaches, der sich durch eine unzugängliche Schlucht die Bahn in das Radentheiner Thal gebrochen hat und nun vereint mit anderen dem Millstatter See zueilt, umschließt ein mächtiger Gebirgswall einen weiten Kessel, aus dessen Mitte sich die stattliche Pyramide des Roseneck (2.434 Meter), des höchsten Gipfels zwischen der Lieser und der Gurk, erhebt, dem sich nordöstlich, an den zackigen Formen und dem blendenden Reflex schon in weiter Ferne erkennbar, die Zunderwände anreihen, ein mächtiges, nach Nord und Süd steil abstürzendes Lager von Urkalk, dessen Plateau kein Freund der Alpenflora unbefriedigt verlassen wird. An diese schließt sich der Kaninger Bock an, eine Einsattlung zwischen dem Roseneck und dem Klomnock (2.326 Meter),

über welche ein Pfad in den Grund, die oberste Thalmulde des Leobengrabens, führt, in der die Gebäude der Ossiacher Gestütalpe stehen. Von hier gelangt der Wanderer, das nordseitige Gehänge des Leobengrabens überschreitend, zur Stangalpe (Theil der Murauer Alpe), wie man den nordwestlichen Theil der Alpengruppe nennt, welche zwischen der Inner Krems und der weiter östlich gelegenen Flattnitz (Paal-Bach) liegt. Der Name dieser Gebirgspartie ist den Geologen aller Länder geläufig, denn hier werden in grauen Schiefern die berühmten Pflanzenabdrücke gefunden, welche gelehrt haben, daß das ganze Gebirge der Steinkohlenformation angehört, deren wichtigstes Glied jedoch, die Schwarzkohle, zum unersetzbaren Schaden der einheimischen Eisenindustrie fehlt. Es gibt kaum ein zweites Gebiet in Kärnten, das so vielfach von öden Schluchten und wüsten Schründen durchfurcht wäre, und nicht ohne Grund hat der alte Hacquet diesen Theil des Kärntnerlandes als Alpes desertae bezeichnet. Als Fürst der Berge erhebt sich an der dreifachen Grenze von Salzburg, Steiermark und Kärnten der Königstuhl (Karlnock) zur Seehöhe von 2.331 Meter. Das an den Berghängen umherliegende Gestein, die häufigen Schutthalden und die Geröllmassen auf der Sohle der Gräben lassen nur eine dürftige Vegetation aufkommen, meist aus niedrigen Gräsern und Moosrasen bestehend, zwischen denen hier und da die gelben Blüten der Alpen-Nelkenwurz und die zierlichen Trugdolden des Speiks (Valeriana celtica) neugierig auslugen. Nur dort, wo aus dem Gestein eine Quelle hervorrieselt, siedelt sich ein grüner Streifen an, der den Lauf des Wassers umsäumt, bis dieses, in eine Mulde gelangend, stagnirt und damit die Bedingung zur Entwicklung einer Moorflora bietet. In der Waldregion, die sich unmittelbar an die fahlen Matten anschließt, gewähren schlanke Arven (Zirben) und hoch sich reckende Lärchen dem Wanderer nur dürftigen Schatten, aber vergebens sucht das Auge des Müden die saftiggrünen Mähwiesen, an denen andere Alpen so reich sind; sie lächeln ihm erst dann entgegen, wenn er über die Höhen in die Inner Krems, in das freundliche Thal von Radenthein oder in die Reichenau hinabsteigt.

Am Südfuße des Königstuhls im „Karl“, einem Seitengraben des Leobengrabens, liegt etwa 1.200 Meter über der Meeresfläche ein Bad, wie solche eben nur ein Alpenland aufzuweisen vermag, das „Karlbad“. In wildromantischer, aber unwirthlicher Gegend verborgen und weit entfernt von den Adern des geschäftlichen Verkehrs leben diese Bäder fast nur in der dankbaren Erinnerung schlichter Landleute, da sie eben dem Ankömmling nichts zu bieten vermögen als dürftige Unterkunft, spartanische Kost, die heilende Quelle und die stärkende Luft der Alpen. Im Karlbade fehlen sogar die Badewannen; in die aus Baumstämmen roh zugehauenen Tröge wird das Quellwasser geleitet und durch hineingeworfene Steine erwärmt, die man früher auf brennenden Scheiterhaufen erhitzt hat. Aus dem Karl gelangt man über den Stangnock, berüchtigt wegen der für die Schatzgräber

noch immer unauffindbaren Freimannshöhle, durch den Winklgraben in die liebliche Reichenau, den obersten Thalgrund der Gurk, deren Quellbäche sich hier vereinigen: der Stangenbach in Fortsetzung des Winklbaches und der in jähem Fall an dem höchst gelegenen Pfarrdorfe Kärntens St. Lorenzen (1.472 Meter) vorüber brausende Gurkbach. Am Vereinigungspunkte beider liegt das freundliche Pfarrdorf Ebene Reichenau, das, obgleich nur 39 Häuser zählend, doch die wichtigste Ortschaft der gesammten Alpengruppe ist; denn hier werden jährlich große Viehmärkte abgehalten und die sich hierbei



Ruine Landskron mit dem Ossiacher See.

einfindenden Kaufleute und Krämer versorgen den Älpler mit den ihm nothwendigen Erzeugnissen des Niederlandes. Die saftig grünen Alpenwiesen der Gehänge, hier „Gärten“ genannt, bieten dem Freunde der Alpenflora reiche und auch manche seltene Beute.

Drei Gebirgsstöcke sind es, alle der Glimmerschieferzone angehörig, welche das Gebiet zwischen dem Ossiacher See und der oberen Gurk mit ihren Ästen und Widerlagen erfüllen: im Westen der Mirnock mit der ihn fortsetzenden Amberger Alpe, im Süden die Gerlitzenalpe und nördlich von ihr der durch seine Eiform ausgezeichnete Wöllaner Nock. Tiefe, in Richtung und Breite ungleiche Rinnen zwängen sich zwischen die Bergriesen ein; doch ist es nur eine, an deren Umrahmung sich alle drei Gebirgsstöcke betheiligen,

das an scenischem Wechsel reiche Treffen-Afritzer Thal, das sammt seinen Seitenzweigen im Volksmunde schlechtweg „die Gegend“ heißt.

Der Wanderer, welcher Villach in östlicher Richtung der Kronprinz Rudolf-Bahn folgend verläßt, gelangt in kurzer Zeit in den zwischen dem Kumizberge und den Ossiacher Tauern gelegenen Einschnitt, das gemeinschaftliche Ausgangsthor der „Gegend“ und des Ossiacher Seethales. Westlich oder rechts des Seebaches zieht sich die Bahn hart am Fuße des Kumizberges gegen St. Ruprecht, um dann in einem weiten Bogen in das Seethal einzulenken; östlich erscheinen auf einer vorspringenden Kalkkuppe die malerischen Ruinen von Landskron, einst nächst Hoch-Osterwitz die schönste Burg des Landes, und unmittelbar am Nordfuße des Berges das von einem breiten Rohrwalde umgürtete Westufer des Ossiacher Sees. Gleich dem Millstatter eine breite Schieferspalte mit ungleich hohen Rändern, zieht sich das Ossiacher Seethal vom Gebirgskessel von Feldkirchen südwestlich gegen den untersten Thalboden der „Gegend“, eine von Norden her ausgefüllte Bucht des gewaltigen Wasserbeckens der Vorzeit. Auf der Nordseite erhebt sich die Gerlitzenalpe in einem weiten Halbkreise gegen den Gipfel (1.910 Meter), um von diesem plötzlich gegen den See umzubiegen, vor welchem der Bogen mit einem steilen vorgebirgsartigen Vorsprung, der Platte, endet. Das Gehänge, anfangs steil und seiner ganzen Ausdehnung nach bewaldet, steigt jenseits des Waldgürtels sanft gegen die Höhe und trägt in buntem Wechsel Felder und Wiesen, untermischt mit Waldstreifen und den zerstreuten Häusern und Hütten der Bergdörfer. Auch die südlichen Thalgehänge, vom bedeutend niedrigeren, völlig bewaldeten Ossiacher Tauern (Gestüte auf dem Plateau 927 Meter) gebildet, beschreiben westwärts von Ossiach einen Bogen, der mit dem schräg gegenüberliegenden der Nordseite ein Becken bildet, inmitten der Ossiacher See liegt und welches die beiden durch den See geschiedenen Thalsohlen umfaßt, in denen sich die Mehrzahl der Thaldörfer befindet. Die Thalsohle wird im oberen Drittel von einem „Bleistatt“ genannten Torfmoor eingenommen, das, seiner ganzen Länge nach vom untern Tiebelbach, dem größten Zuflusse des Sees, durchzogen, in sanftem Abfall an dem Eisenwerke Buchscheiden und an der Ruine Pregrad, der Stammburg des edlen Geschlechtes der Paradeiser, vorüber sich unter Steindorf dem Ostrande des Sees zur Seite legt. Der See (Seehöhe 487·7 Meter, Flächeninhalt 10·878 Quadratkilometer, Länge 10·8 Kilometer, größte Breite 1·65 Kilometer) zerfällt durch eine vom Nordufer gegen Ossiach verlaufende Alluvialbarre in zwei Becken, in das östliche mit der größten Tiefe von 12 Meter und in das doppelt so lange westliche mit der Maximaltiefe von 47 Meter (im Lenzbauerkessel unter Sattendorf). Zahlreich sind die von der Gerlitzenalpe kommenden häufig wasserleeren Bäche, von denen einige dort, wo sie in den Schieferschichten noch keine Rinnsale bildeten, mehr oder minder

hohe Wasserfälle erzeugen. Der Ossiacher See gilt als der fischreichste des Landes; von den 22 Fischarten, welche die schwärzlichgrüne Flut birgt, gelten Lachsforellen und Welse als die edelsten. Auf den Fischreichthum deutet schon das Wappen der einstigen Benedictinerabtei Ossiach, der ältesten des Landes, deren Gebäude hart am Südostufer stehen und gegenwärtig von einem Militär-Gestüt eingenommen werden. Hier soll der Polenkönig Boleslaus II., um den Mord des Krakauer Bischofs Stanislaus zu sühnen, neun Jahre als stummer Klosterknecht gelebt haben; seine in einer Nische der Kirchenmauer befindliche Grabstätte ist auf der Friedhofseite mit einem Lanzengitter eingefriedet, das die Aufschrift führt: Sarmatis peregrinantibus salus.

An der Uferlinie von See und Moor fesselt das sich bunter gestaltende Pflanzenleben unsere Blicke; von den Gewächsen mit schwimmenden Blättern erregt das größte Interesse die den übrigen Seen des Landes fehlende Wassernuß (Trapa natans), die, in mehr oder minder breiten Gürteln auftretend, mit ihren grünlichbraunen Früchten den Thalbewohnern ein beliebtes Nahrungsmittel liefert. Von Steindorf führt die Straße längs des nordseitigen Moorrandes aufwärts an der romantisch gelegenen Pfarrkirche Tiffen vorüber in den weiten Gebirgskessel, in welchem am Knotenpunkte mehrerer Verkehrslinien der gewerbfleißige Markt Feldkirchen liegt. Unweit davon im östlich liegenden Glanthale, stehen im Waldesdunkel die spärlichen Reste der einstigen Burg Dietrichstein, der Wiege dieses jetzt im Mannesstamm erloschenen Geschlechtes. Der an Feldkirchen vorüberfließende Tiebelbach entspringt im freundlichen Thale von Himmelberg unter der Höhe des Precomberges aus zahlreichen Quellen, die sich in kurzer Entfernung zu einem vielfach benützten, die Industrie der von ihm durchzogenen Thalstrecke bedingenden Bache vereinigen. Unweit der Tiebelquellen stehen auf einem düsteren Bergkegel die letzten Überreste des Stammsitzes der Himmelberger.

Wir kehren nun zum Westufer des Ossiacher Sees zurück und betreten, unsere Schritte gegen Norden lenkend, zunächst ein liebliches, von den waldigen Hängen der Gerlitzenalpe und des Wollanigberges umschlossenes Thal, das man sogar seiner Fruchtbarkeit wegen ein Stück Egypten genannt hat. Es ist der unterste Thalgrund der „Gegend“, das Thal von Treffen, dessen wichtigste Ortschaft das Pfarrdorf gleichen Namens ist, in dessen Nähe das im Renaissancestil erbaute Schloß der Grafen von Goës steht. Die Burg der einstigen Grafen von Treffen liegt in Trümmern auf einer mäßigen Berglehne unweit Winklern; ihr gegenüber mündet das wegen seines schön graublau gefärbten und wetterbeständigen Marmors in neuester Zeit bekannt gewordene Grasthal. Hinter Winklern verschmälert sich das Thal zu einem wildromantischen „in der Einöd“ genannten Graben, an dessen engster Stelle aus einer Schlucht der Arriacher Bach mit wildem Getöse in die Tiefe stürzt, und hier zweigt sich der Weg ab, der in Windungen aufwärts in das am

Fuße des Wöllaner Nock und der Gerlitzenalpe gelegene abgeschlossene Thal von Arriach führt. Aus der Einöd gelangen wir bachaufwärts der Afritz in den obersten Thalgrund der „Gegend“, in das Thal von Afritz, in dessen Sohle der nach dem Dorfe Afritz benannte (Seehöhe 750 Meter, Flächeninhalt 45 Hektar, Länge 1·738 Kilometer) See liegt und dessen Wasser durch den Afritzer, Treffner und den Ossiacher Seebach in die Drau abfließen, während der jenseits der Wasserscheide gelegene Brenn- oder Feldsee (Seehöhe 745 Meter, Flächeninhalt 37 Hektar, Länge 1·086 Kilometer) sein Wasser durch den Feld- und Riegerbach dem Millstatter See und durch diesen auch der Drau zusendet.

Die Gailthaler Alpen. Der Nordarm der karnischen Alpen, der vom Monte Silvella bogenförmig um die Quelle der Gail zieht, dann östlich abbiegend in die Flußgabel der Drau und der Gail streicht, um unmittelbar vor der Vereinigung beider Flüsse mit dem Dobratsch (Dobrač oder Villacher Alpe) zu enden, führt den Namen der „Gailthaler Alpen“. Der Hauptmasse nach aus Kalken der alpinen Trias- und Rhätformation aufgebaut, welche auf Glimmerschiefer, der Fortsetzung des am linken Draufer lagernden, ruhen, trägt die Kette den Charakter der Kalkalpen, dem Naturfreund ein Gegenstand der Bewunderung, dem Thalbewohner eine Geißel, wenn tobende Wildbäche herabstürzen und in ungeregeltem Laufe die Fluren mit dem von den Höhen herabgeführten Verwitterungsschutt überdecken. Von den abenteuerlich geformten Unholden (2.678 Meter), welche an der Grenze gegen Tirol steil aus der Thalsohle aufsteigend ihre zerrissenen Gipfel in die Lüfte senden, senkt sich die Kette allmälig gegen den Gailbergsattel (970 Meter), einem der wenigen fahrbaren Übergänge, um sich jenseits desselben im blei- und zinkerzreichen Jauken zur Seehöhe von 2.252 Meter und in dem von ihm durch den Jaukener Sattel und die tief eingerissene steilwandige Ochsenschlucht getrennten Reißkofel, dem Untersberg des Kärntnerlandes, zur Seehöhe von 2.369 Meter zu erheben; der letztgenannte, mit schroffen Wänden abstürzende, schwer zugängliche Dolomitberg, von dessen Spitze sich dem Beschauer ein weites und herrliches Panorama entfaltet, gehört zu den imposantesten Erscheinungen der Gailthaler Alpen. Im Nordosten wird die Reißkofelgruppe von dem einsamen, wildromantischen Gößeringgraben begrenzt, der sich in seinem weiteren südöstlichen Verlaufe zum Gitschthal erweitert. Jenseits des Gößeringgrabens erhebt sich eine breite, bewaldete Kuppe, die Grafenweger Höhe (1.444 Meter), einst das abwechselnde Standlager der Österreicher und der Franzosen, als Bindeglied der drei Bergketten, in welche sich die von hier aus rasch ihre größte Breite erreichenden Gailthaler Alpen zerlegen. Zwei dieser Ketten umrahmen das Thal des Weißensees und das vom Seeabflusse (Weißenbach) durchzogene Thal von Stockenboi. Das Weißenseethal, eine in die Kalksedimente des einstigen Triasmeeres eingerissene Spalte, setzt sich aus zwei Theilen zusammen, deren landschaftlicher Charakter durchaus

verschieden ist: der westliche ist eine breite, mit Culturland und Wohnorten bedeckte Mulde, der östliche dagegen ein öder, unwirthlicher, fast seiner ganzen Breite nach mit Wasser erfüllter Graben, durch den sich ein einsamer Pfad längs des nördlichen Seeufers auf- und niederwärts über Felsvorsprünge, Felsleisten und Schuttlehnen bis zum Seeende windet. Die höchste Erhebung der Seegegend, der Latschur (2.238 Meter), der durch den schroffen felsigen Grat der Eckerwand mit dem um 18 Meter niedrigeren, als Aussichtspunkt bekannten Staffberg (Hochstaff) zusammenhängt, umschließt mit seinem



Bleiberger Thal.

bis zum Kreuzwirth reichenden westlichen Ausläufer die Nordseite des Seethales; die südliche Begrenzung bilden der Bergrücken der Laka und weiter im Südosten die aus dem Tschernieheimer Thal heraustretende Spitzegelkette (Spitzegel 2.121 Meter), welche über den Hühnernock und den Kreuzberg mit der Grafenweger Höhe in Verbindung steht. Über den Kreuzberg führt eine Straße aus dem Drauthale an der Franz Joseph-Höhe vorüber in das Gitschthal.

Die Mitte des Thalgrundes nimmt der See ein (Seehöhe 900 Meter, Flächeninhalt 6·64 Quadratkilometer, Länge 11·4 Kilometer); die Breite, beständig schwankend, sinkt bei Techendorf, dem Hauptorte des Thales, auf 108 Meter, so daß es möglich

war, die beiden Ufer mittels einer Holzbrücke zu verbinden. Auch der Weißensee zerfällt gleich den übrigen größeren Seen Kärntens in zwei Becken, in das seichte westliche und in das viermal längere östliche mit der Maximaltiefe von 98 Meter (unter der großen Steinwand). Die Zuflüsse sind, den Neusacher Mühlbach ausgenommen, unbedeutend, doch besitzt der See außer diesen auch solche, welche sich der directen Wahrnehmung entziehen, nämlich Quellen, welche auf dem Grunde des Seebeckens entspringen. Die längs der Ufer an seichten Stellen aufsteigenden sind als Brünn (Brunnen) bekannt und als Fangplätze der edelsten Fische des Weißensees, der Lachs- und Goldforellen, hoch geschätzt. Das Wasser des Weißensees erscheint, von einem erhöhten Punkt betrachtet, an den Rändern weiß und dieser Färbung der Randzone verdankt er zweifellos seinen Namen; dagegen verschwindet überall, wo der seichte Seegrund rasch in die Tiefe stürzt, das Weiß und es erscheint ein prachtvolles, an einen riesigen Türkis mahnendes Blau.

Im Südosten der einzigen am Südufer gelegenen Ortschaft Naggl öffnet sich dort, wo uns die Kolosse der Spitzegelkette entgegenstarren, das Thal von Tschernieheim, welches, durch die Laka (1.856 Meter) vom See geschieden, sich halbkreisförmig gegen den Zlan-Nock, den Schlußstein des vorzeitlichen Weißenseethales zieht. Das fröhliche Treiben, das noch vor zwei Jahrzehnten hier geherrscht, ist verstummt und eine ernste, den einsamen Wanderer fast beängstigende Stille lagert über dem verlassenen Thale und seinen dem Zahn der Zeit verfallenen Glashütten. Einen würdigen Abschluß finden die Gailthaler Alpen im Dobratsch, Kärntens Rigi, in welchem sie sich noch einmal zur Seehöhe von 2.167 Meter erheben, um dann zur Villacher Ebene herabzusinken. Mitten drinnen liegend zwischen den Riesenwällen, welche das Land im Norden und Süden umschließen, bietet sein Gipfel dem Auge ein Rundgemälde, dessen Anblick den für die Schönheit der Natur empfänglichen Beschauer mächtig und mit unzerstörbarem Eindruck ergreift, wenn nicht neidische Nebel oder Höhenrauch die Fernsicht hemmen oder trüben. Von den eisumstarrten Giganten und ihren mächtigen Ästen irrt der Blick unstät zur langen Kette nackter Felspyramiden, zackiger Grate und zerborstener Gipfel, um endlich überwältigt von der Großartigkeit der Scenerie Ruhepunkte zu finden in dem Grün vielfach verschlungener Thäler und waldiger Höhen, in den glitzernden Spiegeln der Seen und Flüsse, in den auf einsamer Höhe thronenden Bauwerken vergangener Tage und in den mannigfach gruppirten Wohnstätten der Menschen. Der Gedanke unserer Väter, auf Berghöhen erhaben über dem weltlichen Treiben der Menschheit geweihte Stätten zu errichten, wurde auch hier verwirklicht, und so sehen wir auf dem Gipfel des Berges nicht blos eine, sondern sogar zwei Kirchen: die auf der höchsten Zinne stehende deutsche, eine der höchst gelegenen Europas, und die um 29 Meter tiefer liegende windische Kirche; bei der erstgenannten stürzt der Dobratsch fast senkrecht in die grauenhafte Tiefe hinab; es ist dies die Stelle,

wo zur Zeit des Erdbebens im Jahre 1348 die Alpe barst, ein großer Theil ihrer Südwestseite in das Gailthal stürzte und im Sturze zahlreiche Ortschaften unter den Trümmern begrub.

Dem Dobratsch gegenüber und von ihm durch das Bleiberger Thal geschieden erscheint als unansehnlicher, nichtsdestoweniger für die gesammte Gegend segensreicher Nachbar der Erzberg mit dem Bleiberg (1.522 Meter), in dessen Kalken sich die altberühmten Blei- und Zinkerzlagerstätten finden.



Schloß Stein bei Dellach im Drauthale.

Zwischen den Höhenzügen des Erzberges und des Dobratsch liegen die Hochthäler des Weißen- und Kötschbaches, deren Wasser entgegengesetzt zur Drau und Gail fließen. Die Versteinerungen des Kohlenkalkes im Kötschgraben sind den Geologen bekannt. Dieses Thal, dessen Lage es verschuldet, wenn die Sonne zur Zeit ihres tiefsten Standes den Bewohnern durch mehrere Wochen unsichtbar wird, ist der Sitz der gegenwärtig bedeutendsten Montanindustrie des Landes. Den Hauptknoten der zerstreuten, meist von Bergknappen und Hüttenarbeitern bewohnten Häuser und Hütten bildet das als Ausgangspunkt für die Besteigung des Dobratsch bekannte Pfarrdorf Bleiberg (Wasserscheide 893 Meter) und das westlich von ihm in kurzer Entfernung gelegene Dorf Kreuth.

In erstgenanntem Orte steht ein Gedenkstein zur Erinnerung an den Lawinensturz des 25. Februar 1879, dem 7 Häuser und 25 Menschenleben zum Opfer fielen.

Die wichtigste Thalrinne Kärntens, welcher das Land beinahe alle seine Wässer zusendet und von der es mit seinen Seitenthälern eigentlich selbst nur einen Abschnitt darstellt, ist das Drauthal, dessen westlichen, von der tirolischen Grenze bis zur Villacher Ebene reichenden Theil man in das obere und untere Drauthal gliedert. Das obere zieht sich von der Thalenge bei Ober-Drauburg in einem an 40 Kilometer langen, nach Süden eingebogenen Bogen bis zur Vereinigung der Drau mit der Möll. Der Gesteinsscheide von Glimmerschiefer und Triaskalken folgend und damit die Hohen Tauern von den Gailthaler Alpen scheidend, übergeht es am östlichen Bogenende in eine beiderseits nur von Glimmerschiefer begrenzte Enge, um jenseits dieser in das bereits dem unteren Drauthale angehörige Lurnfeld zu münden.

Im Norden erhebt sich als kolossale Scheidemauer vom Möllthale der Gebirgsstock des Kreuzecks, dessen vielfach von Schluchten durchfurchten Gehänge infolge der sonnigen, gegen rauhe Winde geschützten Lage bis unter den Waldgürtel mit Culturen bedeckt sind, die noch in einer Seehöhe von mehr als 900 Meter gut gedeihen, ja wo in der Nähe des Schlosses Rottenstein sogar ein Wald von edlen Kastanien sich findet. Die südliche Thalwand, vom Nordabfall der Kalkalpen gebildet, erscheint fast durchwegs bewaldet und nur stellenweise überragen kahle, rippige Wände und nackte Felspyramiden die waldigen Höhen. Die Thalsohle, welche von den beiden Enden gegen die Mitte sich ausweitend bei Greifenburg ihre größte Breite (über 1·2 Kilometer) erreicht, wird durch den Lauf der Drau in zwei ungleich große Flächen zerlegt, deren umfangreichere und stärker besiedelte am linken Flußufer liegt. Von den 70 Ortschaften des an geschichtlichen Erinnerungen reichen oberen Drauthales sind drei Märkte die bemerkenswerthesten: Ober-Drauburg am Westende, Greifenburg mit seinem die ganze Gegend beherrschenden Schlosse in der Mitte und das noch gegenwärtig mit einer Ringmauer umgebene Sachsenburg am Ostende des Thales. Von letzterem Orte weitet sich das nun beginnende untere Drauthal zu einer schönen Ebene aus, welche im Norden von dem wohlangebauten Gehänge des Hühnersberges (2.587 Meter) und im Süden von Ausläufern des Staffberges umrandet wird. Es ist das als Lurnfeld bekannte ausgefüllte Becken eines vorzeitlichen Sees, dessen fruchtbare Fluren die durch die Möll verstärkte Drau in mannigfaltigen Krümmungen durchflutet. Auf der waldigen Höhe, welche jetzt die Kirche St. Peter im Holz krönt, stand einst ein die Stadt Teurnia beherrschendes Römer-Kastell. Am Ostrande des Lurnfeldes erscheint oberhalb der Lieser-Mündung, der freundliche Markt Spital mit seinem Wahrzeichen, der stattlichen Burg der Fürsten von Porcia. Westlich und in kurzer Entfernung von Spital stehen auf einem Gebirgsvorsprung die kargen Reste der

Villach mit dem Dobratsch.

einstigen Ortenburg, die Wiege eines der edelsten Geschlechter des Landes. Von hier zieht sich das untere Drauthal, abermals an der Gesteinsscheide von Urschiefern und Triaskalken, in ansehnlicher, im Ganzen sich fast gleich bleibender Breite an Schloß Rothenthurm und dem weiter östlich am rechten Flußufer liegenden Markte Paternion vorüber in die Gegend von Weißenstein, unterhalb welcher es sich verengt und endlich bei Ober-Vellach in die Villacher Ebene mündet. Von Paternion führt ein fahrbarer Übergang, und zwar der am weitesten gegen Osten gelegene über das Pfarrdorf Kreuzen und die Windische Höhe (Sattel 1.094 Meter) in das Gailthal.

Am Ostfuße des Dobratsch breitet sich, umschlossen von einem weiten Kranz von Bergen, das ausgefüllte Becken eines vorzeitlichen Sees, die Ebene von Villach aus, welche sich in ihrem thalabwärts gerichteten Zuge allmälig verkleinert in eine waldige Thalenge übergeht, durch die sich die Drau in ellbogenartig gekrümmtem Laufe unter Schloß Wernberg vorüber durchzwängt. Eingebettet zwischen sanft gerundeten, bis zum Gipfel grünen Schieferbergen im Norden und steil aufragenden, mit kahlen Wänden starrenden Kalkkolossen im Süden, umgeben von langgestreckten, mit Culturland und freundlichen Dörfern in anmuthigem Wechsel bedeckten Terrassen, den einstigen Seeufern, und durchzogen von den zwei bedeutendsten sich hier vereinigenden Flüssen des Oberlandes bietet die Villacher Ebene ein farbenreiches, prächtiges Landschaftsbild. Dort, wo die westliche, den Vorbergen des Dobratsch sich anschließende Terrasse, welche an der Nordflanke unter St. Martin in steilem Hange zur Drau abfällt, sanft zum Flusse sich neigt, liegt die altberühmte Stadt der Bamberger Kirchenfürsten, überragt von dem stattlichen Thurme der St. Jakobskirche, der die geringe Mühe des Ersteigens mit einer herrlichen Rundschau lohnt.

Einst die Vermittlerin des Handels zwischen Venedig und den deutschen Reichsstädten ist Villach, begünstigt durch seine glückliche Lage am Knotenpunkte wichtiger Verkehrslinien, der bedeutendste Handelsplatz des Landes, auf welchem Angehörige dreier Volksstämme, Deutsche, Slovenen und Italiener, friedlich mit einander verkehren. Geschichtliche Erinnerungen steigern das Interesse für den Hauptort Oberkärntens; hier residirte vom 27. Mai bis zum 13. Juli 1552 Kaiser Karl V., hier lebte der berühmte Arzt und Alchymist Theophrastus Paracelsus.

Südlich und unweit von Villach erhebt sich hart am Rande der Ebene das stattliche Gebäude des Bades Villach, einer vielbenützten indifferenten Therme von 28 Grad Celsius, die schon von den Römern gekannt war, wofür die in der Nähe gefundenen römischen Alterthümer sprechen. Vom Bad Villach gelangen wir längs der italienischen Reichsstraße westwärts in das Gailthal, in östlicher Richtung dagegen nach Überschreitung der Gailbrücke in das Thal des Faakersees.

Getrennt von der Villacher Ebene durch den niederen, aus diluvialem Trümmergestein bestehenden Bergrücken der Dobrova (Polana 666 Meter) ist das Faakerseethal, einst die geradlinige Verlängerung des Gailthales, von diesem durch eine breite Barre geschieden, welche von Malestig bis zu dem als Dialectgrenze bemerkenswerthen Feistritzbache reicht; seine unmittelbare südliche Einfassung bilden die waldigen Vorberge der beiden Mittagskogel der Karavanken, des Malestiger (Mornoutz) und des großen



Faakersee mit dem Mittagskogel.

Kepa (2.144 Meter), welche durch den Belcasattel (1.442 Meter) mit einander in Verbindung treten.

Ein südlich vom Malestig gelegener Vorberg, der durch seine von allen Seiten steil abstürzenden Kalkwände ausgezeichnete St. Canzianberg (777 Meter) trägt am Ostrande seines Plateaus ein Kirchlein, das den Thalbewohnern den Morgen- und Abendgruß in hellklingenden Glockentönen herabsendet; sein östlicher Nachbar trägt auf dem Gipfel die Ruine der Burg Finkenstein; am Nordfuße des dritten, der Vinza, breitet sich der verhältnißmäßig unbedeutende Rest eines in der Vorzeit ausgedehnten Wasserbeckens, der Faakersee aus (Seehöhe 561 Meter, Flächeninhalt 2·38 Quadratkilometer, Länge 1·7 Kilometer, größte Breite 2·14 Kilometer).

Eine ziemlich steil aus dem Seegrunde aufsteigende Conglomeratinsel scheidet den See in zwei Becken, in das kleinere und seichtere südliche und in das größere nördliche mit der Maximaltiefe von 29·5 Meter. Diese Insel ist die liebliche Faakerinsel, deren sattes Grün so wohlthuend von der lichtblauen Wasserfläche absticht, beide überragt von der waldigen Vinza und der hinter ihr mit kahlen zerklüfteten Wänden ansteigenden Kalkpyramide des großen Mittagskogels (Kepa). Ein Wahrzeichen des Faakersees, das sich in der Erinnerung unwillkürlich an diesen knüpft, ist der am Nordostufer steil aufragende, einem riesigen, stark abgestutzten Kegel ähnliche Tabor, dessen 172 Meter über dem Seespiegel gelegenes breites Plateau einen schönen Ausblick auf die gesammte Seegegend bietet. Von den zehn Fischarten, welche die blaue Flut beleben, gilt als die edelste die zur Lachsfamilie gehörige Renke (Coregonus Wartmanni), in Kärnten Reinauge genannt, welche im Winter unter dem Eise mit Zugnetzen gefangen wird.

Unterkärnten mit Klagenfurt.

Im Norden und Osten von den sanft geformten Schieferhöhen der Murauer, Judenburger und Stainzer Alpen, im Süden von den kühn emporstrebenden Kalkschroffen der Karavanken und Sannthaler Alpen wallartig umschlossen und gegen diese Himmelsrichtungen von den Kronländern Steiermark und Krain umgeben, breitet sich Unterkärnten ostwärts des Kärntner Oberlandes aus. Ohne die Schneegrenze zu erreichen, zieht das erstgenannte Gebirge an der Nord- und Ostgrenze dieses Landestheiles als eine lange, nur von zwei bemerkenswerthen tiefen Einsattlungen unterbrochene Reihe dunkelfarbiger Schiefer- und Gneißkuppen zuerst östlich, dann südwärts gewendet bis zum Drauthale reichend hin. Die sanft aufsteigenden unteren Gehänge desselben sind wechselnd mit ausgedehnten Nadelholzwaldungen und lachenden Feld-, Wiesen- und Obstculturen bedeckt, während ihre durch wellenförmige Linien ausgezeichneten langgestreckten Höhen weithin von zahlreichen Quellen durchrieselte Alpenmatten tragen.

Es gehören diesem Gebirgszuge die vielgenannten Höhen des aussichtreichen Eisenhut 2.441 Meter, der wegen ihrer Fundstätte fossiler Knochen interessanten Grebenzen 1.870 Meter, des Zirbitzkogels 2.397 Meter und der speikreichen, 2.141 Meter hohen Koralpe an und bildet letztere ohne Vorberge dem paradiesischen Boden des Lavantthales entsteigende Höhe mit ihrem südlichsten Ausläufer, dem 1.522 Meter hohen Hühnerkogel bei Unter-Drauburg, den Schlußstein dieser Alpenkette. Der Eisenhut, die Grebenzen und der Zirbitz liegen sämmtlich in Steiermark.

Zahlreich verzweigte und vielfach unterbrochene Widerlagen derselben, welche nur in der Stangalpe, den Höhen zwischen dem obersten Gurkthale und dem Ossiacher See,

sowie im ausgedehnten Zuge der Saualpe (Große Saualpe 2.081 Meter) die eigentliche Alpenhöhe erreichen, bilden die wechselvollsten Landschaftsbilder Mittelkärntens, deren Reize durch die in ihre Thäler eingebetteten zahlreichen Seen nicht wenig gehoben werden.

In ganz anderer Art gestalten sich aber die Karavanken und die Saunthaler beziehungsweise Steiner Alpen an den südlichen Gemarkungen des kärntnischen Unterlandes. Sie tragen eben den vollendetsten Charakter der Kalke an sich, welche mächtige einheitliche Gesteinsformation wie allerorts so auch hier mit meist jähem Abfalle zerborstene



Das Bärenthal mit dem Stol Berge.

Felsenmauern darstellt, gebildet aus Steilwänden, kurzen scharfgratigen Kämmen, Hörnern und phantastisch geformten Zacken, von deren Basis ausgedehnte Schuttfelder als bleiche, trostlose Steinwüsten in die tief eingefurchten Thäler und Gräben hinabreichen. So öde nun das Hochgebirge dieser gewaltigen Alpenzüge in ihrem Hauptkamme im Allgemeinen erscheinen mag, so überaus malerisch wird dasselbe jedoch im Zusammenhang mit seinen Vorbergen, deren Gehänge den zwischen ihnen zur Alpenhöhe hinanziehenden Querthälern jene naturfrische Färbung verleihen, wie sie eben nur der Mischwald und die Bergwiesen der Kalkalpen hervorzubringen vermögen. Da hebt sich das kahle Hochgebirge vom saftigen Buchen- und freudigen Lärchengrün der vorgelagerten Berge gar wunderbar ab, ja es

erscheint umso großartiger, wenn es sich im vollsten Gegensatz als zerklüftete Gesteinsmasse aus dem altstämmigen Alpenwalde des Thalgrundes erhebt; geradezu bezaubernd schön wird aber der Anblick, wenn von den Strahlen der untergehenden Sonne getroffen die unersteiglich scheinenden Felsenmassive mit ihren schneeerfüllten Geröllrinnen in Purpur erglühen, während schon tiefe Schatten über das Thal sich hingelagert haben.

Wie nun der an der Wasserscheide zwischen Save und Drau bei Weißenfels (Ratschachsattel) beginnende Alpenzug der Karavanken ostwärts sich erstreckt, in der Gruppe des Stol mit 2.239 Meter seine höchste Erhebung und im gewaltigen Massive des Petzengebirges bei Bleiburg seinen Abschluß findet, so bauen sich im südöstlichen Theile des Landes mit den Karavanken durch die 1.218 Meter hohe Einsattlung des Seeberges zusammenhängend die Sannthaler (Steiner) Alpen auf, die in ihrer Großartigkeit alle Gebirgszüge Unterkärntens übertreffen und im Grintouz (Grintovc) eine Erhebung von 2.559 Meter erreichen. Es gehören jedoch dem Lande Kärnten nur die nördlichen Abfälle des im kärntnischen Seeländer-, beziehungsweise krainischen Kankerthale beginnenden und mit imposanten Steilwänden dort aufragenden südlichen Hauptzuges dieses Alpengebietes, sowie eines von der Spitze der Skuta nordöstlich abzweigenden und mit dem 1.696 Meter hohen Ursulaberge im Thale der Mieß abschließenden Nordarmes an.

Der Gegensatz dieser beiden Hauptgebirgszüge in ihren Formen und Farbentönen verleiht dem Lande jene ganz eigenthümliche landschaftliche Schönheit, die vom Lieblichen und Reizvollen alle Abstufungen des reichsten Wechsels bis zu der kühnen Absonderung einsamer Hochgebirgsgipfel und geröllerfüllter Felsenwildnisse zeigt.

Alle von Süden her der Drau zueilenden Gewässer sind echt ungeberdige Kinder der Alpen; trotz ihrer kleinen Quellengebiete wirken sie sehr verheerend, wovon die ungeheueren Massen von Schutt, welche ihren untersten Lauf begleiten, beredtes Zeugniß geben. Sie entspringen als kräftige Gewässer den oberen Thalgründen, denn das Hochgebirge selbst besitzt keine dauernden Wasserläufe. Auffallenderweise erscheint jedes der wenigen Querthäler der Karavanken in seinen landschaftlichen Scenerien verschieden. Während das bei Feistritz ausmündende Bärenthal sich als eine Schlucht gestaltet, welche durch das großartige Massiv des Stol außerordentlich wildromantisch abgeschlossen erscheint, zeigen das Loiblthal und sein Seitenthal, das Bodenthal, mildere Formen und muß insbesondere das letztere wegen seiner malerischen Schönheit hervorgehoben werden. Es ist ein flacher, im Mittel 1.000 Meter hoher, mit üppigen Wiesen bedeckter Thalgrund, dessen Seitenlehnen allmälig zur kahlen Felsenmauer der 2.186 Meter hohen Vertaža als südlichem Thalabschluß emporsteigen. Die riesigen Schutthalden derselben vermögen, durch einen mächtigen Schutzwald aufgehalten, die Culturen des Thales nicht zu erreichen.

Das zwischen dem Großen Gerloutz- und Singerberge schluchtartig beginnende Loiblthal nimmt jenseits des kleinen Loibl dort, wo die Gewässer des Bodenthales durch eine zugänglich gemachte großartige Klamm bei der Teufelsbrücke in drei Absätzen zum Loiblerbach abstürzen, ebenfalls einen milderen, durch herrliche Laubwälder und üppige Berg- und Alpenwiesen ausgezeichneten Charakter an. Es ist von jener einst wichtigen Straße durchzogen, welche in vielen Windungen mit herrlichen Aussichtspunkten über die tiefste Einsattlung des Karavanken-Gebirgszuges über den 1.370 Meter hohen Loiblpaß ins



Das Bodenthal mit der Vertaža.

Krainerland führt. Unterhalb von Ferlach mündet das Zellthal, dessen beide Ursprungsthäler „Zell im Winkel" und „Zell bei der Pfarr" ihre Gewässer durch den romantischen Waidischgraben der Drau zuführen, während die Gewässer des östlich davon liegenden Gebirgsthales durch den tiefeingeschnittenen Freibachgraben sich schäumend ins Drauthal als Freibach hinauswälzen. Ein Thal ganz eigenthümlich schöner Art und in zahlreiche Seitengräben verzweigt ist das Vellacher oder Kappler Thal. Dasselbe beginnt am Hauptkamm der Sannthaler Alpen mit dem überaus großartigen Felsenkessel der Vellacher Kotschna (Kočna), während es mit seinem mittleren und unteren Laufe vom Bade Vellach abwärts zahlreiche Wässer der Karavanken aufnimmt. Im unteren Laufe trennt das

Vellacher Thal den mächtigen Gebirgsstock des Obir von jenem des Petzen, welche aussichtsreichen Alpenhöhen durch ihre Bleierze bekannt sind.

Insbesondere wird aber der herrliche Hochgipfel des Großen Obir (2.141 Meter) heute vielfach genannt und bestiegen, weil sich auf ihm die zweithöchste reich ausgestattete meteorologische Station Österreichs und ein trefflich eingerichtetes Touristenhaus befinden, welche mit dem Markt Eisenkappel durch eine Telephonleitung verbunden sind.

An der Nordseite des Obir befindet sich ober dem Dörfchen Galizien am Ausgang des buchenumstandenen Wildensteiner Grabens der Wildensteiner Wasserfall, in seiner Höhe und Mächtigkeit von keinem Wasserfall der kärntnischen Kalkalpen übertroffen.

Dort, wo die nördlichen Gehänge der zu dem Nordarme der Sannthaler Alpen gehörigen Ovčeva und die südlichen des Petzengebirges zum Ovčevasattel abfallend die Wasserscheide zwischen der Vellach und Miß bilden, senkt sich ostwärts das Mißthal gegen Schwarzenbach ab und bildet sich von dort zu jener von der Eisenbahn durchzogenen Weitung aus, in welcher schon von fern zahlreiche rauchende Schlote auf den großartigen Hüttenbetrieb von Prävali und Streiteben hinweisen.

Der ganze auf seinem Südgehänge mit Kirchen, Dörfern und Weilern malerisch überlagerte tertiäre Mittelgebirgszug, welcher den Wörther See und das Klagenfurter Feld vom Rosenthal trennt und insbesondere vom Pfarrdorfe Maria-Rain und vom Schlosse Hollenburg reizende Ausblicke über das Rosenthal und gegen die Karavanken bietet, sendet wegen seiner geringen Breitenentwicklung der Drau nur einzelne kaum nennenswerthe Bächlein zu, welche zur Sommerszeit schon während ihres Laufes versiegen. Am östlichen als eine gewaltige Thalwand (Skarbin) zur Drau abstürzenden Ende dieses Conglomerat-Mittelgebirges ergießt sich unterhalb Grafenstein unmittelbar nächst der großartigen Eisenbahnbrücke der Gurkfluß in die Drau. Dessen Flußgebiet umfaßt den größeren Theil Unterkärntens. Selbst als ein winzig Bächlein aus dem hochgelegenen Torersee (Gurksee) etwas südlich des centralen Zuges der steierischen Alpen entspringend, nimmt derselbe in seinem S-förmig geschlungenen Laufe alle nach Südosten abfließenden nicht unbedeutenden Gewässer der Murauergruppe auf. Am Ende des eigentlichen Gurkthales, unmittelbar bei dem reizend gelegenen fürstbischöflichen Schlosse Zwischenwässern empfängt derselbe durch den Metnitzfluß die Gewässer des Metnitzthales, bei St. Johann am Brückl die Görtschitz und kurz vor seiner Einmündung in die Drau den Glanfluß, welcher letztere uns nun in die Klagenfurter Ebene und zum herrlichen Wörther See, sowie in die Gefilde des Glanthales zur alten Hauptstadt des Landes St. Veit und in ihre burgenreiche Umgebung führt.

Am westlichen Ende der größten, etwa vier Stunden langen und bis zu zwei Stunden breiten von der Glan durchflossenen Ebene des Landes liegt die Hauptstadt desselben,



Klagenfurt mit den südwestlichen Gebirgen.

Klagenfurt, bereits so weit von den sie umfassenden Mittelgebirgen entfernt, daß die jenseits derselben liegenden Hochgebirge nach allen Richtungen hin frei sichtbar sind, ein großer Vorzug vor vielen anderen herrlich gelegenen Städten der Alpenländer, bei denen die unmittelbare Nähe des Hochgebirges beengend wird. Nur gegen Nordwesten fällt in das Weichbild der Stadt der mit seinen aussichtsreichen Franz Joseph-Anlagen geschmückte Calvarienberg, von dessen Aussichtsthurme, sowie von der Galerie des Stadtpfarrthurmes sich eine prächtige Rundschau über das Klagenfurter Feld mit seinen zahlreichen Edelsitzen, Kirchen und Dörfern, die angrenzenden Mittel- und darüber aufragenden Hochgebirge ergibt. Selbstsprechend ist der Ausblick gegen Süden zu dem nur eine Stunde entfernten Mittelgebirge der Sattnitz und dem jenseits des Drauflusses emporsteigende Hochgebirge der Karavanken, wie Stol, Großen Gerloutz, Koschuta (Košuta) und Obir, am fesselndsten, wogegen sich im Norden die etwas ferner gerückten sanftgeformten Schieferberge, aus denen der mit einer Kirchenruine gekrönte Ulrichsberg dominirend hervortritt, zu einem recht lieblichen Landschaftsbilde vereinen. Eine wahre Perle in der Umgebung von Klagenfurt ist der Wörther See, dessen bilderreiche Ufergelände, mildes Klima und reines, wegen seiner vom Mai bis September gleichbleibenden Temperatur von 20 bis 25 Grad Celsius durch fast fünf Monate zum Freibade geeignetes Wasser von keinem der übrigen Alpenseen erreicht wird, daher denn auch die Umgebung dieses Sees jährlich mehr von Fremden theils zum Kurgebrauche theils zur Sommerfrische besucht wird. In einer Mulde zwischen dem schon mehrgenannten Conglomerat-Gebirgszuge unter den Thonschiefern eingebettet, erstreckt sich dieser herrliche Mittelgebirgssee als ein schmales Wasserbecken von Velden in einer Ausdehnung von fünf Stunden Länge bis eine Wegstunde westlich von Klagenfurt mit einer bis zu 1.600 Meter wechselnden Breite. Fast in der Mitte seiner Längenausdehnung schiebt sich vom südlichen Ufer her eine kleine Halbinsel hinein, von deren felsigem Ende herab sich der gothische Bau der uralten Pfarrkirche Maria-Wörth in den Wellen spiegelt, denen sie den Namen verliehen hat. Der Umstand, daß die den See umgebenden schön bewaldeten Mittelgebirge keine besondere Höhe erreichen, sanft emporsteigen und von tiefen Thalrinnen durchzogen sind, bringt es mit sich, daß vom ganzen nördlichen Seeufer aus das Hochgebirge der Karavanken sichtbar ist, dessen Formen der Umgebung des Sees eine hohe landschaftliche Schönheit verleihen, die noch durch den großen Wechsel ihrer Bilder gehoben wird und ihre vollendeten Reize im Frühling zeigt, wenn die noch ganz verschneiten Karavanken sich von dem vorgelagerten frisch ergrünten Mittelgebirge ganz wunderbar abheben und der klare Frühlingshimmel in der Flut sich spiegelt.

Den Lauf der Glan von der Landeshauptstadt aufwärts verfolgend, gelangt man in das burgen- und schlösserreiche Glanthal, dessen Seitenthäler, wie z. B. das Wölfnitzthal, den gleichen Charakter wie das Hauptthal an sich tragen. Milde Bergformen, wie

sie den Schiefern eigenthümlich sind, bilden ihren Hauptcharakterzug, doch werden dieselben nirgends einförmig, weil Wald und Flur harmonisch abwechseln und die zahlreichen Ortschaften mit ihren schmucken Kirchengebäuden zwischen denselben malerisch hingelagert sind, während großartige Kirchenbauten, wie der zweithürmige Dom von Maria-Saal und die stolzen Überbleibsel ehemaliger prachtvoller Schlösser, sowie die vielen einzelnen noch wohlerhaltenen Burgen eine ganz wunderbare Staffage abgeben.

Wo der Glanfluß vom Ursprung her seine östliche Richtung verläßt und sich um den Maraunberg herum gegen Südwesten wendet, liegt in einem lieblichen Thalkessel am Ausgang des romantischen Mühlbachgrabens die uralte Herzogs- und einstige Landes-



Schloß Viktring bei Klagenfurt.

hauptstadt St. Veit. Thalauf reicht der Blick über ausgedehnte Mooswiesen bis zu den fernen Karnischen und Julischen Alpen, südöstlich erhebt sich der wegen seiner antiken Fundstätten vielgenannte Magdalenaberg und die auf einem 726 Meter hohen isolirten Kalkblock thronende herrliche wohlerhaltene Burg Hoch-Osterwitz, während gegen Osten die mattenreichen Hänge der Saualpe sich breitschultrig ausdehnen, thalab jedoch im Zollfelde bis unter Maria-Saal und Karnburg zum wahren Hohne der freundlichen culturreichen Umgebung unheimlicher Sumpf das Rinnsal des Glanflusses umfängt, dessen Regulirung, und somit Entsumpfung des Thalbodens, in Durchführung ist.

Die von der Eisenbahnstation Glandorf nächst St. Veit nach Obersteiermark ziehende Staatsbahn bringt uns über Launsdorf wieder hinüber an die Ufer des Gurkflusses. In Launsdorf zweigt sich die Görtschitzthaler Bahn ab, welche zunächst über

den Gurkfluß hinüber und eine Strecke entlang desselben zum Orte St. Johann am Brückl führt, wo der Görtschitzbach links in die Gurk einmündet.

Dieser Bach entspringt in Obersteiermark, betritt im Becken des Hörfeldes, als Hörfeldbach, Kärnten, heißt hierauf Steyerbach und durchfließt als Görtschitzbach das Görtschitzthal, dessen östliche Seite von den wald- und wiesenreichen Gehängen der Saualpe, der westliche aber von einem Mittelgebirgszuge gebildet wird, auf dessen einer Kuppe sich die gothische Kirche von Waitschach in einer Höhe von 1.154 Meter an einem der



Maria-Wörth am See von der Pörtschacher Landspitze aus.

großartigsten Aussichtspunkte im gesammten kärntnischen Mittelgebirge befindet, leicht zu erreichen vom Endpunkt der Görtschitzthalbahn, dem im Görtschitzgraben malerisch liegenden Markt Hüttenberg, welchem der Eisenreichthum der umliegenden Gehänge der Saualpe einst bedeutenden Wohlstand verliehen hat. Da befindet sich nun auch an dem wasserreichen Mossinzbache aufwärts das großartige Bessemerwerk „Heft", während südwärts in dem unweit der Bahnstation Mösel ausmündenden Löllinger Graben die großartigen Eisenhochöfen Lölling sich befinden. Zwischen Heft, beziehungsweise Mossinz und Lölling erhebt sich „der Erzberg", die Hauptlagerstätte des Kärntner Eisens, dessen unterer Theil sowohl, der Knappenberg, als auch die 1.280 Meter hohe, durch ein Denkmal gezierte Rudolfshöhe

herrliche Aussichten bieten. Der Erzberg selbst ist vollständig durchstollt. Reizend in der Mitte des Görtschitzthals liegt auch der einst bedeutende industrielle Ort Eberstein mit seinem auf einem hohen Kalkfelsen thronenden, von wildem Wein bis zu seinen Firsten hinauf umrankten Schlosse, während südwärts, am linken Ufer der Görtschitz, der hohe Spitzthurm von St. Wallburgen überaus malerisch herüberwinkt. Auch die Staatsbahn führt von Launsdorf weg an das Ufer der Gurk, welche da aus der Pöllinger Thalenge in die freundliche Thalweitung von Osterwitz heraustritt. Mit der genannten Bahn gelangt



Eberstein im Görtschitzthal.

man durch das Pöllinger Defilé flußaufwärts ins weitgedehnte Krapffeld, den ertragreichsten Ackerboden Kärntens, im Nordosten beherrscht von dem auf einem schmalen Abhangsrücken lagernden uralten Marktflecken Althofen, dessen wundervolle Aussicht über das ganze Krapffeld bis an die fernen Karavanken und Julischen Alpen berühmt ist.

Die doppelthürmige Wallfahrtskirche Maria Hilf deutet uns die Lage des der Kreideformation angehörigen Kesselthales von Guttaring an, über den hochgelegenen Wallfahrtsort Waitschach hinaus erhebt sich aber der mächtige Alpenzug der Judenburger Alpen mit seinen Höhen, darunter der Zirbitzkogel in Steiermark, während gegen Nordwesten in der Richtung, wo der Gurkfluß aus dem engen Gurkthal bei Zwischenwässern heraustritt,

die Höhen der Stangalpe der Murauergruppe den Horizont sanft begrenzen. Zahlreiche wohlgebaute Ortschaften, weitläufige Gehöfte mit großartigen Ökonomiegebäuden geben Zeugniß von einem gewissen Wohlstand der landwirthschafttreibenden Bevölkerung dieser weitläufigen Hochebene und nur der Umstand, daß der fortdauernde Niedergang der Eisenproduction im Lande die Feuer in den gewaltigen Hochöfen von Treibach rc. vielleicht für lange, lange Zeit verlöschen ließ, beeinträchtigt dieses zum Theil nur äußerlich schöne Bild herrschenden Wohlstandes.

Das Gurkthal ist mehr durch seine uralten Ortschaften, wie Straßburg, Lieding, Gurk rc., als durch große Naturschönheit bekannt, denn die enge an einander tretenden Schieferberge gestatten keine reizenden Ausblicke, auch sind dieselben weniger malerisch geformt als die getrennten Bergrücken des übrigen kärntnischen Mittelgebirges. Nur dort, wo die Seitenthäler zu den baumlosen Höhen der Stangalpe hinanreichen, wird das Bild der Landschaft wohlgefälliger und durch weite Ausblicke reizend.

Beim Schlosse Zwischenwässern, welches am Fuße des mit einer Ruine gekrönten Böcksteiner Berges liegt, rauscht durch eine kleine Thalenge der Metnitzfluß heraus und gelangt man flußaufwärts bei Hirt in das herrlich grün bemattete und mit Feldern wohlbestellte Metnitzthal, welches von hier scheinbar durch die malerische Höhe der steierischen Grebenzen abgeschlossen erscheint, während dort, wo sich in der rechten Thalseite über der reizend gelegenen uralten Stadt Friesach die Mauerreste der Friesacher Bergschlösser (Petersberg, Geiersberg rc.) erheben, das Thal weiter westlich über Grades und Metnitz hinaus bis zur luftigen Alpenhöhe der Flattnitz hinauszieht. Dort aber, wo in der Umgebung der freundlichen Stadt Friesach an der Olsa aufwärts die Burgruine Dürnstein das Thal der steierischen Einöd schließt, befindet sich südlich dieser Burg der Grenzstein gegen die nachbarliche Steiermark.

Vom Einflusse der Gurk unterhalb von Grafenstein weiter wendet sich der Draufluß in einem bald weiteren, bald engeren Thale nordöstlich gegen Völkermarkt, um von dort enger eingebettet in vielen großen Krümmungen der Landesgrenze bei Unter-Drauburg zuzueilen. Bis unter Eis theilt der tiefeingeschnittene Fluß ein ausgedehntes, nur von unbedeutenden, meist isolirten malerischen Bergen unterbrochenes, südlich bis an den Nordfuß der Karavanken, nördlich bis an die südlichen Gehänge des Saualpenzuges reichendes, am rechten Ufer Jaunthal, am linken Ufer Völkermarkter Gegend genanntes Thalbecken.

Im nordwestlichen Theile dieser über dem Draufluß wechselnd hoch gelegenen Thalweitung liegt die alte Stadt Völkermarkt, von welcher der Blick über das Jaunthal hinüber gegen die östlichen Karavanken, sowie gegen die Sannthaler (Steiner) Alpen wohl eines der herrlichsten Gebirgsbilder bietet. Während die nördliche Umgebung von Völkermarkt durch die Ruinen der Trixner Schlösser und jene von Waisenberg, das wohlerhaltene

Schloß Thalenstein und die auf einem kolossalen Urkalkblock thronenden Überreste der Burg Griffen zahlreiche überaus anmuthige Landschaftsbilder in sich schließt, zeichnet sich das weite Jaunthal vorzüglich in seinem oberen Theile durch mehrere malerisch gelegene kleine Seen und liebliche Hügellandschaften aus, welche letzteren vornehmlich in der Umgebung von Sittersdorf und Globasnitz in ihren Südgehängen den Schmuck der edlen Rebe tragen, aus deren Frucht der wegen seines großen Säuregehaltes bekannte, aber



Aus der Völkermarkter Gegend.

dennoch beliebte Sittersdorfer Wein gekeltert wird. Insbesondere malerisch ist der, nächst Eberndorf am Fuße des mit einer Kirche geschmückten St. Georgberges in einem wiesenreichen Thalbecken eingebettete, Klopeiner See, an dessen südlichem Ufer Fremde gerne zur Sommerfrische weilen.

Über die untere Hälfte des Jaunthales lagert ein von der Eisenbahn durchschnittener weit ausgedehnter, spärlicher Föhrenwald (Dobrava Wald) in einförmiger Weise, wogegen die Umgebung von Stadt und Schloß Bleiburg insbesondere durch den Ausblick gegen das südwärts, ohne alle Vorberge emporsteigende Petzengebirge sich auszeichnet.

Nahe der Ostgrenze Kärntens ergießt sich der Lavantfluß nächst Lavamünd in die Drau. Aus dem wildromantischen Lavantsee im Ostgehänge des Zirbitzkogels auf

steiermärkischer Erde entspringend, erreicht das klare Gebirgsbächlein im raschen Lauf die obere Stufe des Lavantthales, dem es, zum Flusse geworden, bis zum defiléartigen Ausgang unter Ettendorf treu bleibt.

Es gibt in den gesammten Alpen wenige Thäler von gleich bestrickender Schönheit, mildem Klima und größerer Fruchtbarkeit als das Lavantthal, kein Wunder also, daß es der an rauhe Lüfte und kargen Boden gewohnte Kärntner das Paradies seiner bergigen Heimat nennt.

Zwei mächtige, von Norden nach Süden ziehende, dem centralen Gneiß angehörende Alpenrücken, nämlich die Sau- und Stainzeralpe mit der Koralpe halten nebst ihren mittägigen sanft gezogenen Ausläufern das Lavantthal umfangen. Culturenreiche Widerlager derselben ziehen, tiefe waldreiche Gräben bildend, zum Grunde des Lavantthals herab, im unteren Thale eine große beckenförmige Weitung bildend, welche sich von dem reizend gelegenen Städtchen Wolfsberg bis zum rebenumrankten Thürner Schloßhügel und zur altehrwürdigen Abtei von St. Paul nur von minderen Bodenschwellungen unterbrochen in einer Länge von 15 und wechselnden Breite bis 5 Kilometer ausdehnt und fast allerorts den ungehinderten Ausblick zu den Alpenhöhen gestattet. Nirgends begegnet dem Auge das Kahle und Wilde der Kalkalpen, deren bleiche Hochgipfel nur aus dem fernen Süden als überaus malerischer Hintergrund ins Thal lugen, denn sowohl der Sau- als Koralpenzug sind über den hochstämmigen Wald hinauf bis zu ihrem langgestreckten Scheitel mit ununterbrochenem Wiesen- und Weideboden geschmückt. Die unteren Gehänge derselben aber mit allen ihren Ausläufern tragen bis zu einer Höhe von durchschnittlich 1.100 Meter treffliche Culturen, daher man hier den seltenen Anblick genießt, daß von den hohen Bergrücken abwärts sich der ergiebigste Feldbau mit Wiesen, ausgedehnten Kernobstpflanzungen und Nadelholzwaldungen abwechselnd über die Niederung des Thales ausbreitet, wo in allen Culturen, Saatfeld oder Wiese, eine auffällige Üppigkeit vorherrscht.

Aber nur das untere Lavantthal erfreut sich so reichlicher Spenden der Natur. Schon vom reizend gelegenen Städtchen Wolfsberg aufwärts rücken die Vorberge der Alpen näher aneinander und beginnt ober dem malerisch gelegenen Dorfe St. Gertraud der 8 Kilometer lange klammartige Twümberger Graben, welcher die gesegneten Fluren des unteren von dem rauhen oberen Thale scheidet. Zu den herrlichsten Punkten im Lavantthale gehört die Umgebung von St. Paul mit der auf einem Bergvorsprung sich erhebenden uralten Benedictinerabtei St. Paul, im Süden vom kirchengekrönten St. Josef Berg und der stattlichen hochgelegenen Burgruine Rabenstein überragt.

Die Höhen der Sau- sowohl als der Koralpe bieten ganz wunderbare Rundschaue und sind von letzterer, nahe deren Gipfel sich ein wohleingerichtetes Unterkunftshaus befindet, ganz Unterkärnten und die mittlere Steiermark, sowie die beiden Landeshauptstädte

Klagenfurt und Graz zu sehen, gewiß ein herrlicher Abschluß der centralen Alpenkette Kärntens, welche mit den Fortsetzungen der Koralpe im Hügellande der unteren Steiermark, in der Murinsel, sich verläuft. So ist das Kärntner Unterland.

Das Kanal-, Gail- und Lessachthal.

Im südwestlichen Theile von Kärnten, der Wasserscheide zwischen dem schwarzen und dem adriatischen Meere, finden wir das in vielen Partien so überaus malerische



Wolfsberg mit der Koralpe von Schloß Thürn aus.

Kanalthal, einerseits durchströmt von der wildbachartig einherbrausenden Fella, welche nordöstlich von Uggowitz, am Sattel der Uggowitzer Alpe und des Dürren Wipfel entspringt, bei Saifnitz die Wasserscheide bildet, und dem Tagliamento zueilt, anderseits von der Gailitz, die ihren Lauf der etwas nördlicher fließenden Gail zuwendet.

Wenn man bei der italienischen Grenzstation Pontebba die Fellabrücke überschreitet, befindet man sich in dem österreichischen Grenzdorfe Pontafel und hat gleich Gelegenheit, einen Gegensatz zu bewundern, wie er sonst nur in den seltensten Fällen bemerkt werden kann: drüben italienisch, herüben slovenisch und deutsch, die Bauten, die Menschen und ihre Sitten und Gebräuche. Das kleine Dorf, durch einen mächtigen Steindamm vor den

Ausbrüchen der Fella und der sich mit ihr vereinenden Pontebbana geschützt, liegt in einem kleinen Thalbecken, umrandet von einem Kranze bewaldeter Berge, die steil anstrebend ihre malerisch geformten Kuppen im blauen Äther baden.

Anders gestaltet sich die Gegend schon bei dem oberhalb an der Fella gelegenen Leopoldskirchen, die Gehänge werden kahler, jäh aufstrebende Felskolosse blicken dräuend ins Thal, breite graue Streifen, mit großen Steinen und Geschiebemengen übersäet, bezeichnen die furchtbare Thätigkeit der entfesselten Wildbäche. Ein bizarrer Wechsel in der Gebirgsscenerie begleitet uns, bis unweit des alten Hammerhauses bei Talavai die schwalbennestartig am Felsen klebenden zwei Blockhäuser unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, bei welchen in der Pfingstwoche 1809 Hauptmann Hensel mit einer kleinen Schar von Helden den Franzosen so lange den Weg versperrte, bis diese sich ihren Weg über die Leichen der Tapferen zu bahnen vermochten. Ein einfaches Denkmal mit dem Bilde des sterbenden Löwen gibt Zeugniß davon, daß dieser Punkt vertheidigt wurde bis zum letzten Blutstropfen.

Bei Malborgeth blickt uns wie ein stets bereiter Grenzwächter die neuerbaute, wohlarmirte Thalsperre entgegen, das schmale Thal beherrschend, zu dessen beiden Seiten sich steile Bergwände aufthürmen, welche nur die sprunggewandte Gemse belebt und deren wilde Zacken und Gipfel noch der stolze Adler in weitem Bogen umkreist. Bei Uggowitz schiebt sich mit mächtigen Widerlagern der 1.369 Meter hohe Dürrer Wipfel vor, als wollte er das Thal abschließen im Bunde mit den ihm entgegenstehenden Bergriesen, welche in ihrem weiteren Verlaufe die wildromantische Schlucht formiren, durch die wie ein wildes Kind der freien Berge die Seisera herausströmt aus einem Gebiete voll himmelanstrebenden Bergen und unzugänglichen Felsenschluchten. Der gewaltige Wischberg (2.669 Meter) sendet hier ebenfalls einen Ausläufer dem Thale zu, von dessen Vorsprung ein Kirchlein niederschaut. Es ist dies der weit bekannte Wallfahrtsort Luschari, wo alljährlich Tausende frommer Waller zusammenkommen und fromme Gebete mit der Bewunderung einer überwältigenden Naturschönheit verbinden.

Verfolgen wir den Weg über die Wasserscheide von Saifnitz weiter nach Tarvis, einem inmitten der herrlichen Alpenwelt gelegenen Marktflecken, von wo aus wir einen Ausflug ins Raibler Thal unternehmen. Längs der Schlitza mit ihren smaragdgrünen Wellen windet sich die Straße durch die Schlucht links am Fuße des 1.918 Meter hohen Königsberges, rechts an den nur um Weniges niedrigeren Fünfspitzen vorbei bis zu dem Bergwerke Raibl und dem wegen der Großartigkeit seiner Umgebung mit Recht berühmten Raibler See, hinter welchem der Seekopf und Zottenkopf malerisch aufsteigen. Diese Straße gegen Süden weiter verfolgend gelangen wir auf den Predil, wo über der jenseits gelegenen Thalsperre der gewaltige Mangart (Manhart) im Hintergrunde eine imposante

Folie bildet. Hier im Angesicht einer entzückend schönen Gebirgswelt kämpfte fast gleichzeitig mit Hensel in Talavai Hauptmann Hermann und fiel mit seinen Streitern für das Vaterland, nachdem er mit seiner kleinen Schar, trotz des Bewußtseins gänzlicher Isolirtheit, Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte. Hier wie bei Talavai verkündet ein Denkmal mit dem sterbenden Löwen den Heldenruhm der braven Söhne Österreichs. Nicht mit Unrecht hat man diesen in den Franzosenzeiten so viel umstrittenen Punkt die kärntnischen Thermopylen genannt. Wenn wir von diesem geschichtlich und landschaftlich



Aus der Seisera.

hochinteressanten Punkte nach Tarvis zurückkehren und von dort auf der meisterhaft angelegten Kunststraße weiter wandern, gelangen wir nach Thörl und Maglern, wo sich dann das bisher enge Thal ausweitet und wieder ein frisches geschäftliches Leben pulsirt. Ruhig treibt die Gailitz, der wir von Tarvis aus gefolgt sind, ihre Wellen in die Gail und bildet damit den Abschluß des Kanalthales, dieses an Naturschönheiten so überaus reichen Fleckchens heimatlicher Erde.

Südöstlich von der Mündungsstelle der Gailitz in die Gail befindet sich der Hauptort des unteren Gailthales, Arnoldstein, der durch seine freundliche Lage, das an historischen Erinnerungen reiche Stift und das noch in den Ruinen kühn niederschauende Schloß unsere

Blicke fesselt. Nach Nordwesten hin erblickt man den prächtigen Dobratsch 2.167 Meter hoch, von dessen Kuppe aus der entzückte Blick weit hineinschweift in das schöne Kärntnerland. Die ostwärts fließende Gail wälzt ihre Wellen träge in dem flachen Bett durch das ziemlich breite Thal bis Maria-Gail, wo sie in die Drau mündet.

Wir wandern ihrem vielfach geschlängelten Laufe entgegen längs der bei Straßfried sich abzweigenden Straße nach Feistritz, dessen Kirchlein mit dem schlanken Helmthurm uns schon aus der Ferne entgegenwinkt. Bei der hier vorherrschenden Eintönigkeit bietet die Landschaft wenig Anziehendes. Auch das folgende St. Stefan vermag den Wanderer nicht zu fesseln. Das einzige Interessante ist noch der über die Windische Höhe ins Drauthal abzweigende Fahrweg, der in seinem Verlaufe noch Spuren des einst hier hinziehenden Römerweges erkennen läßt. Von Förolach an begleitet uns südlich ein sumpfiges Wiesenland, in dessen Mitte der krebsreiche Pressеker See eingebettet ist und in seinen Wellen den südlich etwas höher ansteigenden stattlichen Egger Forst spiegelt. Kleinere Ortschaften und vereinzelte Gehöfte wechseln nun mit Mooswiesen und den bald bewaldeten, bald nackten Thalhängen bis St. Hermagor, dem Hauptort des mittleren Gailthales. Der Marktflecken liegt am Defiléende der Gössering, vor ihrer Vereinigung mit dem breiten Gailthal, stolz überragt von dem jäh aufstrebenden, 2.121 Meter hohen Spitzegel der Gailthaler Alpen. Auf einem mitten im Markte aufsteigenden Hügel steht die Kirche; von der einst in der Nähe stehenden Burg sind die letzten Reste verschwunden. Nordwestlich von St. Hermagor verläuft die Straße in das idyllische Gitschthal der Gössering mit den Ortschaften St. Lorenzen und Weißbriach. Auf dem nahen Kreuzberge bietet die nach Seiner Majestät dem Kaiser benannte Franz Joseph-Höhe einen schönen Ausblick auf den Weißensee.

Dem Durchbruchsthale der Gössering thalabwärts folgend, wobei wir am rechten Berghang die Burgreste von Malendein gewahren, gelangen wir wieder in das Gebiet der Gail, der wir thalauf weiter folgen. Im Norden trennt uns ein Abhangsrücken der Gailthaler Alpen mit dem 1.658 Meter hohen Hohenwarth, von dem Gitschthale bis Hermagor, im Süden aber eröffnet sich ein Blick auf den wilden zerrissenen Trohkofel, auch Troger Höhe genannt, 1.856 Meter hoch, und den 2.198 Meter hohen Gartnerkofel, die Heimat der vielgesuchten Pflanze Wulfenia carinthiaca, welche da in großer Menge zu finden ist. Die etwas von der Hauptstraße abseits liegenden Ortschaften Watschig und Tröppelach blicken trüb und traurig zu uns herüber, während neben dem ersteren Orte der unbändig wilde Oselizenbach seine Geschiebemengen über die Thalsohle ausbreitet. Ober Watschig führt im Thale des Trögel-Oselizenbaches ein uralter Weg den Berg hinan, an verlassenen Bergwerken und Schieferbrüchen vorbei zu den unter der wilden Reppwand 1.657 Meter hoch liegenden äußerst malerischen Bodenseen, drei kleine

Bergseen, in deren krystallenem Wasser sich munter die Forelle tummelt. Durch einen Wald hochstämmiger Buchen führt der Weg vorwärts, sich allmälig in den nun folgenden Alpenweiden verlierend, zum Unterkunftshaus Naßfeld, einem Punkte von hoher landschaftlicher Schönheit, zugleich ein alter Übergang nach Pontafel.

Etwas freundlicher als die früher genannten Orte präsentirt sich Rattendorf. Von Waidegg an weitet sich das Thal etwas aus, wird freundlich und anmuthig. Prächtig zwischen üppig grüne Wiesen und wogende Saatfelder gebettet liegen nahe beisammen



Kötschach mit dem Polinigg.

die Ortschaften Tresdorf und Kirchbach. Die ganz in der Nähe jäh aufsteigende Felswand bietet einen seltsamen Contrast. Ein schönes Bild gewähren der in den Karnischen Alpen 1.881 Meter hoch aufsteigende Kirchbacher Wipfel und der grandios über diesen niederschauende 2.189 Meter hohe Hochwipfel. Oberhalb und nördlich von Reißach, dessen Kirchlein hoch über den Häusern throut, erblicken wir das gewaltige Massiv des Reißkofels, 2.369 Meter hoch, welcher die ziemlich schwierige Ersteigung durch eine unvergleichlich wechselvolle Fernsicht lohnt, namentlich einen geradezu überraschenden Blick in die Kette der Karnischen Alpen gewährt. Aus dem durch die vom Reißkofel kommende Zizaurinse in seiner Existenz bedrohten Dorfe Gundersheim gelangen wir nach Grafendorf, welches

zwischen zwei Schuttkegeln eingebettet liegt. Von der nahen Anhöhe herab schaut halb-versteckt im Walde das Thürmlein von St. Helena am Wieserberg, wo noch ein Hütlein von den Zwergen aufbewahrt ist, die in grauer Vorzeit am Reißkofel nach Gold gegraben haben sollen.

In einer halben Stunde erreichen wir Dellach, in dessen Nähe sich auf einem vorspringenden Hügel Gurina befindet, welches in der letzten Zeit durch die daselbst gemachten etruskischen und römischen Funde die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen hat. Nördlich erheben sich die waldlosen Gehänge der 2.252 Meter hohen Jauken, durch Jahrhunderte ein ziemlich ergiebiges Bergwerk auf Blei und Galmei, heute aber ein ödes, völlig wasserloses Gebirgsterrain. Auf der südlichen Thalseite thürmt sich die massige, 1.936 Meter emporstrebende Zollnerhöhe auf, die auf ihrem ausgedehnten Moorplateau einem schönen Alpensee Raum gewährt. Im Hintergrund tritt der pittoreske hohe Trieb mit seiner bis 2.200 Meter hohen Felsenstirn hervor.

Wenn wir im Thal bei dem unbedeutenden Dorfe St. Daniel mit den Ruinen der Burg Goldenstein vorbei sind, eröffnet sich eine der schönsten Gegenden des ganzen Gailthales. Ährenschwere Felder, üppige Wiesengründe, rauschende Wälder und dunkelgrüne Auen erfreuen unser Auge. Vom rechten Gailufer herüber winken das Kirchlein und die Burgruinen von Waidenburg. Im Norden, Westen und Süden erhebt sich ein Kranz majestätischer Gebirge, in der Thatsohle liegen nahe beisammen die Ortschaften Kötschach, Mauthen und Würmlach, ein kleines Idyll, das der Berge gewaltige Riesen zu bewachen scheinen. Da erblickt man den struppig aussehenden Juckbühel (1.891 Meter), den mit leuchtend grünen Alpentriften bedeckten Auf der Mussen (1.945 Meter), die Mauthner Alpe (1.785 Meter) mit der grauen Felsenzinne des Mooskofels (2.254 Meter), den schrundig ausgewetterten Cellonkofel (2.238 Meter), den hornartig sich zuspitzenden Kollinkofel (2.810 Meter), die pittoresk hervortretende Kellerspitz (2.799 Meter) und den prächtig geformten Polinigg (2.333 Meter). Tief zwischen diese Bergriesen hat sich der Valentinbach sein Felsenbett gegraben und bildet eine mehr als zwei Stunden lange Klamm voll von Bildern überwältigender Großartigkeit, wie man sie auf solch engem Raume selten wieder wo anders zusammengedrängt findet.

An der nach Norden über den Gailbergsattel ins Drauthal führenden Straße liegt noch das hübsche Dörflein Laas. Ein anderer Weg führt über Mauthen im Valentinthale an den Gehängen des Kreuzberges entlang nach dem Plökenpasse. Mächtige Buchen mit weitverzweigten Laubkronen überwölben den Weg mit einem dichten Laubdach, die Helle des Tages in reizendes Dämmerlicht verwandelnd, sprudelnde Wässerlein rieseln vorbei, um sich nach kurzem Laufe in Myriaden von Tröpflein zerstäubt in die Valentin-Klamm zu stürzen. Nach etwa drei Stunden erreicht man den Plökenpaß, eine tiefe Einsattlung

zwischen dem Cellonkofel und Kleinen Pal; es ist hier der einzige wegsame Übergang nach Italien. Eng und schmal windet sich der Weg zwischen den grauen, von mannigfachen Gletscherspuren durchrissenen Felswänden hin, an der Landesgrenze eine natürliche Festung bildend. Hier zogen auf schmalen Saumpfaden schon die alten Etrusker nach Süden, warfen die Römer ihre Cohorten in die nördlichen Provinzen. Schon Julius Cäsar ließ den schmalen Bergweg in eine Fahrstraße umwandeln. Nahe der Grenze findet man die bekannten römischen Inschriften, leider schon arg mitgenommen von den Eisenhämmern der hier massenhaft durchziehenden italienischen Arbeiter, welche oft ihren Muthwillen an diesen Inschriften auslassen. Im Jahre 1809 benützten auch die von Süden her in Oberkärnten einfallenden Franzosen diesen Weg, nachdem sie die kleine österreichische Besatzung geschlagen hatten. Heute sitzt fast mitten in dem großartigen Felsenpasse, einer eingedeckelten Schnecke vergleichbar, das Häuschen der italienischen Finanzwache, den Wanderer an die Zollgesetze erinnernd.

Oberhalb von Mauthen liegt im Gailthale die alte Gewerkschaft Wezmann. Gegenwärtig erinnern nur mehr einige rauchende Kohlenmeiler an das frühere belebte Treiben. Wezmann bildet den Schluß des Gailthales. Aus einer engen, felsigen Schlucht brechen tosend die Wasser des Gailflusses hervor, der wildbachartig auch das nun folgende Lessachthal in seiner ganzen Länge durchzieht. Erst seit neuester Zeit führt ein „nicht erhaltener Fahrweg“ in dieses entlegene Hochthal mit seinen sprichwörtlich gewordenen „72 Gräben“, das heißt tiefe Wasserrinnen, in welche sich die Straße hinein und wieder heraus windet.

Die erste Ortschaft des Lessachthales, St. Jakob, liegt schon bedeutend höher als die Sohle des Lessachthales und macht mit seinen reich mit Blumen verstellten Häusern einen recht freundlichen Eindruck. Die gegenüber liegende 2.378 Meter hohe Plenge ladet zu einer Besteigung ein, da sie vermöge ihrer exponirten Stellung einen reizenden Ausblick gewährt. Durch einen tiefen „Graben“ gelangen wir nach Kornat; hoch oben winkt das Kirchlein, während neben dem Fahrweg in unmittelbarer Nähe des harzduftigen Fichtenwaldes das Wirthshaus „Bierbaum“ zu kurzer Rast einladet. Ein Blick nach Süden zeigt uns das wildromantische Wolaverthal, das am Ursprunge inmitten einer unbeschreiblich großartigen Gebirgsscenerie den dunkeln Wolaver See birgt, der gewöhnlich erst um Mitte Juli seine winterliche Eisdecke sprengt.

Das nun folgende Dorf Liesing bietet wenig Bemerkenswerthes, doch ist das Landschaftsbild, einerseits der Lumkofel, anderseits die Frauenspitzen, ein ganz sehenswerthes. Bei St. Lorenzen, der Perle dieses engen Thales, macht man gern Halt, um das zwischen smaragdgrünen Wiesengründen und vereinzelten Getreideflächen liegende Dörfchen, die hoch ansteigenden Alpen und den prächtigen 2.114 Meter hohen Genskofel zu betrachten. Ein reizender Ausblick eröffnet sich auch auf den Hochweißstein (Monte par alba), der

als höchster Gipfel (2.690 Meter) der Karnischen Alpen, bereits in Italien stehend, seine gewaltige Gletscherstirne recht imposant im goldenen Sonnenlichte blinken läßt. Seitwärts von einem isolirten Berge grüßt das Kirchlein von Frohn nieder, von welchem aus der Blick über das ganze Lessachthal und bis tief hinunter ins Gailthal schweift.

Von St. Lorenzen aus erreichen wir in einer halben Stunde Maria-Luggau. Über den kleinen, hübschen Häusern thront wie ein geborner Herrscher das ausgedehnte Kloster der Serviten. In der Kirche ist das wunderthätige Marienbild, „unsere liebe Frau zu Luggau“, das alljährlich eine große Anzahl bedrängter Menschenkinder um sich versammelt und sich deutsch, slovenisch und italienisch die Leiden des Erdenlebens klagen läßt. Unfern des Dorfes liegt beim Wirthshaus „Zur Wacht“ die Grenze des Landes Kärnten gegen Tirol und das Ziel unserer Wanderung.



Wolayersee.



Römische Funde aus Gurina.

Zur Vorgeschichte Kärntens.

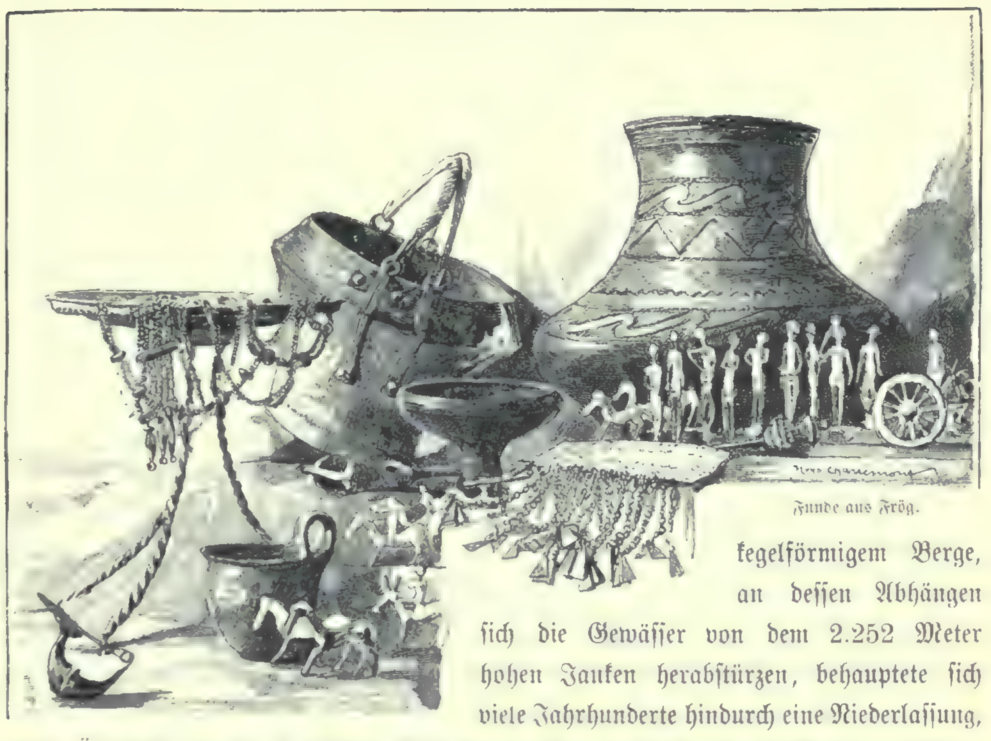


Eine Geschichte Kärntens im Alterthum kann in des Wortes strengem Sinne nicht geschrieben werden. Noch ohne geographische und historische Individualität theilte die Landschaft, welche wir heute mit diesem Namen bezeichnen, als Stück Noricums dessen Schicksale. Wie Rom fast ohne Kampf und Blutvergießen von dem norischen Reiche Besitz ergriffen, nachdem es mit seinen Bewohnern Jahrzehnte hindurch in Bundesgenossenschaft und im friedlichen Austausch der Waaren gestanden hatte, so erfreute sich dieses Land mehr noch als andere Provinzen des Weltreiches unter den Kaisern des Segens eines langen Friedens. Kärnten ist im Alterthum nicht der Schauplatz großer Ereignisse gewesen. Die hart an seinen heutigen Grenzen geschlagene Cimbernschlacht bei Noreia (Neumarkt in Obersteier), in der das römische Heer unter dem Consul Gnaeus Papirius Carbo im Jahre 113 v. Chr. erlag, war für Jahrhunderte hinaus der letzte Waffenlärm, der es beunruhigen konnte. So durfte es sich ungestört der Gewinnung und Verwerthung seiner Berg- und Bodenproducte hingeben und hat unzweifelhaft unter Roms Herrschaft in materiellem Wohlstand gelebt, aber ungleich anderen Gebieten der romanisirten Welt, Spanien, Aquitanien und selbst dem narbonensischen Gallien und Afrika gegenüber keinen activen Antheil an der höheren geistigen Entwicklung genommen. Dies ist der Grund, weshalb des Landes bei seiner stillen Existenz von antiken Autoren so selten gedacht wird. Würde Geschichtsschreibung wirklich nur auf geschriebener Überlieferung beruhen, dann

könnte sie sich, was Kärnten im Alterthume angeht, ihrer Aufgabe in wenigen Worten entledigen. Die Erwähnung seiner Metallschätze und des Handelsverkehrs seiner keltischen Völker mit Aquileja, die Namen der in römischer Zeit blühenden größeren Orte bei Strabo, Plinius und Ptolemäus, das Verzeichniß einiger Straßenzüge mit der Angabe ihrer Stationen und deren Entfernungen im sogenannten Itinerarium Antonini (aus dem Anfang des IV. Jahrhunderts) und auf der Peutinger'schen Karte der Wiener Hofbibliothek, das wäre so gut wie Alles, was über jene Gegenden aus der classischen Literatur zu entnehmen ist. An sich dürre Notizen, welchen voller Werth erst durch die reichen Funde des Landes und die lebendige Anschauung seiner Bodenverhältnisse gegeben wird. Freilich wo sie gänzlich versagen, vermissen wir sie ungeachtet ihrer Dürftigkeit schwer und stehen dann oft genug dem durch die Ausgrabungen zu Tage gebrachten Materiale rathlos gegenüber.

So wissen wir nicht den Namen des Volkes, welches das Land vor den Kelten besaß, obgleich die Funde dessen Dasein beweisen. Die zu Tscherberg im Jaunthal, in Stockenboi beim Weißenbach und anderwärts zum Vorschein gekommenen Gegenstände gehören jener vorkeltischen Periode an, die man sich gewöhnt hat mit dem Namen der Hallstatter zu bezeichnen. In dieselbe fällt auch das große Gräberfeld von Frög bei Rosegg an der Drau. Was dieser ausgedehnten, bei weitem noch nicht genügend ausgebeuteten Nekropole ihr besonderes lokales Gepräge gibt, sind die zahlreichen Ornamente und Figürchen aus Blei — Pferde, Maulthiere, Vögel, Menschen primitivster Form —, die größtentheils dazu dienten, mittels einer Harzlösung entweder an dem Bauche oder an der Mündung irdener Graburnen angebracht zu werden. Nebstdem wurde ein kleiner bleierner Wagen mit vier vorgespannten Pferdepaaren gefunden, und ein gewisser Überschuß von Figürchen scheint in Befolgung eines ähnlichen Gebrauches, wie er in griechischen Gräbern an Statuetten aus Terracotta beobachtet wurde, gebrochen in die Gruben geworfen worden zu sein. Da das Blei, aus dem diese Figürchen gegossen sind, nachweisbar kärntnischen Ursprungs ist, so sind in ihnen auch zweifellos einheimische Erzeugnisse zu erkennen. Der fortgesetzt aufmerksamen Beobachtung des Leiters der Ausgrabungen, Karl Freiherrn von Hauser, wird es wohl gelingen, eine zeitliche Aufeinanderfolge der Gräber, das allmälige Anwachsen dieses Todtenfeldes festzustellen, aber die wesentliche Gleichartigkeit der Gegenstände, sowie der Bestattungsweise — es deckt gewöhnlich ein gemeinsamer Hügel zwölf und mehr Gräber, in welchen die Urnen mit den Resten der verbrannten Leichen beigesetzt sind — läßt schon jetzt erkennen, daß diese Nekropole einem einzigen Volke angehört hat.

Ein davon verschiedenes Bild bietet eine andere ungemein ergiebige Fundstätte auf der Gurina bei Dellach im oberen Gailthal. Hier in ungemein fester Lage auf isolirtem



Funde aus Frög.

kegelförmigem Berge, an dessen Abhängen sich die Gewässer von dem 2.252 Meter hohen Jauken herabstürzen, behauptete sich viele Jahrhunderte hindurch eine Niederlassung, deren Überreste von der Hallstatter Periode an bis auf die Zeiten der Völkerwanderung herab ihn in wirrem Durcheinander bedecken. Auch hier stehen die metallischen Objecte an Wichtigkeit voran, und wie für Frög die Bleifiguren, so sind für Gurina Täfelchen aus dünnem Bronzeblech mit von hinten ausgeschlagenen Inschriften besonders charakteristisch. Die letzteren sind in einem dem von Este nahe verwandten Alphabete geschrieben, und die ältesten darunter scheinen mit jenen gleichzeitig zu sein, welche auf einer Bergwand nahe bei Würmlach an der uralten Straße über den Plökenpaß eingeritzt waren und jetzt aus dem Fels gesprengt im Museum zu Klagenfurt aufbewahrt werden.

Seltsamerweise sind die specifisch keltischen Funde aus Kärnten nicht häufig, obgleich Kelten nicht blos bis zum Ausgang des Alterthums die Einwohner des Landes blieben, sondern auch unter römischer Herrschaft vielfach ihre nationale Eigenart bewahrt haben. Zeuge dessen sind die zahlreichen keltischen Personennamen, welchen wir in den in lateinischer Sprache abgefaßten Inschriften auf den Grabsteinen begegnen. Man zählt deren mehr als zweihundert. Grabsteine geben auch in den gewöhnlich über den Inschriften in Relief gemeißelten Bildnissen der Verstorbenen den Beleg, daß, wenn schon die Männer sich nach römischer Art zu bekleiden pflegten, die Frauen häufig der fremden Mode sich nicht unterworfen und ihre Nationaltracht treu bewahrt hatten. So sehen wir auf einem Grabsteine im Rudolfinum zu Klagenfurt ein Mädchen in ganzer Gestalt mit kurzem Haar,

in langem bis an die Knöchel reichendem Unterkleid und gebauschtem Oberkleid, das um die Hüften mit einem Riemen gegürtet und an den Schultern mit überaus großen Nadeln zusammengehalten wird. Breite Bänder zieren die Arme. In den Händen hält es ein Schmuckkästchen, das gewöhnliche Attribut der Frauen auf norischen Grabmonumenten, und einen großen runden metallenen Spiegel, in dem zur Abwehr bösen Blickes eine Gorgomaske eingeritzt ist. Nicht selten führen uns Grabsteine — so ein besonders merkwürdiger an der Kirche zu Lendorf — die noch reichere Tracht der Matrone vor. Hohe kegelförmige Hüte, von denen lange Schleier bis zur Taille herabhängen, gedrehte Reifen aus Metall um den Hals, lange Ketten und große Scheiben an der Brust, unproportionirt lange Fibeln an der Schulter, wie sie auf dem Zollfeld und Magdalenaberg in großer Anzahl gefunden wurden, dies alles zeigen diese, in künstlerischer Hinsicht meist so kümmerliche Porträts mit peinlicher Ausführlichkeit, die deutlich beweist, welch hohen Werth man auf die treue Wiedergabe des in seiner Überfülle sich kaum genügenden Zierats gelegt hat. Sie entbehren gegenwärtig nur der Farbe, um eine völlig genaue Vorstellung der einstigen Landestracht zu geben. Weit entfernt, römischem Brauche nach und nach zu weichen, scheint sie sich in späterer Zeit, in welcher classischer Formensinn dem Andrange barbarischen Ungeschmacks sich nicht mehr zu erwehren vermochte, selbst nach auswärts verbreitet zu haben. Wenigstens wird im Edict, in dem Kaiser Diocletian 301 die Preise der in seinem Reiche gangbaren Verkaufsartikel bestimmte, eines „norischen" Mantels gedacht.

Nicht minder als Namen und Kleider der Bewohner spricht für das Festhalten nationaler Art die Fortdauer heimischer Göttercuite. Kann man den gallischen Ursprung auch für Gottheiten wie Belenus und Epona nicht beweisen, so ist doch in dem auf Votivsteinen aus dem Lavantthal und aus Seckau (Solva) genannten Latobius der keltische Kriegsgott zu erkennen. Zahlreicher sind die Zeugnisse für den Cult der Göttin Noreia. Ein Heiligthum derselben wurde bei Burg Hohenstein entdeckt. In Cilli, der Hauptstadt Noricums wenigstens in späterer Zeit, wird sie mit Jupiter und der Stadtgöttin Celeia zugleich verehrt und zurückkehrende Soldaten richten beim Betreten der heimischen Erde zuerst ihre Gebete an sie, wie die zu Kerschbach bei Windisch-Feistritz an der pannonischen, zu Weihmörting an der raetischen Grenze gefundenen Votive beweisen. Als Herrin des Landes waren ihrem Schutze vor allem dessen Eisenwerke und Goldgruben empfohlen, und so erscheint sie nicht selten unmittelbar im Zusammenhange mit dem Metallhandel, den die Bewohner hauptsächlich nach Aquileja betrieben. Dort hatten ihr die Pächter (conductores) der norischen Eisenwerke einen Denkstein gesetzt und von einem Betriebsleiter (procurator) derselben rührt einer der bei Hohenstein gefundenen ihr geweihten Altäre her. Verwandter Cultgebräuche halber verglichen die Römer diese Göttin mit Isis, und dieselbe Göttin kennt auch Tacitus bei den Sueven. Da auch sonst Kelten als die höher Civilisirten auf

germanische Völker Einfluß erhielten, so dürfte ein solcher auch hier stattgefunden haben, und dann wird es wohl nicht als etymologisches Spiel zu deuten sein, wenn bei dem baierischen Historiographen Aventinus (1521) diese taciteische Isis als „Frau Eisen" erscheint, welche den mythischen König Schwab das Schmieden des Eisens lehrt.

Grundlage des wirthschaftlichen und mithin des historischen Lebens im inneren Noricum war seit Alters der Bergbau. Seine Metalle machten den Besitz des Landes werthvoll, und als es unter Augustus zum römischen Reiche geschlagen ward, wurden die Bergwerke sofort in dessen Eigenthum übernommen. Ihre Ausbeutung bahnte der Cultur viel früher, als sie sonst wohl eingedrungen wäre, selbst in die rauhesten und abgelegensten Theile des Gebirges den Weg, wie man auch behaupten darf, daß das römische Straßennetz ohne den Bergbau nicht in dem Maße, als es den allenthalben vorhandenen Spuren nach den Anschein hat, über das Land sich ausgebreitet hätte. Die zwei Hauptstraßen, welche Italien und Noricum verbanden, die alte von Octavianus Augustus neu erbaute, unter den Kaisern Valentinianus und Valens (373) wieder hergestellte über den Plökenpaß (Monte Croce), von der noch heute die Geleise im Felsen sichtbar sind, und die über den von Natur aus gebahntesten und niedrigsten aller Alpenpässe, den von Pontafella, waren dem Verkehr offen lange bevor das norische Königreich zur römischen Provinz geworden, und da römische Sprache und Sitte nicht im Gefolge feindlicher Occupation, sondern in der des Handels erschien und nirgends in schroffen Gegensatz zur heimischen trat, fand sie überall Eingang. Die Verwaltung war zwar von Augustus nach der für Barbarenländer üblichen Weise eingerichtet. Ein Statthalter aus dem römischen Ritterstande mit dem Titel eines Präfectus, dann eines Procurators, der später in Celeia (Cilli), anfangs aber wahrscheinlich auf kärntnischem Boden, in Virunum residirte, führte die Regierung in des Kaisers Namen. Unter seinem Commando standen die Hilfstruppen und Milizen des Landes. Ihm lag die Rechtsprechung und die Verwaltung der Finanzen ob. Seit Kaiser Claudius gewinnt römisches Wesen sichtlich das Übergewicht. Unter ihm erhalten die Orte Virunum und Teurnia ihre Stadtrechte. Unbeschadet der angeführten Belege für das Beharren keltischen Wesens sprechen daneben andere Anzeichen für ausgedehnte Latinisirung des Landes. Was für Noricum überhaupt, gilt für das an Italien grenzende Kärnten insbesondere. Die tektonische Form der Grabsteine wie der Stil der Inschriften sind ganz in italischer Art. Wie in Italien selbst, wurde hier die Garde der Prätorianer rekrutirt, welche den Anspruch erhob, den barbarischen Legionen gegenüber das nationale römische Heer darzustellen.

Im Genusse einer weitgehenden Autonomie entwickelten sich rasch die städtischen Gemeinden. Keiner stand an Größe Virunum nach, das sich im weitesten Thalbecken Kärntens, dem Zollfelde, nicht ferne den neueren Hauptstädten des Landes, St. Veit und

Klagenfurt erhob. Seine Stelle bezeichnet heute eine aus antiken Steinen errichtete, dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, das „Prunnerkreuz" (1693), sogenannt nach dem landschaftlichen Beamten Dominik Prunner, der den Trümmern der Römerstadt zuerst wieder seine Aufmerksamkeit zuwandte, nachdem sie schon zwei Jahrhunderte vor ihm dem scharfen Blick Enea Silvio Piccolominis, des späteren Papstes Pius II., damals noch Geheimschreibers Kaiser Friedrichs III. nicht entgangen waren. Ohne militärische Bedeutung, vielleicht nicht einmal mit Mauern umgeben, lag die Stadt, welche einem einzigen, aber unverdächtigen Zeugnisse zufolge den Rang einer Colonie hatte, ganz nahe der Stelle, wo die Reichsstraße sich theilte, um einerseits den Weg nach Juvavum (Salzburg), anderseits den nach Ovilava (Wels) einzuschlagen. Dem Handel und Verkehr verdankte sie ihre Blüte. Wie eine Erinnerung daran ist uns das Bild einer römischen Kutsche auf einem der an der Wallfahrtskirche von Maria-Saal eingemauerten Steine geblieben, das uns die Fuhrwerke und Transportmittel jener Zeit anschaulich macht: vierräderig, mit zwei vorgespannten Pferden, der Kutscher auf dem Bock; durch das Fenster des Wagenkastens ist der Fahrgast mit einem Fächer in der Hand sichtbar.

Zahlreich sind die von der Erde bedeckten Überreste des Ortes, der von den Anhöhen terrassenförmig zu dem die Ebene durchschneidenden Flüßchen Glan herabstieg. Allenthalben stößt man auf Heiligthümer, Bäder, Wohnhäuser mit Mosaiken und Malereien. Gegen Arndorf hin wurden die Grundmauern eines Tempels, bei Töltschach Ruinen von Thermen aufgedeckt. Nicht weit davon stand ein Rundbau mit Statuen. Gegen Norden an der Straße lagen die Gräber. Wie so häufig in den Donauprovinzen, begegnen wir auch hier dem in den Zeiten des sinkenden Heidenthums über das ganze römische Reich verbreiteten Geheimculte des Mithras. Es dürfte sogar zwei Heiligthümer desselben in Virunum gegeben haben, eines noch innerhalb der alten Stadt bei Töltschach, wo eine Inschrift gefunden wurde, die von der Wiederherstellung eines durch Alter verfallenen Tempels im Jahre 239 n. Chr. spricht, und ein zweites in der Nähe des Schlosses Tanzenberg, wo ein anderer Stein die Reconstruction eines Tempels im Jahre 311 bezeugt. Eines von ihnen scheint besonders prächtig ausgestattet gewesen zu sein. Denn wenn sonst das Bild des Sonnengottes, der in der Höhle den Stier ersticht, mit all seinem symbolischen Beiwerke von mäßiger Größe und aus geringem Steine gearbeitet zu sein pflegt, so haben sich im Zollfelde gewaltige Bruchstücke von Marmor gefunden, welche auf eine überlebensgroße Gruppe schließen lassen und dessen mit Darstellungen in Relief geschmückter Rahmen aus mehreren Blöcken zusammengesetzt werden mußte.

Auch die Umgebung der Stadt war dicht besiedelt. So fand man auf dem nahen Magdalenaberg, der sich fast bis 600 Meter über die Thalsohle erhebt, nebst zahlreichen Geräthen des Schmiedehandwerks gegen Süden die Reste von Gebäuden, während er



Römische Bildwerke aus Virunum.

gegen Osten mit Grabkammern besetzt ist. Hier wurden auch die an Kunstwerth weitaus wichtigsten Fundstücke Kärntens, beide aus Bronze und heute im kaiserlichen Museum zu Wien, ausgegraben. Das eine ist ein Greif mit mächtig ausgebreiteten Fittichen, einst zu einer Statue des Apollon gehörig. Aus diesem Zusammenhange erklärt sich erst Stellung und Bewegung des Fabelthiers: die rechte Vorderpranke erhebend und den mächtigen, mit zackigem Kamme versehenen Adlerkopf emporwendend, lauscht es gespitzten Ohres dem Gesange des Gottes und dem Klange seines Zitherspieles. Schätzen wir in diesem Stück ein schönes Beispiel römischer Bronzetechnik, so gibt sich dagegen das andere als ein echt griechisches Werk zu erkennen. Es ist das lebensgroße Standbild eines nackten Jünglings, der in typischer Geberde die rechte Hand zum Gebete erhebt, wie um von den Göttern Sieg im Wettkampfe zu erflehen. Auf seinem rechten Beine haben zwei Freigelassene, welche die schöne Statue offenbar in irgend ein Heiligthum weihten, ihre Namen eingraben lassen: Aulus Poblicius Antiochus und Tiberius Barbius Tiberianus. Den Namen der Barbier trifft man häufig auf norischen, namentlich kärntnischen Inschriften. Sie scheinen ein schon sehr frühe aus Italien, vielleicht aus Aquileja, wo wir ihnen wieder begegnen, eingewandertes Geschlecht zu sein, wie denn auch allen palaeographischen Kennzeichen nach die Inschrift der Bronze spätestens der augusteischen Zeit angehört. Dieses, wie es scheint, untrügliche Zeugniß, sowie der Umstand, daß die Figur nach ihrer Auffindung im Jahre 1502 von ihrer grünen Patina gereinigt und überfirnißt wurde, eine Procedur, durch welche ihrer ursprünglichen Modellirung großer Abbruch geschah, haben glauben gemacht, daß sie ein Werk des ersten vorchristlichen Jahrhunderts sei, und ihre Werthschätzung wesentlich beeinträchtigt. Unbefangener Prüfung kann es aber nicht entgehen, daß sie gleich den Bronzen aus Herculaneum, dem sogenannten Idolino in Florenz oder dem Dornauszieher im Capitol zu Rom ein griechisches Original ist, eines der vielen Standbilder, die den Siegern in den Festspielen errichtet wurden, und wir irren wohl kaum, wenn wir sie der Schule des berühmten peloponnesischen Meisters Polykleitos aus dem V. Jahrhundert v. Chr. zusprechen. Wie wir aus alten Autoren und aus antiken Nachbildungen seiner Werke wissen, hat derselbe zuerst gewagt, das volle Gewicht seiner Figuren nur von einem Beine tragen zu lassen und das andere entlastete derart vom Boden zu trennen, daß es ihn fast nur mit den Zehen berührt. Und ebenso kennen wir die von ihm festgestellten Maßverhältnisse des menschlichen Körpers, nach welchen er und seine zahlreichen Schüler ihre Gestalten gebildet haben. In dem einen wie in dem anderen Betracht zeigt unsere Statue die für ihn charakteristischen Merkmale. Ohne Zweifel wurde sie zu einer Zeit, in der so manche verarmte und herabgekommene griechische Stadt ihre beweglichen Kunstschätze zu veräußern gezwungen war, von den beiden Donatoren, deren Namen die Inschrift nennt, auswärts erworben und in das von den großen

Centren der Kunst so ferne gelegene Heiligthum am Magdalenaberg gebracht, wo sie indeß — trügen die Anzeichen nicht — nicht unempfängliche Beschauer fand. Wenigstens ist unter den vielen an der Kirche zu Maria-Saal eingemauerten römischen Reliefsteinen auch einer mit der Figur des Mars zu sehen, welche der Wendung des Kopfes, der Stellung der Arme und Beine und selbst den Proportionen nach, soweit letztere die rohe Hand des provinziellen Bildhauers zu treffen vermochte, wie die Copie dieser Bronze erscheint. Nur die Geberde der rechten Hand, die hier den Helm des Gottes zu tragen hat, wurde verändert. Die linke hält den Speer. Zu seinen Füßen liegen Schild und Schwert. Und wie schon damals diese Statue als Vorbild diente, so ist sie es anderthalbtausend Jahre später auch für den größten deutschen Künstler, Albrecht Dürer, geworden, welchen die Proportionslehre des Menschen gleich jenem peloponnesischen Erzgießer zeitlebens beschäftigt hat und der sich durch dieses ihm gewissermassen congeniale Werk zur Schöpfung seiner Adamfiguren anregen ließ.

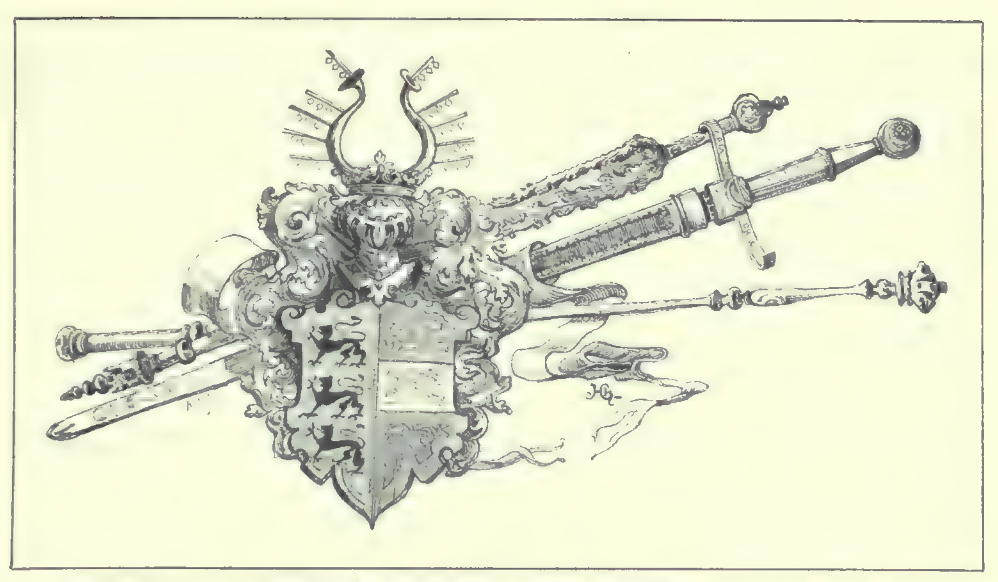
Nebst Virunum kennen wir nur noch ein selbständiges Gemeinwesen auf kärntnischem Boden, Teurnia oder Tiburnia, nicht ferne von Spital in dem breiten Lurnfelde auf einem isolirten Hügel gelegen, in dessen Tannenwald sich heute das Dorf St. Peter im Holz verbirgt. Von hier aus führten Wege durch die Thäler der Lieser, Möll und Mallnitz zu den Goldminen jenseits der Tauern. Andere Orte waren Santicum (St. Martin bei Villach) an der Mündung der Gail in die Drau, die beiden Grenzstationen des illyrischen Zollgebietes Larix (Saifnitz bei Tarvis) und Loncium (bei Mauthen an der oberen Gail), Matucaium (bei Treibach) an der Straße nach Ovilava (Wels) und Juenna (Jauenstein bei Globasnitz) an der Straße nach Celeia (Cilli). Auch wo keine römischen Ortsnamen bekannt sind, wie z. B. im Lavantthal, bezeugen Funde die Besiedlung dieser Gegenden im Alterthum.

Mit der Gefährdung der Donaugrenze mehrten sich die Durchzüge von Truppen, die ersten Boten der schweren Kriegsstürme, welche auch über die Thäler Kärntens hereinbrechen sollten. Virunum ist wahrscheinlich schon 408 den Westgothen erlegen. Teurnia überdauerte es. Eugippius, der Schüler und Biograph des heiligen Severinus, nennt es in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts die kirchliche Metropole des inzwischen christlich gewordenen Noricums. Es erwehrt sich 473 noch tapfer der Ostgothen und wird erst 591 von seinem Schicksale erreicht. Unsere Quellen gestatten nicht, schrittweise zu verfolgen, wie das Römerthum dem Andrang der Barbaren in diesen Ländern allmälig erlag, und es ist auch von geringem Interesse, die Namen der Horden zu kennen, die sie sengend und plündernd durchzogen. Den Westgothen und Langobarden folgten die Avaren und schließlich bemächtigten sich slavische Völker der verlassenen Orte. Aus den Trümmern Virunums bauten sie sich die „Karnburg", ein antiker Säulenstumpf (der „Fürstenstein")

und ein aus römischen Steinen hergestellter Sitz (der „Herzogsstuhl“) dienten ihnen bei den Huldigungen ihrer Herzoge. Die Errungenschaften der ein halbes Jahrtausend hier herrschenden classischen Cultur waren vernichtet. Selbst das Bekehrungswerk, das einst von Aquileja ausgegangen war, mußte von neuem, diesmal durch Sendboten aus Salzburg, in Angriff genommen werden, und tragen Land und Volk auch heute einen Namen, der von einer keltischen Wurzel abzuleiten ist, so ist doch die antike Bevölkerung in ihrer nationalen Eigenart bis auf die letzte Spur verschwunden.



Das Prunnerkreuz auf dem Zollfeld.



Das Landeswappen, das Schwert des Großmeisters Johann Siebenhirter in Millstatt (1499) und Richterstäbe.

Zur Geschichte Kärntens.



Mehr als hundert Jahre vergingen seit dem Sturz des weströmischen Reiches, bis sich im südlichen Noricum wieder eine dauernde Herrschaft bildete. Erst gegen Ende des VI. Jahrhunderts verbreiteten sich die Slovenen oder Winden, damals noch Unterthanen der Avaren, von Pannonien her und aus den Landschaften zwischen der Drau und der Save über weite Gebiete der durch die Völkerwanderung verödeten österreichischen Alpenländer und rückten durch Kärnten westwärts bis an die Drauquelle vor. Ihrer weiteren Ausbreitung in dieser Richtung setzten sich seit 595 die Baiern entgegen und erreichten es nach wechselvollen Kämpfen mit ihren slavischen Nachbarn, daß diese am Anraser Bache (westlich von Lienz) Halt machten. So fiel das frühere Binnen-Noricum, das nun Karantanien (Bergland) hieß, den Alpenslaven anheim, die sich bald darauf des avarischen Joches entledigten und wahrscheinlich dem großen Slavenreiche des Franken Samo unterordneten. Als dieses nach kurzem Bestand zerfiel (662), erscheinen die Karantaner unter selbständigen Häuptlingen oder Zupanen. Zielbewußt aber arbeiteten die baierischen Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger auf die allmälige Unterwerfung der Alpenslaven hin. Ihre Bekehrung zum Christenthum sollte diese erleichtern. Ein großer

Theil des Volkes bäumte sich jedoch gegen die Christianisirung und die baierische Oberherrlichkeit auf. Herzog Thassilo gründete darum im Jahre 769 das Kloster Innichen an der Grenze Karantaniens mit der ausdrücklichen Bestimmung, „das ungläubige Geschlecht der Slaven zum Pfade der Wahrheit zu leiten", und führte seine Scharen zum Kampfe gegen das nach voller Freiheit strebende Volk, welches in der Entscheidungsschlacht unterlag (772). Nun machte auch das Bekehrungswerk, Dank den eifrigen Bemühungen der von Salzburg entsendeten Glaubensboten, raschere Fortschritte.

Als Karl der Große die thatsächliche Unabhängigkeit des baierischen Herzogthums brach (788), kamen die Karantaner mit demselben unter fränkische Oberherrschaft. Diese verdrängte allmälig die slavischen Fürsten, und an deren Stelle traten fränkische Grafen. Als eine feste Stütze der Frankenherrschaft erwies sich alsbald die beharrlich fortgesetzte Christianisirung des Landes und dessen Besiedlung mit deutschen Colonisten. Nur im Süden der Drau behauptete sich das slovenische Volksthum in seiner Eigenart und Überzahl.

Bald nachdem das mit Baiern verbundene Land ein Theil des ostfränkischen (deutschen) Reiches geworden war (843), erwuchs demselben durch die raubsüchtigen Magyaren eine große Gefahr. Nach Kaiser Arnulfs Tode fielen ungarische Horden in Kärnten ein. Zwar gelang es noch, sie zu schlagen (901), und an diesen Sieg knüpft sich der Sage nach die Entstehung von St. Veit, doch wenige Jahre später ward die karolingische Ostmark durch die Magyaren vernichtet. An den weiteren Kämpfen gegen den raubend und plündernd vordringenden Feind nahmen auch die Karantaner im baierischen Heerbann nicht geringen Antheil, so namentlich unter König Otto I., der durch die herrliche Waffenthat auf dem Lechfelde Deutschland für immer von den Einfällen jenes Reitervolkes befreite (955). Deutsche Ansiedler drangen jetzt noch weiter nach Osten, und nicht nur der Ackerbau und die mit ihm zusammenhängenden Beschäftigungen gelangten nun zu höherer Entwicklung, auch der Bergbau ward eifrig betrieben, insbesondere am Hüttenberger Erzberg.

Aus dem Verbande mit Baiern wurde Karantanien, das nebst dem heutigen Kärnten das östliche Pusterthal und die Steiermark, im weiteren Sinne auch Krain umfaßte, im Jahre 976 gelöst. Als sich nämlich Herzog Heinrich II. von Baiern (der „Zänker") gegen Kaiser Otto II. empörte, entsetzte ihn der Kaiser zeitweilig des Herzogthums und schwächte dieses selbst durch die dauernde Abtrennung der Ostmark und Karantaniens, welch letzteres als ein eigenes Herzogthum Heinrich I. (der „Jüngere"), ein Sohn des früheren Baiernherzogs Berthold, sammt der Veroneser Mark (bis zum Po und Mincio) und der Grafschaft Istrien erhielt. Kärnten ward sonach ein selbständiges Herzogthum des deutschen Reiches. Heinrich I. wurde schon ein Jahr nach seiner Erhebung entsetzt, weil

er sich mit dem vertriebenen Baiernherzog verbündet hatte. Kärnten (mit der Mark Verona) kam jetzt an den Grafen Otto im Wormsfelde, den Vater des Papstes Gregor V., nach Ottos Verzichtleistung aber nebst Baiern nochmals an Heinrich I. (983), der bald auf Kärnten und die Mark Verona beschränkt wurde, da Heinrich der Zänker Baiern zurückerhielt. Als Heinrich von Kärnten starb (989), fiel sein Land an Baiern und erhielt erst (1002?) mit dem früheren Herzog Otto vom Wormsfelde wieder seinen eigenen Herrn, der dem Kaiser Heinrich II. im Kampfe mit dem Markgrafen Arduin von Ivrea durch die Erstürmung der Brentaklause einen großen Dienst leistete. Auf Otto folgte dessen Sohn Konrad I. (1004 bis 1011), dann Adalbero von Eppenstein, der im Jahre 1035 wegen angeblichen Hochverrathes abgesetzt wurde, und endlich Konrad II., der Sohn des ersten Konrad, der Mitbewerber seines gleichnamigen Vetters um den deutschen Königsthron nach dem Erlöschen des sächsischen Kaiserhauses. Als Konrad II. kinderlos starb (1039), blieb das Herzogthum einige Zeit unbesetzt; erst im Jahre 1047 vergabte Kaiser Heinrich III. das von ungarischen Kriegsscharen wiederholt heimgesuchte Land (sammt Verona) an den schwäbischen Grafen Welf, der sich am Ende seiner Tage zu einer Verschwörung gegen das Reichsoberhaupt verleiten ließ. Und wieder kam das Herzogthum an Fremde, zunächst an Konrad III. (Kuno) aus dem Hause der Pfalzgrafen von Lothringen (1056 bis 1061), dann an Berthold von Zähringen, von denen jedoch keiner Einfluß im Lande gewann. Berthold warf sich bald den Feinden König Heinrichs IV. in die Arme und ward deßhalb abgesetzt (1077). Nun empfing Liutold von Eppenstein, dessen Vater Markward schon vor Bertholds Einsetzung die oberste Gewalt in Kärnten an sich gerissen haben mag, die Belehnung mit unserem Herzogthum und vererbte es (1090) an seinen Bruder Heinrich III., der bis dahin Istrien und die Krainer Mark verwaltet hatte.

Die Macht der Herzoge erlitt in diesem Zeitraum eine beträchtliche Einbuße infolge der größeren Selbständigkeit, welche die zu Kärnten gehörigen Marken seit dem Ende des X. Jahrhunderts erlangten, und infolge des weiteren Anwachsens der geistlichen Besitzungen innerhalb der Grenzen des Herzogthums. Zu den geistlichen Herrschaften, welche sich der Unabhängigkeit von der gräflichen wie von der herzoglichen Gewalt erfreuten, zählten insbesondere die den Salzburger Erzbischöfen schon von den Karolingern verliehenen und von den sächsischen Kaisern beträchtlich erweiterten Besitzungen bei Friesach, Maria-Saal, im Görtschitz- und unteren Lavantthal, dann die Güter des von Kaiser Heinrich II. (1007) gestifteten Bisthums Bamberg, welche Feldkirchen, die ganze Landschaft von Villach bis Pontafel, Wolfsberg mit dem oberen Lavantthal u. s. w. umfaßten. Zu den vornehmsten und begütertsten Geschlechtern des Landes zählten im XI. Jahrhundert die Grafen von Sponheim Lavant und jene von Ortenburg. Unter den heimischen Edeln werden die Herren von Heunburg, Zeltschach, Dietrichstein und andere genannt. In den

geschlossenen Orten, wo sich freie Handwerker niederließen, begann ein eifriger Gewerbebetrieb und auch der Handel nahm da Aufschwung. So namentlich in dem salzburgischen Friesach, das aus seiner Lage an der nach Italien führenden Straße manchen Vortheil zog, 1015 mit dem Markt-, Zoll- und Münzrechte ausgestattet wurde und schon 1072 den Rang einer Stadt besaß; ferner in dem bambergischen Villach, wo sich mehrere Straßen kreuzten und ein lebhafter Verkehr zwischen Deutschland und Italien entwickelte, insbesondere nachdem dieser Platz 1060 das Marktrecht erhalten hatte. Auch die Landwirthschaft stieg nach Umfang und Ertrag.

Zu den kirchlichen Stiftungen, die dem frommen Sinn des XI. Jahrhunderts ihre Entstehung und eine zumeist reiche Ausstattung verdankten, zählen: das Kloster der Benedictinerinnen zu St. Georgen am Längsee, gestiftet (um 1000) von der Gräfin Wichburg, der Gemalin des Grafen Otwin von Lurn- und Pusterthal, das Benedictinerstift Ossiach, eine Schöpfung der Eltern des Patriarchen Poppo von Aquileja (aus der Zeit um 1026) und in der Sage gefeiert als die letzte Zufluchtsstätte des wilden Polenkönigs Boleslaw, das Nonnenkloster sammt Chorherrenstift bei der Marienkirche in Gurk, welches die in der Legende so vielfach verklärte Hema (Hemma), die Gattin des Grafen Wilhelm von Friesach und im Sanngau, gründete (1042) und dessen reiche Güter dann Erzbischof Gebhard von Salzburg zur Dotation des von ihm am 6. März 1071 gestifteten Bisthums Gurk verwendete, endlich das Ordenshaus der Benedictiner zu St. Paul im Lavantthal, dessen erste Insassen Graf Engelbert von Sponheim aus Hirschau in Schwaben berief (1091). Um diese Zeit entstanden auch das Chorherrenstift in Eberndorf und die Benedictinerklöster von Millstatt (vor 1088) und Arnoldstein (1107). Auf Veranlassung der Klöster wurden nicht blos weite Landstrecken urbar gemacht, sondern die Mönche und Nonnen widmeten sich in den Klosterschulen auch dem Unterricht der Jugend.

Als mit Herzog Heinrich III. das Haus Eppenstein erlosch (1122), kam Kärnten an den Grafen Heinrich von Lavant aus dem Geschlecht der Sponheimer, das die Herzogswürde bis zu seinem Ausgange erblich behauptete. Die glänzendste Zeit der Sponheimer Periode ist jene des Herzogs Bernhard (1202 bis 1256). Durch Klugheit, Bildung und geschäftliche Gewandtheit vor vielen seiner Standesgenossen ausgezeichnet, auf weiten Reisen in die Verhältnisse fremder Staaten und Völker eingeweiht, vertraut mit höfischen Sitten und mit den Künsten der Diplomatie, dabei von hohenstaufischem Geiste beseelt, war Herzog Bernhard berufen, sehr oft die innere und äußere Politik des deutschen Reiches zu beeinflußen und namentlich in dessen Beziehungen zum Papstthum sein entscheidendes Wort in die Wagschale zu werfen. Ein pracht- und glanzliebender Herr, entfaltete Bernhard in allen Burgen, in denen er Hof hielt, den vollen Prunk des Ritterthums. Er ist der Begründer der kärntischen Hofämter, die er an die in der Nähe von

St. Veit, seiner gewöhnlichen Residenz, hausenden Burgherren vergabte: der Karlsberger wurde Marschall, der Kraiger Truchseß, der Osterwitzer Mundschenk. Dichter und Sänger waren bei Bernhard gern gesehene Gäste. Walther von der Vogelweide weilte bei ihm in der Burg zu St. Veit und pries begeistert seine Freigebigkeit. Eifrig betheiligte sich der Herzog selbst an den Ritterspielen. Bei solchen Neigungen vernachlässigte er jedoch keineswegs die Pflichten seiner Würde, denn für die Aufrechthaltung der inneren Ruhe that er sein Möglichstes. Als Bernhard nach einem vielbewegten Leben hochbetagt im Jahre 1256 starb, folgte ihm als der achte und letzte Herzog aus dem Stamme der



Stift St. Paul.

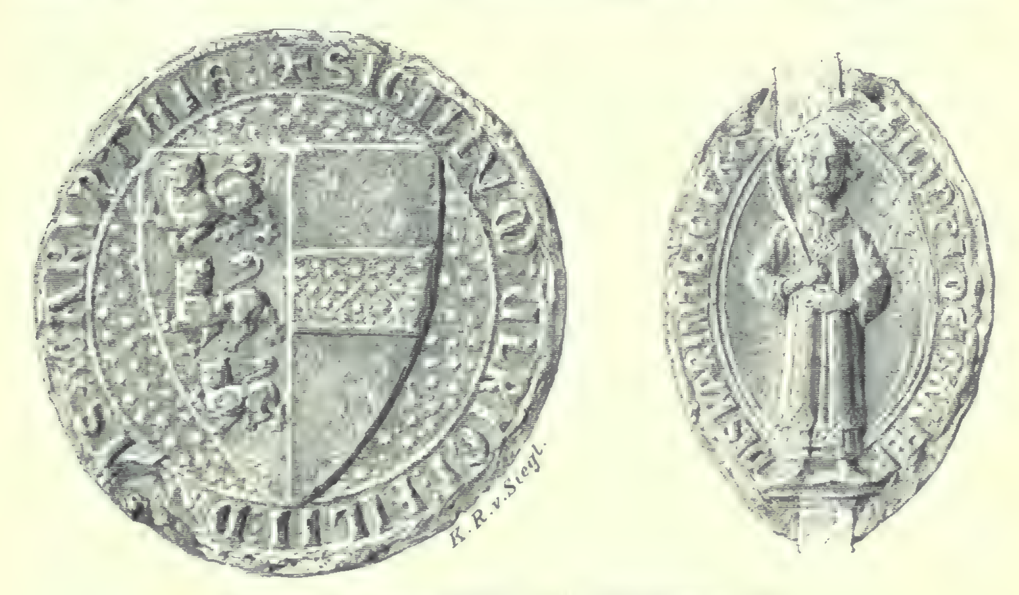
Sponheimer sein Sohn Ulrich III. Durch seinen Bruder Philipp, den erwählten Erzbischof von Salzburg, wurde der neue Herzog in eine Fehde mit dem Bischof Ulrich von Seckau verwickelt, den das Salzburger Kapitel nach Philipps Absetzung auf den erzbischöflichen Stuhl berufen hatte und dem die Ungarn, seit dem Aussterben der Babenberger die Herren Steiermarks, Hilfe leisteten. Als ungarische Scharen in Kärnten einfielen und den Sponheimern empfindlichen Schaden zufügten, nahm sich König Přemysl Ottokar II. von Böhmen, damals auch schon Besitzer von Österreich, des ihm verwandten herzoglichen Hauses nachdrücklich an, setzte sich mit den über die ungarische Herrschaft mißvergnügten Steirern in Verbindung und schlug mit diesen und den Kärntnern den ungarischen König bei Kroissenbrunn (1260). Der Gewinn von Steiermark

war für Přemysl Ottokar die Frucht dieses Sieges, und jetzt verfolgte er, begünstigt vom Papst und unterstützt von seinem Vetter, dem neuen Erzbischof Wladislaw von Salzburg, mit aller Beharrlichkeit das ihm schon seit längerer Zeit vorschwebende Ziel, auch Kärnten zu erwerben. Herzog Ulrich war kinderlos und der nächste Erbe seiner Eigengüter wäre sein Bruder Philipp gewesen, der auch auf das Herzogthum Ansprüche erhob. Trotzdem setzte es der Böhmenkönig durch, daß Ulrich ihn und nicht seinen Bruder in Poděbrad zum Erben seines Landes und seiner sonstigen Güter bestellte (4. December 1268). Zur Entschädigung für diesen Verlust bewirkte Ottokar Philipps Wahl zum Patriarchen von Aquileja. Am 27. October 1269 starb der letzte der Sponheimer Herzoge und der Böhmenkönig betrachtete sich nun, ohne Philipps oder des Reiches Rechte zu berücksichtigen, als den Erben Kärntens und der Sponheim'schen Besitzungen in Krain. Der Sponheimer Fürstenstamm hatte sich nicht nur die Erblichkeit der Herzogswürde, sondern auch die Landeshoheit erworben. Dagegen waren zu dieser Zeit nach der Ablösung der Marken die Grenzen des Herzogthums fast schon auf die heutigen beschränkt. — An Städten zählte Kärnten bis zum Ausgang der Sponheimer schon fast ebensoviele als heutzutage. Als Hauptstadt galt St. Veit, neben welchem aber dessen nachherige Rivalin Klagenfurt schon zu einiger Bedeutung gelangte. Noch heute erinnert der inmitten des Hauptplatzes von Klagenfurt aufgestellte „Lindwurm" an jene Sage, welche von der Gründung der jetzigen Landeshauptstadt erzählt. Um das herzogliche Jagdschloß bildete sich ein Markt, der unter Ulrich II. (1181 bis 1202) schon eine Zollstätte besaß und, von Herzog Bernhard zur Stadt erhoben, mit Ringmauer und Thoren versehen wurde. Auf dem flachen Lande wiederum trieben der Mehrzahl nach unfreie Leute Ackerbau und Viehzucht, neben welchen Beschäftigungen nun auch der Bergbau weitere Ausbreitung gewann, denn neben den alten Eisengruben standen auch einzelne Silber- und Bleibergwerke im Betriebe. Selbst das geistige Leben und Streben wies unter den Sponheimern erfreuliche Fortschritte auf. Neben den Klosterschulen entstanden in den



Sponheimer Herzogssiegel: Bernhard (1209).

Städten, in Märkten und anderen größeren Ortschaften eigene Unterrichtsanstalten mit weltlichen Lehrern; Gurk und St. Paul besaßen sogar Schulen höherer Art. Beredtes Zeugniß für den Aufschwung der Geister geben ferner mehrere der damals aufgeführten und theilweise noch erhaltenen und bewunderten Bauten. Der namentlich durch die Kreuzzüge genährte religiöse Sinn äußerte sich auch in der Begründung einer Reihe von Propsteien, Collegiatstiften und Klöstern, mit welch letzteren zumeist Spitäler für arme Kranke verbunden waren. Ein solches gründeten auch die Grafen von Ortenburg (1191) und von diesem erhielt die benachbarte Ortschaft, der heutige Markt Spital, seinen Namen. In Villach gab es seit 1229 ein Hospital zur Beherbergung von Armen und Pilgern. Von



Sponheimer Herzogssiegel: Ulrich III. (1248) und Philipp Electus (1273).

den neuen Klöstern ist das der Cistercienser in Viktring das bedeutendste; gestiftet von dem reichen Grafen Bernhard von Trixen aus dem Geschlechte der Sponheimer, bekam es die ersten Mönche aus dem Kloster Villars in Lothringen (1142). Im Jahre 1228 gründete Erzbischof Eberhard II. von Salzburg das Bisthum Lavant mit dem Sitze in St. Andrä.

Nach dem Tode seines Bruders setzte Philipp, der letzte Sponheimer, alle Mittel in Bewegung, um Kärntens Herr zu werden. Aber im Lande selbst ergriffen nur die Städte und der niedere Clerus seine Partei, während Ottokar an der Mehrzahl des heimischen Adels und an dem Gurker Bischof Dietrich II. eine feste Stütze fand. Philipp begnügte sich vorläufig mit dem leeren Titel eines „beständigen Statthalters in Kärnten", den ihm Ottokar übertrug, nachdem er sich selbst des Erbes der Sponheimer vollends

bemächtigt hatte. Doch auch die Tage seiner Herrschaft in Kärnten waren gezählt. Rudolf von Habsburg, fest entschlossen, des Reiches Rechte zu wahren und des Böhmenkönigs trotzigen Sinn zu brechen, erklärte ihn der Lande Österreich und Steiermark für verlustig und belehnte (1275) Philipp von Sponheim mit Kärnten und dem dazugehörigen Theile von Krain und der Mark. Rasch vollzog sich nun in unserem Lande der Abfall von Ottokar. Graf Meinhard von Tirol, dessen Bruder Albert von Görz und die Grafen von Ortenburg rückten mit starken Kriegsscharen in die südlichen Herzogthümer ein und bemächtigten sich derselben zu Gunsten des Reiches. Schon am 21. November 1276 mußte Ottokar auf diese Länder verzichten, und als er im Jahre 1278 den Krieg gegen das Reichsoberhaupt erneuerte, verlor er Schlacht und Leben. Die Reichsverweserschaft in Kärnten hatte Rudolf von Habsburg schon 1276 dem Grafen Meinhard von Tirol, seinem alten Freunde und treuen Bundesgenossen, übertragen, und ihn belehnte er auch, zumal Philipp von Sponheim nach einem ruhelosen Leben im Jahre 1279 zu Krems das Zeitliche gesegnet hatte, zum Lohne für die ihm geleisteten Dienste mit dem Herzogthum Kärnten (Augsburg, 1. Februar 1286), nachdem ihm schon früher Krain und die windische Mark als Pfand für ein Darlehen zugefallen waren. Der neue Herzog unterzog sich bei seinem Regierungsantritt jener eigenthümlichen, angeblich schon seit der Zeit der slavischen Fürsten üblichen Ceremonie, die auch Anastasius Grün im „Pfaff vom Kahlenberg“ poetisch verherrlicht hat. Diese sogenannte Herzogseinsetzung vollzog sich auf dem Fürstenstein bei Karnburg, in der Kirche zu Maria-Saal und auf dem Herzogsstuhl im Zollfeld. Da Meinhard nur selten in seinem Herzogthume weilte, gelang es ihm nicht, wie er wünschen mochte, hier volle Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Auch der Krieg, den Herzog Albrecht von Österreich und Steiermark, Meinhards Schwiegersohn, mit den Salzburger Erzbischöfen führte, brachte viel Unheil über das Land. Friesach wurde während desselben zweimal (1289 und 1292) von dem Feinde in Brand gesteckt, das Lavantthal erlitt furchtbare Verheerungen und alle Bande der Ordnung schienen gelockert, als der reich begüterte Graf Ulrich von Heunburg sich jenem Bunde steirischer Adeliger zugesellte, die gegen ihren Herzog Albrecht die Fahne der Empörung erhoben. Auf der bambergischen Feste Griffen, die er in seine Gewalt gebracht, trotzte der Graf monatelang den Herzoglichen. Erst als Meinhards jüngster Sohn Heinrich frische Mannschaften nach Kärnten brachte, gelang es den Herzoglichen unter der Führung Konrads von Auffenstein, den Heunburger am Wallersberge zu besiegen, und als dann seine ganze Grafschaft mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, ergab sich der Graf auf Gnade und Ungnade (1293).

Im Jahre 1295 starb Meinhard in Greifenburg und seine Söhne Otto, Ludwig und Heinrich übernahmen gemeinsam das väterliche Erbe. Sie unterstützten die

Habsburger sowohl in dem wieder entbrannten Kampfe mit Salzburg, als auch bei dem Waffengange um die deutsche Königskrone; zu dem Siege Albrechts bei Göllheim half Herzog Heinrich wacker mit. In ihrem eigenen Herzogthum aber Ordnung zu schaffen, gelang ihnen nur in geringem Maße, zumal der jüngste und tüchtigste der herzoglichen Brüder von Ehrgeiz getrieben seine Blicke in die Ferne lenkte. Als Gemal der Prinzessin



Die Herzogseinsetzung in Kärnten.

Anna von Böhmen erhob er nämlich nach dem Erlöschen des premyslidischen Mannsstammes Ansprüche auf die erledigte Krone. Er gewann auch die Mehrzahl der böhmischen Stände für sich, verfeindete sich aber mit König Albrecht, der das Land für ein heimgefallenes Reichslehen erklärte und seinem Sohne Rudolf verlieh. Erst nach dessen frühem Tode wurde Heinrich zum böhmischen König gewählt (1307). Albrechts Nachfolger auf dem deutschen Throne, Heinrich VII. von Luxemburg, hielt an der Ansicht fest, daß Böhmen dem Reiche anheimgefallen sei, und trat, um es seinem Hause zuzuwenden, in Verhandlungen mit jenem Theile der Stände, der sich von dem Kärntner

abgewendet hatte. Als endlich der deutsche Königssohn Johann von Luxemburg mit Heeresmacht ins Land rückte, um von dem böhmischen Throne Besitz zu nehmen (1310), mußte Heinrich, von seinen wenigen Anhängern und Bundesgenossen verlassen und fast nur auf die Truppen aus seinen Erblanden angewiesen, Prag den Rücken kehren und in die Heimat ziehen. Den Königstitel behielt er jedoch bis zu seinem Tode bei.

In Kärnten und Tirol erscheint Heinrich, nachdem seine Brüder Ludwig (1305) und Otto (1310) gestorben waren, als alleiniger Herr. Trotz seiner leeren Kassen, trotz seiner mit den Jahren steigenden Schwäche und Unthätigkeit wurde unser König-Herzog jedoch bald eine vielumworbene Persönlichkeit. Denn da er keinen Sohn besaß, waren seine Töchter Adelheid und Margaretha die Erbinnen aller seiner Eigengüter und Weiberlehen, zu denen fast alle tirolischen Grafschaften zählten, und die Luxemburger wie die Habsburger bemühten sich deßhalb, Heinrich, als er nach dem Tode seiner zweiten Gemalin, Adelheid von Braunschweig, an eine neue Ehe dachte, bei seinen Werbungen gefällig und dienstbar zu sein. Johann von Böhmen, der Heinrichs dritter Gemalin Beatrix von Savoyen eine große Mitgift versprochen hatte, setzte es endlich durch, daß sein gleichnamiger Sohn Margaretha (Maultasch) zum Altar führte, und es war bei dieser Gelegenheit bestimmt worden, daß Heinrichs Töchter in den Besitz seiner Länder gelangen sollten, falls er keinen Sohn hinterließe. Kaiser Ludwig der Baier hatte zwar schon früher dem König Herzog zugestanden, daß ihm in Ermanglung von Söhnen seine Töchter oder ein Gemal derselben auch in den Reichslehen, somit im Herzogthum Kärnten nachfolgen könnten, und es war nur die Bedingung beigefügt worden, daß die Erbeseinsetzung eines Gemals mit des Kaisers Wissen geschehen müsse. Jetzt aber fürchtete Ludwig schon das Anwachsen der luxemburgischen Hausmacht und ging darum mit den Habsburgern Albrecht und Otto, Herzog Meinhards Enkeln und Heinrichs nächsten männlichen Verwandten, am 26. November 1330 einen geheimen Vertrag ein: der Kaiser versprach, die Habsburger nach Heinrichs Tode mit Kärnten zu belehnen, diese hingegen sagten ihm ihre Hilfe zur Erwerbung Tirols zu. Die österreichischen Herzoge benützten seitdem in kluger Weise jede Gelegenheit, um in Kärnten Einfluß zu gewinnen und so ihre künftige Herrschaft vorzubereiten. Als nun Heinrich anfangs April 1335 aus dem Leben schied, belehnte Kaiser Ludwig die Habsburger noch im Mai zu Linz mit unserem Herzogthum. Die Kärntner leisteten den neuen Landesherren anfangs Juni den Eid der Treue und am 2. Juli unterzog sich Herzog Otto namens seines Hauses der Huldigungsfeier auf dem Zollfeld. Die kriegerischen Versuche der Luxemburger, Kärnten für sich zu gewinnen, blieben ebenso erfolglos wie die diplomatischen, und so entsagte denn König Johann im Frieden zu Enns (9. October) für sich und seine Söhne sowie für Margaretha Maultasch und deren Schwester allen Ansprüchen auf Kärnten und das verpfändete

Krain. Auch die späteren Bemühungen der Söhne Johanns, von Tirol aus Kärnten zu erobern, scheiterten.

Nach Ottos Tode war sein Bruder Albrecht II. (der Weise oder Lahme) alleiniger Beherrscher der österreichischen Länder. Auch in Kärnten sorgte er kraftvoll für Aufrechthaltung der inneren Ruhe und suchte das Wohl seiner neuen Unterthanen bestens zu fördern. Leider kamen zu seiner Zeit furchtbare Unglücksfälle über das Land. In den Jahren 1338 bis 1340 verwüsteten Heuschreckenschwärme die Felder, im Jahre 1342 traten große Überschwemmungen ein, im Jahre 1348 (25. Jänner) ereignete sich jenes heftige Erdbeben, infolge dessen ein Theil der Südwände des Dobratsch abstürzte, viele Dörfer und Weiler verschüttete und auch Villach, wo gleichzeitig eine Feuersbrunst wüthete, fast ganz zerstörte. In demselben Jahre begann die Beulenpest (der „schwarze Tod") ihren verheerenden Umzug in Kärnten und raffte Tausende von Menschen hin. Das aufgeregte Volk, welches in allen diesen Schicksalsschlägen Strafgerichte Gottes sah, glaubte nur durch außergewöhnliche Bußübungen den Zorn des Himmels versöhnen zu können und veranstaltete deßhalb die mit so vielem Unfug verbundenen Geißlerfahrten. An den Juden rächte das Volk die ihnen zur Last gelegte Entheiligung kirchlicher Gegenstände oder die Übervortheilung in geschäftlichen Dingen durch Mord oder Vertreibung, so insbesondere in Wolfsberg (1338).

Albrechts Erbe wurde sein ältester Sohn, der hochbegabte Rudolf der Stifter, der Tirol für sein Haus erwarb (1363) und so Kärntens Westgrenze schützte. Unter seinen ihm in der Regierung folgenden Brüdern Albrecht III. und Leopold III. brach in unserem Lande ein Aufstand aus, dessen Niederwerfung den Herzogen viele Mühe verursachte. Als die Seele desselben erscheinen die beiden Friedrich von Auffenstein, die Enkel Konrads, die sich bitter gekränkt fühlten durch die Übertragung des Marschallamtes an Rudolf von Liechtenstein und der Landeshauptmannschaft an Konrad von Kraig. Zwei Monate lang wogte der Kampf in der Gegend von Bleiburg, dem Hauptsitze der Empörer. Erst dann, als die Burg vollkommen eingeschlossen, die Stadt eingeäschert, die Umgebung verwüstet war, ergaben sich die Auffensteiner den Herzogen. Ihre reichen Güter fielen den Landesfürsten zu, sie selbst wurden zu lebenslänglicher Haft in der Burg Strechau bei Rottenmann verurtheilt. Dort starb der eine der beiden Friedrich, der andere wurde nach 28 Jahren begnadigt und beschloß sein Leben als Domherr in Regensburg.

Sehr abträglich für die Macht der Habsburger erwiesen sich die vielfachen Theilungen ihres Besitzes. Durch eine solche gelangte Kärnten schon 1375 unter die Verwaltung Leopolds III., dem innere Fehden in diesem Lande viel zu schaffen machten. Da in der an Wirren reichen Zeit die Bürger viele Unbilden seitens der Adeligen erfahren mußten, verbanden sich (1386) die Städte St. Veit, Klagenfurt und Völkermarkt zur Abwehr

gegen die raublustigen Herren und zur Berathung über gemeinsame Interessen. Nachdem der Herzog bei Sempach den Tod gefunden, führte sein Bruder Albrecht III. in allen österreichischen Ländern die Regierung, nach seinem Hingange aber gab es wegen derselben wieder langdauernde Zerwürfnisse zwischen den Habsburgern. Erst im Jahre 1411, nachdem inzwischen der Parteikampf zu einem wilden Bürgerkriege in Österreich ausgeartet war, kam es zu einer vorläufigen Ordnung der staatlichen Verhältnisse. Ernst der Eiserne, ein Sohn Leopolds III., vereinigte die Herrschaft von ganz Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain und die benachbarten kleineren Gebiete) in seinen Händen und empfing dann auch die Huldigung der Kärntner. Er war der letzte Herzog, der sich in der alten ehrwürdigen Form in sein Amt einsetzen ließ (1414).

Während seiner Regierung (1420) erlosch das Grafengeschlecht der Ortenburger. Das reiche Erbe, zu dem auch die Märkte Spittal und Paternion zählten, kam an die mächtigen Grafen von Cilli, die bald darauf eine Fehde mit dem Bischof von Bamberg begannen und später, als Herzog Friedrich V. (seit 1440 römischer König), der Sohn des „eisernen" Ernst, die Regierung übernommen hatte, auch mit diesem in Streit und Kampf geriethen. Erst 1443 fügten sie sich in Friedrichs Lehensherrlichkeit und sicherten den Habsburgern die Vererbung ihrer Herrschaften Cilli, Sternberg und Ortenburg beim Erlöschen ihres Stammes zu. Dieser Fall trat ein, als Ulrich von Cilli in Belgrad ermordet wurde (1456). Nun säumte Friedrich nicht, auf seine Rechte als Lehensherr und auf den Erbvertrag sich stützend, die meisten innerösterreichischen Herrschaften der Cillier an sich zu bringen.

Die Regierungsperiode Kaiser Friedrichs III. war für Kärnten eine drangsalvolle Zeit, denn fast nie ruhten die inneren Fehden und wiederholt wurde das Land von Einfällen auswärtiger Feinde heimgesucht. Kaum war der Aufstand, den Andreas Baumkircher in Steiermark entzündet hatte und der sich durch dessen Genossen auch in unser Land verpflanzte, niedergeschlagen, als türkische Reiterscharen raubend, brennend und mordend durch den Kanker-Paß gegen Bleiburg und von da ins Jaun- und Glanthal vordrangen, von wo sie eine Menge Gefangener mit sich schleppten (1473). Als die Türken zum zweitenmale einfielen (1476), aus dem Savethal über Weißenfels und Villach unter entsetzlichen Verheerungen einerseits bis ins Gurkthal, anderseits ins Jaun- und Lavantthal drangen, da vermochte ihnen wegen ihrer Schnelligkeit das Landesaufgebot keinen Widerstand zu leisten. Tiefe Mißstimmung bemächtigte sich deßhalb der niederen Volksclassen, sie wähnten sich sogar von den Herren verlassen, da sich diese bei der Annäherung des Feindes in die festen Plätze retteten. In der Grafschaft Ortenburg bildete sich damals unter der Leitung des Peter Wunderlich ein Bauernbund, der als seinen Zweck die Vertheidigung des Landes gegen die Türken bezeichnete, daneben aber auch

zum Schrecken der Grundherren verschiedene Vortheile oder Rechte für den Bauernstand zu erringen trachtete.

Als im Juli 1478 türkische Renner und Brenner zahlreicher als bisher über Tarvis gegen Villach stürmten, stellten sich ihnen bei 400 bewaffnete Bauern entgegen, die aber größtentheils niedergemacht oder gefangen wurden. Die Raubscharen wütheten dann fast drei Wochen lang in ganz Mittelkärnten und holten sich selbst von den Almen die dort weidenden Thiere herab; 10.000 Gefangene sollen sie bei ihrem Abzuge mitgeschleppt haben. Kaum waren die Unholde abgezogen, so schritt man daran, die Leiter des Bauern-



Der Herzogsstuhl auf dem Zollfeld bei Maria Saal.

bundes durch Einkerkerung oder Hinrichtung unschädlich zu machen. Neue Bedrängniß erwuchs dem Lande, als der Kaiser mit dem Erzbischof Bernhard von Salzburg in Streit gerieth und dieser bei dem Ungarnkönig **Matthias Corvinus** Hilfe fand. Ungarische Truppen besetzten (1480) die salzburgischen Plätze in Kärnten und unternahmen von hier aus Raubzüge in die Umgebung, während kaiserliche Söldnerscharen die erzbischöflichen Besitzungen verheerten. Dasselbe Jahr brachte Heuschreckenschwärme und die Pest ins Land. Um das Elend voll zu machen, erschienen auch die Türken wieder (1480, 1483). Der Krieg zwischen den Ungarn und den kaiserlichen Söldnern währte bis zum Tode des Corvinus (1490), dann erst räumten die Ungarn die von ihnen besetzten erzbischöflichen Plätze. Zum Zwecke des Kampfes gegen die Türken hatte Friedrich zwar den geistlichen

St. Georgs-Ritterorden gestiftet und ihm das Kloster zu Millstatt sammt allen dazu gehörigen Besitzungen überlassen, dieser Orden, dessen erster Großmeister Johann Siebenhirter wurde (1469), vermochte jedoch seine Aufgabe nicht zu lösen, denn es mangelte ihm an Geldmitteln und darum auch an der hinreichenden Anzahl von Mitgliedern.

Als Kaiser Friedrich starb (1493), vereinte Maximilian I. sämmtliche Länder des Hauses Habsburg in seiner Hand. Eifrig bemühte er sich, die Wunden zu heilen, die ihnen Kriege und feindliche Einfälle geschlagen, kräftig trat er gegen das Faustrecht auf, sorgsam war er auf Abwehr der Türkengefahr bedacht. In Osterwitz legte er ein Zeughaus an. Dem Wunsche der Stände nachkommend, verbannte Maximilian die wieder ziemlich zahlreich gewordenen Juden aus Steiermark und Kärnten (1496). Das Gleiche that auf seinem Gebiete der Erzbischof von Salzburg und etwas später auch der Bischof von Bamberg. Nach dem Tode Leonhards, des letzten Grafen von Görz, fiel dessen Grafschaft alten Erbverträgen gemäß an Maximilian, der nun das untere Pusterthal mit Lienz, obwohl es bisher einen Theil Kärntens gebildet hatte, dem Lande Tirol einverleibte. So wurde Kärnten auf seine heutigen Grenzen beschränkt (1500).

Jene tiefgehende Bewegung, von der ein großer Theil der Bauernschaft Krains und Südsteiermarks im Jahre 1515 ergriffen wurde und die in der Forderung gipfelte, daß die Grundherren mit den seit alter Zeit üblichen Giebigkeiten zufrieden sein und alle darüber hinausreichenden Abgaben abstellen sollten, drang auch nach Kärnten. In Pustritz bei Griffen tagten am 1. Juni bei 3.000 Bauern und schlossen einen Bund, an dessen Spitze Christof Groß und Georg Mur als Feldhauptleute, dann mehrere Unterhauptleute, Viertelmeister, Redner und „Beiständer" gestellt wurden. Die Bewegung verbreitete sich auch in das Jaun- und Gailthal und nordwärts bis Straßburg und Hüttenberg. Beunruhigt durch diese Vorgänge sammelten die Stände eine größere Truppenmacht und bewältigten allmälig, von kaiserlichen Söldnern unterstützt, den Aufstand. Bei ihrem Zuge durch das Land war die ständische Macht auch vor die Thore der landesfürstlichen Stadt St. Veit gekommen, die Bürger aber, Gefahr für ihre Freiheiten befürchtend, hatten ihr den Einlaß erst nach längerem Zögern zugestanden. Darob verletzt baten Adel und Geistlichkeit den Kaiser um Überlassung der Stadt Klagenfurt, die ihnen bei künftigen Empörungen der Unterthanen als sicherer Waffenplatz dienen sollte. Maximilian willfahrte diesem Wunsche (1518) und die Stände versprachen, Klagenfurt zu einer Festung umzugestalten. Da aber die Erklärung Klagenfurts zu einer ständischen Stadt den Verlust vieler Rechte der Bürger mit sich brachte, geriethen diese in große Besorgniß, welche sich bald auf alle landesfürstlichen Städte und Märkte verpflanzte, weil jetzt alle den Verlust ihrer Freiheit befürchteten. Man schickte mehrere Bürger nach Wels, um den Kaiser um die Zurücknahme der Schenkung zu bitten, aber bevor noch das Gesuch erledigt

wurde, starb Maximilian. Klagenfurt blieb ständisch, ward nun an Stelle von St. Veit die Hauptstadt des Landes und der Stützpunkt der nach immer größerer Macht strebenden Stände.

Unter Maximilians Enkel Ferdinand I. begann für die österreichischen Lande abermals die Türkennoth. Immer schwerer wurden die Opfer an Gut und Blut, die namentlich die Bevölkerung Innerösterreichs für die Grenzvertheidigung bringen mußte, und doch konnte der Feind lange nicht für die Dauer zurückgehalten werden. Die drohende Gefahr veranlaßte die Stände Kärntens, die Befestigung der Landeshauptstadt ernstlich



Der Fürstenstein im Landhaus zu Klagenfurt auf seinem ehemaligen Platze bei Karnburg (im Hintergrund Maria Saal).

in Angriff zu nehmen und durchzuführen. In diese Zeit fällt aber auch das Vordringen der Lehre Luthers nach Kärnten. Sächsische Knappen wurden die Verkünder derselben in den Bergrevieren der hohen Tauern, Einwanderer aus Schwaben, die in dem nach einem verheerenden Brande eben wieder erstehenden Klagenfurt sich eine neue Heimat gründeten, verbreiteten sie in der Metropole des Landes; zum eifrigsten Förderer der Reformation aber wurde der Adel, der die religiöse Bewegung zur Erhöhung der ständischen Macht auszunützen gedachte. Unglaublich rasch hatte die Reformation Boden gefaßt, während Kaiser Karl V. mit den Häuptern des Protestantismus in Deutschland schon in Krieg gerathen war. Auf der Flucht vor Moriz von Sachsen kam der Monarch und mit ihm der gefangene Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen nach Villach, um

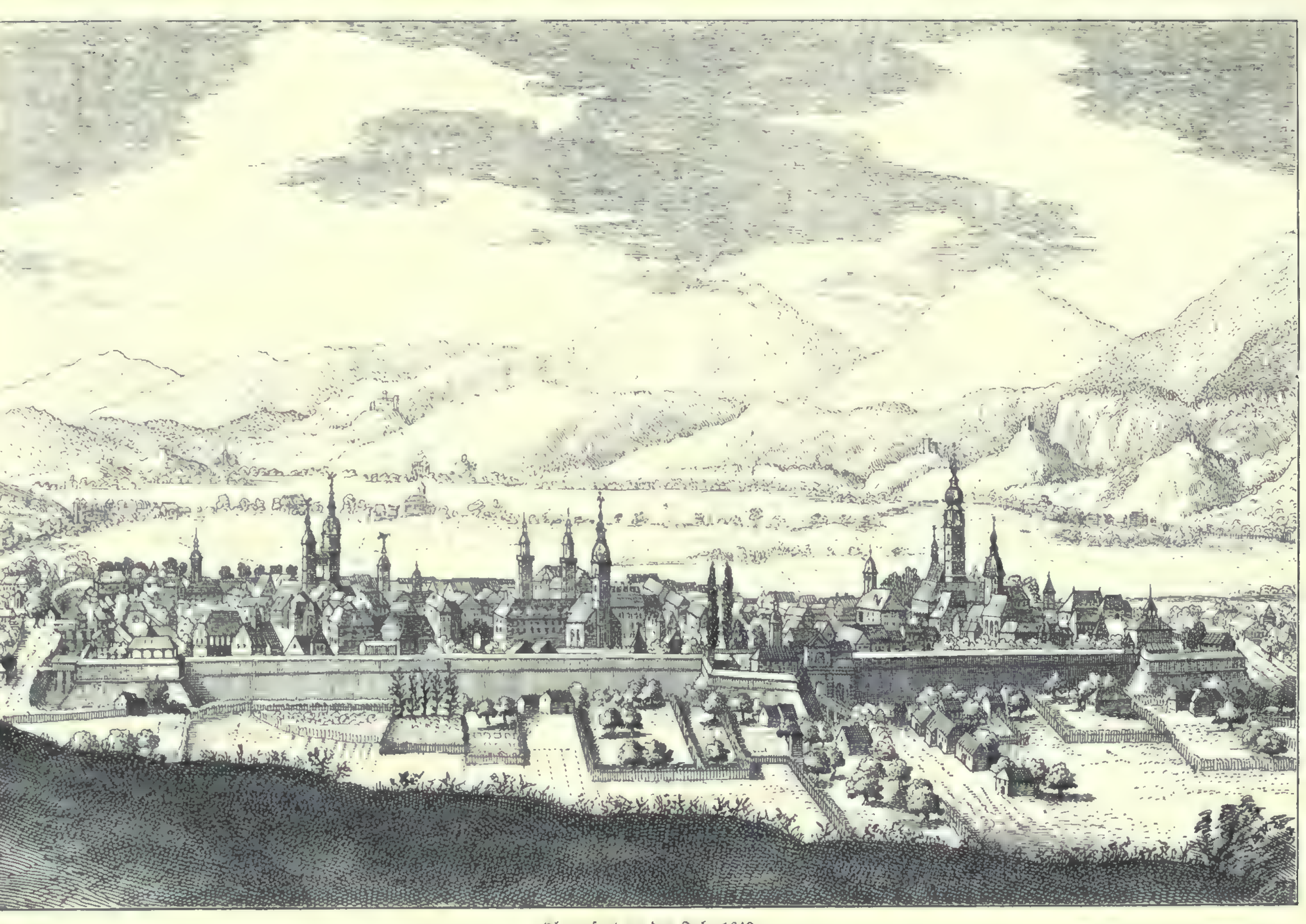
in dieser Stadt vom Mai bis zum Juli 1552 zu verweilen. Auch König Ferdinand erschien zu dieser Zeit in Villach und holte sich die Zustimmung des Kaisers zu dem Passauer Vertrage.

Nach Ferdinands Tode (1564) wurde sein jüngster Sohn Karl Herr von Inneröſterreich. Seine ganze Regierung durchzieht der Kampf mit den protestantischen Ständen, die von ihm die Bewilligung freier Religionsübung verlangten und auf jedem Landtage das Begehren nach Gewissensfreiheit stellten, wobei die Steuer- und Truppenbewilligungen, die wegen der Türkengefahr häufig von den Ländern gefordert werden mußten, in hohem Grade ihre Bestrebungen begünstigten. In seiner Bedrängniß gab Erzherzog Karl endlich auf dem Landtage zu Bruck an der Mur (1578) die mündliche Zusage, daß der Adel für sich und seine Angehörigen Religionsfreiheit genießen solle, daß die Evangelischen ihre Kirchen und Schulen in Graz, Laibach, Klagenfurt und Judenburg behalten dürften, daß auch die Bürger der Städte und Märkte in ihrem Gewissen nicht beschwert werden sollten; anderseits hätten die Protestanten sich gegen die Katholiken ruhig und nicht aufhetzend zu verhalten.

Da die Stände Manches unternahmen, was die ihnen gemachten Zugeständnisse überschritt, und er befürchten mußte, daß sie es auch auf Beseitigung des Gehorsams in weltlichen Dingen abgesehen hätten, befreundete er sich immer mehr und mehr mit dem Gedanken, eine katholische Gegenreformation in seinen Ländern durchzuführen, und traf einzelne, eine solche vorbereitende Anordnungen.

Karl starb im Jahre 1590 und hinterließ Inneröſterreich seinem vom Selbstgefühl des Herrschers beseelten Sohne Ferdinand II. Das Ungenügende vereinzelter Maßregeln erkennend, ordnete dieser eine Action in großem Maßstabe nach jenem Plane an, den Bischof Georg Stobäus von Lavant ihm empfohlen hatte. Die Grundzüge desselben waren: die Verwaltung der Länder und Städte darf nur Katholiken anvertraut werden. Akatholiken sollen nicht Landstände werden. Die evangelischen Prediger und Lehrer sind zuerst auszuweisen, hierauf sollen die Bürger und Bauern bekehrt werden und ihre Bücher, Kirchen und Friedhöfe verlieren. Jedermann muß sich schriftlich zum katholischen Glauben bekennen; wer sich dessen weigert, soll Hab und Gut verkaufen und nach Überlassung des zehnten Theiles vom Erlöse an den Staat auswandern.

An die Spitze jener Commission, der die Durchführung der Gegenreformation in Kärnten übertragen wurde und deren Geleite 300 Büchsenschützen bildeten, trat Bischof Martin Brenner von Seckau, der „Ketzerhammer". Sie erschien im September 1600 aus Obersteier im Lieserthal und durchzog die meisten Gegenden Kärntens. Ein erfolgreicher Widerstand war den Bürgern und Bauern nicht möglich; wer nicht auswandern wollte, mußte sich unterwerfen. Auch die Stände, die in Klagenfurt — dem Hauptsitze und



Klagenfurt um das Jahr 1649.

Bollwerke des Protestantismus in Kärnten — Söldner gesammelt hatten, fügten sich nach einigem Zögern in das Unvermeidliche und widersetzten sich nicht der Bekehrung der Klagenfurter Bürger. Trotzdem verharrten diese bei der protestantischen Lehre, sie hielten sich heimlich Prädicanten oder zogen zum Gottesdienst auf die benachbarten Schlösser, wo sich solche noch befanden. Weil sie Beichte und Communion nach katholischer Weise nicht verrichten wollten, erschien Bischof Brenner 1604 zum zweitenmale in Klagenfurt und begann nochmals sein Bekehrungswerk. Die meisten Bürger fügten sich endlich, die übrigen wanderten aus. Nun wurden die städtischen und ständischen Ämter mit Katholiken besetzt und die Ertheilung des Bürgerrechtes auf Anhänger des alten Glaubens beschränkt. Die Jesuiten, die schon 1598 Millstatt von dem eingegangenen St. Georgs-Ritterorden übernommen und 1603 das Augustinerstift Eberndorf erhalten hatten, zogen jetzt auch in Klagenfurt ein, um durch ihre Thätigkeit die Gegenreformation zu vollenden. Insbesondere bemühten sie sich, den Unterricht und die Erziehung der Jugend in die Hand zu bekommen. Hatten ja auch die Reformatoren dem Schulwesen ihre eifrigste Sorgfalt zugewendet, weil ihnen daran lag, die neue Lehre unter der Jugend zu verbreiten. Als ihre höchste Unterrichtsanstalt hatten sie die adelige Schule oder das ständische Collegium in Klagenfurt gestiftet (1563), an dem der Adel, Prediger und Lehrer, Beamte und Rechtsfreunde sich ihre Bildung erwarben. Einer der Rectoren des Collegiums, Hieronymus Megiser aus Stuttgart (gestorben 1616), verfaßte das erste zusammenhängende Werk über Kärntens Landesgeschichte (Annales Carinthiae); Gotthard Christalnik, ein Kärntner von Geburt, Pastor zu St. Veit und Osterwitz, sammelte emsig Handschriften zur Geschichte seines Vaterlandes.

Durch die Gegenreformation fielen auch die protestantischen Schulen. Die Jesuiten eröffneten sofort ein Gymnasium in Klagenfurt, das sich bald eines zahlreichen Besuches erfreute. Unter den in Kärnten bis zur Aufhebung des Ordens wirkenden Jesuiten finden sich mehrere Gelehrte und Schriftsteller von gutem Namen. Wir erwähnen hier Markus Hansiz (aus der Gegend von Völkermarkt, gestorben 1766), der Verfasser einer Kirchengeschichte des südöstlichen Deutschland (Germania sacra) und einiger Beiträge (Analekten) zur Geschichte Kärntens, den ebenfalls um die Heimatsgeschichte und um die Münzenkunde verdienten Erasmus Fröhlich (gestorben 1758), den Verfasser der „Philosophie der Religion", Siegmund von Storchenau (aus Hollenburg, gestorben 1797) und den berühmten Botaniker Franz Freiherrn von Wulfen (gestorben 1805), den Entdecker der nach ihm benannten Wulfenia carinthiaca und Verfasser der Flora norica. Unter den Schriftstellern des Laienstandes aus der Zeit nach der Gegenreformation nimmt Graf Franz Christof Khevenhüller (geboren zu Klagenfurt 1588, gestorben 1650) den ersten Rang ein — der Verfasser der neun Bände umfassenden Annalen Ferdinands II., welche

der protestantischen, schwedischen und französischen Partei gegenüber die habsburgischen und katholischen Interessen vor und während des dreißigjährigen Krieges vertraten.

Trotz der eifrigen Thätigkeit, welche die Jesuiten seit ihrer Berufung nach Klagenfurt entfalteten, gab es aber doch, da inzwischen die Frist für die Auswanderung hier und da erstreckt worden war, noch Protestanten in der Hauptstadt. Erst 1627 setzte ihnen Ferdinand II. den letzten Termin bis Weihnachten dieses Jahres und gleichzeitig richtete sich die Gegenreformation auch wider die protestantischen Stände. Schon früher hatte Ferdinand der Aufnahme von Evangelischen unter die Stände seine Zustimmung versagt, 1611 erscheint schon die Hälfte derselben katholisch und 1628 erhielt der protestantische Adel den Befehl, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Viele Adelige entschlossen sich zur Auswanderung. Mit ihrem Abzuge verlor der Protestantismus seine letzte Stütze in Kärnten, das Land eine ansehnliche Summe geistiger und materieller Kräfte. Das Schicksal der ständischen Macht war auch in Innerösterreich schon seit Ferdinands Sieg auf dem Weißen Berge besiegelt, die Landtage traten nur mehr zusammen, um die vom Landesfürsten verlangten Steuern zu bewilligen.

Die Noth des dreißigjährigen Krieges verspürte auch Kärnten, wenngleich es nicht zum Schauplatz des Krieges geworden war. Durch die hohen Kriegssteuern verarmte das Land, durch die häufigen Truppenstellungen wurde es entvölkert. Allgemeines Elend brach herein, viele Leute starben den Hungertod, Diebe und Räuber lagerten sich an den belebtesten Straßen. Mit hellem Jubel begrüßte man deßhalb im Jahre 1648 die Kunde von dem Ende des großen Krieges, und die nun folgende Friedenszeit heilte langsam die schweren Wunden, die er geschlagen. Neue Gefahr brachten die Türkenkriege unter Leopold I. Als der letzte große Osmanensturm sich den Mauern Wiens nahte (1683), zog das Kärntner Aufgebot zur Vertheidigung der steirischen Grenze ab, im Lande selbst wurden alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und in die bedrohte Kaiserstadt ging eine Schar von Knappen unter Gschwind von Pöckstein, die dort beim Minenbau vortreffliche Dienste leisteten.

In den ersten Regierungsjahren Karls VI. wüthete im östlichen Theile Kärntens die Pest (1715 und 1716) und raffte über 7.000 Menschen hin. Der Kaiser kam 1728 nach Klagenfurt, um im Landhause die Huldigung der Kärntner entgegenzunehmen, — es war die letzte im Lande selbst vollzogene, der letzte Landesfürst aber, der sie auf dem Herzogsstuhl empfangen, Ferdinand II. (1596). Unter Karl VI. begann vornehmlich in der Gegend zwischen dem Millstatter und Ossiacher See abermals eine religiöse Bewegung. Von den evangelischen Bauern, bei denen sich im Allgemeinen die Anhänglichkeit an die Heimat stärker erwiesen hatte als das Verlangen nach dem öffentlichen Bekenntnisse ihres Glaubens, waren nämlich nur wenige ausgewandert, doch hatte sich bei

einem ansehnlichen Theile der Zurückgebliebenen, wenn sie auch äußerlich den Forderungen der katholischen Kirche entsprachen, die protestantische Gesinnung erhalten. Als nun damals in Tirol und Salzburg die Evangelischen des Landes verwiesen wurden, erregte das Schicksal der Exulanten lebhaftes Mitgefühl bei ihren Glaubensgenossen in Kärnten, und immer offener zeigte sich da, durch vielverbreitete Druckschriften genährt, der protestantische Geist. Trotz strenger Maßregeln der Regierung dauerte die religiöse Bewegung noch einige Jahre fort. Kaum war sie gedämpft, als wieder die durch Karls VI. letzte Kriege nothwendig gewordenen Steuerausschreibungen und Truppenaushebungen in einem Theile des Landvolkes Unzufriedenheit und Aufregung hervorriefen. In der Gegend von Millstatt sammelten sich Bauern und Knechte unter der Führung des Paul Zopf, verjagten die Jesuiten aus dem Markte und plünderten denselben, bis die bewaffneten Bürger Spitals dem Unfuge ein Ende machten und die Aufrührer der verdienten Strafe zuführten (1737).

Mit der größten Opferfreudigkeit unterstützte Kärnten Karls VI. Tochter, als sie den Kampf um das Erbe ihrer Ahnen mit zahlreichen und mächtigen Feinden aufzunehmen gezwungen war. Glücklicherweise tobte die Kriegsfurie nicht auf dem Boden Kärntens und auch die innere Ruhe des Landes wurde während Maria Theresias vierzigjähriger Regierung nur selten gestört. In der „Gegend“, bei Paternion, Hermagor und an anderen Orten regte sich seit 1748 der Protestantismus wieder, weßhalb die Regierung abermals Ausweisungen anordnete. Erst später ließ man von der Strenge gegen die Evangelischen ab; 1774 verbot Maria Theresia, ohne ihre Genehmigung Ausweisungen vorzunehmen. Fast alle jene zahlreichen Anordnungen, welche die große Kaiserin zum Zwecke der Neuordnung des Staates traf, übten auch auf das Kärntnerland ihre wohlthätige Wirkung und sie halten das Andenken an die erhabene Regentin im Volke noch heute wach. Es war ein beredtes Zeichen dieser lebhaften Sympathie der Kärntner für Maria Theresia, daß die Stände ihr, als sie mit ihrem Gemal und mehreren ihrer Kinder im Jahre 1765 nach Klagenfurt kam, daselbst das erste Denkmal errichteten — die von Balthasar Moll angefertigte Statue aus Blei, welche nach ihrem Verfall durch das von Pönninger in Erz gegossene Standbild ersetzt wurde, dessen Enthüllung Kronprinz Rudolf im Jahre 1873 vollzog.

Nachdem die Kirchenfürsten von Salzburg und Bamberg bezüglich ihrer kärntnischen Besitzungen schon 1535 das landesherrliche Recht der Habsburger anerkannt, sich zu allen gemeinsamen Lasten verpflichtet und ihren Unterthanen in Rechtssachen die Berufung an den Landesfürsten zugestanden hatten, brachte Maria Theresia die bambergischen Herrschaften durch Kauf an sich (1759), so daß nunmehr nur noch die salzburgischen ihrer unmittelbaren Regierung entzogen blieben. Sie bestellte den Landeshauptmann, den Vorstand der landesfürstlichen Regierung, auch zum Vorsitzenden der Ständeschaft, welche

Würde seit 1555 der von den Ständen gewählte und in seiner Amtsführung von den „Verordneten“ unterstützte Burggraf bekleidet hatte. Sie untersagte die Anwendung der Folter, welche auch in Kärnten bis dahin sehr im Schwunge war; sie befahl, daß die Acten über Hexenprocesse ihr noch vor dem Urtheilsspruche zur Entscheidung vorgelegt würden. Sie sorgte für die Hebung des von ihr „als Grundlage und größte Stärke des Staates“ geschätzten Bauernstandes, ermäßigte dessen Dienstpflichten gegenüber den Herrschaften und übertrug den Schutz der Bauern vor der Willkür ihrer ständischen Herren den neugeschaffenen Kreisämtern (in Klagenfurt, Villach und Völkermarkt). Das Bisthum Gurk vergrößerte Maria Theresia durch den Millstatter Bezirk, der bis zur Aufhebung ihres Ordens von den Jesuiten selbständig verwaltet worden war; dagegen kam der Kärntner Antheil des Patriarchats von Aquileja nach dessen Aufhebung (1751) an das Erzbisthum Görz. Infolge der von der großen Kaiserin ins Leben gerufenen Reform des Volksschulwesens begann auch in Kärnten ein heilsamer Umschwung auf dem Gebiete des Unterrichts; Klagenfurt erhielt durch sie eine Normalschule. Die materielle Wohlfahrt des Landes förderte Maria Theresia durch mannigfache Anregungen und Verordnungen: behufs Hebung der Landwirthschaft nach jeder Richtung gründete sie (1764) die kärntnische Landwirthschaftsgesellschaft, die älteste unserer Monarchie; sie förderte den Flachsbau und die Leinwandbereitung, regte die Pflanzung von Maulbeerbäumen, die Begründung der Seidenzucht an; unter ihrer Regierung wurden die Kartoffel und der Mais durch den Niederländer Thys im Lande heimisch gemacht. Nachdem der Bergbau auf edle Metalle nach seiner bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts andauernden Blüte wegen der hohen Productionskosten, der Erschöpfung einzelner Reviere, der Concurrenz durch die Edelmetallschätze der neuen Welt und wohl auch wegen des durch die Gegenreformation veranlaßten Abzuges von Gewerken und Arbeitern in Abnahme gekommen war, suchte Maria Theresia den Hüttenberger Eisenbau durch Einführung einer neuen Betriebsordnung zu heben, welche das Verhältniß der Gewerken zu einander, den Betrieb der Schmelzwerke und den nun nicht mehr durch den altherkömmlichen Straßenzwang und das Niederlagsrecht zu Gunsten einzelner Städte beeinträchtigten Absatz der Erzeugnisse regelte. Einen glänzenden Aufschwung nahm in dieser Zeit die Gewehrfabrication in Ferlach, die unter Ferdinand I. von Waffenschmieden aus den Niederlanden begründet worden war. In Klagenfurt entstand eine Tuch- und eine Bleiweißfabrik.

Wie bei der Schilderung der Herrscherthätigkeit Maria Theresias, so müssen wir uns auch bei ihrem dem österreichischen Volke unvergeßlichen Sohn und Nachfolger Josef II. auf jene Momente beschränken, die auf die Verhältnisse Kärntens eine besondere Rückwirkung übten. Dies thaten vor Allem des Kaisers Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, sowie seine mit Recht hoch gepriesenen Maßnahmen zur Besserung der Lage

des Bauernstandes, unter denen die Aufhebung der Leibeigenschaft überall da, wo sie noch bestand, als mit den wohlthätigsten Folgen verbunden erscheint. Nachdem Josef durch das Toleranzpatent den Protestanten Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte zugestanden hatte, bekannten sich auch in Kärnten alle jene, die insgeheim evangelisch geblieben waren, als solche. Ihre Zahl stieg bald auf 14.000, und binnen wenigen Jahren gab es 23 evangelische Bethäuser im Lande. Das Vermögen der aufgehobenen Klöster kam in den Religionsfond, mit dessen Mitteln neue Pfarreien und Schulen dort, wo es an solchen mangelte, gestiftet wurden. Das Schicksal der Auflösung traf in Kärnten nebst mehreren kleinen Klöstern jene zu St. Georgen am Längsee, Ossiach und Arnoldstein (1783), zu Viktring (1786) und St. Paul (1787). Von allen diesen Klöstern erfreute sich nur das letztgenannte der Wiederherstellung. Kaiser Franz berief im Jahre 1809 die Benedictiner der aufgehobenen Abtei St. Blasien im Breisgau, welche indeß eine Unterkunft in Spital am Pyhrn gefunden hatten, nach St. Paul. Josef II. verbot das noch heute an vielen Orten übliche Wetterläuten, er untersagte die beliebten Wallfahrten nach Maria-Saal, auf den Luschariberg und andere, er traf sogar Anordnungen in Bezug auf die Formen des Gottesdienstes und auf die Ausschmückung der Kirchen und Heiligenbilder, welche nicht selten Ärgerniß beim Volke erregten, so daß es sich, wie dies zu Stein im Jaunthal, zu St. Georgen am Längsee und in Eisenkappel geschah, der Ausführung des kaiserlichen Befehles widersetzte. Josef gab unserem Lande auch eine neue Diöcesaneintheilung: es wurde nach Auflassung des Görzer, Laibacher und Salzburger Diöcesanantheils, aber unter Aufrechthaltung der erzbischöflichen Rechte Salzburgs unter die Bischöfe von Gurk und Lavant so getheilt (1786), daß die Grenze der früheren Kreise Klagenfurt und Völkermarkt auch die der beiden Bisthümer bildete. Der Fürstbischof von Gurk, Franz Altgraf von Salm, verlegte seinen und des Domkapitels Amtssitz nach Klagenfurt. Über das ganze Kronland erstreckt sich der Gurker Bisthumssprengel erst seit dem Jahre 1859. Damals wurde der Kärntner Antheil der Lavanter Diöcese der Gurker einverleibt, wogegen zehn Decanate des Marburger Kreises in Steiermark dem Lavanter Bisthum zufielen, das nun seinen Sitz in Marburg nahm.

Wie der ganzen Monarchie, so brachten unter Kaiser Franz die Kriege mit Frankreich auch dem Lande Kärnten eine lange Reihe schwerer Prüfungen, zumal es öfter vom Feinde durchzogen und auf seinem Boden mancher Kampf ausgefochten wurde. Schon im Jahre 1797 rückten die Franzosen durch das Kanalthal in Kärnten ein. Erzherzog Karl konnte trotz des Heldenmuthes seiner Truppen und trotzdem er sich selbst während des Treffens der größten Gefahr preisgab, die Gegend von Tarvis gegen Massenas Übermacht nicht behaupten und zog sich nach Obersteiermark zurück, worauf das französische Hauptheer unter Napoleon in Klagenfurt einrückte (30. März) und sich dann

ebenfalls nordwärts wandte. Andere aus Tirol und über den Loibl heranziehende Heerscharen des Feindes besetzten nun die Landeshauptstadt, die durch die fortdauernden Lieferungen für die französische Armee sehr hart mitgenommen wurde. Der Vorfriede von Leoben machte dieser Kriegsnoth zwar bald ein Ende, aber schon im Jahre 1800 konnten die in dem wieder ausgebrochenen Kampfe siegreichen Franzosen kraft der Bestimmungen des Waffenstillstandes von Steyr wieder einige Theile des Landes, das Lieser-, Möll- und Oberdrauthal, besetzen und darin bis ins folgende Jahr verbleiben. Als durch den Frieden von Luneville Salzburg an den Großherzog von Toscana fiel, kamen die in Kärnten gelegenen Herrschaften des Erzstiftes an Österreich und wurden 1806 in Staatsgüter verwandelt. Damit war der letzte Rest der mittelalterlichen Theilung Kärntens beseitigt. Im Kriegsjahre 1805 setzten sich die Franzosen abermals in Klagenfurt fest und wieder litt das Land unter ihren Erpressungen und Brandschatzungen. Diese Bedrängniß währte bis in den Februar des folgenden Jahres, weil die Heeresabtheilungen der Generale Massena, Ney und Marmont trotz des schon im December abgeschlossenen Friedens von Preßburg nur langsam nach Italien abmarschirten. Die Verpflegung der feindlichen Truppen, die erzwungenen Geschenke an deren habgierige Befehlshaber und andere Zahlungen hatten dem Lande gegen $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden gekostet. Noch mehr Unheil brachte den Kärntnern das Jahr 1809. Als Erzherzog Johann auf die Kunde von Napoleons großen Erfolgen auf dem deutschen Kriegsschauplatze mit seinem Heere Italien verließ und nach Kärnten zog, folgten ihm die Franzosen auf dem Fuße. Um sie in ihrem raschen Vordringen zu hindern und den Rückzug der österreichischen Armee zu sichern, sollten die Befestigungen bei Malborghet und auf dem Predil so lange als möglich behauptet werden. Die braven Besatzungen beider Plätze erfüllten diese Aufgabe so weit ihre Kräfte reichten. Trotz der geringen Zahl der Mannschaften vertheidigten sie diese Stellungen mit einem Heldenmuthe, der ihnen unvergänglichen Nachruhm sichert. In Malborghet commandirte der Ingenieur-Hauptmann Friedrich Hensel nur ungefähr 300 Mann, aber unverzagt wies er die wiederholte Aufforderung zur Ergebung, die der französische Oberbefehlshaber Eugen Beauharnais an ihn richtete, zurück. Glücklich wurden die Sturmangriffe der Franzosen am 15. und 16. Mai abgeschlagen, am dritten Tage aber gewann der Feind, aller Tapferkeit der Besatzung ungeachtet, durch seine Überzahl den Sieg. Es gelang jenen Abtheilungen, welche die das Fort überragenden Höhen erstiegen hatten, in das Innere desselben einzudringen; Hensel ward tödtlich verwundet, die noch übrige ermattete Besatzung überwältigt und gefangen genommen. Mit dem Verluste von 1.300 Mann hat sich der Feind den Besitz der Bollwerke von Malborghet erkaufen müssen. Ähnliche Scenen spielten sich auf dem Predil ab. In dem Fort gebot der Hauptmann Johann Hermann von Hermannsdorf. Die Zahl seiner Leute belief sich auf wenig

mehr als 200 Mann, aber auch er wies jede Aufforderung zur Capitulation kaltblütig zurück. Am 16. Mai begannen die Franzosen das Blockhaus zu stürmen, das wirksame Feuer der Vertheidiger jagte sie jedoch bald von dannen. So auch am folgenden Tage. Und selbst als Hermann am 18. Mai die Kunde vom Falle Malborghets erhielt, wurde er nicht wankend in seinen Entschlüssen, denn er kannte den Werth jeder gewonnenen Stunde für das auf dem Rückzuge begriffene Heer seines Kaisers. Nochmals entbrannte der Kampf, den die über 6.000 Mann zählenden Franzosen in höchster Erbitterung wieder aufgenommen hatten. Eine Schar derselben erklimmt nun die nächsten Höhen, schleudert von dort brennende Pechkränze in das hölzerne Fort und steckt es so in Flammen. Wie sich das Feuer der Pulverkammer nähert, stürzt Hermann mit seinen Leuten hervor und versucht es, sich durch den dichten Haufen der Feinde durchzuschlagen. Aber bald sinkt er, aus vielen Wunden blutend, zu Boden und mit ihm fällt der Rest seiner Heldenschar. Das Denkmal bei Malborghet und jenes auf dem Predil, beide auf Befehl Kaiser Ferdinands I. in gleicher Weise ausgeführt, sollen die Erinnerung an die ruhmvollen Kämpfe österreichischer Truppen in den „Thermopylen Kärntens" bei der Nachwelt wach erhalten. Indeß hatte Erzherzog Johann Steiermark erreicht. Die Franzosen zogen nach dem Fall der beiden Forts über Klagenfurt und Friesach der Hauptarmee Napoleons zu. Nur kleinere Abtheilungen des Feindes blieben im Lande zurück, die sich unter Ruska in der Hauptstadt sammelten, als der österreichische General Chasteler aus Tirol längs der Drau vorrückte. Vor den Thoren der Stadt und auf dem nahen Kreuzberge entspann sich am 6. Juni ein hitziges Gefecht, nach welchem die Österreicher, vom Feinde weiter unbelästigt, ihren Marsch nach Untersteier fortsetzten. Ruska geberdete sich nun in Klagenfurt als unumschränkter Herr, schwer seufzte die Bevölkerung unter den unaufhörlichen, sich stets steigernden Geld- und Proviantforderungen der Franzosen.

Der schwere Druck der feindlichen Occupation weckte in dem Volke eine tiefgehende Gährung. Man schritt daran, den Landsturm aufzubieten, wofür namentlich Johann Türk sehr thätig war, der am kaiserlichen Hoflager in Totis einen Plan zum Überfall von Klagenfurt verabredet hatte, Andreas Hofers Aufruf zur Erhebung im Lande verbreitete, Pulver und Blei sammelte und insgeheim den Tirolern und Oberkärntnern zuführte. Schon war es im Oberlande zu Zusammenstößen mit den französischen Besatzungen gekommen, als die Kunde vom Abschlusse des Schönbrunner Friedens anlangte. Zu den Gebieten, die Österreich durch denselben verlor, zählte auch Oberkärnten, es kam nun als ein Theil der illyrischen Provinzen unter französische Botmäßigkeit, während Unterkärnten einen Kreis des Grazer Guberniums bildete.

Nach vier Jahren verhaßter Fremdherrschaft schlug für das Kärntner Oberland endlich die Erlösungsstunde, als Österreich an der Seite Preußens und Rußlands in den

großen Befreiungskampf eintrat. Schon im Sommer 1813 eröffnete Feldzeugmeister Hiller auf kärntnischem Boden den Angriff auf die Truppen Eugene Bauharnais', der die illyrischen Provinzen für Napoleon vertheidigen sollte. Nach mehreren Gefechten bei Villach, am Loibl, in der Umgebung von Hermagor und namentlich bei Feistritz im Rosenthal, zu dem Beauharnais selbst Verstärkungen über die Kotschna herbeiführte (6. September), gelang den Österreichern am 19. September der Hauptschlag. Von Hollenburg drang General Vecsey ins Rosenthal vor und zwang eine französische Abtheilung zu der beschwerlichen Flucht über die Vertatscha nach Krain; Frimont verjagte den Feind aus Rosegg, dieser räumte auch Villach und behauptete sich nunmehr in der Gegend zwischen Arnoldstein und Pontafel. Auch hier bedrängte ihn Hiller bald von mehreren Seiten, und da indeß Laibach von den Österreichern genommen wurde, gaben die Franzosen auch Tarvis auf und zogen am 11. October aus Kärnten ab. Wenige Tage darauf erkämpften die Verbündeten den herrlichen Sieg von Leipzig, und damit war das Schicksal des französischen Imperators besiegelt. Mit Illyrien fiel Oberkärnten an den vielgeprüften Kaiser Franz zurück. Es wurde dem Laibacher Gubernium untergeordnet, und von alledem, was die Franzosen im Lande geschaffen hatten, blieb nur wenig in Kraft. Aber erst im Jahre 1825 traten die beiden Landestheile Kärntens miteinander wieder in Verbindung, indem damals auch Unterkärnten mit Illyrien vereinigt und der Laibacher Regierung unterstellt wurde.

Die lange Friedenszeit, welche auf den Befreiungskampf folgte und auch nach dem Tode des Kaisers Franz unter seinem Nachfolger anhielt, heilte allmälig die Wunden, die Krieg und Fremdherrschaft unserem Lande geschlagen hatten. Auch das Sturmjahr 1848 verlief in Kärnten, ohne einer wildwogenden Strömung die Bahn zu öffnen, wenngleich das Parteigetriebe und die Aufgeregtheit einen Theil der Bevölkerung ergriffen hatte. Im Jahre 1846 hatte sich der Kärntner Geschichtsverein zur Pflege des Studiums der Heimatsgeschichte gebildet, dessen Seele Gottlieb Freiherr von Ankershofen wurde, und zwei Jahre später wird das naturhistorische Museum gegründet, das sich die Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Landes angelegen sein läßt. Beide Vereine haben in dem Prachtbau des 1884 eröffneten Rudolfinums ihr eigenes Heim gefunden. Die Erhebung aus der erschlaffenden Einwirkung patriarchalischer Zustände, die Periode des allseitigen Aufschwunges begann jedoch wie im ganzen Reiche so auch in unserem Lande erst mit der Regierung Franz Josephs I., unseres erhabenen Herrn, von dessen Hochherzigkeit, Großmuth und Huld es im reichlichsten Maße Beweise erhalten hat und dessen Anwesenheit im Lande (1850, 1856, 1882, 1885) zu den begeistertsten patriotischen Kundgebungen Anlaß bot. Seine Selbständigkeit erlangte Kärnten im Jahre 1849 wieder; es wurde damals aus seiner Verbindung mit Krain gelöst und bildet seitdem ein eigenes

Kronland. Zur Besorgung der eigenen Angelegenheiten, zur Vertretung der besonderen Interessen des Landes ist seit 1861 der Landtag berufen. Die Schienenwege, die in Kärnten während der Jahre 1863 bis 1879 eröffnet wurden, haben es in den Weltverkehr einbezogen, und nun kommen alljährlich zahlreiche Fremde, unser mit Naturschönheiten so reich ausgestattetes Alpenland bewundern und lieben zu lernen. Als Venetien im Jahre 1866 an das junge Königreich Italien überging, wurde Kärnten eine Grenzmark Österreichs gegen den welschen Nachbarstaat und gewann dadurch eine erhöhte Wichtigkeit in militärischer, handelspolitischer und staatlicher Hinsicht. Und welche herrlichen Fortschritte es Dank der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, sowie der vielseitigen wirksamen Förderung durch die kaiserliche Regierung in der neuesten Zeit in seiner productiven Thätigkeit gemacht hat, das bewies in glänzender Weise die Landesausstellung im Jahre 1885. Auf allen Gebieten der Land- und Forstwirthschaft, des Gewerbes und der Industrie, des Volks-, Mittel- und Fachschulunterrichts offenbarte sich ein gedeihliches, zu den schönsten Erwartungen berechtigendes Schaffen.



Das Denkmal für Hauptmann Hermann auf dem Predil.



Physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Kärnten und Krain.



Die Bewohner des Kronlandes Kärnten präsentiren sich in der Regel als wenig gutgenährte Leute von hagerem Körperbau. Der Körpergröße nach nähert sich, soweit dies aus den Assentirungslisten entnommen werden kann, die Bevölkerung von Kärnten jener von Salzburg und hält so ziemlich die Mitte zwischen jener von Niederösterreich und Krain. Die Zahl der Unterwüchsigen ist geringer als im Wiener Militär-Territorialbezirke, ebenso jene der Kleinen; hingegen erheben sich die über 170 Centimeter großen Leute auf nahe drei Zehntel der Assentirten. — Der Umstand, daß der Ergänzungsbezirk Klagenfurt in Bezug auf die Körpergröße günstigere Resultate ergibt als andere deutsche Bezirke, ist offenbar auf Rechnung der vielen Slovenen zu stellen, die in Klagenfurt zur Assentirung kommen.

Die Deutschen Kärntens bilden gleich den Deutschen in Steiermark ein Mischvolk, wie dies am deutlichsten aus der Untersuchung der Augen- und Haarfarbe und aus der Betrachtung des Schädelbaues hervorgeht. Der rein blonde Typus (blauäugig und blondhaarig) ist in Kärnten unter den Schulkindern mit 17·1 Procent vertreten, ein im Vergleiche mit nordischen Ländern auffallend geringer Procentsatz. Sieht man vom rein blonden Typus ab, welchen die Alten als bei den Kelten und Germanen vorhanden rühmten, und nimmt man blos auf die Individuen mit blonden Haaren oder blauen

Augen Rücksicht, so erhält man für erstere 44·3 Procent, für letztere 26·6 Procent. Diese Daten haben jedoch für die Erwachsenen keine Geltung, da erfahrungsgemäß in einer erheblichen Anzahl von Fällen mit zunehmender Entwicklung die helle Complexion in die brünette umschlägt, ein Verhalten, welches mit Entschiedenheit für die Kreuzung der Deutschen Kärntens mit einem fremden Volke von dunkler Complexion spricht. Daß die siegenden Germanen die Complexion der Besiegten oder doch Absorbirten annahmen, erklärt sich aus der großen Empfindlichkeit, die der pigmentarme Organismus dem Pigmente gegenüber zeigt. Auch die Untersuchung der unter den Deutschen Kärntens vorkommenden Schädelformen lehrt, daß von einer Typenreinheit nicht mehr die Rede ist; überall, selbst in den entlegensten Ortschaften fanden sich, wenn auch die Procentsätze der einzelnen Formen variirten, doch stets mehrere Typen vor. Nach dem Verhältnisse der Schädellänge zur Schädelbreite sind unter 1.546 Schädeln aus Kärnten 34 Procent langköpfig, darunter 5·7 Procent hohen Grades dolichokephal (Länge : Breite = 100 : 75 oder darunter), die übrigen mesokephal (Länge : Breite = 100 : 75·1 bis 80); kurzköpfig (brachykephal) sind 66 Procent, darunter nur 19 Procent hohen Grades (hyperbrachykephal, Länge : Breite = 100 : 85 oder darüber).

Bei Rücksichtnahme auf ausschließlich deutsche Bezirke Kärntens steigt der Procentsatz der Dolichokephalen um 1 Procent, während die Hyperbrachykephalen abnehmen. Unter 981 Schädeln aus solchen Bezirken sind 35 Procent langköpfig (dolichokephal und mesokephal) und 65 Procent kurzköpfig, davon jedoch blos 17 Procent hyperbrachykephal. Verglichen mit den im Kronlande Steiermark gewonnenen Resultaten gelangt das höchst bemerkenswerthe Ergebniß zutage, daß die langköpfige Form in Kärnten um 10 Procent häufiger auftritt, die Hyperbrachykephalen hingegen erheblich abgenommen haben. Diese Erscheinung ist nicht leicht zu erklären, obwohl man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sie auf einer dichteren Vertretung des dolichokephalen Elementes unter den germanischen Einwanderern Kärntens beruht. Es könnte aber auch an eine Absorption einer in vorgermanischer Zeit in Kärnten angesiedelten dolichokephalen Bevölkerung gedacht werden, womit die Thatsache stimmen würde, daß die Gräberfunde Innerösterreichs aus vorgermanischer Epoche vorwiegend dolichokephale Schädel aufweisen. Nach den aufgestellten Ziffern wären nur gegen zwei Drittel der Deutschen Kärntens kurzköpfig. Der Procentsatz der Langköpfe steigert sich aber erheblich, wenn man die Schädel nicht nach der üblichen gekünstelten Classification rangirt, sondern auch der Betrachtung nach dem Augenmaße einigen Werth beimißt. Man begegnet nämlich Schädelformen, die nach der numerischen Classification (Länge : Breite = 100 : 80 bis 81) zu den Kurzköpfen zählen, die aber, dem Langbau nach zu urtheilen, mit mehr Recht den Langköpfen zugerechnet werden sollten. Zu dieser Gruppe von Schädeln, wahrscheinlich Mischformen, in denen der

ursprüngliche germanische Typus noch zum Durchbruch gelangt, gehören zwischen 15 und 20 Procent der Brachykephalen. — Der langköpfige Typus wäre demnach in reiner oder gemischter Form noch in mehr als der Hälfte der Fälle vertreten, wobei aber zu bemerken ist, daß die zunftmäßig als dolichokephal anerkannten Formen (5·7 Procent) auf alle Fälle in der Minorität bleiben. Die Langköpfe sind in mehreren Abarten vertreten, und zwar als Reihengräbertypus, lange schmalgesichtige Köpfe, bei welchen die Schädelhöhe der Schädelbreite nahesteht oder dieselbe sogar übertrifft; ferner ähnliche Formen, bei welchen aber der Unterschied zwischen Schädelbreite und Schädelhöhe bedeutend zu Gunsten der ersteren ausschlägt; dann mesokephale und überhaupt lange (dolichoide) Schädel derselben Form und endlich in 3·9 Procent der Fälle Schädel, welche überdies noch durch besondere Größe ausgezeichnet sind (Index mesokephal oder leicht brachykephal).

Den Gesichtstypus anlangend, zeigt die Mehrzahl der Langköpfe schmale (leptoprosope) und orthognathe Gesichtsskelete mit weitgeöffneten Augenhöhlen und enger Nasenöffnung. Der Rest von 26 Procent ist durch eine breite Gesichtsform (Chamäprosopie) gekennzeichnet. Auch die Kurzköpfe enthalten mehrere Varietäten oder Typen, unter welchen die Hyperbrachykephalen am auffallendsten sind. Zumeist handelt es sich um, durch Kürze und Breite ausgezeichnete Schädel mit schwach gewölbtem oder flachem Hinterhaupt. Das Gesicht ist in 64 Procent der Fälle schmal (leptoprosop) und nur 36 Procent zeigen eine gedrungene breite Gesichtsform (chamäprosop). Die Augenhöhlen und Nasenöffnungen sind zumeist wie bei den Dolichokephalen geformt, erstere nämlich weit, letztere schmal.

Eine constante Combination der zwei Haupttypen der Augen- und Haarfarbe mit bestimmten Schädelformen läßt sich hier ebenso wenig als in Steiermark nachweisen. Es wird vielmehr auch hier beobachtet, daß die genannten körperlichen Attribute bunt durcheinandergemengt und auch ziemlich unabhängig von der Körpergröße nebeneinander vorkommen.

Unter der vollberechtigten Annahme, daß die germanischen Stämme ursprünglich einen mehr einheitlichen Typus darboten und zur Dolichokephalie hinneigten, kann das Vorkommen des brachykephalen, vielfach brünetten Typus und die Metamorphose der hellen Complexion im Laufe der individuellen Entwicklung kaum anders als durch Kreuzung der Germanen mit einem brünetten Volke erklärt werden. Die Provenienz dieses fraglichen Volkes ist dermalen nicht discussionsreif. Eine Kreuzung mit den Slaven, die vielfach herangezogen wurde, wenn von den typischen Verschiedenheiten unter den modernen Deutschen die Rede war, vermag die Sache nicht zu erklären. Unleugbar bildeten und bilden auch heute noch die Slovenen eine Quelle, aus der fremde, einerseits typisch-slavische, anderseits von den Slaven selbst absorbirte blonde und brünette Elemente den Deutschen zufließen, wie dies, abgesehen von anderen Momenten, allein

schon aus den vielen slavischen Personennamen hervorgeht, die unter den Deutschen Innerösterreichs vorkommen. Aber alles dies reicht noch nicht hin, um die typische Abänderung, welche unter den Deutschen beobachtet wird, dem Verständnisse wesentlich näher zu bringen. Man könnte auch an Reste eines nicht slavischen Volksstammes denken, auf den die Germanen bei ihrem Vordringen gegen Innerösterreich stießen, indessen liegen derzeit aus der vorgermanischen und vorslavischen Epoche Innerösterreichs zu wenig



Typus eines Deutschen aus Kärnten.

Befunde vor, um positive Aussprüche zu fällen. Fast scheint es aber, als sollte man in dieser Frage das Schwergewicht nicht nach Innerösterreich verlegen, sondern eher der Anschauung zuneigen, daß die brachykephalen Elemente bereits unter den einwandernden germanischen Stämmen vertreten waren.

Krain ist nahezu ein fast rein slovenisches Land; die Deutschen beschränken sich auf die Stadt Laibach mit 23 Procent, auf die Gottschee mit 72 Procent und den nachbarlichen Gerichtsbezirk Rudolfswerth mit 11 Procent.

Bei den Slovenen lassen sich ähnliche typische Gegensätze wie bei den Deutschen beobachten. Auch unter den Slovenen tritt neben dem brünetten Typus ein blonder auf, und da die helle Complexion massenhafter unter den Kindern vorkommt als unter

den Erwachsenen, so ist die nachträgliche Bräunung eines Theiles der Blonden nicht zu bezweifeln. Verglichen mit Kärnten nimmt der blonde Typus, trotzdem das ethnische Bild ein wesentlich geändertes ist, nur um 1·1 Procent ab. Der Procentsatz der Blondhaarigen sinkt um 3 Procent, während die Blauäugigkeit um 2·2 Procent steigt. Die Grauäugigen nehmen um ein Geringes zu, und zwar von 34·7 Procent auf 35·6 Procent. Der Procentsatz der rein Blonden und der Lichthaarigen ist einerseits zu groß und die



Typus einer Deutschen aus Kärnten.

diesbezüglichen Unterschiede zwischen den Slovenen und den Deutschen Kärntens sind zu gering, als daß die Verhältnisse in Krain eine andere Auffassung zuließen als in Kärnten. Die unter den Krainer Slovenen vorkommende Abänderung der Haarfarbe spricht vielmehr gleichfalls dafür, daß die Slovenen, ähnlich den Deutschen Kärntens, Abkömmlinge einer ursprünglich durchwegs blond gewesenen Race repräsentiren und durch Kreuzung mit einem brünetten Volke die besprochene Abänderung erfahren haben. Die Zahl der Individuen mit dunkler Complexion (braune oder schwarze Haare, braune Augen) hat im Vergleiche mit Kärnten, was sehr bemerkenswerth zu sein scheint, um 2·2 Procent abgenommen, sie ist von 27·8 Procent in Kärnten auf 25·6 Procent in Krain gesunken, während innerhalb der dunklen Complexion der speciell schwarze Typus erheblich

zugenommen hat. Die Slovenen sind demnach strenge genommen nicht viel brünetter als die Deutschen, was gleichfalls beweist, daß das Gros der brünetten Deutschen Kärntens nicht ausschließlich aus einer Vermischung mit Slovenen hervorgegangen sein kann.

Einigermaßen anders stellt sich die Sache hinsichtlich des rein schwarzen Typus (schwarze Haare, braune Augen), der von 2·8 Procent in Kärnten auf 4 Procent in Krain gestiegen ist. Dasselbe Resultat kommt zum Vorschein, wenn man, von der Augenfarbe



Typus eines Slovenen aus Krain.

absehend, nur die Schwarzhaarigen hervorhebt. Die Verhältnißzahlen betragen dann 4·3 : 7·6 Procent. Der Einfluß einer schwarzhaarigen Race macht sich somit hier geltend.

Auch die Betrachtung der unter den Slovenen vorkommenden Schädelformen ergibt eine Reihe von bemerkenswerthen Typen; nirgends fand sich nur ein Typus vor. Unter 200 Schädeln, zumeist aus aufgelassenen Beinhäusern stammend, sind 79·7 Procent kurzköpfig, davon 42·5 Procent hyperbrachykephal und nur 20·3 Procent langköpfig (davon 0·8 Procent rein dolichokephal). Unter den Brachykephalen zeigen 13 Procent den langköpfigen Bau, so daß noch immer 33 Procent Langköpfe 67 Procent Kurzköpfen gegenüberstehen. Auffallend ist die hohe Quote der Hyperbrachykephalen, namentlich

wenn man Kärnten zum Vergleiche heranzieht, wo diese Form nur 19 Procent beträgt, also um volle 23 Procent weniger. Die Slovenen übertreffen in dieser Hinsicht sogar das durch reichliches Auftreten von Hyperbrachykephalen ausgezeichnete Deutschtirol, welches 33·6 Procent Hyperbrachykephale aufweist. Es ist wahrscheinlich, daß einst die Hyperbrachykephalen vorwiegend mit dem brünetten Typus zusammenfielen, gleichwie man anzunehmen berechtigt ist, daß die Dolichokephalen hauptsächlich unter den Blonden



Typus einer Slovenin aus Krain.

auftraten. Die Varietäten der Schädelformen anlangend, sind die Mesokephalen am häufigsten, 19·5 Procent; rein Dolichokephale sind sehr selten und der Reihengräbertypus findet sich gar nicht vertreten. Unter den Brachykephalen stößt man erstens auf die auch unter den Deutschen Kärntens vorkommenden leptoprosopen Kurzköpfe, zweitens auf eine sehr auffallende typische Form und drittens auf atypische Formen, die noch häufig eine Annäherung an eine der beiden früheren Typen zeigen. Die als auffallend typische Form bezeichnete Varietät (25·5 Procent) sticht durch nachstehende Eigenschaften hervor: der Schädel ist in der oberen Ansicht kurz und breitoval, im Profil hoch, in der Ansicht von hinten breit, hoch und abgeplattet.

Sehr charakteristische Merkmale zeigt auch das Gesichtsskelet. Im Allgemeinen unterscheidet sich der Gesichtstypus der Slovenen von dem der Deutschen durch das Vorwalten der Breitendurchmesser, Vorspringen der Jochbrücke und der Backenknochen. Unter den Slovenen sind 61·1 Procent chamäprosop. Diese Chamäprosopie combinirt sich in 11·1 Procent der Fälle mit einer Gesichtsbildung, die neben den eben aufgezählten chamäprosopen Eigenschaften auch noch durch starke Schrägstellung (Prognathie) des Gesichtsskelets, breite, gerundete, stark vortretende Oberkieferzahnfortsätze, enge niedrige Augenhöhlen, vorspringenden, aber an der Wurzel sattelförmig vertieften Nasenrücken und weite Nasenhöhlenöffnung ausgezeichnet ist, Attribute, die dem Gesicht einen fremdartigen, finsteren und rohen Ausdruck verleihen und für einzelne Völker mongolischer Abstammung charakteristisch sind. Mit Rücksicht auf die Schädelform combinirt sich der mongoloide Gesichtstypus in 5 Procent mit Mesokephalie, in 6 Procent mit der vorher ausführlich geschilderten Varietät der Brachykephalie. Nur wenn man die Vollcombination berücksichtigt, ist der Procentsatz des mongoloiden Typus gerade nicht bedeutend. Dieser erhöht sich aber wesentlich, wenn man auch das Vorkommen einzelner dieser Attribute beachtet; unter den atypischen Fällen findet man nämlich ein solches häufig. Der mongoloide Typus tritt vereinzelt auch unter den Deutschen Innerösterreichs auf und dürfte durch Contact mit Slaven erworben worden sein.

Welche von den geschilderten Formen ist nun als die ursprünglich slovenische anzusehen? Der Reihengräbertypus fehlt unter den Slovenen vollständig, extreme Dolichokephale treten nur ausnahmsweise auf, Langköpfe geringeren Grades kommen schon häufiger vor, befinden sich aber gegenüber den Kurzköpfen in der entschiedenen Minorität. Unter den Kurzköpfen sind die sehr breiten Formen besonders stark vertreten, viel stärker als unter den Deutschösterreichern. Kein deutscher Volksstamm, nicht einmal die durch Hyperbrachykephalie ausgezeichneten Tiroler können sich in dieser Hinsicht mit den Slovenen messen. Dieses Moment würde wohl dafür sprechen, daß die hyperbrachykephale Form die typisch slovenische Schädelform repräsentirt. Auch der Vergleich von Schädeln aus der prähistorischen und der historischen Zeit ist dieser Anschauung günstig, denn wir sehen wie mit dem Eindringen der Slovenen die physischen Körperverhältnisse der Krainer sich ändern. Von den prähistorischen Schädeln Krains sind: dolichokephal 41·7, mesokephal 33·3, brachykephal 25·0, hyperbrachykephal 0·0 Procent. Unter den modernen Schädeln derselben Provinz: dolichokephal 0·8, mesokephal 19·5, brachykephal 37·2, hyperbrachykephal 42·5 Procent. Diese Zahlen sind äußerst instructiv, sie lehren, wie wesentlich sich die Verhältnisse in Krain seit der Bronzezeit geändert haben. Anfänglich überwiegen die Langköpfe — ähnlich wie dies in den deutschen Provinzen Österreichs der Fall war — und es fehlen die Hyperbrachykephalen, während später, wie auch jetzt,

die extremen Kurzköpfe den stärksten Procentsatz stellen, die extremen Langköpfe dagegen verschwinden. Es fehlt in der älteren Periode Krains gerade die Form, die unter den Slovenen so häufig ist, so daß man wohl mit einiger Berechtigung die Hyperbrachykephalen als typische Slovenen bezeichnen sollte. Diese Anschauung erhält eine wesentliche Stütze in Befunden aus erwiesen slavischen Grabstätten der Völkerwanderungszeit. Wenn nichtsdestoweniger dieser Schluß nur zaghaft gezogen wird, so rührt dies eben daher, daß in Gräbern derselben Periode neben charakteristisch slavischen Beigaben dolichokephale Schädel angetroffen wurden.

Wir hätten demnach unter den Slovenen drei verschiedene Elemente zu unterscheiden: nämlich die schmal- und breitgesichtigen Kurzköpfe, die theilweise mit den unter den Deutschen Innerösterreichs vorkommenden Brachykephalen sich decken, ferner die Kurzköpfe mit ausgesprochen mongoloider Gesichtsbildung, die zum Theil avarischen Ursprungs sein dürften, und endlich die Langköpfe, welche möglicherweise Reste der vorslavischen Bevölkerung vorstellen.

Den Körperwuchs anlangend lehren die statistischen Angaben, daß die Slovenen ein größeres Contingent von hochgewachsenen Leuten stellen als die Deutschen. Die einschlägigen Daten in dem militär-statistischen Jahrbuche für das Jahr 1885 lehren, daß unter tausend zur Assentirung Vorgeführten die Quote der Untermäßigen in Krain am geringsten ist. Die Zahl der Kleinen (bis 160 Centimeter) ist in Krain gleichfalls geringer als in anderen Militär-Territorial-Bezirken; die der Mittelgroßen (160 bis 170 Centimeter) weicht von den in anderen Bezirken gewonnenen Ergebnissen nicht ab. Die Zahl der Großen (über 170 Centimeter) hingegen ist erheblich gestiegen und Krain wird in dieser Beziehung überhaupt nur noch von Dalmatien übertroffen. Verglichen mit den in nieder- und oberösterreichischen Ergänzungsbezirken erhaltenen Resultaten, ergibt sich für Krain eine Zunahme der Großen um volle 11 Procent. Abgesehen von der Körpergröße fallen noch zwei Formeigenthümlichkeiten, namentlich bei den hochgewachsenen Krainern auf, nämlich einerseits mehr hagere, gracile Gestalten mit scharf gezeichnetem mimischen Ausdruck und anderseits kräftige, plumpe Erscheinungen mit breiten, dicken, grob modellirten Gesichtern. Der gedrungene Körperwuchs, der unter den Deutschen Innerösterreichs vielfach sich bemerkbar macht, kann nach diesen Resultaten kaum der Kreuzung mit den Slovenen zugeschrieben werden. —

Die Gottscheer. Die physische Beschaffenheit dieses merkwürdigen Völkleins deutscher Abstammung ist noch nicht genügend erforscht. Bisher liegen blos die Angaben über die Haar- und Augenfarbe vor, während über die unter den Gottscheern vorkommenden Schädeltypen nichts bekannt ist. Was die Haar- und Augenfarbe anbelangt, so ergab die Untersuchung der Gottscheer Schulkinder 45·3 Procent blondhaarige, darunter 17·6 Procent

mit rein blonden Typen, 25·9 Procent brünette und 7·6 Procent schwarze; der Rest (21·2 Procent) entfällt auf Mischformen. Der rein blonde Typus und die Blondhaarigen sind demnach etwas stärker vertreten als unter den Deutschen in Kärnten, die Brünetten haben um 2 Procent abgenommen, die rein Schwarzen hingegen erheblich zugenommen, von 2·8 Procent in Kärnten auf 7·6 Procent. Sie übertreffen in dieser Beziehung sogar die Slovenen, unter denen nur 4 Procent rein schwarz sind. Die Gottscheer sind, hiernach zu schließen, stark mit brünetten Elementen durchsetzt, selbst stärker als die Slovenen, was klar und deutlich darauf hinweist, daß sie diese anatomische Eigenthümlichkeit nicht erst in Krain acquirirt, sondern aus ihrer ursprünglichen Heimat importirt haben. — Das bisher der Untersuchung zugänglich gewesene Schädelmateriale, welches allerdings nicht ausreicht, sichere Schlüsse zu ziehen, würde den Gottscheern einen Platz unter den leptoprosopen Langköpfen anweisen.





Das Hüttenberger Knappenfest, Gailthaler Gürtel, Gold- und Kärntnerhaube.

Zur
Volkskunde Kärntens.

Volkscharakter, Trachten, Sitten und Bräuche.

Das herrliche Alpenland Kärnten bewohnen zwei Nationalitäten, nämlich Deutsche und Slovenen. Die Slovenen haben ihre Ansiedelungen in den Landgebieten am rechten Ufer der Drau in den südöstlichen, südlichen und südwestlichen Theilen des Landes. Die Deutschen bewohnen die übrigen Gebiete Kärntens.

Wenn man den Deutschkärntner charakterisiren sollte, so müßte man ihn im Allgemeinen als einen grundehrlichen, biederen, gemüthlichen und sinnlich

veranlagten Menschen bezeichnen. Im Speciellen haben die Thal- und Bergbewohner Kärntens ihren originellen Grundzug, an welchem sie sich haarscharf von einander unterscheiden. Während der Möll-, Lieser- und Drauthaler berechnend, klug, nüchtern und wißbegierig ist, ist der Glanthaler und der Bewohner des Gurkthales mit Ausnahme des obersten Theiles wie der Krapfelder mehr leichtlebig, sangeslustig, übermüthig und mitunter auch rauflustig. Während der Bewohner der „Gegend" und des Feldkirchener Bezirkes sich mehr oder weniger durch eine gewisse Urbanität und Freundlichkeit vortheilhaft auszeichnet, hat der geistig geringer begabte Lavantthaler gerne Rechtshändel und zeigt eine starke Neigung zur Sinnenlust.

Das Ideal des gemüthvollen Kärntners ist sein — Lied. In dasselbe legt er seine Freude und seinen Schmerz, sein Hoffen und Lieben, sein Neiden und Hassen. Ob der Originalität hat das Lied auch eine gewisse Berühmtheit erlangt und ist gefeiert weit über die Marken Österreichs hinaus.

Die Slovenen, welche gemischt mit Deutschen das Kanalthal, das untere Gailthal, von Villach abwärts das Rosenthal, dann das Jaunthal und theilweise das Lavantthal bei Lavamünd und Unterdrauburg bewohnen, sind weit genügsamer und anspruchsloser als der deutsche Kärntner. Wenn nur Haiden und Hirse gut gerathen, so ist er schon zufrieden, denn Sterz und Brein sind die Hauptgerichte der hierländigen Wenden. Stockwindische, das sind Leute, die nur windisch allein sprechen, findet man selten. Der größte Theil der slavischen Bevölkerung ist der deutschen Sprache vollständig oder theilweise mächtig. Der windische Bauer schickt nicht selten seine Kinder auf die deutsche Seite, damit sie in der Schule und unter den Deutschen sich die deutsche Sprache aneignen. Eine Cardinaltugend der Slovenen ist die Verträglichkeit und Eintracht. Windische und Deutsche vertragen sich ganz gut mit- und untereinander.

Tief begründet im Innersten der Seele beider Nationalitäten ruht die Liebe zur Heimat und zum Kaiserhause. Der Kärntner ist ein loyaler und guter Patriot. Die Fahnen unseres heimischen tapferen Regiments standen schon oft im Feuer, und manches Blatt zum Lorbeerkranze Österreichs hat der Kärntner beigetragen. — An Fleiß und Reinlichkeit steht der Deutsche dem Slovenen voran, sowie der Ober- den Unterkärntner in dieser Richtung weit überragt. Der Bergbewohner, namentlich der Möllthaler, ist tief religiös und so wie der Lavantthaler freilich auch zum Aberglauben geneigt.

Die Hauptnahrung des Kärntners ist im Oberlande die Habertalge, die Schmalzraunken und Mehlsuppe, im Gailthal Polenta und Frika, während in Unterkärnten Haiden- oder Türkensterz, dann Hirsebrei das häufigste Gericht bildet. Als Trunk nimmt man im Lavantthal Most, sonst aber zumeist Schnaps. Um Klagenfurt, z. B. in St. Martin und Waidmannsdorf, Harbach und Gurlitsch braut man noch das Steinbier,

eine Specialität, welche aus Hafermalz, das durch glühende Steine (Grauwacken) zum Sud gebracht ist, erzeugt wird und dessen Quintessenz der „Koritniak“ (Trogbier) ist.

Auch mit den Grenznachbarn lebt der Kärntner in gutem Einvernehmen. Der Möll- und Lessachthaler sympathisirt aufs beste mit dem Tiroler, der Lieser- und Katschthaler mit dem Salzburger, der Kanalthaler mit dem Wälschen und der Lavant- und Metnitzthaler mit dem Steirer. Der Jaun- und Rosenthaler hat gegen den Krainer nichts einzuwenden.

Hinsichtlich der bürgerlichen Tracht läßt sich nur wenig berichten. Man cultivirt die französische Mode und trägt sich nach dem Journal, namentlich die Frauen. Anders verhält es sich mit der Bauerntracht, die zwar auch schon in ihrer Originalität schier dem Verschwinden nahe ist. Diese beschränkt sich auf die diversen Thäler. In jedem Thalstrich findet man etwas Eigenthümliches. Im Allgemeinen ist es eine Seltenheit, wenn man noch heute Bauern oder Bäuerinnen in der Originaltracht des Landes gekleidet findet. — Vor 300 Jahren bestand in Kärnten eine gesetzliche Kleiderordnung, welche unter der Regierung des Erzherzogs Karl II. im Jahre 1587 erlassen und strengstens gehandhabt wurde. Sie erstreckte sich auf alle Stände. Gegenwärtig trägt sich der Gailthaler noch am originellsten. Der Bursche trägt unterm mit Blumenstrauß und Schildhahnfedern geschmückten kotzeten Filzhut eine seidene Zipfelmütze, um den Hals ein buntes seidenes Halstüchl, dann trägt er eine grellfarbige Weste mit silbernen oder zinnernen Kugelknöpfen, eine dunkelblaue oder dunkelgrüne Tuchjoppe, Kniehosen und hohe über die Knie reichende Stiefel. Die Hose ist meist aus Reh- oder Gaisleder und sind deren Seitennähte zierlich mit Seide ausgesteppt. Bei festlichen Anlässen trägt der Gailthaler weiße Strümpfe mit Niederschuhen. Eigenthümlicher als die Tracht der Männer ist jene der Weiber. Diese tragen bei Festlichkeiten die an die Krainerinnen erinnernde „Petscha“, eine weiße, kammartige Spitzenhaube, gewöhnlich aber ein Seidenkopftuch, ein weißes Hemd mit Bauschärmeln und Spitzenmanschetten, Mieder und breite Halskrause und das in ein Dreieck gefaltete buntseidene Busentuch, dessen beide untere Enden um die Taille geschlungen und rückwärts verknotigt sind, während die Spitze des Tuches vorne am Überhemde mit einer Nadel zunächst der Halskrause befestigt ist. Die Mitte umspannt ein gestickter Ledergürtel und über die breiten Hüften fällt ein faltenreiches raßenes Röckchen, das kaum über die Knie reicht, so daß man noch die Strumpfbänder erschauen kann. Über den Rock trägt man eine reichgestickte Schürze und unter demselben weiße ausgeschlungene Unterröcke. Weiße baumwollene, kunstvoll gestrickte Strümpfe und schmucke Niederschuhe vollenden die originelle Tracht. Im Winter tragen sie einen Pelzrock aus Schaffellen.

Von dem uralten Spruche: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die schönste Bauerntracht“ scheint der Lesach- und Möllthaler auszugehen. Letzterer erzeugt selber sein

rupfenes Pfoad[1], den raßenen Kittl[2] und das lodene Gwandl[3] und trägt dasselbe. Die Bursche tragen meist braune, grün passepoilirte Lodenjoppen, rothe Brustflecken und grüne Hosenträger, lodene oder irchene Kniehosen, blaue oder weiße Wollstrümpfe und mit festen Schiaken (Klammnägel) versehene Bergschuhe. Die Lessachthaler in der Nähe der Landesgrenze bei Liesing und Luggau tragen den „Wolkenreißer", das ist den Tirolerhut, die Möllthaler einen ähnlichen Filz. Um die Mitte tragen die Möllthaler sehr häufig die ledernen Bauchgürtel mit Pfauenfedernstickereien. Die Möllthalerinnen tragen faltige lange Wollkleider von brauner oder grüner Farbe, große Vortücher, Spenser mit Puffärmeln und einen breiten Filzhut; bei den Lessachthalerinnen umschließt das Vortuch die ganzen Hüften. Beide tragen um den Hals seidene bunte Tücher. Der Lavantthaler kleidet sich jetzt fast ganz nach der Mode. Hier und da findet sich noch ein Pärchen, das die alte Tracht repräsentirt. Vor nicht langer Zeit trug der Bursche einen niederen Filzhut, darunter ein grünsammtenes Käppchen, kurze Tuchjoppe, sammtene Weste mit Silberknöpfen, irchene Kniehose, blaue Strümpfe und derbe Bundschuhe. Die Lavantthalerinnen tragen jetzt statt dem „Karntnerhäubchen" (ein schwarzes Häubchen mit Goldstickerei und schweren Bändern) und den flachen kolossalen, mit Seide überzogenen scheibenartigen Strohhüten über dem Kopftuch einen unförmigen Männerfilzhut. Sonst ist die Tracht der des Steirers ähnlich. Der Glanthaler, Lieserthaler, Krapfelder, Gurkthaler und Drauthaler hat kein besonderes Charakteristikon. Die Glanthalerin trägt einen nudelgupfeten Hut als ein besonderes Abzeichen. Der Rosenthaler erinnert in seiner Tracht an den Krainer, ebenso der Seeländer. Die Männer tragen die hohen Krainerstiefel, die Weiber weiße Kopftücher und seidene Halstücher mit Fransen.

Jäger und Senner, Holzknechte und Kohlbrenner, Wurzelklauber und Enzler sind meist ganz in Loden gekleidet und tragen erstere Schildhahnfedern und Gemsbart am Hute.

Daß der Kärntner noch ziemlich zähe am Althergebrachten hält, das beweisen seine Sitten und Bräuche, die sich noch heute zumeist in den Cyclus der verschiedenen Abtheilungen des festlichen Jahres einfügen. Dieses festliche Jahr beginnt mit einer der geheimnißvollsten und heiligsten Zeiten — den Weihnachten. Der heilige Abend mit dem Christtage bildet das eigentliche Fest und die Zeit vom Christabend bis einschließig Dreitönig — die Rauchnächte genannt — gelten als Nachfeier. In dieser Zeit muß der Bauer, ehe er zur Ruhe geht, noch alle Hausleute besichtigen, im Stalle besprengt er sämmtliches Vieh mit Weihwasser und die Bäuerin hält mit einer Glutpfanne, auf die Speik und Waldrauch gestreut wird, Umzug im Hause. Die Knechte und Mägde pflegen während des Gebetläutens zu „leaseln", das heißt sie erforschen ihr Schicksal durch Bleigießen, Schuhwerfen, Zaunsteckentragen, Kranzwerfen, Hütlgucken ꝛc. Am Thomastag (21. December)

[1] Hanfleinenes Hemd. [2] Leichtwollenes Kleid. [3] Lodenkleidung.



Volkstrachten aus Kärnten: Gail- und Lavantthaler Frauentrachten.



herrscht im Lande der Glaube, jenes Mädchen, welches sich am Vorabend am ganzen Leibe wäscht und mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigt, erblicke im Traum ihren Zukünftigen. In den Weihnachtstagen muß das Haus rein und sauber sein, darum wird die Tage vorher gefegt und gesäubert, was es Zeug hält. Im Lavantthal bei den Berglern wird das Hausgeräthe, als: Geschirr und Pfannen, Rührkübel und Hafen &c. unter den Mahlzeittisch gestellt, mit einer Kette umzogen, damit die Ernte im kommenden Jahre gut ausfalle und die Bäuerin Glück in der Wirthschaft habe. An die Thüren macht man drei Kreuze oder den Trudenfuß. Vom Thomastag bis zum Christtag hält man strenges Fasten. Am Christabend wird der Christbaum angezündet und die Krippe aufgestellt.

Während des nächtigen Gottesdienstes, der Christmette, sprechen — so herrscht der Glaube — die Thiere miteinander, gießt der Wilddieb seine Freikugeln, schneidet der Schatzgräber die Wünschelruthe und ziehen die Leute, die im kommenden Jahre im Kirchspiel sterben sollen, über den Friedhof.

Am Christabend wird im Oberrosenthal und in Saifnitz unter den Slovenen der Tisch mit einem slovenischen Tischtuch, das ist mit einem weißen Linnentuch, das roth- und weiß gestreifte Spitzen und durch die Mitte eine rothe Bordüre trägt, bedeckt und auf demselben der „mižnjak“, das ist das Weihnachtsbrot gelegt, sowie etwas Weihrauch und Getreide. Das läßt man über Nacht bis zu Mittag des Christtages liegen. Am Stefanitage findet in jeder Dorfkirche die Salz- und Wasserweihe statt. Stefaniwasser und Salz ist ein probates Mittel gegen die Anfechtungen des Teufels und das „Verzabern“, darum wird letzteres dem Vieh eingegeben. Am Johannistage trinkt man mit Wein den Johannisegen. Am Unschuldigen Kindertage gehen die deutschen und windischen Kinder mit einer Ruthe oder einem Fichten- oder Tannenästchen (Piißnastl) von Haus zu Haus plißnan, schappen oder „Friisch und g'sund geben“ (slovenisch šapati) und streichen die Erwachsenen unter Recitirung des Sprüchleins:

„Pließen lustig
Friisch und g'sund!
Lang löbn,
G'sund bleibn,
Gern habn!“

Die Slovenen sagen:

„Šip, šap, Gott gebe Gesundheit und Glück,
Daß sie wären fröhlich wie der Vogel im Walde,
Gesund wie die Fische im Wasser,
Stark wie der Bär im Gehölze,
Und daß sie hätten so viel Kindlein
Als der Baum Ästlein.“

Dafür erhalten sie das Plißengut, das sind Kletzen, Nüsse, Äpfel oder Geld. Bei den Slovenen im Gailthal gehen nicht blos die Kinder schappen, sondern auch die Burschen. Im Obergailthal ziehen um Mitternacht die Burschen durch das Dorf und klopfen an den Hausthüren, bis ihnen aufgemacht wird. Mit Fichtenästchen dringen sie in die Stuben, um die Leute zu „pišnan" (züchtigen), wofür sie mit Kaffee und Schnaps bewirthet werden.

Hier und da wixt (streichen, mit einer Ruthe züchtigen) der Bauer auch die Zwetschkenbäume ab, damit sie im kommenden Herbst recht viele Früchte tragen.

Am Dreikönigs-Abend zieht das „wilde Gjad" durch die Wälder. An diesem Abend war in Rattendorf im Gailthal das „Glockenlaufen" im Brauch; die Kinder liefen mit Glöckchen läutend durch das Dorf. Nach dem Aveläuten durfte kein Laut mehr gehört werden, sie hielten fest die Glocken in der Hand; wenn einer es übersah und klingelte, war er, wie man sagte, in Gefahr, vom „wilden Höre" zerrissen zu werden. Am Perchtentage (slovenisch Pernahti) visitirt im Möllthal die „Perchtra Baba" die Spinnstuben, die „Sternsinger" und Heiligen Dreikönig-Sänger ziehen von Haus zu Haus und in einigen Thälern, namentlich im Rosen-, Lieser- und Lavantthal, dann in der Umgebung von Prävali werden die Hirtenspiele ihrem ganzen Umfange nach aufgeführt. Die Slovenen Kärntens pflegen wie die Deutschen das Räuchern in den Zwölften (die zwölf Nächte von Weihnachten bis Dreikönig) und am heiligen Abend erstrahlt auch schon in gar manchem Bauernhause der Baum sinniger Weihnachtspoesie in funkelndem Lichterglanz. Die Slovenen feiern Koléda, das Weihnachtsfest, am Christ-, Sylvester- und dem Abend vor Heilige Dreikönig. Da gehen die Kirchen- und anderen Sänger von Haus zu Haus im Dorfe und singen vor dem Hausthor ein Koléda-Lied, wofür sie Geschenke, wie Würste und Selchfleisch, erhalten. Die Slovenen glauben, daß es mehr Glück beim Hause gibt, besonders beim Vieh, wenn die Koléda-Sänger das Haus mit ihrem Besuche beehren.

Wie die Deutschen ihre Kletzenbrote, so backen die Slovenen aus Haidenmehl den Hadnnikl, den sie mit Mohn bestreuen und mit Honig bestreichen.

In Wolfsberg feiert man am ersten Sonntag nach dem Dreikönigsfeste zur Erinnerung an die um neun Uhr Abends im Jahre 1339 erfolgte Austreibung der Juden aus der Stadt den sogenannten Prügelsonntag (Priglsuntig).

Zum Andenken an die Judenaustreibung wird noch heutigentags allabendlich die „Neun Uhr Glocke" (Judenglocke genannt) geläutet. Mit derselben wurde 1339 das Signal zum Angriff auf die Juden zu deren Vertreibung aus der Stadt gegeben. Am Prügelsonntag findet man die Frauenstatue am Platze in Wolfsberg mit künstlichen Würsten behangen und der Bauernbursche sichert sich an diesem Tage den Besitz seiner „Schean" für die Dauer des Jahres dadurch, daß er ihr im Wirthshaus Braten und Wein gleichsam als Leihkauf vorsetzen läßt, indeß sich das „Diandl" mit einer Wurst revanchirt.

Früher hingen die Mädchen jene Würste bei der Frauenstatue auf, welche beim Braten vom Spieße abfielen, was so viel wie Untreue des Geliebten bedeutet.

Über die Entstehung des Brauches erzählt eine Sage, ein Judenmädchen habe ihrem Geliebten, einem christlichen Fleischerburschen, den beabsichtigten Überfall der Christen durch die Juden mittelst einer an der Frauensäule aufgehängten Wurst signalisirt, worauf der Überfall und die Vertreibung der Juden durch die Christen erfolgte.

Am Lichtmeßtage tragen in der deutschen Oase Eisenkappel Kinder und Erwachsene bei Anbruch der Dämmerung aus Pappe gefertigte, verschiedenartig geformte, bunt gefärbte und mit Kerzen erleuchtete Kirchleins aus dem Markte gegen das Schloß Hagenegg flußaufwärts und übergeben diese Cartonagearbeit von der Brücke aus dem Vellachflusse. Den schwimmenden Kirchen folgen in Procession die Anfertiger derselben und an deren Spitze geht ein alter Mann, der die Verse des Lobgesanges des Simeon: „Nunc dimittis servum tuum“ vorsingt. Darauf antwortet der Chor: „Gloria patri“. Dieser Brauch soll an eine große Wassergefahr erinnern, die vor 200 bis 300 Jahren den Markt Kappel bedrohte und durch Einsetzung einer aus Brettern und Pappe gemachten hell beleuchteten Kirche in das Wasser der Vellach abgewendet wurde.

Am Agathentag (5. Februar) oder am nächstfolgenden Sonntag versammeln sich die Leute der Umgebung aus den Ortschaften Grafenstein, Diex, Globasnitz, Völkermarkt, St. Veit, Möchling, Sager, Skarbin, Galizien, Eberndorf, St. Kanzian, St. Filippen rc. sammt den Einheimischen und oft an 500 bis 600 Arme, die von ganz Kärnten zusammenströmen, vor der freundlich gelegenen, eine reizende Aussicht gewährenden Kirche in Stein. Nach dem festlichen Gottesdienst findet gemäß des Willens der hier beerdigten Gräfin Hildegarde, der Gemalin des Markgrafen Alboin, welche als Heilige verehrt am 5. Februar 1027 nahezu 100 Jahre alt starb und laut Stiftbrief ihr ganzes Vermögen den Armen widmete, die „Spende und Abspeisung der Armen“ statt. Sie gestaltet sich zu einem förmlichen Volksfeste. Die im Pfarrhofe in Stein aus einem gewissen Quantum Roggen eigens gebackenen und geweihten Brote werden von dem Pfarrer von Stein und den Kirchenkämmerern an die Armen vertheilt.

Die sogenannten „Agathenstrüzl“ werden auch aus Roggenmehl gebacken; sie sind etwa so groß wie eine wälsche Nuß. Diese Strüzl werden in großer Zahl von dem Pfarrer, den Kirchenkämmerern und Sängern vom Gange vor der Kirche unter das hier zahlreich versammelte Landvolk geworfen. Da man diesen Strüzln wunder- und heilsame Wirkungen zuschreibt, so rauft man sich völlig um ihren Besitz. Die Strüzl sind ein gutes Mittel gegen alle Krankheiten des Viehs, sie schützen vor Verzauberung, gegen Blitzschlag und das Abwalgen von hoher Alm. Fängt das Strüzl bei Demjenigen, der es beim Auswerfen einfing, zu schimmeln an, so bedeutet das so viel wie Tod. Das Strüzlwerfen ist noch

immer in vollem Schwunge und die Strüzln werden wie ein Talisman von einem Jahr aufs andere aufbewahrt und hoch verehrt. In den letzten Faschingstagen wird der Carnevalsulk ein Gemeingut Aller. Mit dem „foastn Pfingstag“, das ist der Donnerstag vor Aschermittwoch, beginnt die eigentliche tolle Zeit. Die Woche heißt auch die „foaste Wochn“, weil man in derselben meist üppige und fette Speisen genießt. Im Möll- und Lieserthal kennt man den Faschingmontag als „Foastn“ oder „Specknudl-Montig“. An demselben kommen opulente Specknudeln auf den Tisch. Von Montag bis Aschermittwoch wird bei den Bauern nur das Nothwendigste gearbeitet. Am Faschingsonntag, auch „Burschtensunti“ genannt, ertönt in jeder Dorfschenke Musik, und wenns auch nur eine Mundharmonika ist, zum Tanze. Am Faschingdienstag, vom Volke Fastnacht, der damische oder Narrendienstag genannt, findet das Faschingrennen oder Faschingjagen statt, an dem sich alle Burschen des Ortes, die Gesichter mit Kienruß und Engelroth oder Ziegelmehl bemalt, betheiligen. In den windischen Gegenden findet das „Blockziagn“ statt. Es ist dies ein Brauch, der den heiratslustigen Mädchen, die nicht unter die Haube kommen, oder solchen, die einen Freier abwiesen, nicht angenehm ist. Das „Blockziagn“ wird in der Weise inscenirt, daß mehrere als Mädchen gekleidete Bursche einen Holzstock oder, was üblicher ist, einen „Sautrog“, in dem ein als „altes Weib“ verkleideter Bursche liegt, vor das Haus des betreffenden Mädchens schleppen und daselbst Spottlieder und Stichelreden loslassen. Das Mädchen darf sich natürlich nicht blicken lassen, denn sonst wird es mit einer Flut von Schmähungen und Sottisen überhäuft.

Im Gailthal findet das „Schimmelreiten“ statt. In jedem Hause, bei welchem der maskirte Zug vorübergeht, wird der Schimmel „beschlagen“ und dafür ein Trinkgeld eingeheimst. Wenn in einer Ortschaft das Jahr hindurch kein Mädchen zum Heiraten kommt, müssen im Gailthal sämmtliche heiratsfähige „Gitschen“ (Mädchen) bei der empfindlichsten Strafe, die man ihnen anthun kann, — sie werden nämlich vom Tanze ausgeschlossen — einen schweren Sagblock mit Stricken durch das Dorf ziehen, die Bursche gehen peitschenknallend neben ihnen her. In Dellach (Gailthal) sitzt auf dem Sagblock eine Strohpuppe, welche man schließlich in den Brunnentrog wirft. Der Sagblock wird verlicitirt und der Erlös gemeinschaftlich vertrunken.

In Mauthen ziehen vermummte Bursche mit einem Schmied mit Hammer und Zange durch die Gassen, welcher jedem die Sohlen abreißt, der ihnen kein Trinkgeld verabreicht!!

Bei den Slovenen des Mißthales in Schwarzenbach, Jaboria, Topla, Koprein 2c. führt am Faschingdienstag jeder Bauer die Bäuerin, die Kinder und das ganze Gesinde ins Wirthshaus, wo Musik und Tanz stattfindet. Am „damischen Irti“ muß jedes Frauenzimmer einen Tanz thun und sei sie noch so gebrechlich oder alt, dann gedeihen die Merln

(gelbe Rüben) und Rüben. Je weiter die Röcke beim Tanzen herumfliegen, desto größer werden die Rübenscheiben.

Am Gründonnerstag, auch „Antlos Pfingsti“ genannt, finden in Unterkärnten Blumenmärkte statt, auf den Tisch kommen „heuerselige“ Gemüse und in der Kirche wird im Verein mit den vor der Kirchthüre (auf dem Kirchplatze) mit Ungeduld auf das



Blochziehen im Gailthal

Ausklingen des letzten Psalmes harrenden „Ratschenbuabn“ die Pumpermette, auch Finstermette benamset, abgehalten. Die am Gründonnerstag gelegten Hühnereier nennt man „Antlos Oar“ und schreibt man denselben heilsame und magische Wirkungen zu.

In der **Osternacht** werden im Lavantthal unter Beten und Absingen geistlicher Lieder die „Osterhaufen“, das sind riesige Holzstöße, vom Bauer entzündet. Da leuchten Hunderte solcher Osterflammen auf den Bergen und im Thale und bieten ein erhabenes Schauspiel, wie es so schön nicht leicht wo anders betrachtet werden kann.

In der windischen Gegend zwischen Klagenfurt und Völkermarkt, namentlich um Tainach, ziehen nach der Auferstehung die Bauernbursche mit brennenden Fackeln unter Pöllerschießen von Dorf zu Dorf und bringen durch vielfältige Schwenkungen recht hübsche Lichteffecte hervor. Da die bezeichnete Ebene mehr als hundert Ortschaften zählt und jeder Ort einen Fackelzug entsendet, kann man sich von der Wirkung des Schauspiels kaum einen rechten Begriff machen.

Bei der am Char- oder Ostersamstag Nachmittags stattfindenden Weihe der Osterspeisen bringen in Alpengegenden die Dirnen oft Riesenbutterkugeln, hübsch geziert, mit einem Osterlämmchen obenauf, zur Weihe. Von dem „G'weichten“ müssen die Parteien dem Meßner eine Wurst und dem Ministrantenbuben zwei roth gefärbte Eier überlassen. Im Gailthal spielt sich bei der Fleischweihe eine muntere Scene ab. Kaum ist der Segen gesprochen, so fallen die Weiber und „Gitschen“ über die mit weißen Linnen bedeckten Körbe her und eilen damit nach Hause; jede will die erste sein, „die zuerst kommt“, heißt es, „ist auch bei der Arbeit die erste“.

Zu Ostern bringen die Mädchen im oberen Rosenthal ihrem Liebsten einen Reindling und zwei rothe Eier, im unteren Thal geben sie am Ostermontag dem Liebsten ein Scherzl vom Reindling als ein Zeichen der Zuneigung; derjenige Bursche, der am meisten Scherzln zusammenbringt, gilt als der Dorfadonis. Am Ostermontag finden an manchen Orten des Glanthals Darstellungen des Passionsspieles statt.

Der Slovene begeht das Osterfest mit besonderer Festlichkeit. Die Bräuche in der Charwoche sind jenen der Deutschen gleich. Das Ostergebäck nennt sich Kolač und besteht aus Weizenmehl mit Zimmt und Zucker. Der zweite Freitag nach Ostern wird in Kärnten „Dreinaglfreitag“ genannt. Er sollte eigentlich „Viernaglfreitag“ heißen, da er seinen Namen von der Auffindung des vierten Nagels des Kreuzes Christi durch Karl IV. erhalten hat. An diesem Tage findet an manchen Orten eine förmliche Völkerwanderung von Wallfahrern statt.

Im Jaunthal sind die Kirchen zum heiligen Grabe ob Einersdorf, am Diex bei Völkermarkt, am Lisnaberge nächst Ruden, im Mißlingthal jene am Ursulaberge der Zielpunkt zahlreicher Kirchfahrten. Eine Hauptspecialität aller Wallfahrer dieses Tages sind jedoch die Vierberger, deren schon Megiser in seiner Chronik Kärntens vom Jahre 1612 gedenkt. Da versammeln sich die Wallfahrer aus der Gegend um Klagenfurt, St. Veit und dem Krapfelde um Mitternacht vom Donnerstag auf den Dreinaglfreitag in der Kirche am Magdalenenberg, wo ein Hochamt abgehalten wird. Kaum ist dasselbe zu Ende, so eilen unter Kienbuchtelbeleuchtung, die Hüte mit Berglaub bekränzt, die Wallfahrer den Berg hinab über Wiesen und Felder, um bis zum Grußläuten Morgens in Pörtschach am Ulrichsberg zur zweiten Messe einzutreffen. Nach derselben geht der Pilgerzug



Osternacht im Lavantthal

gar emsig nach Karnburg, dann nach Zweikirchen und von dort aus auf den Waseberg. An allen drei Orten werden Messen gelesen. Mittag ist bereits vorüber und noch immer ist die Wallfahrt nicht zu Ende, denn noch gehts auf den Veitsberg, von da nach Gradenegg, dann hinauf nach Sörg und zuletzt am Lorenziberg, wo um fünf Uhr ein Segen abgehalten wird. Nach dem Segen erfolgt der Abstieg nach St. Veit, wo die Pilger auseinandergehen.

Innerhalb 24 Stunden muß dieser lange und beschwerliche Weg zurückgelegt werden. Warum gerade die Berge bestiegen werden müssen, erklärt sich dadurch, daß am Magdalenenberg das Kreuz, am Ulrichsberg die Dornenkrone, am Veitsberg die Lanze und am Lorenziberg die Nägel Christi verehrt werden. Auf jedem Berg wechselt der Wallfahrer den Hutschmuck, das sogenannte „Bergerlaub“; am Magdalenenberg trägt er ein Wachholdersträußchen, am Ulrichsberg sogenanntes Karfunkellaub, am Veitsberg ein Fichtenzweiglein und am Lorenziberg Buchsbaum auf dem Hut. In allen Kirchen wird reichlich geopfert, am Magdalenen- und Lorenziberg nebst Geld auch Getreide. Letzteres legen zum Angedenken an eine alte Sage namentlich die Krapfelder Pilger auf den Altar.

Als den Herold des Frühlings feiert der Slovene des Jaun- und Rosenthals den heiligen Georg (Sent Juri). Ihm ist der Georgitag ein Tag der Festlichkeit. In Unterkärnten feiern die Slovenen am linken Drauufer den Georg am 23., jene am rechten Drauufer am 24. April, weil der Sage nach die heilige Margareth, die stets mit dem heiligen Georg zusammengeht, sich das Mauthgeld über die Drau später als Georg zusammenbettelte und so um einen Tag später als Georg vom rechten an das linke Drauufer gelangte.

Anläßlich des Georgifestes versammeln sich die Hirten und Buben des Dorfes gegen Abend auf der Gemeindewiese. Einer von ihnen wird in Stroh eingewickelt, er bedeutet den Frühling, man nennt ihn den Sent Juri; die übrigen haben Kuhglocken, Hörner rc. bei sich; sie fangen nun an zu läuten und zu blasen und gehen ins Dorf. Vor jedem Hause singen sie das Lied: „Der St. Georg klopft an die Thür rc.“ Man gibt ihnen ein Geschenk, bestehend aus Eiern, Schmalz, Weizenbrot, Verhacket, Würsten rc. Dafür bedanken sie sich wieder mit einem Verslein und ziehen zum nächsten Hause. Es wäre für den Bauer abscheulich, wenn er die Georgssänger ohne Geschenk abziehen ließe. Unglück wäre zu befürchten; dort wo die Bursche ohne Geschenk abgefertigt werden, sagen sie einen schrecklichen Fluch über des Bauers Haus, Vieh und Familie. Am nächsten Tage versammeln sich die Georgssänger in irgend einem Hause und kochen und schmoren von den Geschenken, besonders cortje (Eier und Schmalz) und treiben allerlei Kurzweil.

Zu Pfingsten steckt man Birkenzweige, das sind die Majen, in die Fenstergitter. Durch das ganze Möllthal von Möllbrücken bis Heiligenblut, im Lieser- und Maltathal findet man am Pfingstsamstag fort und fort dumpf brennende Holzstöße, die sogenannten



Die Bierberger

„Pfingsthaufen“, die in dichten Rauch eingehüllt sind. Am Morgen des Pfingstsonntags schürt man das Feuer, daß es hell auflodert, und Knechte und Mägde tanzen um dasselbe. Wenn die Flammen hoch aufschlagen, sagt man: „Hiatz varbrennt dar Winter und dar Auswart ziagt ein.“ Wer der letzte beim Pfingsthaufen anlangt, wird mit einem Brennnesselkranz gekrönt und heißt der Pfingstkönig. Im Lieserthal heißt der längste Schläfer „Pfingstluzl“. Unter Deutschen und Slovenen findet in den Alpengegenden das „Pfingstklefnan“, ein schier melodisches Knallen mit den langen, mit Harz eingeschmierten „Goaßln“ statt. Zu Pfingsten schmiert der Slovene seine „Goaßl“ mit geweihtem Wachs ein. Das Knallen mit solchen Peitschen vertreibt die Hexen. An den Brautlauf und den Mairitt der alten Deutschen gemahnt das „Kranzlreiten in Weitensfeld“ (Gurkthal), welches alljährlich am Pfingstmontag inscenirt wird. Der Brauch gründet sich auf eine Sage. Des Turnhofers blühend Töchterlein blieb zur Pestzeit allein vom Tode verschont. Da kamen drei Freier und die Wahl that ihr weh, wen sie nehmen sollte. Da kam sie auf den Gedanken, einen Wettlauf zu veranstalten, setzte sich als Preis und ward vom schnellsten als Weib davongetragen.

Gegenwärtig ist die mit der Jungfrau (aus Holz geschnitzt) gezierte Brunnensäule auf dem Platze in Weitensfeld der Zielpunkt der Wettrenner. Die Gemeinde widmet drei Beste. Das erste besteht aus dem Brautkranz der Brunnenjungfer und einem Ducaten, das zweite aus einem Paar Wollstrümpfen und einem seidenen Halstüchl und das dritte aus einem Strauß von Schweinsborsten, daher es auch das „Saubest" heißt.

Drei der gewandtesten Reiter, meist Weitensfelder Bürgersöhne oder ansehnliche Bauernsöhne aus dem Gurkthal hoch zu Roß, ringen zuerst um den Preis. Dann folgen zu Fuß die Wettläufer. Die Rennbahn dehnt sich von einem bis zum anderen Ende des Marktplatzes aus. Die Wettläufer tragen ein leichtes Zwilchcostüm mit einem rothen Seidentüchl um die Mitte und einem quer über die Brust gezogenen und unter dem Arm fest zusammengeschnürten Tuche. Sie sind ohne Kopfbedeckung und gewöhnlich barfuß. Alle Reiter und Läufer haben sich vor der Procedur dem Preisgericht vorzustellen. Der erste Gewinner erhält den Kranz der Brunnenjungfer aus der Hand des Bürgermeisters unter einem brausenden Musiktusch. Ebenso die weiteren Bestgewinner. Auf das Saubest verzichtet selbstverständlich gern ein Jeder. Nach der Preisvertheilung gehts unter Vortritt der Musikbande ins Wirthshaus, und das Fest erreicht fröhlich sein Ende auf dem — Tanzboden.

Einen ähnlichen Brauch finden wir auf den Gailthaler Alpen. Die Hirten pflanzen eine „Maje" (Maibaum) auf und laufen aus einer Entfernung nach diesem Ziele. Der zuerst angekommene heißt „Pfingstkönig", der letzte erhält einen Spottnamen. Bei hereinbrechender Nacht wird um die Maje ein Holzstoß zusammengetragen und mit der Maje verbrannt.

Alljährlich am Dreifaltigkeits-Sonntag fand früher im Orte Hüttenberg das Knappenfest mit dem Reiftanz statt. Seit neuester Zeit wird das aus dem Mittelalter stammende Fest nur mehr jedes dritte Jahr abgehalten. An demselben nehmen alle Bergknappen von Heft, Lölling, Ober- und Unter-Knappenberg in der Bergmannstracht theil. Die Reiftänzer durchziehen, geführt von den Hutmännern und gefolgt von zahlreichen Pritschennarren, unter Musik Hüttenberg und holen den Berggerichtscommissär und die Kranzljungfer ab. Mit diesen ziehen sie auf den oberen Platz, wo die Laubhütte steht (daher das Fest auch Laubhüttenfest heißt), in dem sich die Honoratioren des Marktes eingefunden haben.

Der Reiftanz währt an zwei Stunden. Die in zwei Reihen gegenübergestellten Tänzer führen mit ihren Blumenreifen der Quadrille ähnliche Evolutionen auf. Die am Tanze nicht betheiligte Knappenschaft wird bewirthet; die Bergherren trinken aus dem Goldbecher, den 1604 der Gewerke Fellner spendete, und bringen mit „Glück auf" endende Toaste aus. Die Reiftänzer erhalten nach dem Tanze reichliche Labung. Die



Der Wettlauf in Weitensfeld.

Laubhütte darf nur bis zum Schönsonntag stehen bleiben. Der dem Feste nachfolgende Montag heißt „Pritschen-Montag". An diesem Tage erhält jeder Knappe, der ohne Bergleder ausgeht, mit der Pritsche drei Streiche und ist gezwungen, sich von weiterer Prügeltracht loszukaufen.

Die Feier des Frohnleichnamsfestes wird von dem Volke „Gottleimastag" oder „Antlaßtag" genannt. In Orten wie St. Veit, Gmünd rc. trugen am Frohnleichnamstage die Bürgersfrauen noch die Goldhaube und in der alten Herzogstadt rückt auch die Trabantengarde — gegründet 1596 — aus.

In Himmelberg, Tiffen und in der Gnesau, wo sich Schießstände befinden, rücken die Schützen unter ihrem Rottmann aus. In der Gnesau findet nach der kirchlichen Function das sogenannte „Fohndrahn" statt. Nach Schluß der Procession stellt sich die an der Feier theilnehmende Schützencompagnie in Reih und Glied auf. Über Befehl des Rottmanns erfolgen mehrere Evolutionen. Nach einem Aufmarsch in Einzeln- und Doppelreihen, nach Bildung sternförmiger Figuren und Arabesken bildet die ganze Rotte einen Kreis, in dessen Mitte der Fähnrich tritt und sich mit dem „Fohndrahn" producirt. Alles

sieht mit gespannter Neugierde der Kunst des Fähnrichs zu, dessen Aufgabe es ist, die Fahne so geschickt zu drehen, daß ihre Spitze niemals am Boden anstößt. Dem ersten „Fohndraher“ folgt ein zweiter, ein dritter und so fort und derjenige, der die beste Leistung liefert, erhält von einer Dorfschönen einen Blumenstrauß. Während des „Fohndrahens“ sammelt der Rottmeister unter den Zuschauern das Pulvergeld für die Salvenschüsse ein. Der Brauch dürfte das Überbleibsel eines alten Landsknechtspieles sein.

In der Nacht vor dem Frohnleichnamstage setzen die Kärntner Slovenen vor das Haus ihrer Liebsten einen Maibaum. Man nimmt dazu hohe schlanke Fichten, welche ganz abgeschält und mit Blumen und Kränzen geschmückt sind. Auf die Spitze des Baumes wird ein hölzerner Hahn befestigt und unter dem Hahn zwei hölzerne Säbel in Kreuzform angenagelt. Der Baum wird streng bewacht, damit der Wipfel nicht abgesägt werde, was eine Schmach bedeuten würde.

Am Vorabend des 24. Juni und in der Nacht dieses Tages werden auf den Höhen der Berge Sunnwend- oder Johannifeuer angezündet. Bursche und Mädchen tanzen um das Feuer und springen wohl auch über dasselbe, damit sie kein Fieber bekommen und der Flachs gut geräth. Am Johanniabend wird auch „gleaslt“ und der Farrnsamen gesammelt, mit dem man sich unsichtbar machen kann. An vielen Orten findet nebst dem Sunnwendfeuer das „Scheibenschlagen“ statt, wobei oft sinnige, oft auch zotige Reimlein citirt werden. Im oberen (Deutsch-) Gailthal darf sich kein Mädchen dem Sunnwendfeuer nahen. In Gebüschen, hinter den Zäunen halten sich die Mädchen versteckt, um auf die Sprüche der Scheibenschlager zu „ließnen“ (horchen). Bei den Slovenen ist Sonnenwende (Kreš) eines der höchsten Feste. Das Wort Kreš stammt vom Worte Krešati, welches Feuer aufschlagen bedeutet, her. Im Gailthal pflückt man am Nachmittag des 23. Juni verschiedene Blumen, namentlich Maßlieb, die Wiesenkönigin (Kresnica), welche wie die Sonne in der Mitte gelb ist und ringsum gleich Strahlen weiße Blättchen hat. Mit diesen Blumen werden Vorhaus und Zimmer bestreut, wo sie bis zum nächsten Morgen liegen bleiben. Auch stellt man hinter die Thür so viele Blumen, als Leute im Hause sind. Wessen Blume über Nacht am stärksten welkt, der stirbt zuerst. Vor die Fenster stellt man Spierstaudenblüten. Der Spierstaudensamen und vierblättriger Klee sind Zauberkräuter. Wer den ersteren im Sack trägt, ist unsichtbar. Man gewinnt ihn, wenn man bei Sonnenaufgang ein weißes Tüchl, das ein siebenjähriges Mädchen gewebt hat, unter die Staude breitet. Den vierblättrigen Klee muß man vor Sonnenaufgang mit dem Munde abpflücken.

Abends geht Jung und Alt auf den Platz, wo das Kresfeuer brennen soll. Dasselbe wird von einem unschuldigen Mädchen entzündet. Bursche und Mädchen singen und jubeln oder unterhalten sich mit Scheibenschlagen. Vom Kresfeuer muß man einen

brennenden Span nach Hause tragen und in den Krautgarten stellen, das vertreibt die Raupen. Das Kresfeuer brennt zu Ehren der Sonne. Der Slovene übt überhaupt einen gewissen Sonnencult. Wenn die Slovenen sich in Gesellschaft zutrinken, so geschieht es nach der Sonnenrichtung; wenn die Freier den Ehecontract fertiggestellt haben, wird die Braut dreimal vom Bräutigam nach dem Gang der Sonne im Zimmer umgedreht. Zur Hochzeit werden die gegen Osten wohnenden Gäste zuerst geladen. Im Gailthal singt man beim Kresfeuer das alte Lied: „O scheine, Sonne, scheine" u. s. w. Im Rosenthal existirt ein schönes Johannisfestlied, welches des Sonnensohns Brautwerbung schildert und an anderer Stelle besprochen wird.

Von besonderer Bedeutung in Kärnten ist der „große Frauentag" (Maria Himmelfahrt), an dem an manchen Orten die Kräuterweihe stattfindet. Im Lessach- und Maltathal heißt der Tag auch „Maria Wurzweih". Jeder Bauer läßt an demselben ein aus neun Kräutern gebundenes Büschl vom Seelsorger weihen. Solche geweihte Büschl helfen gegen das „Vermanen" und „Verzabern" des Viehs, darum mischt man etwas vom Büschl unters Viehfutter, und mit den geweihten Kräutern geräuchert vertreibt es bei schweren Gewittern die Hexen und Hagelwolken. Mit dem Tage Allerheiligen und Allerseelen schließt das festliche Jahr des Bauers. In aller Pietät wird da der „armen Seelen" und der Dahingeschiedenen gedacht. Am Allerseelentag brennt man „'s Armensünderlichtl", das man über Nacht auf den Tisch stellt, damit sich die armen Seelen die Brandwunden anstreichen können. Am Vorabend wird die Stube ausgekehrt und mit Kronabet (Wachholder) eingeräuchert, das ist gut für die wehen Augen der armen Seelen. Vor Allerheiligen und am Allerseelentag ziehen im Lieser- und Gailthal ganze Scharen von armen Kindern durch die Dörfer, um die Allerheiligenstrützln einzuheimsen. Am Allerseelentag sagen sie: „Bitt um an Hahn". Nach Allerheiligen erscheint am 25. November die heilige Katharina, welche hemmend in das Tanzrad eingreift und die Vorläuferin des Advents bildet. Am 6. December kommt dann der Nikolo, der auch in Kärnten so wie anderwärts mit dem Bartl die großen und kleinen Kinder zu schrecken bestrebt ist. Er ist die Schlußfigur im festlichen Jahre.

Am Kirchtag gibt es eigenartige Kirchtagsgerichte: im oberen Drauthal „Nigalan" (aus Krapfenteig gebacken) mit Honig und Milch, in den meisten Ortschaften Unterkärntens das beliebte „Schmalzmus" (bestehend aus Mehl, Schmalz und Weinbeeren), im Gailthal das „Lunkmus" (Milchmus mit Weinbeeren). Der Kirchtag im Gailthal ist ein wahres Volksfest; da werden in jedem Hause „Kirchtagskrapfen" und in größeren Gehöften „Bettlerzeltn" gebacken. Ganze Scharen von Armen und Kindern mit Säcken auf dem Rücken ziehen da am Festvorabend durch das Dorf, um diese Zeltn einzuheimsen. Jeder Dienstbote im Hause erhält zehn bis zwölf Paar Krapfen und einen Laib Brot.

Pöllerschüße und „Hofrecht" vor dem Gasthause, in welchem der Tanz stattfinden soll, leiten das Fest ein.

Wenn die Vesperglocken verklungen, ziehen die Spielleute durch das Dorf bis hinauf zu den höchstgelegenen Gehöften auf den Bergeslehnen, um die „Zechbuaben" „abzusuchen", — ihnen nach die bei jedem Hause, vor welchem Halt gemacht und ein „Stückl" aufgespielt wird, sich mehrende Schar der Burschen, die Joppen über die Achsel geworfen, die Hüte geschmückt mit Rosenkraut und Nelken. Die Gitschen werden „ausgebeten": ein paar Bursche treten mit einer Weinflasche in die Stube und bringen ihre Einladung zum Ehrentanz vor. Unter Pöllersalven findet der Einzug der „Zechbuaben", welchen die bunte Schar der Mädchen folgt, in das Wirthshaus statt. Da wogt nun die Lust. Gesang, Jauchzen und Musikklänge durchzittern die Luft. Auf dem Kirchplatz ist es unausgesetzt lebendig; die Krämer preisen ihre Siebensachen an und richten die Laterne zurecht, denn bei der Nacht kommt ihr Geschäft erst recht in Gang.

Bei den Gailthaler Slovenen ist es gewöhnlich die auf dem Kirchplatz stehende Linde, um welche sich die ganze Kirchtagslust dreht. Auf einem unter den Ästen derselben angebrachten Holzgestelle sitzen die Musikanten. In St. Stefan an der Gail sind die Seitenflächen desselben mit auf den Tanz unter der Linde Bezug habenden „Vierzeilern"[1] in deutscher und slovenischer Sprache und mit ein paar Bildern: einen Gailthaler mit der Fahne und eine Gailthalerin im Kirchtagsstaate darstellend, geschmückt. Nur am Kirchtag darf unter der Linde getanzt werden.

Die Linde steht bei den Windischgailthalern noch immer in Ehren. Nach dem Gottesdienst werden unter ihr nationale Lieder gesungen. Der Tanz beginnt erst Nachmittags mit dem „Aufführen". Die Bursche, zumeist robuste Gestalten, scharen sich um die Linde, ohne Unterbrechung slovenische „Vierzeiler" singend, welche die wacker auf ihrem Holzgestelle sich rührenden Spielleute begleiten. Das erste Lied ist religiösen Inhalts und beginnt mit dem Verse:

Bog nam daj en dober čas Ta pervi raj začeti!	Gott gib uns eine gute Zeit, Den ersten Tanz zu beginnen.

Abseits sitzen und stehen in dichtgedrängter Schar die Mädchen in der malerischen Gailthaler Tracht, welche mittlerweile von den ihnen Wein zubringenden Burschen zum Tanz aufgefordert und den Tänzern zugeführt werden. Das „Aufführen" nimmt eine

---

[1] Unter den Linden ist es lustig, beim Tanzen ist es toll und i was no Liedlan an Bucklkorb voll.	Lip'ca moja, si draga Cvetje tvoje zlo diši. Linde mein, du bist mir theuer, Deine Blüten duften sehr.



Tanz unter der Linde in St. Stefan an der Gail.

geraume Zeit in Anspruch und wiederholt sich, wenn Bursche aus den Nachbarortschaften zum Tanz zugelassen werden, bei welchem an einer althergebrachten Ordnung festgehalten wird, denn die Linde darf durch Zank und Streithändel nicht entweiht werden. Der erste Tanz heißt „Pervo“, darauf folgen die landläufigen Tänze, den Schluß bildet der hüpfende „hohe Tanz“, der nur ein paar Minuten dauert und dreimal wiederholt wird. Mit Einbruch der Dämmerung wird der Tanz unter freiem Himmel eingestellt und man zieht sich in das Gasthaus zurück, wo dem Tanzvergnügen noch weiter gehuldigt wird.

Ein eigenthümlicher Brauch ist es, daß am ersten Tage des Kirchweihfestes nur die ledigen Personen und die Mädchen nicht ohne das eng anliegende Leibchen „Rajavec“ unter der Linde tanzen dürfen. Am „Unschuldigen-Kindltag“ pflegen die Gitschen ihren Tänzern allerlei Geschenke: ein Seidentüchl, ein Hemd oder Cigarren, als Anerkennung zu verabreichen.

Am Kirchweihmontag wird in einigen slovenischen Ortschaften ein Todtenamt mit Opfergesang und Besprengung der Gräber auf dem Friedhofe unter großer Betheiligung des Volkes abgehalten. An die alten Kampfspiele der Slovenen, wie sie vor Zeiten namentlich bei Todesfesten im Brauch waren, erinnert das Kufenstechen, das an diesem Tage nur noch in Windisch-Feistritz und zuweilen in der Ortschaft Tratten zur Aufführung kommt.

Am Pfingstmontag Nachmittags, wenn der Himmel freundlich herniederschaut und die Alpen ringsum in goldigem Sonnenschein leuchten, füllt sich die „Tratte“ bei Feistritz mit Neugierigen, die von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen herbeikommen. In der Mitte derselben steht ein Holzpfahl, auf welchem die Kufe (Faß) aufgepflanzt ist. Die Bursche auf schweren, mit farbigen „Wollkotzen“ bedeckten Fuhrmannspferden sprengen im Galopp an der Kufe vorbei und suchen ihr mit dem schweren Eisenstecken einen Stoß oder Schlag zu versetzen. Jeden Luftstreich begleitet lautes Gelächter, jeden sicheren Treffer fröhliches Jauchzen. Daß die Musikanten dazu lustig aufspielen, ist selbstverständlich. Manchmal geschieht es, daß der Eisenkolben abprallt und das Pferd streift, so daß es mit dem schwankenden Reiter über Stock und Stein davonrennt. Diese Kraftprobe wiederholt sich so lange, bis die Reifen abfallen und die Dauben aus den Fugen gehen. Die abgefallenen Reifen werden dann von einem Burschen aufgelesen und nacheinander am Pfahle aufgesteckt. Die im Carriere dahersprengenden Reiter fassen dieselben mit dem Eisenstecken auf. Der Sieger, welcher die Kufe mit einem wuchtigen Streiche zertrümmert, wird von einer Jungfrau mit einem Kranz aus künstlichen Blumen geschmückt.

Ein Seitenstück dazu finden wir im Obergailthal: das „Hefenschlagen“, ein echtes seit urdenklichen Zeiten von den Burschen geübtes Volksspiel, das alljährlich am zweiten Sonntag im October auf der Moorwiese, in der Nähe des Dorfes Dellach, stattfindet. Mit klingendem Spiele zieht die Burschenschaft in geschlossenen Reihen — der Bestträger mit einem glatt gehobelten Holzstock, auf welchem die verschiedenen „Beste“ angebracht sind, als Fahnenträger voraus — auf die Wiese hinaus, wo sich viele Schaulustige auf dem Rasen gelagert haben. Die Bursche bilden nun um den aufgepflanzten „Beststock“ einen dichten Kreis und das bekannte Spiel beginnt. Das Ziel ist ein auf einem Stabe aufgesteckter, mit Kalk übertünchter Hafen aus schwarzem Thon — eigentlich gestohlene Waare. Am Vorabend des Festspiels durchmustern die Bursche die Rauchkucheln, um irgendwo auf listige Weise hinter dem Rücken der Hausmutter, welcher dieser uralte Brauch wohlbekannt ist, einige Hafen zu erhaschen. Das Geld für die Beste und den gemeinschaftlichen Trunk wird von den Burschen zusammengeschossen.

In einigen von einem Wildbach bedrohten und öfters verwüsteten Ortschaften im Obergailthal hält man seit urdenklichen Zeiten einen eigenen Feiertag, der in keinem



Das Kufenstechen in Feistritz.

Kalender verzeichnet steht, den „Bachfeiertag". An einem aschgrauen Werktage Vormittags erscheinen die Ortsinsassen, die Mädchen mit bunten Kopftüchern, in der Dorfkirche, um der „Scharmesse" (das Meßgeld wird geschart, das ist gesammelt) beizuwohnen, und Nachmittags schreiten sie unter Glockengeläute in Procession betend — ein schlichtes Holzkreuz voran — die mit Schotter und Geröll bedeckten Ufer des Wildbaches ab.

Nach Abschluß der Herbsternte hält man in Kärnten vielseitig Erntefeste ab. Bursche und Dirnen betheiligen sich an ihrer Abhaltung. Eine hübsche Maid versinnbildlicht die Ceres, ein feister Junge stellt den Bacchus vor und den Erntewagen, reich beladen mit Früchten, begleiten Schnitterinnen und Mäher. Auch lustige Brechlerinnen und Sennderleute fehlen nicht im Zuge.

In Alpengegenden ist der Auftrieb (15. Juni) und Abtrieb (8. September) des Viehes auf die Alm und von der Alm ein Festtag. Der Halter treibt das „Galtach", die „Frischen" und „Miadalan", die Schweine und Rinder auf die Alm. Die Leitkuh ist bekränzt und mit einer Glocke behängt. Bevor sie abziehen, gibt der Bauer jedem Stück Vieh geweihtes Salz und ein Palmwuzl mit Johanniwein, dann besprengt er die Abziehenden mit Stefani- oder Dreikönigswasser, damit dem Vieh auf der Alm nichts Übles passire. Zum Schluß des Zuges geht die Senndin mit dem „Almgratlan" [1]. Vor dem Abmarsch werden Halter und Sennderleut mit Schmalzmus und Krapfen traktirt.

Geht es abwärts von der Alm, das heißt wird „abgefödelt", so kleknen (schnalzen) die Halterbuam mit ihren Goaßln, das Vieh wird mit Almblumen bekränzt, und nach Segnung und Schließung der „Schwoaghütten" gehts thalab.

Da Summa geht uma
und 's Lab fallt vom Bam,
und hiaz ziagn die lustign
Sennderleut ham.

Die Sennerin vertheilt ein eigenthümliches Gebäck, im Lieserthal „Schottschimpfl", im Katschthal „Schnuraus" und im Glanthal „Roflnudl" genannt, unter die dem Zuge Begegnenden. Im Dorfe empfängt der Bauer und die Bäuerin ihr liebes Vieh mit großer Freude und ein „feistes Mahl" vereinigt die Hirtenleute in der großen Stube des Hauses.

Arbeitsbräuche. Um Gertrudis (17. März) beginnt die Feldarbeit. Die Jaunthaler Slovenen pflegen zu dieser Zeit den Brauch des „Pflugziehens". Es bildet dies die Introduction zur Ackerarbeit. Die Knechte ziehen einen Pflug von Haus zu Haus und schneiden Furchen in die Erde. Ein vermummter Bursche lenkt die Pflugzieher, indeß ein zweiter Gaben einheimst, die gemeinsam verzehrt und vertrunken werden. Im Möllthal wird aus den Ruthen der Weißelsen ein Ring geflochten „Saaring" (Säering) und in das Saatgetreide gelegt; der Säemann nimmt das auszusäende Korn nur durch diesen Ring. Die Frucht soll dadurch, wie man glaubt, vor Hagelschlag geschützt werden und besser gedeihen.

[1] Almwägelchen.

Ist der Erntesegen unter Dach und Fach gebracht, so beginnt im Möllthal das „Lichtdreschen“; bald nach Mitternacht wird es im Hause lebendig und die Älpler finden sich nach kurzer Nachtruhe auf der Dreschtenne ein, wo die einförmige harte Arbeit beim Schimmer einer Stallaterne bis zum Grauen des Morgens fortgesetzt wird. Sobald das Dreschen seinem Ende naht und die letzten Schober unter die Dreschflegel geworfen werden, da fliegen die Drischl in hastiger Eile und mit dem letzten Schlage, der auf der Tenne verhallt, beeilt sich Jeder und Jede die Drischl so schnell als möglich an ihren Platz zu hängen. Der Langsamste wurde (im Obermöllthal) mit frohem Gejauchze als „Nigl“ begrüßt und spottweise mit einem Strohkranz geschmückt. Während der Jause hatte der Nigl seinen Platz unter dem Tische, und wenn man ihn schließlich mit Kuhglocken behängt an einem Strick durch die Dorfgasse führte, mußte er sichs auch gefallen lassen.

Beim Rübeneinhacken im Gailthal laden die Mädchen, die mit langen scharfen Messern bewaffnet um einen großen viereckigen Holztrog stehen und taktmäßig auf die scharf duftenden aufgeschütteten Rüben einhauen, die Vorübergehenden zum „Rübenblasen“[1] ein oder bitten um einen „Rubenreiter“, damit die Rüben feiner werden, das heißt um einen Beitrag zu einem gemeinsamen Trunk.

Im Spätherbst, wenn Nebel die Bergkuppen verhüllen und eine fröstelnd kalte Luft durch das Thal streicht, ist die Zeit zum „Brecheln“ da. Auch mit dieser staubigen Arbeit sind absonderliche Gebräuche verbunden. Der „Haar“ ist der Hauswirthin besonders ans Herz gewachsen. Im tiefsten Winter schon denkt sie an das zarte Leinpflänzchen und an das „Haarlangfahren“, wie es weiland im Gailthal der Brauch war. „Je weiter man um Dreikönig fährt“, hieß es, „desto länger wird der Haar.“ Am „Sunnawendabend“, wenn die Feuerchen auf den Jauken und den Bergen ringsumher auflodern, steckt sie ein Elsenstäbchen mit einem zu Frohnleichnam geweihten Kranze aus Feldblumen in die Mitte des zwischen dem wogenden Korn mit seinen blaßblauen Blüten wie ein stilles Gewässer stehenden Haarfeldes. „Der Blumenkranz zieht den Haar,“ sagt man, „so hoch der Stab, so hoch wird der Haar“. Außer diesem Kranz sieht man in manchem Flachsfelde auch frische Elsenzweige in den drei Ecken desselben oder auch Palmzweige wegen des Ungeziefers, das durch die offene Ecke hinausgeht.

„Wenn die Brechelzeit kommt, geht unser Herrgott ins Wälschland.“ Der Volksspruch kennzeichnet hinlänglich das muthwillige Treiben der Brechlerinnen, dieser staubigen Hexlein, wenn sie in der Badstube oder auf dem freien Brechelplatze hantiren. Selbst der harmlos vorübergehende Wanderer wird in ihren Zauberkreis hineingezogen und muß sich von ihnen binden, das heißt seinen Arm oder seinen Hals mit einem Wergbüschel umwinden

[1] Eine Partie des Rubenbreies wird pyramidal aufgeschichtet, wer sich zum Blasen herbeiläßt, wird mit dem Gesicht hineingedrückt.

lassen; weigert er sich, so wird er von oben bis unten mit „Oagen“ (dem beim Brecheln abfallenden Staub) überschüttet. Im Lessachthal pflegen sie, wenn Jemand des Weges kommt, ein Wergbüschel mit einem Blumensträußchen auf den Weg zu legen; der es aufhebt, hat ein Trinkgeld zu entrichten. Beim Nachhausegehen in später Nacht werden die Brechlerinnen von den Burschen, die alle möglichen Stimmen erschallen lassen, geschreckt. In Reisach knallen sie gar mit Peitschen hinter ihnen her, als ob das „wilde Gjad“ im Anzuge wäre.

Beim „Brechlermahl“ geht es sehr lebhaft zu; was früher die Schwingen geleistet, das leisten jetzt die Zungen, derbe Witze werden gerissen, und wehe dem Burschen, der sich unberufen in die Stube wagt; er wird mit Stichelreden und „Schottkrapfen“ derart traktirt, daß er froh ist, wenn er sich im buchstäblichen Sinn aus dem Staube machen kann.

Im Glanthal reitet zuweilen der „Brechlritter“ auf einem von zwei Burschen gebildeten, aus Leinentüchern zusammengestoppelten Schimmel in die Stube (gewöhnlich erscheint er in weißen Hemdärmeln, mit einer buntfarbigen Schärpe und einem mit waidrecht geschlichteten Strohaufputz gezierten Hut). Die Brechlerinnen grüßend ruft er mit Stentorstimme:

„Thut's weg enkre Stühl' und Bänk',
Der Brechlschimmel kommt zu enk.
Ich reit herein zum Brechlfest,
Grüß die Brechlbrautmutter und ihre Gäst'!
Über neun Alm reit' ich herein,
Über tiefe Gräben und hohe Zain.“

Die Brechelbrautmutter, ein zungenfertiges „Diandl“, entgegnet:

„Thut dir die Brechlbraut nit g'falln,
Was reitest herab von der Alm?“

Und so geht der Wortstreit immer lebhafter fort und je derber die Späße, desto größer ist die allgemeine Heiterkeit. Der ganze Streit dreht sich um die „Brechelbraut“, ein Körbchen gefüllt mit einem „Reindling“, mit Krapfen, Äpfeln und Blumensträußchen, welches die Brechelbrautmutter hinter dem Tische verborgen hält.

„Is die Brechelbrautmutter frisch,
So geht sie über'n Tisch.“

Auf diese Aufforderung des Ritters erhebt sich die Maid und besteigt mit dem Körbchen auf dem Kopfe den Tisch. Der Ritter springt von seinem Gaul, übernimmt das Körbchen und ruft den Musikanten zu:

„Spielleut sein d' Schwarzenbacher,
aufmach'n werd'n sie am Charfreitag nacher.“

Diese lassen sich das nicht zweimal sagen und spielen einen „Ländler“ auf, der dem Ritter so gewaltig in die Füße geht, daß er die Brechelbrautmutter in seine Arme nimmt und mit ihr, daß alles staubt, die ländlich-sittliche Tanzunterhaltung eröffnet.

Im Windischgailthal darf den Brechlerinnen kein „Mannsbild“ in die Nähe kommen, sie fallen wie Furien über dasselbe her und überschütten es mit „Oagen“. Nähert sich jedoch eine distinguirte Person, so werden sie ganz manierlich, schwingen sich tänzelnd hin und her und singen slovenische „Pläpperlieder“. Der so Angesungene und mit einem Wergbüschel Bedachte hat dann selbstverständlich etwas tiefer in die Tasche zu greifen. Bevor die Arbeit zu Ende geht, sendet die Tochter des Hauses ihrem Liebhaber oder sonst einem Burschen des Dorfes den „Rogou“, einen Spieß oder ein Fichtenwipfelchen mit Cigarren, Cigarrenspitz, Tabakpfeifen, Äpfeln und dergleichen behangen, eine originelle Einladung zum Brechlermahl. Der Bursche hat nun die Verpflichtung, damit die staubige Arbeit und das ergiebige Mahl mit einem flotten Tanz beschlossen werden kann, Abends mit einem „Spielmann“ und den Burschen des Dorfes zu kommen. Dabei vergißt man nicht das „Breineinreiben“. Eine Schüssel mit Hirsebrei und einem Löffel wird einem Burschen mit der Aufforderung vorgestellt, den Brei auszuessen, weigert er sich, so werden ihm Hände und Gesicht mit Brei eingerieben, was einen Hauptspaß abgibt.

Der Winter führt die Älpler hinaus in die eisigen beschneiten Bergschründe, wo wir sie auch bei der Herablieferung des im Hochsommer auf den hohen Bergwiesen mit Lebensgefahr gemähten, in „Tristen“ aufgeschichteten Alpheues beobachten können. Diese Arbeit nennt man im Möllthal „Hazen“ und die Leute, die sich dabei betheiligen, „Hazer“. Gewöhnlich in einer schönen Decembernacht machen sich die Hazer, mit dem kurzen eisenbeschlagenen „Stakelstock“, mit Schneereifen, Faßzeug und Fußeisen ausgerüstet, auf den Weg. Nach mehrstündiger Wanderung erreichen sie mit Anbruch der Morgendämmerung auf den beschneiten Hochwiesen die Heubehälter und Heutristen. Vor Jahren entspann sich unter ihnen bei der Fassung des Heues ein Wettkampf. Jeder wollte der Erste auf dem Rückwege sein, denn diesen erwartete ein gewaltiger Krapfen „Spitzkrapfen“ benamset (Heiligenblut). Lustig ist die Abfahrt, aber nicht ohne Gefahr. Selten nur ereignet sich ein Unglücksfall, gleichwohl sieht man nicht ohne Bangen, wie die Heufüderchen über die blendend weißen Schneewände wie schwarze Punkte herabgleiten.

In der Thalsohle angelangt, werden die Heufuder mit Fichtenästchen geziert und in die Scheunen der Gehöfte gebracht; die Hazer aber können sich bei dem aus Knödeln und Kraut, Krapfen und Strauben bestehenden „Hazermahl“ von den Strapazen erholen.

Taufbräuche. Wenn ein Kind zur Welt kommt, wird es so schnell als möglich zu der, wenn auch stundenweit entfernten Pfarrkirche selbst bei Sturm und Wetter zur Taufe getragen, denn einen Heiden darf man nicht lange im Hause behalten. Ein

„Neusonntagskind", das ist ein solches, welches an einem Sonntag im Neumond zur Welt kommt, hat großes Glück zu erwarten. Der Hebamme zur Seite schreitet der Pathe (Gödl) oder die Pathin (Gotl). Unterwegs darf man den Täufling nicht den Sonnenstrahlen aussetzen, da er sonst sommersprossig wird. Im Lieserthal gibt man derjenigen Person, der man am Weg zur Kirche zuerst begegnet, eine Semmel, die man die „Plappersemmel" nennt, weil es zutreffen soll, daß gedachte Person in der Regel eine rechte Plaudertasche ist. Im Dorfwirthshaus wird eingekehrt, um ein wenig „abzurasten". Beim Taufact darf man nicht vergessen, das „Faschengeld" in die Einbanddecke zu stecken, gewöhnlich einen Thaler, damit es mitgeweiht werde; dieser Thaler wird dann als Schatzgeld sorgfältig aufbewahrt. Bei den Gailthaler Slovenen gibt man auch ein beschriebenes Blatt Papier dazu, damit das Kind einmal recht gescheidt und reich werde. Nach der Taufe geht man mit dem neuen Weltbürger wieder schnurstracks ins Gasthaus, wo ein gutes Mahl eingenommen wird. Weniger Vermögliche müssen sich mit Wein und Kaffee begnügen. In heiterer Stimmung wandert man dann heimwärts; die Hebamme trägt das Kind nun viel leichter, denn aus einem Heiden ist ein Christ geworden. Man beeilt sich, um vor Betläuten nach Hause zu kommen, denn nach dem Aveläuten darf man das Kind nicht mehr ins Freie tragen, sonst wird ein Wechselbalg daraus. Bei den Gailthaler Slovenen pflegt man am dritten Tag nach der Taufe dem Kinde in einem besonders ceremoniellen Bade einen Schlüssel, eine Betschnur und ein Licht in die Hand zu geben. An dem leichteren oder festeren Handdruck, mit dem das Kind einen dieser Gegenstände faßt, will man seine künftigen Anlagen und Neigungen erkennen. Der Schlüssel deutet auf Sparsamkeit, die Betschnur auf Frömmigkeit, das Licht auf frühzeitigen Tod.

Die erste Taufe nach Ostern heißt im Gailthal beim Volke die neue Taufe und es war noch vor wenigen Jahren dem Pfarrer dafür eine besondere Gabe zu entrichten, in letzterer Zeit ein Silberthaler, eine Erinnerung an den „Osterbock", eine unter dem Namen hircus paschalis bekannte Abgabe pro primo infante baptizando.

Die Verpflichtungen und Rechte der G'vatersleute (Pathen) sind in den Alpenländern überall dieselben. Auch in den Kärntner Bergen geht man in die Vorweisat (am Tauftag) und eine oder zwei Wochen darnach in die Nachweisat, verabreicht der Wöchnerin unter anderen Gaben einen Hahn oder eine Henne und dem Täufling das Taufpfadl (Hemd) und Gotlröckl, im Lieserthal „Krössenhemdl" (Chrisamhemd) und ein gestricktes Häubl. Im Lieserthal gibt man auch mehrere Anislaibl und große Kipfel, die man „Fingerstrich" nennt. Auch die Nachbarsleute kommen im Lieser- und Gailthal in die Weisat, bringen allerlei Gaben und werden dafür mit Strauben, Kaffee 2c. bewirthet.

Alljährlich erhalten die „Götaklan" (Pathenkinder) von den G'vatersleuten zu Ostern einen Reindling und ein paar gefärbte Eier, zu Weihnachten und Allerheiligen

ein Gotnstrützl; das geht so fort, bis sie das zwölfte oder vierzehnte Jahr erreichen, wo die Verpflichtung der Pathen mit Verabreichung des „Gotngwandl“ ein Ende nimmt, doch ihr Einfluß auf ihre Schützlinge hört damit nicht auf, zeitlebens sind sie ihre Rathgeber, und wenn es zum Heiraten kommt, da haben sie das Vorrecht, dieselben als „Beistände“ zum Altar zu führen. Unter den Slovenen bekommen die Pathenkinder ein- für allemal ein Hemd mit rothen Spitzen. In Ferlach ist auch ein Firmhemd üblich, das der Pathe dem Firmling am ersten Ostersonntag nach der Firmung schenkt.

Das Pathenschaftsverhältniß wird auch unter den Slovenen in hohen Ehren gehalten. Es gilt als große Sünde mit den Pathen zu zanken. Das Sprichwort: „Heirate, so nahe du kannst und such' Pathen, so weit du kannst“ will eben sagen, daß man eine Braut nehme, die man genau kennt und vom Pathen so entfernt sein soll, um nicht in Zank zu gerathen. Mit dem Pathen geschlechtlich sündigen gehört zu den drei schwersten Sünden. Da erzählt die Legende, daß St. Maria die armen Seelen aus dem Fegefeuer holte und nur drei zurücklassen mußte, nämlich einen, der an Gott verzweifelte, einen Mörder und einen, der sich mit dem Pathen versündigte.

Hochzeitsbräuche. Noch ehe der Bursche ins militärpflichtige Alter kommt, schließt er sich der Burschenschaft des Dorfes an. Mit der Tschederpfeife, dem schweren Uhrbehänge und der „Schneid“ auf dem Hute muß er auch seinen „Schatz“ haben, aber bis zur Heirat braucht es eine gute Weile, denn so lange die Eltern Hand und Fuß rühren können, wollen sie von einer Übergabe des „Hamatl's“ nichts wissen. Kommt endlich der ersehnte Tag, da herrscht Jubel und Freude im Hause.

Im Lavant- und Lieserthal schickt der Bursche, wenn er sein „Diandl“, das ihm paßt, gefunden, „zwei Mander ins Bittl“, das heißt sie werben für den Burschen um die Braut und treffen die mündlichen Vereinbarungen in Bezug auf Ausstattung und Mitgift mit ihren Eltern. Im Lessach- und Gailthal geht der Bursche selbst mit zwei „Mander“ aufs „Werben“ aus. Nimmt die Gitschen die Werbung an, so gibt ihr der zukünftige Bräutigam einen Thaler als Leihkauf und die „Mander“ werden mit Speck und Kraut und Schnaps bewirthet; wird ihnen aber ein „Stölzl g'stockte Milch“ mit Brot vorgestellt, so ist das eine stumme Ablehnung des Heiratsantrages.

Wenn der Handschlag gegeben und Alles in Richtigkeit ist, geht man ans Laden der Hochzeitsgäste; der „Ladmann“ ist eine typische Figur im Volksleben. Mit bebändertem Hute, ein mit einer rothen Masche geziertes spanisches Rohr in der Hand, schreitet er stolz daher, im Möllthal in schwerem Lodenmantel, nicht selten statt des Alpenstocks einen Hirschfänger mit blankem Griffe führend, als ob er die Brautleute durch ein feindliches Lager zu führen hätte. „Af'n Sonntag af's Kranzelpint, af'n Montag af' die Hochzeit“ lautet seine Einladung, wenn er in die Stube tritt.

Beim „Kranzelpint“ wird im Möllthal der „Valis“, der buntbemalte Brautkasten mit dem Spinnrad, in das Gehöfte des Bräutigams überführt.

An der Grenze der Ortschaft ist eine „Klause“, eine aus frischen Fichtenbäumen mit bunten Tüchern geschmückte und mit einer Kette abgesperrte Mauthschranke, errichtet, wo der „Valis“ von der costümirten Klausenwache aufgehalten und ein dramatischer Schwank abgespielt wird.

„Wer kommt bei später Nacht
Allher auf uns're Wacht?“

ruft der Klausenwächter.

„Mit Jungfrauwaar' und Heiratspracht
Kommen wir auf eure Wacht.“

entgegnet ein Valisführer.

„Das muß verbotne Waare sein,
Weil ihr nit fahrt bei Sonnenschein.“

In ähnlicher Weise spinnt sich der Dialog mit immer größerer Lebhaftigkeit fort. Dazu pfeift der Tauernwind in allen Tonarten, greller „Buchtelschein“ beleuchtet den mit Schneemassen umgebenen Schauplatz und Pistolensalven erschüttern die Luft. Nach Entrichtung der Mauthgebühr und Fertigung des Reisepasses durch den in einer alten Militäruniform sich spreizenden Hauptmann öffnen sich die Schranken und die Valisführer fahren mit dem „Brautputze“ durch die Fichtenpforte singend und jubelnd weiter.

Nach einer schönen, in wahrer Nachbarlichkeit wurzelnden Sitte werden den Brautleuten im Möllthal beim „Kranzelpint“, um ihrem Hausstande ein wenig auszuhelfen, allerhand aus Cerealien, Butter, Käse u. s. w. bestehende Geschenke (Weisat) gebracht, welche ein eigens dazu bestellter „Schüsselschreiber“ übernimmt und in die Kematen stellt, wo „Spitzkrapfen“, „Blattl'n und Hirschg'stäng“ aufgeschichtet liegen. In die leeren Körbe und Schüsseln werden dann Zettel mit dem Namen des Geschenkgebers gelegt, dem sie, mit diesem eigenthümlichen Backwerk der Alpen gefüllt, wieder zurückgestellt werden.

Nach der in den meisten Thälern des Kärntner Oberlandes üblichen „Abbitte“ im Hause der Braut, wobei kein Auge trocken bleibt, rüstet man sich zum Kirchgang. In und um den Pfarrhof versammeln sich alle Hochzeitsgäste, zuweilen je nach Umständen auch im Gasthause, von wo aus sich der Zug in Bewegung setzt. Der „Brautzug“ bietet noch immer ein Schaustück, das viele Zuseher herbeilockt. In den Möllthaler Bergen kündet er sich schon von ferne durch das Geknatter der Pistolen an. Den Vortrab bilden die Dorfmusikanten. Die an diesen Vortrab mit den Brauthirten sich anschließenden lebensfrohen, muskelstrammen Bursche mit blumenbekränzten Hüten haben vollauf zu thun,



Das Balisführen im Möllthal.

um ihre Pistolen zu versorgen zur Unterhaltung eines mit ihrem Jauchzen gemischten Lauffeuers. Aus diesen Tirailleuren des Hochzeitszuges blickt uns der Schalk der Fastnacht entgegen, während man aus den Mienen der Nachfolgenden die Wichtigkeit und den Ernst des feierlichen Actes herauslesen kann. Neben dem Ladmann schreitet bedächtigen Schrittes der Bräutigam, dann folgen die Mander, die Jungfrauen, endlich der Brautführer mit der Braut im fest unter dem Kinn geschlossenen Lodenkleide. Der einzige Schmuck, den sie trägt, ist das rothe um den Hutgupf geschlungene Band. Den Schluß bildet die Brautmutter mit den übrigen weiblichen Gästen.

Im Gailthal trägt die Braut einen weißen, das Haupt verhüllenden Schleier und einen silbernen oder vergoldeten Brautgürtel, jeder ledige Hochzeitsgast aber ein rothes Band auf dem Hut, und zwar am obersten Rande desselben. Der Brautkranz und die Eheringe werden von der Brautjungfrau auf einem blanken Teller der Braut vorausgetragen. Ist es in der Kirche zu Ende und der „Johannissegen" getrunken, so wirft der Bräutigam oder der Brautführer im Presbyterium oder vor dem Portal der Kirche Kupfermünzen unter die zahlreich versammelte, um dieselben am Boden sich balgende Dorfjugend, ein Brauch, der im Gailthal des Haussegens halber bei keiner Hochzeit unterbleiben darf. Beim Hochzeitsmahl, das in der Regel aus zwölf „Richten" besteht und bis in die Nacht hinein dauert, da nach jeder „Richt" lustig getanzt wird, hat jede Hochzeiterin einen Beisitzer, der sie auf den Tanzplatz führt; für diesen Freundschaftsdienst erhält er von ihr ein Packet Cigarren. Nach den Ehrentänzen geht man ans „Brautstehlen". Die Braut wird in das nächste Wirthshaus geführt, wo auf Kosten des Brautführers gezecht und die Braut schließlich mit Musik abgeholt wird. Beim „Hamziehen" macht das Brautpaar in der Vorlaube des Wirthshauses, wo sich die Musikanten aufgestellt haben und einen „Steirischen" aufspielen, ein Tänzchen, der Volksmund sagt: „damit man das Kreuz nit nacher ziehen hört". Zu Hause angekommen, findet es Thür und Thor verschlossen, erst nach langem Wortkampfe wird die Hausthür geöffnet und die alte Mutter, oder wer sonst das Mahl, das zu allem Überflusse noch im Hause eingenommen wird, bereitet hat, überreicht der Braut einen Laib Brot, einen Schlüssel und eine Henne, welche letztere sie schnell fallen läßt. Bleibt die Henne im Hause, so bedeutet das Glück in der Ehe.

Im Lessachthal war das „Gürtelwerfen" im Brauch. Vor dem Kirchgang umgürtete der Bräutigam die Braut mit dem silbernen Brautgürtel, dabei suchte er ihr denselben über den Kopf zu werfen, was sie zu verhindern trachtete. Gelang es ihm, so war das ein Zeichen, daß nicht „Sei" (das Weib), sondern der Bräutigam der Herrscher im Hause sein werde. Im Gailthal wird einem Brautwerber, wenn er abgewiesen wird, in der Nacht ein „Schlegel" (Hammer) mit Pechöl an die Außenwand seines Hauses gemalt,

eine Anspielung auf seine mißlungene Brautwerbung. „Er hat einen Schlegel gekriegt“ ist eine stehende Redensart.

Als Nachhochzeit findet in einigen Ortschaften des Obergailthals das „Schüsselwerfen“ statt. Eine Woche nach der Hochzeit ziehen die Bursche von Haus zu Haus und bitten um schadhaftes Küchengeschirr, das sie, wenn es ihnen nicht freiwillig ausgeliefert wird, heimlich entwenden. Wenn sie ihren Rückkorb gefüllt, begeben sie sich in später Nachtstunde vor das Haus der Neuvermählten, schleichen in die Vorlaube und stimmen, im Kreise sich vor der Kammerthür aufstellend, ein monotones Lied an. Eine Probe davon:

„Es schläft Alles schon,
Wo wir hiaz klopfen an,
Der Tag hat sich geendet,
Die Hochzeit is vollendet.

Braut und Bräutigam
Schlafts nun in Gottsnam.

Wir wünschen euch den lieben G'sund
Alle Tag und alle Stund. u. s. w.

Wir singen euch zum B'schluß,
Mit einem Freudenb'schluß,
Soviel als Häfenscherben
Soviel soll'n Kinder werden.“

Nach jeder Strophe werden die Häfen und Schüsseln mit Gewalt an die Stubenthür geworfen, daß die Scherben weit umherfliegen. Das Gepolter zieht die Nachbarsleute herbei. Nach Vollendung des Liedes trippelt Jung und Alt über die Scherbenhaufen in die vom jungen Ehepaar geöffnete Stube, wo ein Tisch mit Brot und „Geist“ für die Sänger bereit steht. Auf das „Hackbrett“ oder eine Harmonika hat man nicht vergessen, und so wird gezecht und getanzt bis spät in die Nacht hinein.

Im Lieserthal und im Lavantthal findet ebenfalls das „Brautstehlen“ statt. Die Mutter darf am Ehrentag der Tochter nicht theilnehmen, daher eine Fremde ihre Stelle vertritt. War ja die rechte Mutter bei der Taufe der Tochter auch nicht zugegen, warum soll sie bei der Trauung sein? meint der Volksmund. Nach der Trauung wird der „Johannisseg'n“ getrunken. Im Wirthshaus angekommen, verfügt sich die neue Ehefrau in die Küche und salzt im Beisein der Kranzeljungfer und Brautmutter die Hochzeitssuppe. Bei dieser Gelegenheit läßt sie einen Thaler in den Salzkübel fallen, welcher der Köchin gehört.

Im Lieserthal ist der Brautführer die lustige Person und Seele der Gesellschaft, indeß im Lavantthal der Baßgeiger für die Unterhaltung der Gesellschaft zu sorgen hat. Kommt das Brautpaar ins eigene Heim, so findet es die Thüre des Hauses verschlossen. Nach heftigem Pochen und gereimtem Polemisiren öffnet sich dieselbe und das Gesinde tritt aus der Flur und die Altdirn (Maierin) überreicht auf einem blank gescheuerten Teller die Thürschnalle und begrüßt die neue Bäuerin. Hier und da überschüttet man die neue Frau auch mit Getreide, ein Symbol des künftigen Segens.

Von der Hochzeitstafel erhält jeder Gast sein „Bschadessen". Nach dem Mahle, im Lavantthal schon während des Mahles, wird der Ehrentanz und nach Mitternacht das „Kranzlabtanzen" inscenirt.

Interessant ist das Hochzeitsceremoniel der windischen Gailthaler; das Charakteristische dabei ist, daß zur Hochzeit geritten wird, selbst der „Lader" mit dem „Sapo", einem Kranz von Flittergold als Hutschmuck, erscheint zu Roß und macht vor der Hausthür seine Einladung; ein Laib Brot wird ihm dargereicht, um sich ein „Scherzchen" davon abzuschneiden, wie es überhaupt Sitte im Gailthal ist, jedem Gast, wenn er in die Stube tritt, einen Brotlaib und ein Messer vorzulegen. Bei Überführung des Brautkastens kann man auf den Vermögensstand der Braut einen Schluß machen, denn ihre Ausstattung, und alles was sie in die Ehe mitbringt, wird auf dem Wagen zur Schau ausgestellt.

Der Hochzeitstag selbst bietet ein farbenreiches Bild. Betrachten wir uns einmal das Brautpaar im Festschmuck. Die Braut erscheint in der gewöhnlichen Gailthaler Tracht, dem kurzen Rock und bunten Busentuch, nur trägt sie eine weiße gestickte Schürze, den reichausgenähten Ledergürtel (Paß) um die Mitte, die gefältete Haube (Peča) oder ein farbiges Kopftuch und darüber ein mit einer dicken Seidenschnur umwundenes Filzhütchen auf dem Haupte. Ihre über den blendend weißen Hemdkragen herabhängenden Zöpfe sind mit Blumen und Bändern durchflochten. Der Bräutigam ist eine weniger auffällige Erscheinung. Gewöhnlich trägt er einen langen, mit Krägen besetzten Mantel, eine bunte Weste aus Seidenstoff mit silbernen Kugelknöpfen, hohe Stiefel und auf dem niederen Filzhut die vielfarbige Seidenschnur.

Am Hochzeitsmorgen erscheinen die Bursche hoch zu Roß, oft bei dreißig an der Zahl, die Pferde von schwerem Schlag sind mit rothen Bändchen zierlich aufgeputzt, von einem Sattel ist keine Rede, diesen ersetzt eine einfache „Wollkotze". An ihrer Spitze reitet der „Fandlführer" mit dem Bräutigam. Ersterer trägt ein rothes Fähnchen, das er bis zum „Abgeigen" nicht aus der Hand geben darf. In raschem Galopp setzt sich der Reitertrupp in Bewegung, um die Braut, die oft in einer entfernten Ortschaft wohnt, abzuholen. Vor dem Hause der Braut wird Halt gemacht und ein nationales Lied angestimmt, Bräutigam und Fähnrich springen vom Pferde, um in das Haus einzutreten, aber der Schutzmann kommt ihnen mit einer Ofengabel entgegen und ruft: „Wer seid ihr und was wollt ihr?" Der Fähnrich verlangt die Herausgabe der Braut, statt derselben erscheint zumeist ein altes häßliches Weib, das, mit schallendem Gelächter empfangen, schnell sich entfernt. Darauf wird die Kranzeljungfrau vorgeführt, endlich erscheint die Braut, welche der Bräutigam mit einem Handschlag begrüßt.

Auf dem Wege zur Kirche wird die Braut, wenn sie aus der Ortschaft hinausgeheiratet, aufgehalten. Zwei Bursche halten eine Kette über den Weg, die übrigen stellen

sich links und rechts der Reihe nach auf. Die Braut hat ihren Vermögensverhältnissen entsprechend sich „auszukaufen“. Weigert sie sich das Verlangte zu geben, so lassen sie den Zug ungehindert passiren, aber hinter ihrem Rücken wird ein „Schapp Stroh“ angezündet. Wenn ein Bursche wegheiratet, machen die Gitschen (Mädchen) die „Sperre“. Das Lösegeld wird für eine Tanzunterhaltung am Sonntag nach der Hochzeit verwendet, in welch letzterem Falle die Gitschen die Bursche dazu einladen, dieselben bewirthen, ihnen „Lidlan“ aufgeben, kurz die Rolle der Bursche spielen bis zur Abenddämmerung, wo sie dies Recht wieder der Burschenschaft überlassen. Bei jedem Wirthshaus wird eingekehrt. Die ganze Zeche zahlt der „Fandlführer“ für die Mander, die Burschen sind zechfrei.

In der Kirche beim Opfergang hat der Fähnrich den Vortritt. Die Brautmutter legt einen Laib Brot und eine Wurst als Opfer auf den Altar. Nach der Trauung wird in manchen Orten der „Johannissegen“ nicht aus Gläsern, sondern aus dem Altarglöcklein getrunken, das unter den Hochzeitsgästen die Runde macht. Beim Auszug aus der Kirche bleiben die Brautleute an der Pforte stehen, wo sie von den Hochzeitsgästen kleine Geschenke in Empfang nehmen. Die Braut wirft einen Theil davon rückwärts, der Bräutigam vorwärts unter das Volk, damit sie mit reicher Nachkommenschaft gesegnet werden, der Rest wird in den „Brunntrog“ geworfen.

Von der Kirche geht der Zug zunächst zum Hause des Bräutigams, wo die alte Hausmutter dem Brautpaar mit einem Laib Brot, auf welchem zwei Schlüssel in Kreuzform liegen, entgegenkommt. Die Braut zerschneidet das Brot in Stückchen und vertheilt es unter die umstehenden Armen. In das letzte Stückchen steckt sie eine Silbermünze und ein Knabe läuft damit um das Haus, damit es vor Unglück bewahrt bleibe. Darauf bringt die alte Mutter eine Henne herbei und läßt sie über den Kopf der Braut ins Haus fliegen; diese Henne wird als ein Sühnopfer betrachtet, das allen etwaigen Zauber von der künftigen Hausfrau behebt. Nun erst betritt die Braut das Haus und besprengt alle Räumlichkeiten desselben mit Weihwasser.

Beim Hochzeitsmahle dürfen Braut und Bräutigam nur einen Löffel und einen Teller gebrauchen. Die Braut trachtet auf den Rockschößeln des Bräutigams zu sitzen, damit sie, wie man meint, die Oberherrschaft im Hause behalte, das heißt ihren Mann fein unter den Pantoffel bringe.

Originell ist das „Trinkgeldgeben“ für die Köchin. Der Brautführer bringt aus der Küche einen ästigen Stock, auf welchem allerlei Eßwaaren aufgespießt sind, die Brautleute kosten davon und stecken in dieselben das Trinkgeld für die Köchin. Der Brautführer trägt den mit Geld bespickten Stock in die Küche und übergibt ihn dem Küchenpersonale. Am Schlusse des Mahles, während die Krensauce verzehrt wird, findet das „Abgeigen“ statt, wobei ein Rundgesang mit Musikbegleitung angestimmt wird und das Fähnchen des

„Fandlträgers“ von einer Hand in die andere wandert. Wenn die Brautleute Nachts nach Hause ziehen, hat sie der Schutzmann zu begleiten und die Braut zu ermahnen, nach alter Sitte die ersten drei Nächte (Tobiasnächte) nach der Hochzeit auf der Bank zu schlafen.

Gebräuche bei Sterbefällen. Eigenartig sind auch die Gebräuche, wie sie bei Sterbefällen im Kärntner Oberlande hier und dort vorkommen. Wenn der Kranke dem Verscheiden nahe ist, eilen die Nachbarsleute herbei, um ihm Beistand zu leisten und zu beten. Die geweihte Wachskerze wird angezündet und mit dem Margarethenglöcklein unter dem Bette, unter Tisch und Bank ohne Unterlaß geläutet (Obergailthal); so weit man den Klang des Glöckleins hört, heißt es, hat der Teufel keine Macht, und wenn der Sterbende verschieden ist, da zieht man mit dem Glöckchen klingelnd drei Kreise um die Leiche; dann wird dieselbe mit Weihwasser gewaschen, aufgebahrt, mit der „Überdon“ (ein Stück Leinwand) bedeckt und mit einem „Zwirnfaden“ vom Kopf bis zu den Füßen überspannt, der mit drei aus dünnen rothen Wachskerzchen gebildeten Kreuzchen befestigt wird. Das Gefäß mit Weihwasser, das zum Waschen der Leiche diente, darf nicht im Hause bleiben, sondern muß „verworfen“ werden. Schließlich steckt man dem Verstorbenen noch einige geweihte „Palmbuzel“ (Blütenkätzchen der Weide) in die Tasche und stellt neben denselben ein Gefäß mit „Weihbrunn“, ein Holzkreuz zu seinem Haupte und ein Licht, das nicht „abgeräuscht“ (geputzt) werden darf. Abends füllt sich die Stube wieder mit Leuten, um bei der Leiche zu „wachen“. Die Nacht hindurch wird gebetet oder gesungen. Gegen Mitternacht werden die „Wacher“ mit „Geist“ und Kaffee tractirt, damit sie fein munter bleiben, denn wo Jemand „auf Erden liegt“, soll man nicht schlafen. So lange die Leiche im Hause ist, dürfen nur die nothwendigsten Arbeiten verrichtet werden, da die Ruhe des Todten nicht gestört werden soll.

Am Begräbnißtage selbst geht man zur „B'stattung“; da kommen die Nachbarn, Verwandten und Bekannten oft von weit entlegenen Pfarrsprengeln herbei, um dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Ehe man das Trauerhaus verläßt, wird gewöhnlich Kaffee servirt. Ein Verschmähen des Gebotenen wird als eine Beleidigung angesehen. Hat der zuletzt Angekommene seine Schale Kaffee geleert, so wird der Sarg, nachdem man von dem Todten Abschied genommen, in die Vorlaube hinausgetragen, an der Thürschwelle dreimal gesenkt und gehoben und die Träger sprechen: „Gelobt sei Jesus Christus, dacher kommer nimmer.“ Bei den Jaun- und Gailthaler Slovenen legt man einen Palmbuschen auf die Thürschwelle und rückt den Sarg dreimal drüber hin und her, was dem Verstorbenen das Zurückkehren in das Haus verwehren soll; auch geben sie der männlichen Leiche wie im Lavantthal den Hut mit in das Grab. Noch ist zu erwähnen, daß sie gleichsam als eine Zehrung für den Verstorbenen in ein dem Friedhofe näher gelegenes Nachbarhaus drei Gaben: Mehl, Schmalz und Brot zu senden pflegen.

Im Thal ist es ein Leiterwagen, auf den Bergen das „Geröd" (ein zweirädriger Wagen), im Winter ein Schlitten, auf welchen der mit der „Überdon" bedeckte Sarg nun mit Stricken festgebunden wird. Ein Ochsenpaar oder ein Pferd wird vorgespannt, und so setzt sich der Zug in Bewegung, welchem die Leidtragenden folgen; voraus schreitet ein Mann mit einer Laterne oder mit einem Holzkreuz für das neue Grab, — ein schlichter, prunkloser Leichenconduct, der unter keiner Bedingung vom sogenannten Kirch- oder Todtenwege abweichen darf. Im Möllthal glaubt man, daß die Pferde viel leichter ziehen, wenn sich ein Knabe oder ein Mädchen auf die Truhe setzt. Nach der Beerdigung — der landläufige Ausdruck dafür ist im Gailthal „Untermachen" — und nach dem Trauergottesdienst in der Dorfkirche, wobei die an den Betstühlen angeklebten Wachskerzchen für die arme Seele abgebrannt werden, findet am Friedhof die Betheilung der Armen mit Weizenbroten — im Glanthal kommen bei besseren Leichen oft über hundert Arme zusammen, welche alle bewirthet werden — und im Gasthause der „Leichentrunk", bestehend aus „Geist", Wein und Brot, statt, welcher im Kärntner Oberlande das Finale jedes Leichenbegängnisses bildet. Unter den unterkärntnischen Slovenen wird wie unter den Deutschen Unterkärntens, namentlich im Lavantthal, das Todtenmahl (sedmina oder karmina) im Gasthause eingenommen. Da kommt nebst Wein und Bier auch Suppe, Schweinfleisch und Sauerkraut, dann Kaffee auf den Tisch. In den Zwischenpausen, wo aufgetragen wird, pflegt man den Rosenkranz zu beten.

Wie aus Allem ersichtlich, zieht durch die Sitten und Bräuche eine bajuvarische Eigenthümlichkeit und in ihnen charakterisirt sich das liederreiche, biderbe Kärntnervolk, auf das zutreffend der Vierzeiler paßt, der da lautet:

„Die karntnerisch'n Leutlan
Seint treu und bidar,
Und a karntnerisches Liadl
Hallt im Herz'n widar!"

Deutsche Literatur, Dialect und Dialect-Dichtung.

Deutsche Literatur. — Nach der stillen Klosterzelle führen um die Wende des XI. und XII. Jahrhunderts die ersten Spuren deutscher Dichtung in Kärnten. Es war damals eine böse Zeit, die Zeit des Investiturstreites, und die Wogen des harten Kampfes zwischen Kaiser und Papst schlugen bis an die äußersten Marken deutschen Lebens. Allmälig kehrte die Ruhe wieder und Kärnten dürfte eines der ersten Länder gewesen sein, welches der Segnungen des Friedens theilhaftig wurde. Damals hielt nämlich in Salzburg Erzbischof Gebhard den Krummstab in starker Hand und suchte durch Gründung

und Umgestaltung von Klöstern wiederum christliches Leben in seinen Sprengeln zu wecken und durch Herbeiziehung von Priestern aus strengeren Orden den Verfall der Zucht aufzuhalten. Ein reger Wetteifer für höhere Ausbildung beseelte bald allgemein die Klosterbrüder; Lehre und Beispiel weckten Nachahmung, ja sie zogen gar Manchen aus dem wüsten Weltgetümmel in die stille Zelle und drückten ihm statt des Schwertes die Feder in die Hand, um die Schriften der heiligen Väter oder der Dichter des Alterthums abzuschreiben. In der beschaulichen Ruhe erhob sich der Geist wohl auch in weihevoller Stimmung zum Lobgesang Gottes, zur dichterischen Bearbeitung der heiligen Schrift, die Legende folgte, bis die Weltchroniken zur Verherrlichung der Helden und zum weltlichen Liede überführten.

Diesen Gang geht die ältere deutsche Dichtung in Kärnten und ihr Einfluß erstreckt sich bald über die Nachbarländer bis hinaus an die Donau. Gerade zur Zeit des heftigsten Streites zwischen Kaiser und Papst (vor 1088) war am Nordufer des Millstatter Sees ein Benedictinerkloster erstanden, welches bald der Träger der geistlichen Dichtung im Lande wurde. Von der Hand eines Mönches dieses Klosters rührt zweifellos die Pergamenthandschrift her, die, gegenwärtig im Besitz des kärntnischen Geschichtsvereines, ein kleiner poetischer Hausschatz für die damalige Zeit genannt werden kann.

Diese Handschrift enthält vor Allem eine dichterische Bearbeitung des ersten und zweiten der Bücher Moses. Mit kindlicher Naivetät schildert der Dichter besonders das Paradies und die Sündflut und nicht minder anziehend weiß er die Schilderung des Auszuges der Israeliten aus Egypten und die Ausrüstung der beiden Kriegsheere nach altdeutscher Weise und unter Führung von Herzogen und Grafen, die zur Heerfolge aufgeboten wurden, zu gestalten. Aber auch noch andere Reimdichtungen enthält die Sammlung; so den symbolisirenden Physiologus; ein Gedicht „Vom Rechte“; ein weiteres „Vom verlornen Sohn“; den Anfang des Gedichtes „Vom himmlischen Jerusalem“ und endlich ein Gedicht „Von der Hochzeit“, eines der lieblichsten älteren Gedichte mit parabolischer Schlußdeutung, dessen Inhalt sich, wenngleich abgeblaßt, in einer oberkärntnischen Sage noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die beigegebenen Zeichnungen sind mit schwarzer, rother und blauer Tinte ausgeführt.

Auch die Legendendichtung blühte um diese Zeit in Kärnten, wenngleich nur mehr Bruchstücke, die sich im Canonicatsarchive zu Maria-Saal vorfanden, davon Zeugniß geben. So unter anderem ein Johannes der Täufer von einem Priester Adelprecht und der Anfang einer Legende vom heiligen Veit. Fügen wir noch hinzu, daß das in der steirischen Vorauer Handschrift enthaltene Gedicht „Von der Wahrheit“ auch mit größter Wahrscheinlichkeit einen kärntnischen Dichter zum Verfasser hat, daß das sogenannte Liemberger Bruchstück der Kaiserchronik Zeugniß gibt von dem Vorhandensein einer der ältesten

Handschriften derselben in Kärnten, die der ursprünglichen Bearbeitung ziemlich nahe gestanden, so sind dies deutliche Belege für die rege Theilnahme Kärntens an der deutschen Dichtung zu einer Zeit, da sie in den übrigen deutschen Landen fast keine oder nur sehr karge Pflege fand.

Den Reigen der geistlichen Dichtungen schließt ein Hymnus an den heiligen Geist. Abermals ist es das Millstatter Kloster, dem wir diesen Hymnus, freilich nur in einer Abschrift, verdanken. Wie anderwärts wanderte die Dichtung auch in Kärnten aus dem



Miniatur und Text aus der sogenannten „Millstatter Handschrift".

Kloster an den Fürstenhof. Wie der Babenberger Hof in Wien, so bildete der Hof der Sponheimer zu St. Veit namentlich unter dem kunstsinnigen Bernhard den Mittelpunkt geistigen Lebens in Kärnten. Die Herzogsburg daselbst wurde bald der Sammelplatz heimischer und nachbarlicher Sänger. Herr Walther von der Vogelweide weilte als gern gesehener Gast längere Zeit am Hofe Bernhards und wurde mit mancher werthvollen Gabe beschenkt. Scheelsucht und Neid jedoch, die unzertrennlichen Gefährten des Talentes und Verdienstes, hefteten sich auch an seine Sohlen und „verkehrten ihm seinen Gesang". Dem Schlenzen und Scherwenzen von Herzen gram, wandte er sich grollend ab vom Hofe eines Fürsten, den er „ein kluger Gärtner" vergeblich im Liede gemahnt, daß er „daz boese unkrût besunder ûzbreche", damit es nicht die edlen Kräuter überwuchere und ersticke.

Mit den Worten:

„Edel Kerendaere, ich sol dir klagen sêre,
Milter fürste, marteraere umb' ere,
i'n weiz wer mir in dînem hove verkêret mînen sanc."

greift der gekränkte Sängerfürst zum Wanderstab, erfüllt von Sehnsucht nach dem wonniglichen Hofe von Wien; wahrscheinlich fand er jedoch die ersehnte Rast erst in Thüringen bei dem „beständig milden" Landgrafen Hermann.

Als heimischen Minnesänger dieser Zeit bezeichnet uns Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst einen Mann, dessen Lieder leider verloren gegangen sind:

„von Himelberc der muotes rîch
(her Zacheus was er genant),
von sinem gesange wîte erkant."

Der Himmelberger war es auch, der den „mittelalterlichen Don Quixote" auf seiner Venusfahrt (1218) durch die bekannte Mönchsmaskerade verspottete, bis er von Ulrich im Tjoste so gewaltig „hinder daz orsse (Roß) ûf daz lant" geworfen ward, „daz er sinnelôs gelac." Ein anderer heimatlicher Sänger war Leopold von Scharfenberg, der in die Fußtapfen Neithards von Reuenthal, des Schöpfers der sogenannten höfischen Dorfpoesie, getreten war. Er, wie auch der minnefrohe Burggraf (Heinrich) von Lienz und Kunrat von Sunnegg aus der windischen Mark fanden am Hofe der sangesfrohen Sponheimer ein gastliches Heim.

Während in den österreichischen Ländern das Volksepos kräftig gedieh, artete die höfische Dichtung nicht selten in farb- und geistlose Reimerei aus, da den Dichtern meistens die Weihe des Genius fehlte, die entlehnten fremden Stoffe selbständig aufzufassen und mit Freiheit zu behandeln. Ein solcher Sänger ist der Dichter der Krone, Heinrich von dem Türlin, wie ihn Rudolf von Ems im Alexander und wie sich der Dichter auch wohl selbst nennt: „ich heiz von dem Türlin der werlte Kind Heinrich". Er ist der Vertreter des Verfalls der höfischen Dichtung nicht blos in Kärnten, sondern im Allgemeinen. Das Geschlecht derer „von dem Türlin" war, wie der Reimchronist Ottaker zu sagen weiß, in St. Veit begütert. Um 1220 mochte nun Herr Heinrich sein aus 26.967 Versen bestehendes Gedicht verfaßt haben. In keiner anderen Dichtung des Mittelalters ist das Zauberwesen greller aufgetragen als in dieser und darin, nicht im dichterischen Werthe dürfte auch der Erfolg dieses Gedichtes liegen, dessen Anlage planlos ist und welches Abenteuer auf Abenteuer in einförmiger Weitschweifigkeit erzählt. — Eine einfache, in sich wohl abgerundete Erzählung enthält dagegen die Dichtung seines Namensvetters Ulrich von dem Türlin, der vermuthlich zwischen 1269 und 1275 am

Hofe des Böhmenkönigs Ottokar II. lebte. Seine Dichtung ist eine Ergänzung zum Wolframschen Willehalm. — Von da ab verstummt der Kunstgesang. In anderen Ländern deutscher Zunge war er von den Höfen und Burgen in die Städte eingezogen, wo die Meister ihn pflegten. Kärnten fehlte es an größeren städtischen Gemeinwesen, es weiß daher wohl von Meistern, die kurze Zeit auf ihren Fahrten hier weilten, wie Heinrich von Meißen, zu erzählen, selbsteigene hatte es nicht. Dafür begann wie in den Nachbarländern auch hier das Volkslied sich seinen Boden zu erkämpfen, auf dem es bald frische Blüten trieb. Die Volksballaden, die uns freilich nur in karger Lese die Sammlung deutscher Volkslieder aus Kärnten von Pogatschnigg und Herrmann bietet, reihen sich wohl den ältesten dieser Art an. Der größte Theil der älteren Volkslieder dürfte in letzter Zeit von der Flut der Vierzeiler hinweggespült worden sein. Das geistliche Lied, von dem man in den vergilbten „Liederbuschen" (Liedersammlungen) unserer heutigen Kirchensänger noch gar manchen lieben Bekannten aus alter Zeit antrifft, fand seine Ausbildung wie in allen deutschen Landen so auch bei uns hauptsächlich in den Tagen der Reformation. Auch zu den sogenannten Exulantenliedern lieferte Kärnten sein gut Theil; es sind dies Reliquien aus den Tagen herber Trübsal, da mancher Edle, darunter auch Hans von Khevenhüller, die Heimat mit der Fremde vertauschen mußte. Die noch vor einem Menschenalter vom Landvolk mit Vorliebe gepflegten Klosterräthsel „Was ist Eins? Zwei? u. s. w." z. B.:

„Mein Freund! wås frågst du mi?"
„„I fråg di: wås is ans?""
„Ans, dås is Gott allan,
der då lébt und der då schwébt
Im Himmel und auf Erden" u. s. w.

wurzeln ebenfalls in dieser Zeit. — Nicht minder gehören die dramatischen Darstellungen biblischer Stoffe und die noch heutzutage üblichen Weihnachts-, Dreikönigs- und Christi-Leidenspiele mit ihren Anfängen dieser Zeit an.

Eine traurig nüchterne Zeit folgte, die kein frisches Reis zu treiben vermochte. Die geistige Stumpfheit, welche die verheerenden Türkeneinfälle im XV. Jahrhundert erzeugten, der religiöse Streit des XVI. und die sturmbewegte Zeit des XVII. Jahrhunderts nährten, vollendete die Bildungsrichtung, die nach der Gegenreformation von den Lateinschulen ausging. Am Gymnasium zu Klagenfurt war mit dem deutschen Sprachunterricht auch das Lesen deutscher Schriftsteller ausgeschlossen und erst seit 1753 hören wir von der Aufführung deutscher Schulkomödien daselbst. Kein Wunder daher, wenn das dichterische Schaffen, eine ärmliche Nachahmung der zweiten schlesischen Dichterschule, sich nur in schwülstigen lateinischen Lob- und Gelegenheitsgedichten und matten, witzlahmen Epigrammen gefiel. Eine rühmliche Ausnahme macht das in lateinischen Hexametern

abgefaßte epische Gedicht des Ossiacher Abtes Virgilius Gleißenberger „Boleslaus II.“, welches eine Zierde der lateinischen Dichtkunst neuerer Zeit genannt werden kann. Unter den geschilderten Verhältnissen konnte sich daher höchstens ein Paul Khepitz, wahrscheinlich Stadtschreiber in Klagenfurt, zu einer schlecht gereimten deutschen Chronik dieser Stadt und des Landes von 1511 bis 1611 begeistert fühlen und ein Unbekannter ein in Knittelversen abgefaßtes „Löbliches Stattrecht zu Klagenfurt“ als traurigen Zeugen für die Versemacherei dieser Zeit liefern. Selbst die um anderthalb Jahrhunderte später erschienenen dichterischen Erzeugnisse eines J. Radischnigg und des St. Pauler Abtes Anselm von Edling erheben sich nicht über die Stufe von Versuchen. Das XVI., vor Allem aber das XVII. Jahrhundert ist auch die Zeit, in welcher die meisten kärntnischen Pergamenthandschriften der Vernichtung preisgegeben und nicht selten zu Überzügen von Buchdeckeln verwendet wurden. Bessere Zeiten kamen als eine Folge der durch die neue Schulordnung Maria Theresias geweckten Bildung und des frischen Geistesodems der folgenden Zeit, sowie des erwachten Selbstbewußtseins und der begeisterten Vaterlandsliebe, die um so mächtiger in Kampf und Lied aufloderte, je schwerer die Hand des französischen Eroberers auf dem erwachten Volke lastete.

Gerade in den Tagen der härtesten Bedrückung, als der Feind das kleine Kärnten gar in zwei Theile zerrissen hatte, vereinigten sich mehrere hochgesinnte Männer zur Gründung und Herausgabe einer Zeitschrift, die „Carinthia“ heißen und deren Hauptaufgabe die Vertretung vaterländischer Interessen sein sollte (1811). Dr. Gottfried Kumpf (geboren am 9. December 1781 zu Klagenfurt, gestorben am 21. Februar 1862 ebendaselbst) hat daran das Hauptverdienst, wie er auch wenige Jahre später die „Kärntnerische Zeitschrift“ zu demselben Zwecke gründete. Auf die Fahne des Unternehmens schrieb er: „Treue und innige Vaterlandsliebe ist der Born, dem die edelsten Bürgertugenden entquellen“, und diesen Wahlspruch bethätigte bald die kleine Schar, die sich um das Banner drängte. Bald vereinte sich damit der Geist, der aus den Werken der Romantiker wehte. Der reiche Sagen- und Märchenschatz der Heimat wurde gehoben und im Liede lebte die Erinnerung an eine rühmliche Vergangenheit auf. Die Geschichte des romantischen Ritterthums, das einst in Kärnten so reich geblüht, lieferte vielfältigen Stoff zur dichterischen Bearbeitung. Daneben sprach sich ein treuinniges, kindliches Anschmiegen an die Natur in wohltönendem Liede aus. Begeisterung für die Glorie der Sage einerseits, Begeisterung für die Wunder der Schönheit unseres damals noch wenig gekannten Alpenlandes anderseits sind die beiden Hauptrichtungen der Dichtkunst, die in der damaligen „Carinthia“ würdige Vertreter fanden. Die schwäbischen Dichter, vor allen Uhland, wurden die Vorbilder für die Balladen-, Eichendorff für die Liederform. So bildete denn die „Carinthia“ den Heimgarten der vaterländischen und auch vieler nachbarlichen Sänger, die sich hier

zusammenfanden wie einst am Hofe Bernhards die Sänger der Minne, und sie blieb auch ein Sängerheim durch fast ein Menschenalter, bis einerseits der Born heimischer Stoffe aus Sage und Geschichte größtentheils erschöpft schien, anderseits aber die allgemein nüchterne materialistische Zeitströmung sich dem dichterischen Schaffen abhold zeigte. In den älteren Jahrgängen dieser einst von Jung und Alt in Kärnten so gern gelesenen Zeitschrift treffen wir daher auch auf Namen, die in der deutschen Literatur überhaupt



Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

einen guten Klang haben. Während sich Fellinger, Budik und Pietznigg im Drama mit wenig Glück versuchten, hatten ihre lyrischen und epischen Schöpfungen günstigeren Erfolg. Wacker und freudig schritt der Sänger von „Des Kärntners Vaterland", Johann Taurer Ritter von Gallenstein, als Bannerträger voran; begeistert folgten ihm S. M. Mayer (pseudonym „Julius Proben"), Jenull, C. A. Ullepitsch, J. Holzer Ritter von Buzzi, K. Kroner, P. Renn, E. von Lanner und G. Schellander. Ihnen schlossen sich endlich noch an J. D. Gallisch, V. Rizzi und A. Ritter von Tschabuschnigg.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg, geboren am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt, ist gestorben am 11. November 1877 zu Wien. Seine dichterischen Schöpfungen bilden den

Übergang aus der vormärzlichen Zeit in die Gegenwart. Seine Dichtungen „Nach der Sonnenwende" sind Perlen der modernen Lyrik geworden. In den Novellen, die mit echt kärntnischer Gemüthlichkeit geschrieben sind, waltet noch der Geist der Romantik. Mit den Romanen steht er dagegen ganz auf dem Boden der modernen socialen Frage. Sein culturhistorischer Roman „Grafenpfalz" dürfte den besten dieser Art würdig an die Seite zu stellen sein. — Auch die jüngste Zeit reifte manches schöne Talent in Kärnten. Ihr gehören außer den Dichtern Th. Jaritz: „Schwanentöne an mein geliebtes Kärnten", F. von Benedict: „Die Guzmann", L. Germonik: „Kornblumen", „Alpenglühen", auch L. Wenger, R. Waizer und andere an, deren Lieder sich in verschiedenen Zeitschriften finden.

Fritz Pichler (geboren 7. Juli 1834 zu Klagenfurt) hat sich nicht blos durch seine kräftig ernsten Balladen und Novellen, sondern auch dadurch um die deutsche Dichtung in Kärnten verdient gemacht, daß er die Lieder eines anderen, leider zu früh verstorbenen Kärntner Sängers, Gustav Bogensberger, sammelte und herausgab. Wuchtige Töne schlägt der Sohn des eisumstarrten Möllthals, Johann Kleinfercher (Fercher von Steinwand) in seiner Liedersammlung „Deutsche Klänge", in „Gräfin Seelenbrand" und dem Drama „Dankmar" an. Hohen idealen Anschauungen weiht seine Kunst der Oberdrauthaler Friedrich Marx in seinen lyrischen Dichtungen „Gedichte" und „Gemüth und Welt", wie in seinen Dramen „Olympias" und „Jacobäa von Baiern". Th. Schlegel wandte sich in jüngster Zeit wieder der poetischen Behandlung altkärntnischer Sagenstoffe zu. Der Lyriker der Gegenwart ist Ernst Rauscher von Stainberg (geboren am 3. September 1834 zu Klagenfurt). Warme Liebe zur Heimat, edle Männlichkeit, sittlich schöne Haltung und feste, sichere Weltanschauung sind die Grundzüge seiner Dichtungen. „Nora", ein lyrisch-episches Gedicht, „Am Hochkar", eine Novelle in Versen, die Idylle „Fiorenza" und „Die weiße Rose" sind duftige poetische Blüten. Der durch seine sittlich-ernsten Erzählungen als Jugendschriftsteller bekannte Franz Frisch und der Märchenerzähler F. Franziszi mögen den Reigen schließen.

Dialect und Dialectdichtung. — Kärnten ist eines der großen Thore, durch welches zu Beginn des Mittelalters die Wanderscharen von Norden oder Osten her nach dem sonnigen Süden zogen. Wiewohl weder die rauhen Hochthäler noch die vielen Trümmerstätten früherer Cultur zum Bleiben einluden, so mögen doch, namentlich in den von der großen Heerstraße etwas abseits liegenden Thälern Reste der germanischen Scharen zurückgeblieben sein, die sich unter der slavischen Herrschaft ihre nationale Selbständigkeit bewahrten und dann mit dem immer weiter nach Osten vordringenden bajuvarischen Stamme vermengten.

Sei es dies, seien es die eigenthümlichen Naturverhältnisse des Landes, sei es auch wohl nachbarlicher fremdsprachlicher Einfluß, — genug, es bildeten sich in dem kleinen

Lande jene eigenartigen sprachlichen Erscheinungen aus, die man gemeiniglich als den Kärntner Dialect bezeichnet, dessen Hauptgebiet die Stufenlandschaften Mittelkärntens sind, einschließlich des unteren Drau- und deutschen Gailthals, während der Westen unter dem Einfluß des anstoßenden Pusterthals steht und der Osten steirischer Einwirkung sich nicht verschlossen hat. Der mächtige Grenzwall der Tauern und das breite Massiv der weidereichen Almen zwischen Kärnten und Obersteiermark sorgten im Norden für möglichste Reinerhaltung der Mundart, wie anderseits im Süden das fremde Sprachelement eine feste Schranke zog. Wohl kann man noch im Katschthal (dem oberen Lieserthal) ein Herübergreifen des Lungauers verspüren, aber nirgends trifft man im Möllthal den Pongauer oder Pinzgauer mit seinem „Hüttal bam Bachal", nirgends im Metnitzthal den Obersteirer mit seinem rauhen Idiom; erst ins Görtschitzthal greift die steirische Mundart über das sagenreiche Hörfeld und ins Lavantthal über den Obdacher Sattel und die Pack. Überall gebietet das trauliche, fast kosende le und lan, ja schon auf der Fladnitzer Alm, die doch noch halb auf steirischem Boden steht, werden Seufzerlan g'sat [1] (gesäet).

Neben den drei Hauptgruppen der kärntnischen Mundart, der westlichen, mittleren und östlichen, lassen sich noch eine Menge von Abstufungen beobachten, zu deren Reinerhaltung die Abgeschlossenheit der einzelnen Thäler und der beschränkte Verkehr derselben untereinander das Ihrige beitrugen. So spricht der Lessachthaler anders als sein Nachbar, der deutsche Gailthaler — freilich trennt eine natürliche Thalsperre die beiden von einander. Auch in dem verhältnißmäßig kurzen Lieserthal treten deutliche Unterschiede auf; anders redet der Katschthaler als der Kremsbruckner und Gmündner im mittleren Thal und anders wieder der Bewohner der unteren Thalstufe von Liesereck abwärts. Dasselbe gilt vom oberen Gurkthal und dem Krapfeld, dem oberen und unteren Lavantthal, — vom Glanthal, dem Klagenfurter und Villacher Becken gar nicht zu reden. Überhaupt herrscht auch in Bezug auf die Sprache ein unverkennbarer Unterschied zwischen Berg- und Flachland oder, wie der Möllthaler sagt, zwischen dem „Berger" und „Thölderer" (Thalbewohner). Hart und rauh klingt sie in den Bergen, breitbehäbig und gegen die slavische Sprachgrenze hin fast farblos „drunten im Lande". Eines aber haben alle Abarten mit einander gemein, den eigenthümlich frischen und vollen Klang, der sie besonders zum Gesange eignet.

Keine der nachbarlichen Mundarten wird so wie unsere durch einen gewissen Zug anheimelnder Behaglichkeit — kärntnische Gemüthlichkeit nennt man ihn — gekennzeichnet. Suchen wir dieselbe nun in der Beweglichkeit der Reinlaute, in den traulichen Kosesilben,

[1] Auf der Fladnitzer Ålm hån i Seufzerlan g'sat,
Is går kans aufgången, håt der Wind se verwaht. Volkslied.

die wir den Substantiven, Adjectiven und Verben anhängen, in gewissen Füllpartikeln, in den eigenthümlichen Verstärkungs- und Abschwächungsmitteln oder endlich in den wundersamen, dem Lande ureigenen Wortbildungen, — genug sie ist da und übt auch auf den fremden Kenner ihren eigenen Reiz.

Oft und nicht mit Unrecht wird besonders von den Nachbarn dem Kärntner das „Lei låss'n" vorgeworfen. In einigen Fällen läßt sich das echt kärntnische lei mit nur, eben oder sogleich ersetzen, meist ist es aber nichts als eine Füllpartikel. Und doch trägt auch sie neben anderen Einschiebseln wie: ha?, wohl, namla, épper, dazu bei, der Rede das Gepräge des traulich Behäbigen zu verleihen. — Der echte Kärntner „g'heit si' a lei nix" [1] um die Neckerei von Seite seiner Nachbarn. — Fragst du nach seinem Befinden — die Antwort wird sein: „nit går aus [2], lei guet sein låss'n".

In der westlichen Hauptgruppe des Kärntner Dialectes hat der Lessachthaler am meisten Eigenart und alterthümlichen Charakter in seiner Sprache zu wahren gewußt, was sich aus der natürlichen Abgeschlossenheit des Thalstrichs erklären läßt. Neben dem Urwüchsigen hat diese Mundart etwas besonders Anheimelndes, was wohl in der Erhaltung der Vollvocale seinen Grund haben dürfte. Manches Wort, das in der Schriftsprache längst untergegangen, hat der Bewohner dieses Hochthals erhalten, ja wollte man ihn nach dem Clemûn des Ulrich von Lichtenstein fragen, er wüßte gar wohl, daß damit sein Glamaun, das Friaul'sche Gemona gemeint ist.

In das obere Drauthal bis nahe an Sachsenburg, sowie in das Thalbecken des Weißensees dringt deutlich erkennbar noch der nachbarliche Pusterthaler Dialect herein, wenngleich er sich in weichere Formen schmiegt. Rauher dagegen und härter als die Sprache des Drauthalers ist die des Möllthalers. Bis in die jüngste Zeit ziemlich abgeschlossen von der Hauptverkehrsstraße und der Außenwelt, hat er gleich dem Lessachthaler besser und zäher seine Eigenart bewahrt als sein Nachbar. Besonders rauh ist die Mundart im sogenannten Großkirchheim, dem oberen Theile des Möllthals; gegen Osten, in den unteren Thalstufen, nimmt die Härte mehr und mehr ab, die Lauteigenthümlichkeiten werden mit der Verbreiterung des Thals spärlicher, der ganze Sprachcharakter weicher. Das über einen großen Theil des Kärntner Oberlandes verbreitete sogenannte Ratschen, eine besonders scharfe Aussprache des r, tritt hier am stärksten auf, ja nicht selten wird dem anlautenden r noch in alter Weise ein h vorgesetzt.

„Wäs werschte für a Brautklad häb'n,
O Jungfrau hrein?" (Altes Volkslied.)

Vom Pusterthaler hat der Möllthaler auch das scht angenommen, aber auch alleinstehendes s verwandelt sich bei ihm öfter in sch. So: Glåsch, Hånsch, Kasch'r.[3] Auch das

[1] Kümmert sich nicht. [2] Nicht übel. [3] Glas, Hans, Kaser = Alpenhütte.

Gitsche (kleines Mädchen) hat er vom Tirolerlande überkommen. Früher bekam man hier nicht selten, wenn man ein kleines Mädchen um seinen Namen fragte, die naive Antwort: „Gitsche haß i".

So ganz verschieden von der Sprache des Westens ist die des kärntnischen Ostens, die Mundart des Lavantthalers. Im nördlichen Theile, der durch den Twimberger Graben vom südlichen geschieden wird, sowie in den westlichen Gehängen der Saualpe, vom Klippitzthor und dem Löllinger Graben nordwärts, waltet die Sprache des Obersteirers vor; im südlichen Theile, dem unteren Lavantthal herrscht die jenseits der Koralpen um Schwanberg und Deutsch-Landsberg verbreitete Hitzendorfer Mundart. Scharfe Scheidung der beiden findet wohl nicht statt. Mehr hallend erscheint sie im Norden, gegen die slavische Sprachgrenze zu etwas singend.

Noch sei in Kürze des slavischen und romanischen Einflusses auf unsere Mundart gedacht. Daß Kärnten ein sehr günstiger Boden für die Sprachmischung ist, liegt auf der Hand, man betrachte nur die natürliche Abgeschlossenheit des Landes.

Unser hartklingendes, den Kärntner sofort kennzeichnendes k, die nicht minder harte Aussprache des h wie ch, z. B. Wahrcheit, die Verhärtung des b zu p (Bote = Pot), die auffällige Vertauschung von Vocallängen und Kürzen sind entschieden auf den Einfluß deutschredender slavischer Nachbarn zurückzuführen. Daß der Klagenfurter am und nicht auf dem Ulrichsberg war, daß der Kärntner überhaupt auf und nicht an Gott glaubt, dankt er dem slavischen na. Die häufige Einschaltung von „aber" und die Zunahme des lei gegen die slavische Sprachgrenze hin erinnern an das pa und le des Nachbarn. Wenn er Worte wie „etwas abkehren" (rückerstatten), „sich überziehen"[1] und andere in einem anderen als des Wortes eigentlichem Sinne nimmt, folgt er dem Slaven. Slavisch ist der Gebrauch des sächlichen Relativs z. B. der, was austräg'n thuet, slavisch ferner die Verwendung des „allein" statt „selbst", z. B. sie arbeitet alles allein. Auch der Sprachschatz der Mundart wurde mit vielen Lehnwörtern daraus bereichert, z. B. Jauk, Tscherfel, Tschoja, Kripsen, Tep, Hetschepetsch[2]. Auch des Deutsch-Gailthalers Kösa (Getreideharfe) hat der nachbarliche Slovene ihm geborgt. Von Ortsnamen nicht zu reden.

Karger ist der romanische Einfluß. Italienisch redende Bevölkerung gibt es im Lande nicht und fast nirgends ist der Übergang von einer Sprache zur anderen so unvermittelt wie bei Pontafel. Dennoch haben sich gar manche Ausdrücke, die im Romanischen wurzeln, in die Mundart eingeschlichen. So hat gar Mancher seinen Scherm (Schirm) gegen ein Numerell (Ombrella) umgetauscht; Zockel ist der Holzschuh, tokazen heißt schluchzen, klopfen, Reschun = Vernunft, mangare = es sei, Maneschtra = Brei, Tschik = Rauchtabak und andere Worte, die entweder aus dem Italienischen stammen,

[1] umkleiden. [2] Südwind, Schuh, Eichelheher, Hüsteln, Stammler, Hagebutte.

oder Rücklassungen der Franzosen aus dem Jahre 1809 sein mögen. Auch die Ortsnamen Malborghet, Talavaj und Pontafel sind italienischer Abkunft.

Der Rundgang ist beendet, am Ziel der Bahn den freundlichen Lesern ein treu-kärntnisch „Schlaunt's wohl!" (Lebewohl).

Dialectdichtung. — Karg ist die Ährenlese, nachdem uns die Steirer auch noch den Karl Morré genommen (geboren am 8. November 1832 zu Klagenfurt), für dessen Volksstücke des Meisters Worte zutreffen:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Und wo ihr's packt, da ist es interessant."

Wohl gäbe es eine stattliche Reihe von Namen der Volksliederdichter im sanglustigen Kärnten, hätte man sie aufzeichnen mögen. Aber das Lied ist ja nur ein Kind des Augenblicks, Lust und Leid stehen als Pathen an seiner Wiege. Wer fragt da viel nach dem Dichter! Wenn es gefällt, so lebt es fort, der Dichter ist bald vergessen. Nur vom besonders reich begabten Sänger, der mit gemüthvollem Humor oder beißendem Witz das beste Zeug zum Reimen verbindet, spricht man noch durch einige Zeit als von einem, „der's kinnen håt."

Die bekanntesten Vierzeiler haben wohl vom Krapfelde aus, wo diese Art des Liedes sich von altersher besonderer Pflege erfreute, durch die weitverzweigte Familie von Knapitsch ihre Verbreitung gefunden.

Im Gurkthal bleibt der Thurnhofer unvergessen. R. Gorton aus Weitensfeld, Besitzer des Thurnhofes bei Zweinitz, hat gar manches heitere, herzinnige Lied gesungen.

Ein reichbegabter, freilich nur in sehr bescheidenen Verhältnissen lebender Dichter war Georg Brunner, vulgo Zigeuner in Döbriach bei Millstatt. Seine Seele war ein unerschöpflicher Liederborn. Auf jeder Hochzeit, auf jedem Kirchtag war er der willkommenste Gast, denn traurig hat man ihn nie gesehen, und was er in gereimten Vierzeilern bei solchen Gelegenheiten auf dem Tanzboden, umdrängt von begierig lauschenden Paaren, sprach, war von verblüffender Wahrheit.

Das Lavantthal, welches außer den üblichen Vierzeilern recht charakteristische Zweizeiler besitzt, nennt als seinen getreuen Sohn Dr. Alois Wölwich (geboren zu Weisenau am 28. Juli 1834), jetzt k. k. Notar in St. Paul. Wölwich hat sich nicht nur um die Ausbildung, Verbreitung und Pflege des Kärntnerliedes überhaupt ein großes Verdienst erworben, auch gar manches heitere oder tief gemüthliche Lied dankt ihm seine Entstehung.

Edmund Freiherr von Herbert, Pogatschnigg und Herrmann, Frd. Leon, J. Reiner, Fr. Decker und Andere haben die in einzelnen Thälern Kärntens gesungenen Weisen gesammelt und herausgegeben. Ferdinand Alpenheim brachte in seinen „Gentianen"

Eigenes und Gemeingut in kärntnischer Mundart, P. Suppan versuchte sich in den „Kärntner Alpenblüten“ als Volkssänger.

Als Dialectdichter trat auch der als Sänger des Kärntnerliedes weit bekannte Thomas Koschat (geboren am 8. August 1845 zu Viktring) auf. Sein Hadrich, 1877 in Wien erschienen, ist eine Sammlung von Liedern, die in zwei Abtheilungen: „Herzlad“ und „Glückliche Liab und Übermuath“ zerfällt, von denen jede durch eine schlichte ländliche Erzählung eingeleitet wird. Die „Dorfbilder aus Kärnten“ (1878) sind eine Dorfgeschichte, in welcher der Dichter Tugenden und Gebrechen, Sitten und Unsitten des Volkes in oft grellen Farben schildert. Diesen folgte das lebenswarme Bildchen kärntnischen Volkslebens, das zur Weltberühmtheit gelangte Walzeridyll „Am Wörther See“, dem das Liederspiel „Der Bürgermeister von St. Anna“ folgte. Sowohl diese größeren Schöpfungen als auch die seit 1886 in kärntnischen Blättern von ihm veröffentlichten, nunmehr gesammelten „Erinnerungsbilder“, sowie seine Schilderungen von Kärnten in Wort und Lied bethätigen am besten die Wahrheit seines eigenen Ausspruchs:

„Der Karntnerschlåg is ållbekånnt
Aus echten, gůeten Holz.“

Sage, Märchen, Lied und Spruch der Deutschen.

Die Sagendichtung bei den Deutschen in Kärnten hat eine ungewöhnliche Verbreitung und Pflege gefunden. Keine halbwegs merkwürdige Stelle des mit Naturschönheiten und geschichtlichen Überresten so reich gesegneten Landes ist ohne sagenhafte Überlieferung. In dem großen Schatze dieser Traditionen liegen die Erzeugnisse der epischen Arbeit von Jahrhunderten aufgespeichert. Auch die Gegenwart hat ihren Theil daran. Noch gibt es zahlreiche treue Hüter des Schatzes älterer sagenhafter Überlieferungen, wie die Leute nicht ausgestorben sind, welche im Geiste und zum Theil mit dem Ideenvorrath der älteren Tradition neue Geschichten, Sagen und Märchen ersinnen. Der Hirt, der Holzknecht, die Flößer und Köhler, die Forstleute und Jäger, die Knappen, Knechte und Mägde auf dem Lande, alte Bauern und Bäuerinnen verstehen noch mitunter recht lebhaft zu erzählen, wenn Zeit und Stunde dazu gekommen sind. Im Herbst, wenn bei den Patschstuben draußen Flachs gebrochen wird oder die Mägde des Hauses im Gaden vereinigt sind, um beim schwachen Lichte des Kienspans Rüben zu schälen oder „Türken zu fiedern“, häufiger noch später hinein, wenn sie in der warmen Rauchstube beim Spinnrocken sitzen, da hält Frau Aventure ihren Einzug. Schaurige Geschichten von Dem und Jenem, von Geistern, Unholden und Gespenstern, vom Teufel und seiner Sippschaft, gemüthlichere von den Riesen und heidnischen Frauen, von dem Grafen und dem Burgfräulein, die im benachbarten Schloß gehaust, von „verwunschenen“ Prinzen und Prinzessinnen werden da

erzählt, wie sie eben den Anwesenden durch den Kopf ziehen. Jeder trägt nach Maßgabe seines Wissens und Erinnerns dazu bei.

Stark verbreitet und gleichmäßig über das ganze Land zerstreut ist die Natur- und geographische Sage. Sie erzählt von Vergletscherungen der Almen (Pasterze, Hochalmspitze), von Beben und Bergstürzen (Villacher Alpe, Reiskofel), von Güssen und Muhren (Klausenkofel, Steinfeld, Weißenstein), von der Entstehung seltsamer Reliefformen des Bodens in Gebirge, Thal und Ebene (Öfen, Palfen, Jungfernsprüngen, Kanzeln, erratischen Blöcken), von der Entstehung der heutigen Thäler aus früheren Seen (Möllthal, Malnitzthal, Lieserthal, Glödnizthal, Metnizthal, Lavantthal, Gutensteinerthal), sie redet von Sümpfen und Seen, in denen ganze Ortschaften versunken sind (Wörther See, Längsee, Hörafeld), von Bächen und Flüssen, die ihren Lauf geändert (Gail, Möll, Drau) oder über die Ufer tretend arge Verwüstungen angerichtet haben (Lammerbach bei Kötschach, Rinsenbach bei Reisach), von Brunnen und Quellen, ihrer Entstehung, der Wunderkraft ihrer Wässer und dergleichen. Es ist ein Stück Erd- und Landesgeschichte, was in den zahlreichen Exemplaren dieser Sagengattung uns entgegentritt.

Ihr reiht sich, was die Menge der Überlieferungen betrifft, die historische Sage an. Name und Entstehung der Ortschaften, ihre Wahrzeichen und sonstigen Merkwürdigkeiten, ihre Schicksale, ihr Verfall und Untergang geben hauptsächlich den Stoff zu den Sagen dieser Gruppe. Daneben beschäftigen sie wieder die Schicksale Einzelner wie ganzer Geschlechter, welche in der Geschichte des Landes eine Rolle gespielt haben. — Die Gestalten des Herzogs Ingo, der Hildegard von Stein (zu Stein und Möchling im Jaunthal), der Gräfin Hemma (zu Gurk, Friesach-Zeltschach), des Grafen Ottwin von Lurn und Pusterthal (zu St. Georgen am Längsee), des Königs Boleslaus von Polen (zu Ossiach), des Dänen Briccius (Heiligenblut), der Gräfin Margaretha Maultasch (an verschiedenen Punkten, insbesondere aber zu Osterwitz), des Salzburger Erzbischofs Leonhard von Keutschach (zu Tanzenberg und Takenbrunn), der Gräfin Salamanka (Ortenburg-Spital) und andere mehr ziehen im Spiegel der Sage an uns vorüber. Selbst Persönlichkeiten der neueren und neuesten Zeit werden vom Zauber derselben umsponnen, wie der Ritter von Voor (der Schloßherr und Falschmünzer zu Rosegg), Baron Kranz (Gewerke zu Watschig und Tröpelach) und Kaiser Napoleon (Gail- und Rosenthal). In dieser Gruppe erscheint ferner die Sage von den Einfällen und Verwüstungen der Türken, endlich die Wälschensage (Sage von den „wälschen-“ oder „venediger Manndln“), welche in überreicher Menge auftretend regelmäßig die Spuren der Bergbaue zu begleiten pflegt.

Theilweise mit der historischen Sage zusammenhängend versetzt uns die dritte Gruppe der kärntnischen Sagen, jene welche man gewöhnlich mit dem Namen Mythen bezeichnet, in noch größere Tiefe der Zeiten. Ein beträchtlicher Theil der Gestalten, welche in dieser

Gruppe auftreten, gehört nachgewiesenermaßen dem alten heidnischen Götterhimmel, zumeist dem germanischen, vielleicht auch noch dem römischen und keltischen an. Ihrem geringeren Bestande nach entstammen sie dem Volksglauben des frühesten Mittelalters. Da erscheinen zunächst die Riesen. Sie führen nur in wenigen Sagen diesen anderswo üblichen Namen, bei dem deutschen Volke in Kärnten heißen sie gemeiniglich Heiden



Geschichtenerzählerin beim „Türkenfiedern".

(Hadn) oder heidnische Leute (hadische Leut). Sie sind von ungewohnlicher Größe und Stärke und hausen in den klüfte- und höhlenreichen Wänden der Berge. Ihnen gehörten die ältesten Schlösser auf den hohen Vorsprüngen der Berge (hadische Schlösser). In einigen Sagen wird ihnen der erste Betrieb des Bergbaues zugeschrieben (Drau-, Möll-, Lieserthal). Eine andere Gestalt und sich vielfach mit den heidnischen Leuten berührend sind die weißen Frauen. Im Oberlande heißen sie meist „salige Frauen" oder „salige Fräulein", in der Gegend um St. Georgen am Längsee, Osterwitz, Launsdorf führen sie den Namen Wileweiß (eine Composition aus dem slavischen bél, a, o und der deutschen

Übersetzung desselben Wortes, ähnlich wie sie im Sagennamen Perhtrababa aus perhta und baba vorliegt), im Lavantthal werden sie „Gözenweiber“ genannt. Auch sie hausen oben in den Felsen der Berge. Stets sind es wilde und malerisch gelegene Felswände und Wüsteneien, wohin die Sage ihren Aufenthalt zu verlegen pflegt, so die steilen Mauern auf der Plonspitze im Möllthal, die Karswände im Malnitzthal, die Felswände der Rädern bei Feistritz im Maltathal, die Wände und Abstürze an der Jauken und am Reiskofel im oberen Gailthal und dergleichen. Hier hausen sie nach menschlicher Art. Wenn nach einem Regen weiße Wolkenstreifen um diese Wände, Schluchten und Höhlen ziehen, heißt es bei dem Volke: „jetzt hängen die Saligen ihre Wäsche aus“. Es sind gutartige Wesen, welche den Menschen gern mit Rath und Hilfe zur Seite stehen; in geheimnißvollen Stimmen geben sie ihnen an, wann sie säen oder jäten sollen. Peitschenknall, muthwilliges Fluchen und andere Bosheiten der Menschen haben sie jedoch vertrieben, nur besonders begnadete Menschen können sie noch manchmal sehen und ihre Stimmen vernehmen. — Neben diesen beiden Gestalten erscheinen in der Sage des deutschen Volkes noch zahlreiche andere Wesen geringeren Glanzes, aber doch mit mehr oder minder scharf ausgeprägter Physiognomie, wie der Wassermann (im Möll- und Drauthal: Bluetschink), die Feuergeisteln, der Schab (Schaube), eine feurige Lufterscheinung, die sich Nachts auf den Dächern der Häuser niederläßt, in denen geflucht und gefrevelt wird, die Berg- und Waldmanndln, dann die unheimlichen Geister der Almen: das Käsmanndl, die wilden Sender, die wilde Fahre (Almfahrt, Nachtvolk). — Verhältnißmäßig deutlich tritt in einer Anzahl von Sagen des Ober- und Unterlandes die Gestalt der Perchtl hervor, des verzerrten Bildes der altdeutschen Göttin Perahta. In den einzelnen Sagen führt sie verschiedene Namen, bald heißt sie einfach „Perchtl“, bald „wilde Perchtl“ (zum Unterschied von der dramatisch dargestellten „Kinderperchtl“); wo Deutsche neben Slaven wohnen und in vormals von Slaven besiedelten, heute deutschen Gebieten hört man den Namen Perhtrababa, ein aus deutschen und slavischen Elementen zusammengesetztes Wort. Nach einer Tradition soll sie eine Schwester der Mutter Gottes, nach einer anderen dagegen eine der Wileweiß sein. Bald soll sie an Brunnen und Quellen, bald tief im Gebirge hausen. Um die Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage zieht sie mit ihrem Gefolge, einer Schar von Kindern, die ungetauft gestorben sind, in der Welt herum. Auf dieser Fahrt kommt sie auch in die Häuser der Menschen, sieht nach, ob man ihr die schuldigen Opfer gereicht habe und ob die Spinnrocken der Dirnen zu Ende gearbeitet wären. — Ein großer Theil der Sagen dieser Gruppe handelt vom Teufel und seiner Sippschaft. Er wird mit einer Menge verschiedener Namen bezeichnet, er heißt: Gangger, Ganggerl, Wauker, Waukerl, Fankerl, der Lethige und dergleichen. Und was weiß man von ihm nicht zu erzählen! Jede Gestalt vermag er anzunehmen, er erscheint bald in der eines Thieres, bald als grüner Jäger, um



Die Sage von den weißen Frauen. Landschaft nach der Natur.

einem Mädchen nächtlichen Besuch zu machen. Mit allen Formeln und Zaubermitteln wird er beschworen, daß er Geld bringe und verborgene Schätze öffne. Er spielt nach Riesenart mit Bergen und Felsen, schleppt ungeheuere Steinstücke im Flug durch die Luft und läßt sie dann irgendwo niederfallen (Teufelssteine, Teufelskanzeln). Er baut riesige Wasserwehren und kühne Brücken über Gräben und Flüsse (Teufelswehr zu Stammersdorf, Teufelsbrücke am Loibl, dann unter Kühnsdorf). Aber zumeist wird er bei solchen Unternehmungen um seinen Lohn betrogen, den er sich vor

Beginn ausbedungen hat. Dieser kärntnische Teufel ist ein wahres Mixtum compositum von allen möglichen Eigenschaften und Zügen, wie sie kaum zahlreicher in einer anderen Mythengestalt vereinigt erscheinen.

Nicht unbedeutend ist auch der Märchenschatz der Deutschen in Kärnten. Er umfaßt Lügenmärchen, Ostermärchen (Moralgeschichten, wie Erzählungen von den Wanderungen Christi und seiner Apostel auf Erden) und eigentliche Kinder- und Hausmärchen. Nicht wenige sind darunter, welche unbedenklich dem an die Seite gestellt werden können, was in der reizenden Sammlung der Brüder Grimm enthalten ist. In ihrem Stoffe, in der Art der Composition, im Tone der Erzählung unterscheiden sich diese deutsch-kärntnischen Märchen wenig von denen anderer deutschen Gegenden. Sie sind mannigfaltig in der Erfindung, einfach und schlicht in der Darstellung. Treuherzigkeit und kindliche Naivetät fehlen bei ihnen ebenso wenig als jener eigenartige Humor, welcher dem deutschen Märchen seinen besonderen Reiz verleiht. Zum Unterschied von den Sagen ist die Handlung im Märchen losgelöst von allen Beziehungen zu Zeit und Raum; sie spielt in einer fremdartigen vom vollen Zauber der Phantasie erfüllten Welt. Die Dinge gehorchen hier anderen Gesetzen, als sie die Wirklichkeit beherrschen. Die Pflanzen entfalten geheimnißvolle Zauberkräfte, die Thiere reden mit Menschenzungen oder sind wohl gar „verwunschene" Wesen, die ein Fluch oder anderes Zauberwort in ihre jetzige Gestalt gebannt hat. Weit häufiger als gewöhnliche Menschenkinder aus den unteren oder mittleren Schichten der Gesellschaft führt uns das Märchen Könige, Fürsten, Prinzessinnen, gute und böse Frauen, Hexen und Riesen vor. Manche der hier handelnden Personen tragen die Züge längst vergangener Zeiten, aus ihrer Maske sprechen alte Götter und Göttinnen zu uns wie verschollene Gestalten der mittelalterlichen Legende. Manchmal bedarf es keines besonderen Scharfsinns, um in dem einen oder anderen dieser Märchen selbst nur die modernisirte Form eines alten Mythus wiederzufinden.

Kärnten ist auch ein unerschöpflicher Born des deutschen Volksliedes. Das Meiste schafft und besitzt das Mittel- und Unterland, die Thäler der Glan, Gurk, Metniz und Lavant; ihm reiht sich im Oberland das Drauthal mit den zugehörigen Gebieten, dem Möll-, Lieser- und Gailthal (Deutschgail- und Lessachthal) an. In dem Schatze der bisher gesammelten Lieder finden sich Erzeugnisse älterer Zeit neben frischen dichterischen Blüten der Gegenwart.

Die Volkslieder der Deutschen in Kärnten sind verschiedenen Charakters. Es finden sich unter ihnen längere Lieder, wie historische Lieder (über die Türkenzeit, französische Invasion, Achtundvierziger-Periode), Balladen (z. B. das Lied vom todten Ritter, das Tannhauserlied, Brambeerlied und dergleichen), ferner Jäger-, Knappen-, Handwerker- (Burschen-) und Almenlieder. Das weitaus größte Contingent stellen jedoch die vielen

kleinen Liedchen, welche anderwärts „Schnadahüpfel“, hier aber bald „Gsangln“, „Gsäzln“, am häufigsten aber „Schwaz- oder Plepperliadln“ heißen. Ihrem poetischen Gehalte nach sind diese „Plepperliadln“ von sehr ungleichem Werthe. Neben wahren Perlen der Poesie läuft viel Minderwerthiges.

Ein beträchtlicher Theil dieser lustigen Erzeugnisse des Tanzbodens verdient gar nicht mehr den Namen des Liedes oder des Gedichts; es sind jene derben Gassenhauer, welche nur noch an der Zugkraft der darin enthaltenen „Schlager“ und Zoten gemessen zu werden verdienen.

Die Dichtungsform des „Plepperliadls“ ist das vorherrschende Medium, dessen sich heute der dichterische Geist des Volkes zum poetischen Ausdruck seiner Empfindungen und Gedanken bedient. In ihm werden alle Vorfälle und Verhältnisse des Lebens auf dem Lande in der ganzen Mannigfaltigkeit der Stimmungen und Empfindungen behandelt, welche dieselben erzeugen. Selbstverständlich ist die Liebe mit ihrem Suchen und Finden, ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, ihren Freuden und Leiden die weitaus reichste Quelle für den Gedankeninhalt dieser Lieder. Ein anderes beliebtes Stoffthema derselben ergibt sich in dem Selbstbewußtsein und der Rivalität der Ortschaften und Gaue, der Classen und Berufe. Selbst das wirthschaftliche und politische Leben findet hier und da in ihnen seine Beleuchtung.

Die sprachlichen Mittel dieser Lieder sind einfach, der Dichter aus dem Volke drückt seine Stimmungen und Gedanken in schlichter und epigrammatischer Kürze aus. Das einzige häufigere Kunstmittel, das zur Anwendung kommt, ist das Bild. — Von gleicher Einfachheit ist der Versbau dieser kleinen Volkslieder von Deutschkärnten. Abweichend von der in der Kunstpoesie herrschenden Praxis, wo der Vers nach Länge und Kürze der Silben gemessen zu werden pflegt, bestimmt hier der Tonfall Hebung und Senkung das Maß des Verses, ganz so wie dies in der mittelhochdeutschen Dichtung geschah. In der Regel kommen bei diesen Kärntner Liedern zwei bis drei Hebungen auf eine Zeile, denen ebenso viele Senkungen folgen. Die Strophen sind meist vierzeilig, doch treten auch daneben hier und da sechs- und achtzeilige auf.

Eine kleine Sammlung möge die wesentlichsten dieser Strophenformen illustriren. Am häufigsten erscheinen Strophen von dem Baue der folgenden:

Mei Diandle is sauber
Is weiß wia der Schnee,
Dås macht halt das Wåser Wasser
Vom Klagnfurtner See.

Hån wol viel Diandlan giegn,
Låß se ållzamen sten,
Seit i di, seit i di,
Mei liabs Gretele ken.

Schon blau is der See
Unt mei Herz tuet mir weh,
's weat nit entar ginnt
Bis mei Bue wieder kunnt.

Eine weitere Strophenform zeigt das beliebte Tanzlied:

Nar schen langsam und stat
Wia der Bergerbue maht,
Und schen långsam gezogen
Daß die Fetzen seint gflogen.

Von vornehmer Schönheit ist folgende Strophe:

Wer da Tänz kan
Gibt Tänz an,
Wer Geld håt
Zålt aus.
Wer a Diandle hat
Kån tånzn,
Wer kans hat
Bleibt zhaus.

Vielfach hört man auch Lieder vom Strophenbau des folgenden:

Af der Zigguln dobn
Håb is meine Felder,
Af der Goritschizen
Håb is meine Wälder,
Von Pizzelstetten weg
Und Maria-Sål
Kern di Diandlan mein
Bis Ebental.

Endlich noch die merkwürdige Strophe:

Gestern af di Nächt,
Gestern af di Nächt
Håt mi mei Diandle launi gmächt,
Heunt in der Früa
Heunt in der Früa
Hat sie wieder glacht za miar,
I åbr nix,
I åbr nix
I håb nix gredt zan iar,
Weil sie göstern af die Nacht
Göstern af die Nacht,
Mi launi hat gmacht.

Den didactischen Theil der Dichtung des Volkes bei den Deutschen Kärntens repräsentiren die Sprichwörter („Spruch", „Spruchlan"). Wie er den Witz liebt, welcher trifft und sticht, so hat der Bauer auch eine starke Vorliebe für das Sentenziöse der Rede. Dieser Neigung kommt nun der Dialect mit seiner Eigenart, namentlich durch die Kürze und Bildlichkeit des Ausdrucks entgegen. Das Zusammentreffen dieser beiden Umstände begünstigt das Entstehen zahlreicher Sätze, welche öfter unter Anwendung eines glücklichen Bildes, fast immer aber mit epigrammatischer Schärfe irgend eine Erfahrung des Lebens zum Ausdruck bringen. Das Treffende des Bildes, die Richtigkeit des Erfahrungssatzes brechen dem Worte rasch überall Bahn, es geht bald von Mund zu Mund und wird auf diese Weise zum Spruche.

Die Menge dieser „Spruchlan" zählt nach Hunderten. Man findet alle Arten des Sprichworts darunter, jene nicht ausgenommen, welche man die apologetischen nennt, wenn diese auch nur zu den selteneren gehören.

Aus dem großen Schatze dieser deutsch-kärntnischen Volkssprichwörter seien einige der besonders charakteristischen hervorgehoben. Zunächst einige aus der Gruppe der apologetischen: I schwärz, du schwärz, hát der Teufel gsägt, wia er in Kohlbrenner hat

gholt. — Kimmt ålls af de Gwonheit an, hat der Teufel gsagg, wia er in an alts Weibele gfåhrn is. — Mit a Bisl Geduld kåmmer's weit bringen, hat der Schneck gsagg, wia er afn Zaun aufegstign und abrgfåln is. — Ma is sei Löbtig zan lernan nit z'ålt, hat an ålts Weibele gságg, da hat sie noch hechsen glernt. — Håntwerch håt an guldanan Boden, ságt der Bettler afn Kirchtig. — Sei se, wie se will, tånzn tuet se guet, hat der Blinde gságg.

Dann einige von der gewöhnlichen Art: Wo's Brauch is, lögens die Kuah ins Böt. — In der Not frißt der Teufel Fliagn. — Arme Leut kochent mit Wåser (Wasser). — Umasunst holt an nit amål der Teufel. — Wer's Glück håt, den kålbt a der Ochs. — Hol der Fuchs die Heanar, der Håne kert 'n Bauer. — Der ane jågt den Håsen, der åndere fångg eam. — Wån der Bauer afs Roß kimmt', so derreitet eam der Teufel. — Was versteat der Ochs von aner Muschkatnuß. — In der Nåcht seint ålle Küah schwarz. — Z'guet san is hålbental liaderli. — Übern Wötrkreuz is ka Sünt. — Über an niadn Berg geat a Wög. — Die Jahr vergeant wia der Rauch in Wint.

In einzelnen derartigen Volkssprichwörtern wird die Formelhaftigkeit noch durch Vers und Reim gesteigert. Solche Sprüche werden früher oder später zu Volksliedern, sofern sie nicht etwa selbst nur Bruchstücke eines vier- oder mehrzeiligen Liedes sind, z. B.: Der ane jågt Håsen, der åndere Füchs. — Af der abghazten Feuerståt brinnts wieder gern. — A Schwålm måcht kan Summer, a Maurer ka Haus. — Wer nit guet tångeln kån, kån nit guet manan (mähen). — Der Teufel bleibt Teufel, is er schwårz oder weiß. — Wån du willst gschimpft wern, mueßt du heiratn, wån du willst globt wern, mueßt sterben. — Wåns Gott will, wåchst af der Håsl a Peitschenstiel. — Wåns af die Årl (Pflug) schneibt, schneibts â af die Töcklan.

Mythen, Sagen und Volkslieder der Slovenen.

Die Märchen der Kärntner Slovenen unterscheiden sich bezüglich ihres Inhalts in nichts von denen ihrer Stammesbrüder jenseits der Karavanken. Doch hat die Nachbarschaft der Deutschen, von denen sie keine natürliche Grenze scheidet, sowie der seit Jahrhunderten vorwärtsschreitende Proceß der Germanisirung insoferne auf die traditionelle Literatur der Slovenen eingewirkt, daß manches, was in Krain noch kräftig lebt, hier bereits völlig der Vergessenheit anheimgefallen (Čatež, Volkodlak) oder doch verdunkelt und trümmerhaft überliefert ist (historisches Volkslied); anderes ist durch verwandte Gestalten aus dem deutschen Märchenschatz ersetzt worden (salige Frauen, Perchta).

Die Sonnenmythen erzählen vom Glasberg, vom Königssohn, der die drei goldenen Federn des gläsernen Mannes holt; der Sonnenprinz gewinnt die goldene

Prinzessin aus dem goldenen Schlosse, nachdem er das Wasser des Lebens gebracht, welches die Kraft hat, Kranke gesund zu machen und Todte wieder zu beleben. Ziemlich zahlreich sind die Märchen von der Entzauberung einer „verwunschenen“, in eine Schlange verwandelten Jungfrau (Gradčenica, Sopotnica, Keutschach, Reifnitz, Sternberg). Gemeinsam allen ist der Zug, daß der zur Errettung Berufene aus Furcht die Flucht ergreift und so die Befreiung mißlingt; ein Nußheher wird eine Nuß zur Erde fallen lassen, aus dieser wächst ein Baum empor, welcher zu einer Wiege gezimmert werden wird; das erste Kind, das man in dieser Wiege schaukelt, wird der Befreier sein. Meistens ist die Schlange zugleich die Schlangenkönigin mit der Demantkrone, so daß die Märchen vom „Natterkrönlein“ in jene von der Entzauberung mitverflochten sind.

Übereinstimmend mit der Überlieferung der Krainer Slovenen leben in Kärnten die Teufelsagen (Sopotnica, Maria-Saal, Globasnica), die Märchen von der bösen Stiefmutter, von der weißen Schlange; das Schlaraffenland; Kurent, der auch als Mann im Mond erscheint; Torklja, der Alp, hier Truta-Mora genannt; Vedomec (Kanalthal); die drei Bauern, von denen die zwei weltklugen von dem dritten, für dumm geltenden überlistet werden; ebenso haust der Wassermann durch das ganze Rosenthal in den Fluten der Drau, in der Tiefe des Wörther und Klopeiner Sees. Die Haselgerte als Wünschelruthe erscheint in dem Märlein vom Dienstag und Donnerstag (Rosenthal, Jaunthal).

Zu jenen Sagengestalten, welche deutscher Einfluß unter den Slovenen heimisch gemacht, gehören der wilde Mann (Gorni Mož), die wilde Jagd, Škopnjak, Škrat, Pehtra-Baba, welcher der Winterdämon der Slovenen Jaga-Baba weichen mußte, insbesondere aber die saligen Frauen. Im Rosenthal heißen sie Žalik-Žene, die Gailthaler nennen sie Bele- oder Častljive-Žene, wohl auch Sibile-Prerokile. Sie verdunkelten den Namen, nicht aber das Wesen der Rojenice und Vile der Slovenen. Die Žalik-Žene wohnen auf Anhöhen, an Quellen, mit Vorliebe in Grotten und Felsterrassen, police genannt. Sie verstehen die Bedeutung der Träume, wissen die Zukunft voraus und greifen in den wichtigsten Momenten des menschlichen Lebens ein: Geburt, Heirat, Tod; sie stehen dem Landmann mit Rath und That zur Seite und bringen sein Hauswesen zu Wohlstand und Gedeihen. Die Gegend zwischen Griffen, Hainburg, Trixen, das untere und obere Rosenthal (Kočuha, Ostrova, Vrtin, Orel, Tabor bei Pečnica), der Höhenzug der Sattnitz (Podgrad, Skrbina, Maria-Rain, Ludmannsdorf, Kötmannsdorf, Babja Cerkvica) sind die Mittelpunkte der Sagen von den Žalik-Žene.

Von jenen Märchen, die theils Naturerscheinungen, theils auch andere Vorgänge nach der naiven Auffassung des Volkes erklären sollen, seien hier nur erwähnt: warum es blitzt; warum die Geistlichen schwarze Strümpfe tragen und der kaiserliche Adler schwarz

ist; warum die Vögel zu Ostern anfangen zu singen und zur Sonnenwende verstummen (Gailthal).

Die Legendendichtung ist auch in Kärnten sehr fruchtbar gewesen. Im Gailthal wissen die Leute bei Hochzeiten fast einem jeden Heiligen zu Ehren ein legendarisches Lied zu singen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Legenden vom heiligen Oswald und vom bußfertigen Sünder.

Von den äußerst zahlreichen Localsagen verdient besondere Erwähnung jene von der Entstehung des Wörther Sees: auf seinem Grunde ruht die Glocke, die, als man die Orgel nach Maria-Saal verkaufte, von selbst aus dem Thurm in die Fluten sprang. Seesagen sind erhalten im Lavantthal, Maria am See und dem kleinen Bergsee oberhalb Weidisch. An Klagenfurt und Umgebung knüpft sich die allbekannte Lindwurmsage, die unserer Landeshauptstadt zum Wappenschild verholfen hat. Andere Ortssagen erzählen die Gründung des Wallfahrtsortes Maria-Luschari, die Erbauung der windischen Kirche am Dobrač, des Siegesklosters zu Viktring. Die Schlösser in den slovenischen Landestheilen sind Sitze ebenso häufiger Schloßsagen, deren Zergliederung uns manchmal auf mythische Bestandtheile führt, so die Sage von der frommen Hildegarde auf Schloß Prosnica und jene von der Herzwiese auf Burg Leonstein bei Pörtschach; in beiden erscheint dasselbe Motiv vom eifersüchtigen Ritter, der den Bruder seiner eigenen Gemalin erschlägt. Durch hohes Alter und durch literarische Bearbeitung in romantisch gefärbte Novellen ausgezeichnet sind jene Sagen, welche die ersten Zeiten der slovenischen Besiedlung, deren Glanz und den Verlust der nationalen Selbständigkeit in den darauf folgenden Kämpfen mit den Baiern zum Gegenstand haben. In ihnen lebt noch die Erinnerung, daß es einst anders und besser war, und zugleich die Hoffnung, daß es anders und besser kommen müsse: König Samo, Herzog Inko und sein Mal, das Magdalenenkirchlein auf dem Lurnfelde seien hervorgehoben. Auch Hemma, die fromme Gründerin des Gurker Domes, ist eine volksthümliche Gestalt geworden, sie lebt in Sage und Legende fort. Sagen vom „Venedigermandl“ finden sich mehrfach im Gebiete der Karavanken. Darunter versteht man die goldsuchenden Venetianer, welche von Zeit zu Zeit in unsere Gegenden kamen, um hier Goldlager, die sie allein kannten, auszubeuten. In solchen Erzählungen hat sich die Erinnerung an einst ergiebige, später aufgelassene Bergbaue auf edle Metalle erhalten.

Der Hauptheil der slovenischen Volkssagen gehört den Zeiten der Türkeneinfälle an. Nichts hat sich dem Gedächtniß des Volkes so tief eingeprägt als die Türkenplage. Im Kanalthal, fast in jeder Ortschaft des Rosenthals, im Jaunthal, um Eisenkappel erzählt man sich allerlei merkwürdige Begebenheiten aus jenen Tagen der Noth und des Jammers. Gleichsam concentrirt tritt die Türkensage in St. Jakob im Rosenthal auf, wo

Kirche und Friedhof nach tapferer Vertheidigung genommen und zerstört wurden. Hier ist die Heimat jener Serajnik Zalika (Miklova Zala), die, ein neuvermähltes Weib, von den Türken fortgeschleppt wurde und nach langer Gefangenschaft entwich; obwohl von den Pesjani, fabelhaften Wesen mit einem Fuße und einem Auge mitten in der Stirne, verfolgt, kam sie doch in ihre Heimat gerade an dem Tage, als ihr Gemal zum zweitenmale vor den Altar treten wollte; im entscheidenden Augenblicke gibt sie sich zu erkennen und die geplante Hochzeitsfeier verwandelt sich in ein fröhliches Fest des Wiedersehens.

Nicht minder begünstigt wurde durch die Türkenkriege die Sagenbildung um die mythische und historische Person des Kralj Matjáž, umsomehr, da die Truppen des Matthias Corvinus auch in Kärnten fochten. In Unterkärnten erzählt man, daß Kralj Matjáž auf dem Fürstenstein nach altem Brauch zum Herzog eingesetzt wurde und zu Karnburg residirte. Er war ein Schirmer des Rechtes, ein Vater der Armen und Hilflosen. Er ließ lauter Golddukaten prägen: „Es war eine goldene Zeit unter Kralj Matjáž.“ Er ist das Idealbild eines Herrschers, unter dessen Scepter es besonders dem Bauernstande wohl erging und wohl ergehen wird. Denn Kralj Matjáž ist nicht gestorben: er schläft im mächtigen Triglavfelsen oder in der Pečica in Kärnten oder tief unten im Ungarland. Wenn sein Bart neunmal um den Tisch, an dem er mit seinen Getreuen sitzt, gewachsen ist, dann ist seine Zeit wiedergekommen. Zuweilen erscheint er dem Menschen, wie jenem Kärntner, der eine Weinladung aus Ungarn heimführte. Er gebot dem erstaunten Fuhrmann, ihm über die Schulter durch ein kleines Fenster in ein Haus zu blicken. Da sah er eine breite Ebene voll gerüsteter Krieger und gezäumter Rosse, doch alles unbeweglich, nichts rührte sich. Da zog Kralj Matjáž den Säbel zur Hälfte aus der Scheide und siehe, das ganze Heer ward lebendig: die Krieger greifen nach den Waffen, die Pferde heben die Köpfe und stampfen mit den Hufen. „Das ist mein Volksheer (črna vojska)“, sprach der Held; „nicht mehr lange wird es dauern und ich werde mich erheben. Linde Lüfte werden wehen und alle Menschen mit dem einen Gedanken erfüllen, den alten heiligen Glauben zu schützen. Alt und Jung greift dann zu den Waffen; der Kampf wird blutig, aber kurz sein.“ In Unterkärnten geht die Mär, vor des Königs Höhle, in der er schläft, soll am Christabend eine grünende Linde entstehen. Von Mitternacht bis ein Uhr wird sie süßduftend blühen und dann verdorren. Am Georgstag (Frühlingsanfang) wird der Held erwachen und an die verdorrte Linde seinen Schild hängen, worauf der Baum von neuem sich belauben wird. Das ist das untrügliche Zeichen einer besseren Zukunft. Kralj Matjáž wird alle Feinde besiegen, alles Unrecht von der Erde vertreiben und das goldene Zeitalter begründen.

Das Volkslied der Slovenen Kärntens zerfällt in zwei Gruppen. Das der älteren Zeit angehörende trägt sowohl inhaltlich als der Form nach den gemeinsamen



Ritter Kralj Matjáž und der Fuhrmann.

Typus der slovenischen Volkslieder. Es ist entweder Kirchenlied und Legende, von denen M. Majár im Jahre 1843 eine Sammlung herausgegeben hat, oder episch-historischer Sang, an die Türkenzeiten sich anlehnend, oder lyrisches, das häusliche Leben und Treiben enthaltendes Lied. Bemerkt muß werden, daß der Verfall der älteren Volkspoesie sich hier noch deutlicher offenbart als in Krain. Denn was jenseits der Karavanken noch voll und kräftig blühte, ist in Kärnten nur bruchstückweise erhalten oder in Prosa aufgelöst. So ist die Heimkehr der Miklova Zala einst in einem Liede dargestellt gewesen, jetzt ist nur mehr die prosaische Erzählung zu finden; ebenso der Todtenritt. Besonders gut erhalten sind die Lindenlieder.

Einen bemerkenswerthen Bestandtheil des alten kärntnischen Volksliedes bildet das Gebräuchelied, das sich noch aus dem heidnischen Festkalender, freilich in christlicher Umdeutung erhalten hat. Die beiden Sonnenwenden und der Georgstag als Beginn des Frühlings werden durch das Gebräuchelied markirt: daher die Weihnachtslieder (Kolednice), das Georgslied und die um den Kres (das Sonnwendfeuer) gesungenen Lieder. Der Inhalt der letzteren ist die Heimführung eines um das Kresfeuer tanzenden Waisenmädchens (Kresnica) durch den Königssohn aus dem neunten Lande.

Fragen wir nach der Verbreitung des Volksliedes, so ergibt sich eine merkwürdige Erscheinung. Die Gailthaler, der schwächste Volkssplitter, die aber trotzdem ihre Gebräuche und Trachten bis auf den heutigen Tag am ursprünglichsten bewahrt haben, können sich auch der Reichhaltigkeit ihres Liederschatzes rühmen; ihre Gesänge tragen das Gepräge der Originalität an sich: die alte Ballade und Romanze hat ihre Heimat im unteren Gailthal. Diesem zunächst kommt das sangesfrohe Rosenthal, die Heimat so mancher Naturdichter und hellklingender Kehlen: der Rosenthaler ist ein geborener Sänger, sagt das Sprichwort von ihm. Am wenigsten Lieder hat das Jaunthal aufzuweisen, obwohl dort das Slovenenthum in geschlossener Masse sitzt, an 50.000 Seelen zählt und noch am wenigsten vom deutschen Einfluß durchsetzt ist.

Nach dem Verstummen des historischen Sanges hat sich unter denselben Bedingungen wie bei den deutschen Landesnachbarn eine neue Art des Volksliedes entwickelt, der Vierzeiler, unter dem Namen Kärntnerlied bereits weltbekannt. Die Umgebung Klagenfurts hat für die Slovenen als Entstehungs- und Mittelpunkt zu gelten, von wo aus sich das „Schnadahüpfel" in die benachbarten Gegenden verbreitete. Was zur Charakterisirung des deutschen Vierzeilers gesagt wird, gilt auch von dessen slovenischem Zwillingsbruder. Auch dieser ist ein Erzeugniß des Augenblicks, der Tanzplatz seine gewöhnliche Geburtsstätte, das Liebesleben der vorherrschende Inhalt. Was das alte Lied in episch ausführlicher Weise malt und schildert, das ist im Schnadahüpfel in den knappen Raum von nur vier Zeilen mit epigrammatischer Kürze zusammengedrängt. Ein solches

Liedchen kann nur Schlager sein, nur pointiren, jede Ausführlichkeit ist ausgeschlossen. Einige Beispiele mögen den Geist des slovenischen Schnadahüpfels wiedergeben.

Ich sprach nur ein wenig:
„Was wirst du mir taugen?"
Da hatte sie gleich
Voll Wasser die Augen.

Ich sprach nur ein wenig:
„Mein Liebchen bist du!"
Und fröhlichen Herzens
War sie im Nu!

Ohne weißes Papier,
Ohne Tintenschwärze
Schrieb ich das Liebchen
Mir in das Herze.

O betet und bittet,
Ihr Pfaffen für mich,
Was andere Weiber,
Will haben auch ich.

Was stehst du, was stehst du
Unterm Fenster draus?
Und weißt doch und weißt doch,
Du darfst nicht ins Haus.

Brauchst nur über die Leiter
Rechtshin dich zu biegen, —
Frage nur die Katzen,
Wo die Mädchen liegen.

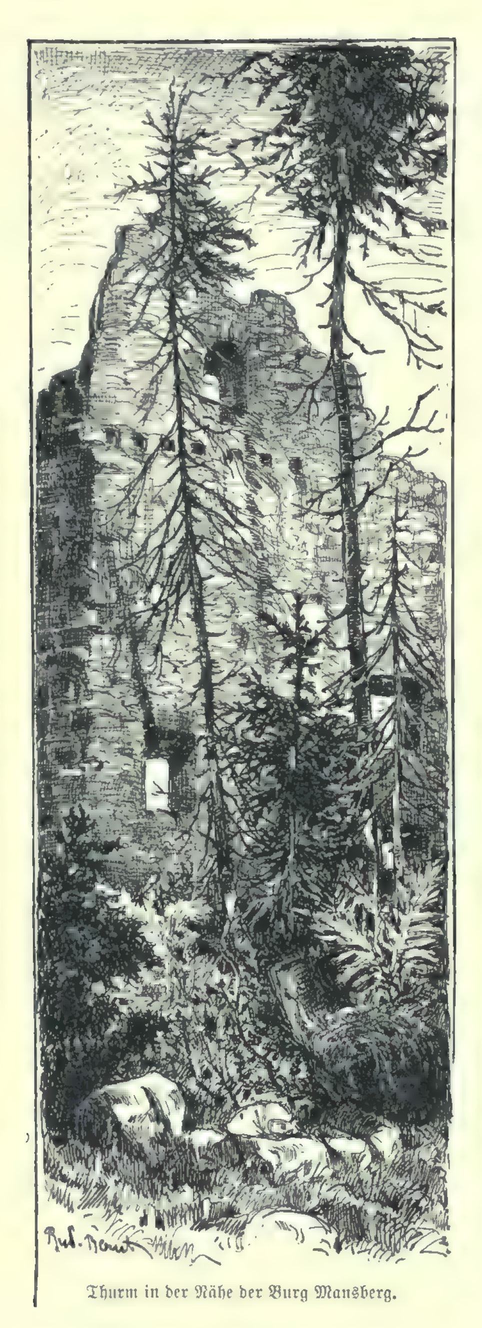
Das Kämmerlein brenne,
Es brenne in Glut,
Nur bleibe das Bettlein,
Drin Liebchen ruht.

Auf schönem Felde
Der Nebel steht,
Inmitten des Nebels
Mein Liebster mäht.

Wie die slovenischen Texte der Vierzeiler sich häufig an deutsche anlehnen, so findet das umgekehrte Verhältniß statt bezüglich der Melodie. Die Weisen deutscher Kärntner Lieder tragen mitunter slavischen Charakter, manche Melodie ist dem slovenischen Volkslied entnommen und deutschem Text angepaßt, so daß nach einer und derselben Weise deutsche und slovenische Volkslieder durch das Land klingen und die Herzen erfreuen.

Burgen, Ortsanlagen und Typen von Bauerhäusern.

Wenige Länder besitzen im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung eine so große Anzahl von Burgen als Kärnten und insbesondere sind jene Gegenden desselben, welche im Mittelalter eine größere Bedeutung hatten, z. B. die Umgebung der alten Hauptstadt St. Veit, mit diesen Denkmalen angefüllt. Die Ursache davon mag wohl vorzugsweise darin liegen, daß in der Vorzeit mit den Landesfürsten die geistlichen Fürsten von Salzburg und Bamberg, die Grafen von Görz und von Ortenburg die Herrschaft des Landes theilten und sowohl jeder dieser Souveräne Herrensitze für sich baute, als auch die Würdenträger und Vasallen eines jeden derselben sich in ihrer Nähe ansiedelten. Auf diese Art zertheilte sich der Grundbesitz in Kärnten in zahlreiche Güter von mäßiger Ausdehnung, wodurch einer großen Anzahl von Rittergeschlechtern Bestand verliehen wurde, deren einstige Wohnsitze uns nun freilich größtentheils nur mehr als Ruinen anblicken, welche aber noch immer



Thurm in der Nähe der Burg Mansberg.

theils als Baudenkmale, theils als Stammsitze jetzt noch lebender berühmter Geschlechter, theils als malerische Punkte, theils endlich als Zeugen des rauhen, aber kräftigen Mittelalters Jedermann anziehen.

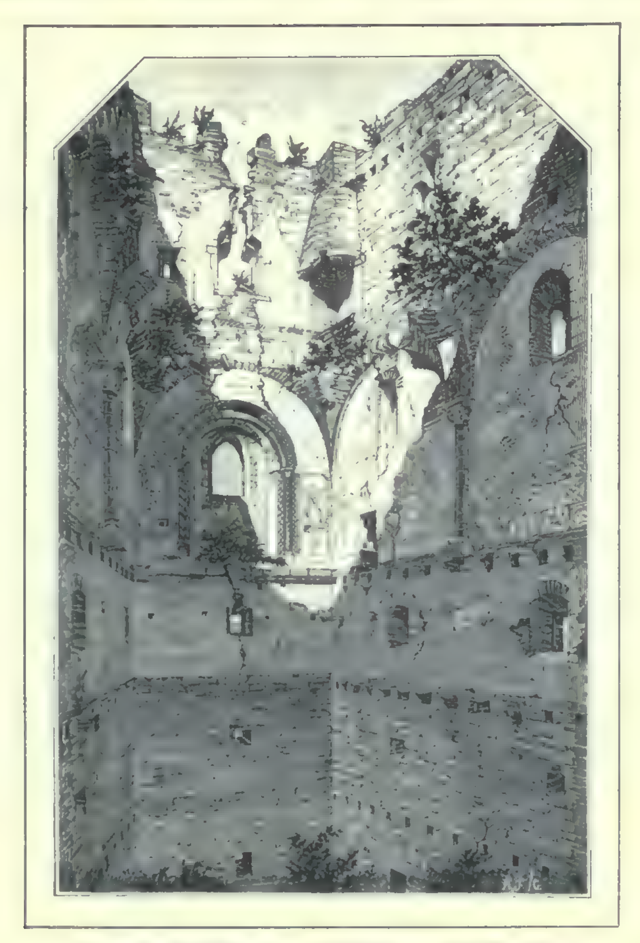
Was die rein historische und fortificatorische Entwicklung des Burgenwesens betrifft, so dürfen wir hier wohl auf die diesbezügliche Abhandlung über das Nachbarland Steiermark verweisen und werden uns darauf beschränken, die wichtigsten Burgen des Landes in ihrer chronologischen Reihenfolge kurz zu schildern.

Die Ruine des Thurmes in der Nähe der noch erhaltenen Burg Mansberg stellt an und für sich eine Burg aus den ersten Zeiten des Burgenbaues dar; derselbe mit polygonalem Grundriß bildete ohne Zweifel die ursprüngliche Burg Mansberg und war weder mit Ringmauern, noch mit Graben versehen. Die Mauern sind vier bis fünf Fuß dick, aus großen Bruchsteinen aufgeführt und besitzt der Thurm eine innere Weite von fünf bis sechs Klaftern. Der Höhe nach war der Thurm in mehrere Stockwerke getheilt, in welchen die Familie des Burgherrn, die Vertheidigungsmannschaft und die Vorräthe untergebracht wurden. Der im Rundbogen geschlossene Eingang befindet sich einige Schuh hoch über dem Terrain.

Mit dem XII. Jahrhundert hatten sich die Burgen aus dieser primitiven Form schon zu stattlichen Gebäudecomplexen entwickelt, welche sich um den ursprünglichen Thurm als starke Vertheidigungswerke zusammenschlossen. Der Thurm wurde fortan Berchfried genannt und unter diesen nimmt wohl jener der Burgruine Petersberg in Friesach die hervorragendste Stelle ein. — Vom XIII. Jahrhundert an wurde der Bau der Burgen sowohl was die Befestigung, als auch

die zur Wohnung bestimmten Räumlichkeiten anbelangt, weiter ausgebildet und erhielt sich im Wesentlichen bis zum XVI. Jahrhundert ziemlich gleichartig. Die Burgruine Liebenfels im Glanthal gibt ein schönes Bild des Burgenbaues aus jener Epoche.

Der wichtigste unter den Wohnräumen war der Rittersaal, auf dessen Ausstattung gemäß den Verhältnissen des Burgherrn die meiste Sorgfalt verwendet wurde. Nach Lage



Inneres der Veste Petersberg in Friesach (romanische Überreste).

der Dinge konnte man von diesem Saale aus den Burghof überblicken, wie z. B. in Taggenbrunn, in Nußberg, theils gewährte er die Aussicht auf die umgebende Landschaft, wie in Finkenstein, Neudenstein, Liebenfels rc.

In den meisten Burgen waren Kapellen, welche hier und da außer der Ringmauer, jedoch in der Nähe derselben auf einem geschützten Punkte standen, wie z. B. in Horenburg im Görtschitzthal, Hoch- und Nieder Kraig bei St. Veit, gewöhnlich aber innerhalb der Ringmauer sich befanden, und zwar als selbständiges Gebäude, wie in Grünburg

im Görtschitzthal, Hohenwart bei Velden, Ortenburg bei Spital, oder im Burggebäude selbst, wie in Frauenstein bei St. Veit, Hollenburg im Drauthal ꝛc.

Interessant sind auch die öfters vorkommenden Doppelkapellen, wobei die obere Kapelle für den Burgherrn, die untere durch ein quadratisches Loch mit der oberen verbundene Kapelle für die Dienerschaft bestimmt war. Zu Stein im Drauthal sind diese Doppelkapellen noch ganz erhalten.

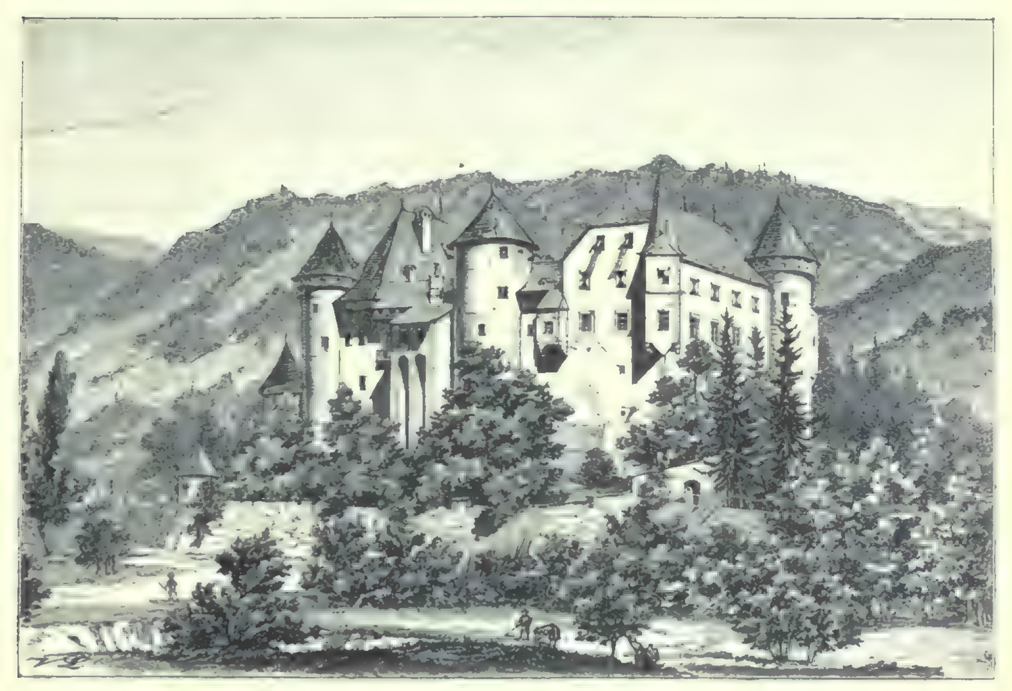


Burgruine Liebenfels im Glan-Thal.

Eine anziehend schöne Burg, deren Aufführung in das Ende dieser Periode des Burgenbaues fällt, ist die vollkommen erhaltene Burg Frauenstein.

Nach Einführung der Feuerwaffen mußten selbstverständlich die Befestigungswerke nach einem wesentlich anderen System aufgeführt werden. In dieser Periode, und zwar in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurden die imposantesten Burgen Kärntens, nämlich Landskron bei Villach und Hoch-Osterwitz bei St. Veit in ihrer jüngsten Gestalt vom Geschlecht der Khevenhüller aufgeführt. In Landskron weisen die vielen unterirdischen Räume, die schönen Gewölbe und Erdgeschoße aller Gebäudetheile, die behauenen Steine an Thoren, Thüren und Fenstern und die Größe aller Bestandtheile der Burg darauf hin, daß dies ein mit Luxus aufgeführter Prachtbau war. Das Gleiche gilt von Hoch-Osterwitz.

Von dem am Fuße des mächtigen Felsens, auf dessen Spitze die Burg steht, gelegenen ersten Thorthurm windet sich der Weg um diesen Felsen und führt durch 14 Thore, welche größtentheils durch mächtige Thürme und theilweise durch Zugbrücken geschützt sind, zum Hochschloß. Es ist ein einfaches, zierloses, aber geräumiges Gebäude, welches weder bezüglich der Befestigung, noch der Ausschmückung mit den Thorthürmen harmonirt. Diese dagegen sind ebenso zur Vertheidigung mit Schießscharten, Zinnen und Gußlöchern ober den Thoren und im Innern mit Fallgittern versehen als zur Zierde mit behauenen



Burg Frauenstein.

Steinen, welche Abbildungen und Inschriften enthalten, geschmückt. So stellt Hoch Osterwitz das Bild einer mittelalterlichen, mit den Vertheidigungsmitteln aus allen Zeiten des Burgenbaues ausgestatteten Burg dar.

Am Ende des XVI. Jahrhunderts hörte endlich der Burgenbau auf, unsere Vorfahren verließen die Höhen und bauten sich, da der Rechtszustand immer gesicherter wurde, ihre Wohnungen in den Ebenen. Um diese Zeit entstanden sonach die an den Ecken mit Thürmen versehenen schwerfälligen Schlösser mit vergitterten Fenstern, wie Welzenegg bei Klagenfurt, Wayer bei St. Veit.

Kärnten ist mit Ausnahme der Klagenfurter Ebene und einiger unbedeutenderen Ebenen am sogenannten Krapfelde zwischen St. Veit und Friesach, dann bei Villach, bei

Bleiburg ꝛc. von vielen mehr oder minder breiten Thälern durchzogen, und findet man, wenngleich in den Niederungen, insbesondere auf Hügeln und Erhöhungen des Terrains zahlreiche Bauernhöfe und Dörfer sich befinden, so doch auch die sonnseitigen Thalgehänge mit vielen einzelnen Gehöften besetzt, welche bisweilen hoch hinauf an den Abhängen der Berge liegen. Mit Vorliebe sind diese Bauernbehausungen auf schön gelegenen, eine weite und gefällige Aussicht bietenden Punkten angelegt, und macht dies bei vielen derselben den Eindruck, als ob mehr die ästhetische als die Rücksicht auf das landwirthschaftliche Interesse den Platz für die Anlage bestimmt hätte.

Auf die Größe der Bauernhöfe, welche mit dem dazu gehörigen Grundcomplex auch den Namen „Huben" führen, haben zwei Umstände einen wesentlichen Einfluß, nämlich ob der sie umgebende Grund und Boden zum Getreidebau gut geeignet oder schlecht ist und ihm nur mühsam eine spärliche Ernte abgetrotzt werden kann, ob ferner die Gegend wegen entsprechender Wiesen und Weiden sich zur Viehzucht eignet oder nicht. Insbesondere ist der letztere Umstand sehr von Bedeutung, denn, wo Viehzucht getrieben wird, müssen schon deßhalb die Räume der Wirthschaftsgebäude größer sein, aber auch deßhalb werden sie in diesem Falle ausgedehnter hergestellt, weil in Kärnten aus mancherlei Gründen die Viehzucht lohnender als der Körnerbau ist. Welcher Kategorie aber die Bauernhöfe in Kärnten auch immer angehören, so ist in der Regel das Wohnhaus mit dem Wirthschaftsgebäude nicht verbunden und bildet das Gehöfte kein abgeschlossenes Ganzes. Das Wohnhaus in den wohlhabenden Gegenden Kärntens, wozu namentlich die Umgebung von St. Veit, das Krapffeld, das Gurk-Metnitz-Lavantthal gehören, ist nicht nur im Erdgeschoß, sondern auch im ersten Stock gemauert, die Mauer ist weiß übertüncht und bietet so mit den grünen Jalousien ein freundliches Aussehen.

Im Innern geht zu ebener Erde durch die Mitte des ganzen Hauses eine Vorlaube. Von dieser führt eine Thür in ein größeres Zimmer, in welchem sich die Familie des Bauers mit den Dienstleuten sowohl zu den Mahlzeiten als in den langen Winterabenden zu häuslichen Arbeiten, wie Spinnen ꝛc., sowie zum geselligen Beisammensein versammelt. Die Mahlzeit wird an einem viereckigen Tische aus hartem Holz eingenommen, der in einer Ecke des Zimmers steht und über welchem in grellen Farben auf Glas gemalte Heiligenbilder hängen. In einer anderen Ecke des Zimmers steht der große Kachelofen mit einer ihn umgebenden hölzernen Bank und darüber angebrachten Gestellen zum Aufhängen von Kleidern und Wäsche, die dort getrocknet werden. Neben diesem Zimmer ist die Küche, welche bei älteren Häusern nicht gewölbt, sondern mit einem Rauchmantel überdeckt ist. Auf der anderen Seite der Vorlaube ist eine Wohn- und Schlafstube für die Familie des Bauers oder die Mägde und ein kleines Local, welches als Speisegewölbe und im Sommer auch zum Aufbewahren der Milch benützt wird. Außerdem geht von der



Burg Hoch-Osterwitz.



Grosser Bauernhof bei St. Veit.

Vorlaube auf einer Seite die Stiege in den Keller, auf der anderen eine Stiege in den ersten Stock. Im ersten Stock sind ein paar Räume zum Aufbewahren des ausgedroschenen Getreides, die anderen sind zu Wohn- und Schlafzimmern bestimmt.

Im Wirthschaftsgebäude ist das Erdgeschoß gewölbt und sind in ihm die Stallungen für Pferde, Hornvieh und Schweine, Kammern für das Futter und Behältnisse für das Holz, sowie auch dort die männlichen Dienstboten in den Stallungen schlafen. Der erste Stock, zu welchem man über eine gemauerte Rampe (sogenannte Tennbrücke) die Zufahrt hat und dessen Öffnungen durch in verschiedener Gestalt symmetrisch gelegte Ziegel gitterartig geschlossen werden, wird zum Ausdreschen des Getreides auf der Tenne und zum Aufbewahren des Strohs in den Nebenräumen benützt. Diese größeren Gehöfte, deren Besitzer Großbauern oder Höfler genannt werden, sind in der Regel mit Ziegeln, ausnahmsweise mit Schindeln gedeckt. Auf dem Dache fehlt selten ein Wetterhahn, der bisweilen durch die Figur eines Heiligen ersetzt wird.

Die kleineren Bauerngehöfte haben meist nur ein gemauertes Erdgeschoß, auf welchem das Dach ruht; im Übrigen sind sie nach demselben System wie die größeren Gehöfte angeordnet, nur beschränkter in allen ihren Räumlichkeiten.

In der Regel hat jeder größere oder kleinere Bauernhof einen kleinen Gemüse- und Obstgarten und nicht selten steht nahe bei den Gebäuden ein großer schöner Nuß- oder Lindenbaum. In Gegenden, die zum Obstbau geeignet sind, wie z. B. im Lavantthal, ist



Kleiner Bauernhof in der Klagenfurter Ebene.

der um jeden Bauernhof liegende Obstgarten groß und das Erträgniß des Obstbaues für den Bauer in guten Jahren ein bedeutendes. Am einfachsten sind die Behausungen des unbemittelten Bauers, insbesondere im Gebirge, die im Lande insgemein „Keuschen“ genannt werden. Bei diesen sind Wohnstube, Stall und Scheune klein, an einander geschlossen und befinden sich unter einem Dache.

In einigen, insbesondere in gebirgigen Gegenden Kärntens befinden sich bei den Bauernhöfen sogenannte „Harpfen“. Sie bestehen aus theils gemauerten Pfeilern, theils hölzernen Säulen, welche ein Dach tragen und zwischen denen wagrecht liegende Stangen angebracht sind. Auf diesen wird das Getreide unmittelbar nach dem Schnitt aufgehängt, um es vor Regen zu schützen und an dem luftigen Orte zu trocknen, wonach es zur gelegenen Zeit zum Ausdreschen in die Scheune gebracht wird.

Von diesen Typen der in Kärnten bestehenden Bauernhäuser weichen in einigen Thälern Oberkärntens, z. B. im Lessachthal die Bauernhöfe darin ab, daß sie nebst dem gemauerten Erdgeschoß und ersten Stock auch einen zweiten Stock haben, der aus Holz construirt ist, um welchen ein hölzerner Gang führt, der von dem Dach überragt wird, daß ferner das Wirthschaftsgebäude sich unmittelbar an das Wohnhaus anschließt. Die Dächer sind da flacher und mit Brettchen gedeckt. — In der sogenannten „Gegend“, das ist in dem schmalen Thale, welches von Treffen bei Villach in nordwestlicher Richtung

bis Radenthein läuft und in dem die Ortschaften Afritz, Wiesen ꝛc. liegen, gibt es auch Bauernhöfe, deren große Wohnhäuser ganz aus Holz aufgebaut sind, an welchen in den Stockwerken Gänge um das Haus laufen und bei denen auch an dem daneben befindlichen Wirthschaftsgebäude nur der Unterbau gemauert ist. Neben demselben befindet sich noch ein thurmartiger Holzbau, der als Getreide-Schüttboden dient.

Die Dörfer in Kärnten bestehen zum bei weitem größten Theile aus unregelmäßig nebeneinander liegenden Gehöften und sind die Häuser nicht so aneinander gestellt, daß sie



Keusche bei Karnburg am Zollfeld.

eine Reihe oder Gasse bilden. Groß sind die Dörfer nicht und zählen gewöhnlich nicht mehr als ein halbes oder ganzes Dutzend Häuser, aber sie gewähren durch die ungezwungene unregelmäßige Gruppirung der Gehöfte, deren Gebäude ebenfalls unregelmäßig aufgeführt sind, mit den zu ihnen gehörigen Gärtchen, dem gemeinschaftlichen, auch zur Tränke für das Vieh bestimmten fließenden Brunnen und dem an geeignetem Platze stehenden großen Nuß- oder Lindenbaum, um welchen eine Bank läuft, einen anziehenden malerischen Anblick. In größeren Dörfern liegt am Ende derselben, wenn thunlich an einer etwas erhöhten Stelle, die meist vom Friedhof umgebene Kirche mit dem einfachen, einen Stock hohen Pfarrhofe. Nur in einigen Gegenden im Nordwesten Kärntens, z. B. in der Gnesau, Reichenau sind die Häuser der Dörfer bisweilen in einer Doppelzeile an einander gestellt,



Bauernhof in Oberkärnten.

und zwar derart, daß die Wohnhäuser in einer Reihe und gegenüber die Wirthschafts-gebäude und hölzernen Getreidespeicher stehen. Die Dörfer liegen in den Ebenen, auf Hochebenen im Mittelgebirge oder auf sanften Abhängen der Berge, aber nur bis zu einer mäßigen Höhe, während höher hinauf nur einzelne Gehöfte zu finden sind.

Erst die größeren Ortschaften, die sogenannten „Märkte", haben in der Anlage einen anderen Charakter, indem in denselben die Häuser an einander gereiht sind und Gassen, sowie kleine Plätze bilden. Auch erscheinen in den Märkten die Wirthschaftsgebäude seltener oder stehen hinter den Wohnhäusern, wo sich ihnen die Gärten und Felder anschließen, und kommen dagegen größtentheils von Handwerkern, Krämern 2c. bewohnte Häuser und Wirthshäuser vor. Bei Märkten findet man auch schon bisweilen Ruinen von Vertheidigungsbauten aus dem Mittelalter, welche aus einem Thurm oder einem burg-artigen Gebäude bestehen und ohne Zweifel als Zufluchtsort bei den im XIV. und XV. Jahrhundert häufigen Einfällen der Ungarn und Türken aufgeführt wurden. Bei den Städten fehlen diese Vertheidigungsbauten nirgends und bestanden bei manchen, wie in St. Veit, Friesach 2c. auch Umfassungsmauern. Eigenthümlich in Kärnten ist es, daß größere Dörfer und Märkte mit Vorliebe dort angelegt sind, wo Bäche, die aus dem Hochgebirge kommen, sich in die Ebene ergießen, wodurch diese Ortschaften fortwährenden Überschwemmungs-Gefahren ausgesetzt sind. Der Grund dieser Art der Anlage liegt wohl, abgesehen von der Bequemlichkeit des leichteren Wasserbezuges für häusliche Zwecke, vornehmlich darin, daß man die Bäche als bewegende Kraft für Mühlen, Bretter-sägen und dergleichen mehr benützt.

Musik.

Kärnten galt seit jeher als eines der sangeslustigsten Länder der Monarchie. Obwohl durch die natürliche Eingrenzung der Verkehr mit den Nachbarländern noch vor wenigen Decennien ein ziemlich beschränkter war, blieb das Interesse Kärntens für Erscheinungen auf dem Gebiete der Musik hinter dem anderer Nationen doch nicht zurück. Es kann allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß die Kriegsfurie, die so oft ver-heerend durch das Land gezogen, hemmend auf die Entwicklung der Künste, namentlich der Musik eingewirkt hat, allein des Karavanken-Älplers Sangeslust hat sie dennoch nicht völlig zu ersticken vermocht, denn kaum war die Morgenröthe des Friedens empor-gestiegen, so erklangen auch wieder lustige Weisen und frische Jodler.

Die heimischen Geschichtschreiber wissen über die Musikzustände bis knapp vor diesem Jahrhundert wenig zu erzählen, vielleicht darum, weil sie Erscheinungen, die sich auf diesem vermeintlich nebensächlichen Gebiete nicht ereignißvoll oder mindestens markant

ausprägen, nicht für geeignet erachteten, um sie für die Kunstchronik festzuhalten, vielleicht auch darum, weil Kärnten an schöpferischen Fachmusikern thatsächlich auffallend arm ist. Es sind allerdings Spuren vorhanden, daß Minnesänger das Land durchzogen haben, und ein günstiges Territorium fand sich bei dem Bestande so vieler Ritterburgen ja vor (Heinrich von Ofterdingen sogar soll auf seiner Romreise in Friesach übernachtet haben); auch Meistersänger hatten sich auf protestantischem Boden seßhaft gemacht, — doch mit diesen und einigen sagenhaften Daten schweigt die Geschichte über Kärntens Musik-Urzustände. Erst nachdem das Land mit Baiern in Fühlung getreten war, und noch mehr, nachdem die Franzosen nach mehrmaliger Occupation im Jahre 1815 für immer von Kärnten Abschied genommen hatten, begann das Musikleben aufzublühen. Während sich z. B. früher nur noch kirchliche Musik, weil von der Geistlichkeit propagirt, erhalten konnte, wurde von nun an auch die weltliche wieder gefördert. Als eifriger Pfleger der letzteren wird zunächst Fürst Ferdinand Porcia in Spital genannt. Das Benedictinerstift in St. Paul und dessen Colonie in Klagenfurt haben sich anderseits um die Kirchenmusik nicht unerhebliche Verdienste erworben. Nicht unerwähnt mögen die eigenartigen langgedehnten Weihnachts- und Neujahrsgesänge bleiben, die vornehmlich im Möll-, Lieser- und Lavantthal gediehen, einen balladenartigen Charakter besitzen und hin und wieder jetzt noch, allerdings höchst selten, wie einst üblich in Verbindung mit scenischen Darstellungen zum Vortrag gelangen.

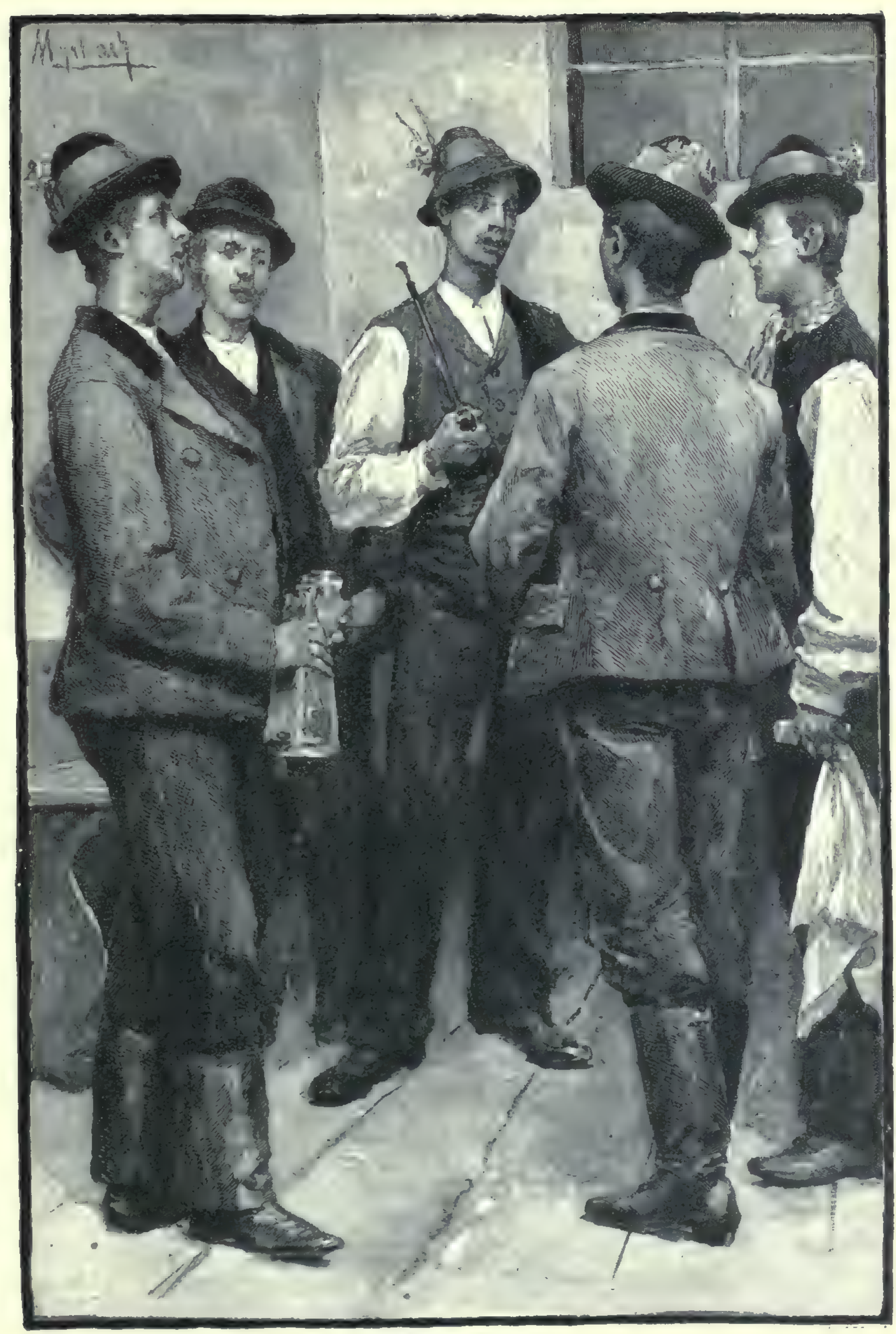
Zu Anfang dieses Jahrhunderts, das als die Ära des Vereinslebens gelten kann, entstanden nach dem Muster großer deutscher Städte auch in den Provinzen Musikerverbindungen und als eine der ersten unserer Monarchie kann der „Musikverein in Klagenfurt“, der im Jahre 1828 gegründet wurde, bezeichnet werden. Diese Körperschaft schuf sich zunächst ein Repertoire deutscher Tonheroen: Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert fanden begeisterte Pflege. Schon vor der Gründung des Musikvereins bestand in Klagenfurt eine Gesellschaft von Dilettanten, die Josef Haydns „Schöpfung“ kurz nach ihrer Vollendung zur Aufführung brachte.

Der schon in den Vierziger Jahren nach Italien gravitirende musikalische Geschmack machte sich auch in einzelnen Theilen Kärntens bemerkbar; man sang nicht ungern hin und wieder eine wälsche Arie. In der Landeshauptstadt selbst wurden sogar von Dilettanten aus den vornehmsten Gesellschaftskreisen wiederholt italienische Opern zur Aufführung gebracht, unter anderen „La Straniera“ von Bellini und „Belisar“ von Donizetti. Dem kärntnischen Adel kann die Anerkennung nicht versagt werden, zur Hebung des Musiklebens, wie zur Veredlung des künstlerischen Geschmacks wesentlich beigetragen zu haben. Die Salons der Egger, Porcia, Rainer, Moro und vieler Anderen waren die Sammelstätten hervorragender einheimischer wie fremder Künstler. In diese Zeit des

musikalischen Aufschwungs fällt auch die Gründung des „Klagenfurter Männergesang-vereins“ (1847). Sein erster Vorstand war Max Ritter von Moro, sein erster Chor-meister Kaspar Harm. Das Verdienst, den ersten Impuls zur Gründung dieses, nunmehr so erfolgreich und hochgeschätzt in das letzte Decennium seines halbhundertjährigen Bestehens tretenden Vereins gegeben zu haben, gebührt unstreitig dem damaligen Theaterkapellmeister Alfred Khom. Zur Zeit zählt Kärnten an dreißig deutsche Gesangs-körperschaften, die sich mit einer Anzahl von etwa 650 Stimmen zum „Kärntnerischen Sängerbund“ vereinigt haben.

Der erwähnte Mangel an heimischen Componisten darf wohl kaum einer etwaigen mangelnden Veranlagung zugeschrieben werden, er ist vielmehr auf das Fehlen höherer musikalischer Bildungsstätten im Lande zurückzuleiten und auf den Umstand, daß der Sinn des Kärntners sich zunächst der knappen Liedform zuneigt. Von musikalisch Begabten ersonnene Weisen wurden nicht mittelst Noten, sondern phonetisch weiter verbreitet und kamen oft in einer vom Original völlig verschiedenen Variante an die Ursprungsquelle zurück, nicht ohne daß auf dieser Wanderung der Name des Autors häufig verloren gegangen wäre. Anderseits finden sich in den Chorarchiven mancher Landpfarreien mitunter ganz annehmbare Compositionen von Schullehrern vor — vorzugsweise Marienlieder und Messeeinlagen; allein auch diese gelangten nicht in die große Öffentlichkeit, theils weil sie von den Organisten nur zum Eigengebrauch geschaffen waren, theils weil diese weder angeeifert wurden, noch selbst genug Ehrgeiz besaßen, für die Verbreitung Sorge zu tragen. Zu den wenigen Compositionen, die sich, weil durch Noten fixirt, in unveränderter ursprünglicher Form erhalten haben, gehört der populäre herrliche Chor: „Des Kärntners Vaterland“ von Josef von Rainer auf das bekannte Gedicht von Ritter von Gallenstein.

Was die reproducirende Musik anbelangt, ist der Umstand, daß der Kärntner bei all seiner Freude und Lust, öffentlich zu singen, dennoch der Bühne fern geblieben, auf die mangelnde Sympathie des Älplers für das Theaterleben im Hinblick auf seine socialen Verhältnisse zurückzuführen. Die alles nivellirende Cultur hat manch hartes Vorurtheil verschwinden lassen, und einer der Ersten, die den kühnen Sprung auf den heißen Bretterboden gewagt, war ein flotter Klagenfurter Student, Karl Sommer, der nunmehr, nachdem er sich auf kleineren deutschen Hofbühnen eingesungen, zu den Zierden der Wiener Hofoper gehört. Das Landvolk bethätigte seinen Sinn für Musik durch Bildung von Instrumentalkapellen, von denen sich die „Bergknappen-Banden“ besonderer Beliebtheit erfreuen. Eine Specialität waren die sogenannten „Schwarzenbacher“. Die Instrumente, die auch jetzt noch theils selbständig, theils zur Stimmbegleitung in Anwendung kommen, sind die in den Alpenländern gebräuchlichen: Zither und Guitarre. Auch die Schwegel-pfeife kommt noch mitunter zu Ehren. Zu Anfang des Jahrhunderts hat auch in



Ein Kärntner Quintett.

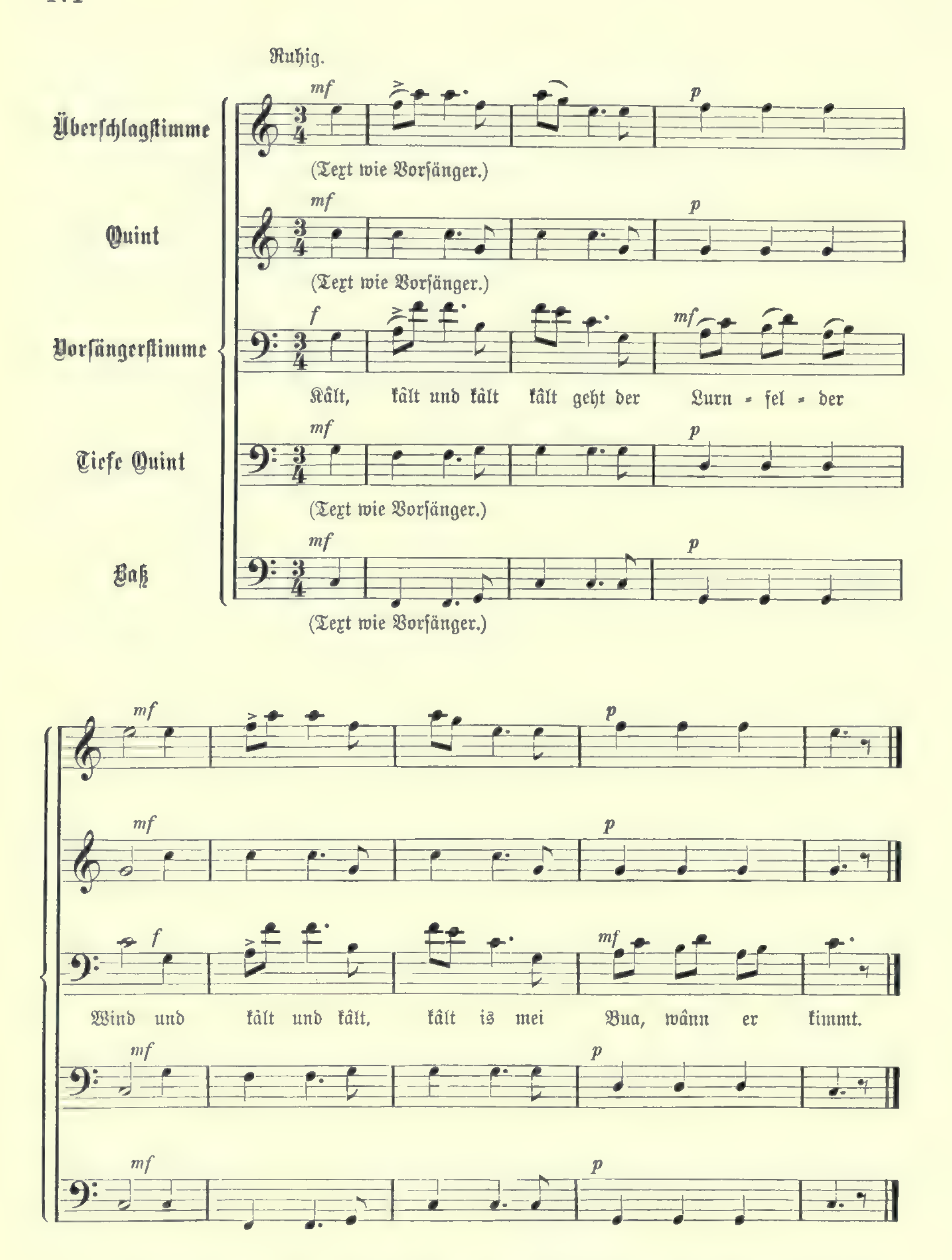
vornehmeren Kreisen die Harfe emsige Pflege gefunden. Obwohl ersichtlich ist, daß der Kärntner Sinn und Interesse für die verschiedensten Schattirungen des Musikwesens zeigt, so hängt er mit Herz und Seele zunächst doch an seinem Volksliede. Dieses ist seine Freude und sein Stolz.

Wenn auch nicht behauptet werden kann, daß das kärntnische Nationallied das jüngste Kind der alpinen Muse ist, so ist doch sicher, daß es das letzte flügge gewordene ist. Während Steiermark schon im Jahre 1812 auf Anregung und unter dem Protectorat des Erzherzogs Johann eine Sammlung steirischer Volkslieder zustande gebracht hatte und während die Tiroler längst in fremden Landen mit ihren Jodlern und Vierzeilern für alpine Weisen Sympathien erweckt hatten, kam Kärnten ziemlich spät erst zum Bewußtsein, daß es geradezu ein Schatzkästchen lieblicher, eigenartiger und anmuthiger Weisen sein Eigen nenne. Die Entwicklung der österreichisch-alpinen Lieder bis zur genauen Unterscheidung ihrer Bodenständigkeit bedurfte einer geraumen Zeit und noch heute ist man über den Heimatschein so mancher Volksweise nicht im Klaren. Speciell das Kärntner Lied entwickelte sich zur gegenwärtigen Eigenart erst, nachdem sich desselben die musikalisch gebildeten Stände des Landes mit Interesse angenommen haben. Der Beginn dieser für die Geschichte der Kärntner Weise wichtigen Periode fällt in die Vierziger-Jahre. Rainer, Kandutsch, Moro, Herbert, Gaggl, Knappitsch müssen mit der Veredlung des Kärntner Liedes in Verbindung gebracht werden. Das unbestreitbar größte Verdienst in dieser Richtung hat sich jedoch mehrere Jahre später Dr. Alois Wölwich erworben. Musikalisch ebenso glücklich veranlagt als ästhetisch feinfühlig, dabei im Besitze einer umfangreichen, überaus sympathisch klingenden Baritonstimme verstand er es wie kein Zweiter, den Kärntner Liedern jenen eigenthümlich anheimelnden Reiz abzugewinnen, der auf den Zuhörer seine fascinirende Wirkung nie verfehlt. Das von Wölwich anfangs der Sechziger-Jahre begründete Quartett, dem außer ihm noch Hauser, Koschaker und Höferer angehörten, darf als die trefflichste der zahlreichen im Lande creirten Sängergesellschaften bezeichnet werden, denn wohl fast jeder größere Ort in Kärnten besitzt seither sein Liederquintett, manche Stadt sogar deren mehrere. Das Nationallieder-Singen ist geradezu zum allgemeinen Bedürfniß des sangesfrohesten Alpenlandes geworden und selbst außerhalb der Heimat (in Wien, Graz, Linz &c.) bilden die lieblichen Weisen das Bindemittel der Landsmannschaft. Von den zahlreichen kärntnischen Quintett-Vereinigungen haben es nicht wenige zu einer großen Popularität gebracht. Im Jahre 1856 trat das sogenannte „Mischitz-Quintett“ in die Öffentlichkeit. Es unternahm am 24. Juli desselben Jahres eine Concertreise in das Ausland bis hinauf an die Ostsee und traf ruhm- und goldbeladen am 18. Juli 1859 wieder in der Landeshauptstadt ein. Noch Ende des Jahres wurde eine zweite Reise unternommen. Das Quintett „Grünanger“ machte, namentlich in den

Siebziger-Jahren, viel von sich reden. Das Quintett des „Klagenfurter Singvereins" mit Prasser an der Spitze erfreut sich namentlich in der Landeshauptstadt großer Beliebtheit. Im Sommer 1884 fand daselbst ein Kärntner-Lieder-Wettsingen statt, nach welchem dem Quintett der „Alpenrose" in Ferlach der erste und dem „Laaser-Quintett" der zweite Preis zuerkannt wurde. Der Vollständigkeit halber sei noch des „Kärntner-Quintetts der k. k. Hofoper" (Birnbaum, Bruckner, Kinsky, Koschat und Graf) Erwähnung gethan, welches allerdings das kärntnische Original-Volkslied nur in zweiter Linie cultivirte, dem aber das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, dieses Volkslied concert- und hoffähig gemacht zu haben.

Was die musikalische Eigenart des kärntnischen Heimatliedes betrifft, so kann nicht gesagt werden, daß Volkslieder anderer Nationen — die einen an zündendem Rhythmus, die anderen an Wohlklang der Melodie, wieder andere an poetischem Gehalt der Gedanken — die Kärntner Weisen nicht überragen würden; anderseits kann aber ebensowenig in Abrede gestellt werden, daß das kärntnische gegenwärtig zu den beliebtesten und meistgesungenen Volksliedern gehört. Inwieweit nun dessen Reiz im Rhythmus oder in der Melodie oder in der Urwüchsigkeit und Naivetät des Dialectes liegt, ist schwer zu entscheiden; Thatsache ist, daß zumal das harmonische Gefüge und die Art und Weise der landesüblichen Reproduction wesentlich dazu beitragen, daß man diese Lieder auch außerhalb ihrer Heimat ebenso gerne hört als singt.

Das Kärntner Lied wird daheim nach der Tradition gesungen, und zwar fünfstimmig, obwohl dafür vom rein musikalischen Standpunkte aus keine zwingende Nothwendigkeit vorhanden ist. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Volksliedes besteht darin, daß die Melodie nicht von der obersten, sondern von der sogenannten „Vorsänger"-Stimme gesungen wird, zu welch letzterer sich erfahrungsgemäß ein Baritonorgan am besten eignet. Die zweitwichtigste ist die „Überschlag"-Stimme, die sich in der Regel in der Terz- oder Sextlage über der Melodie bewegt und darum häufig in das Falsettregister zu greifen hat. Zu einer dreistimmigen Interpretirung fehlt noch der Baß, der sich mit Behaglichkeit auf drei Töne festsetzt: auf die Tonika, Dominante und Subdominante. Die dem zweiten Tenor im gewöhnlichen Männerquartett-Satze entsprechende Stimme nennt der Kärntner rasch entschlossen die „Quint". Sie ist eine heikle harmonische Stimme und erfordert einen Sänger mit feinfühligem, ganz besonders geübtem Gehör. Das dringende Bedürfniß jedes halbwegs stimmbegabten Kärntners, „auch mitzusingen", wo sein Nationallied gesungen wird, hat noch eine harmonische Stimme — die „tiefe Quint" erfunden, eine Stimmgattung, deren Domäne eine bequem liegende Dominante und ihre unmittelbare Nachbarschaft ist. Solcherart ist das Kärntner Lied, wovon wir eine unveränderte Probe geben, fünfstimmig geworden und wird auch heutzutage fast nur mehr im „Quintett" gesungen.



Eine weitere, nur der besprochenen Weise zukommende Vortragseigenthümlichkeit sind die kurzen „geschnalzten" Vorschlagnoten, die sich durch die üblichen Notenzeichen

ebensowenig wiedergeben lassen wie beispielsweise der Schlag der Wachtel. Die Kärntner Lieder unterstehen der Alleinherrschaft des Dreiviertel-Taktes, lassen sich in zwei bis drei aus je vier Takten bestehende melodische Phrasen zergliedern und gehören beinahe durchwegs den Dur-Tonarten an.

Der dem Kärntner Lied mitunter angehängte Jodler soll, wie alte musikkundige Karnuten behaupten, nicht bodenständig, sondern aus Westen importirt worden sein. Man wird kaum irregehen, wenn man annimmt, daß die Entstehung der erwähnten eigenartigen Singweise, daß nämlich die melodieführende Stimme unter einer harmonischen liegt, ebenfalls auf die Allgemeinheit der Sangeslust in Kärnten zurückzuführen ist. Die Mädchen wollen auch mitsingen. „Die große Mehrzahl der Kärntner Lieder handelt vom Lieben", schreibt Wölwich, „darf man sich da wundern, wenn singende Burschen ihre „Dirndlan" mit in die Gesellschaft hineinzogen und gemeinschaftlich mit letzteren sangen? Naturgemäß konnte man aber die Mädchen nicht vorsingen lassen, das hätte sich mit ihrer Verschämtheit nicht vertragen. Also mußte man ihnen eine begleitende Stimme zuweisen. Diese aber mußte wieder naturgemäß höher liegen und aus diesem Grunde konnte der Vorsänger wieder nur ein Bariton sein."

Daß die Namen der Autoren der vielen im letzten Halbjahrhundert entstandenen Kärntner Lieder verschwiegen bleiben konnten, wiewohl diese ab und zu bereits durch den Druck vervielfältigt wurden, liegt in der Bescheidenheit des Kärntners, der nicht als Componist glänzen will, sondern neue Weisen ersinnt, um sie selbst zu singen. Beweis dessen ist, daß fast alle Erfinder von Kärntner Weisen auch als vortreffliche Sänger bekannt waren, beziehungsweise noch sind.

Obwohl bereits im Jahre 1828 von der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien eine Sammlung von Volksliedern aus allen österreichischen Kronländern ausgeschrieben wurde, kann, da über die praktische Verwerthung wenig ins Volk gedrungen ist, als die erste und werthvollste Kärntner-Lieder-Sammlung die von Baron Edmund Herbert vor circa drei Decennien edirte bezeichnet werden. Für eine Singstimme mit Clavierbegleitung eingerichtet, erschien sie in zwei Heften. Franz Decker hat die Sammlung später auf fünf Hefte fortgesetzt. Ferner erschienen Arrangements für Männerchor von Johann Reiner, Metzger, Köstinger, Weinwurm und Anderen.[1]

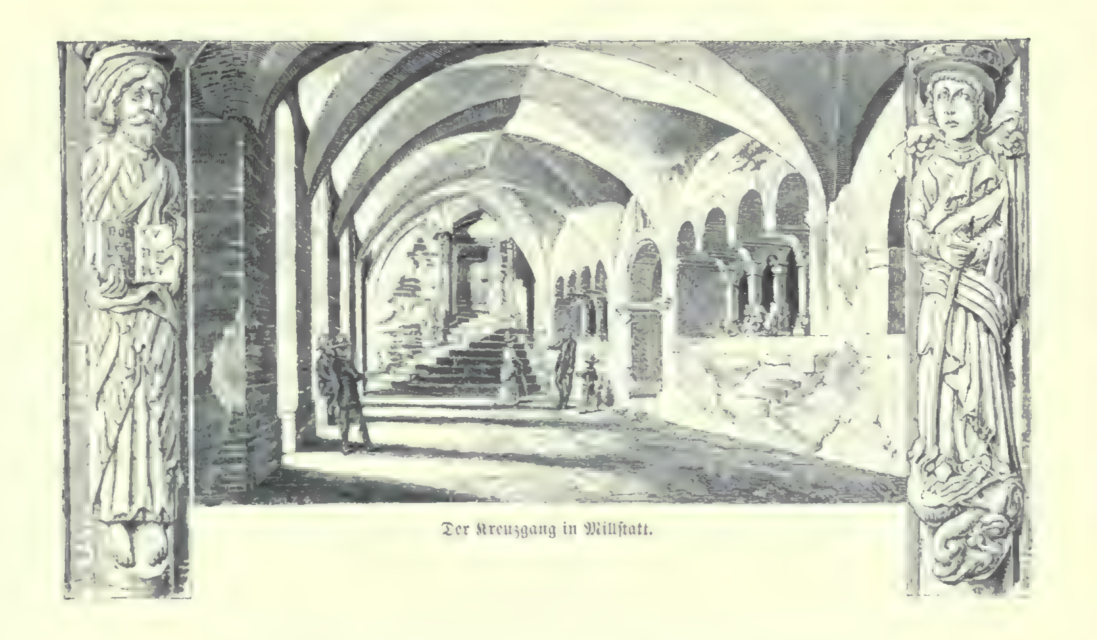
Die weiteste Verbreitung fanden unstreitig die (1864) von Johann Herbeck für Männerchor harmonisirten drei Weisen: „Dirndle tiaf drunt' in Thal", „Lippitzbach is ka Thal" und „I thua wohl". Sie haben die Runde durch Deutschland gemacht und werden auch von den deutschen Sängern jenseits des Oceans gerne gesungen.

[1] Anmerkung der Redaction. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine Anzahl echter Kärntner Lieder gesammelt und zahlreiche Lieder in der Kärntner Volksweise selbst componirt.



Und so möge denn das Kärntner Lied gedeihen und blühen zur Freude und Erquickung Aller, die Sinn und Verständniß für das haben, was wahr und echt aus Herz und Seele eines gemüthreichen Alpenvölkchens emporquillt.





Der Kreuzgang in Millstatt.

Architektur in Kärnten.

Mittelalterliche Baudenkmale.



ie ersten Nachrichten über kirchliche Bauthätigkeit reichen bis in die Mitte des VIII. Jahrhunderts, die Zeit des Salzburger Missionsbischofs Modestus zurück. Der Faden, der diese neubeginnende christliche Epoche mit dem zum Theil schon christlichen römischen Noricum verband, wurde durch eine nahezu zweihundertjährige Herrschaft der heidnischen Slaven unterbrochen. — Kirchliche und deutsche Gründungen sollten die entlegene Ostmark näher an das Weltreich Karl des Großen knüpfen, welcher 811 auch die streitigen Diöcesangrenzen zwischen den zwei Ausgangspunkten der christlichen Lehre, dem alten Salzburger Bischofsitz und dem noch älteren Patriarchenstuhl in Aquileja durch den Draustrom festsetzte. Schon im IX. Jahrhundert werden genannt die Kirchen in Maria Saal, Teurnia, Friesach, Maria Wörth, Villach, Feldkirchen u. s. w. — Das X. Jahrhundert kennt eine Kirche Maria an der Drau, St. Martin am Krapfelde; in Lieding baut 975 Ima eine Klosterkirche. Mit der Gräfin Hema von Zeltschach und Friesach beginnt eine neue Ära für die kirchliche Baukunst in Kärnten, wie denn überhaupt mit dem Ablauf des ersten Jahrtausends eine höchst wichtige ideale Zeit hereinbrach. Kirchen und Klöster in reicher Zahl wurden gegründet, unter denen Möchling, Stein,

Gurk, Millstatt, Eberndorf und St. Paul hervorzuheben sind. Die ersten Bauwerke dieser Klöster waren sicherlich von sehr primitiver Form und erst im Laufe des XI. und XII. Jahrhunderts erhielten mit der glänzenden Entfaltung der romanischen Bauweise die genannten Stiftungen ihre jetzige Gestalt.

Die geographische Lage Kärntens macht es erklärlich, daß sich an diesen Bauwerken sowohl die directen Einflüsse lombardischer Kunst, als auch der wahlverwandten Bauweise der Salzburger und Bamberger Bauschule geltend machten. Ja die Stiftskirche von Viktring ist nach den Grundsätzen der Bauschule von Fontenay in Frankreich erbaut. Eine für Kärnten typische Anordnung dieser prachtvollen Stiftskirchen, wie dies in anderen Ländern der Fall ist, besteht hier nicht, allein gerade in diesem Wechsel der Formen beruht der unvergleichliche Zauber derselben. Die gewaltige Bauthätigkeit dieser Epoche erstreckte sich auch auf die Anlage von Burgen und befestigten Orten der verschiedensten Art, unter denen Friesach über alle hervorragt. — Mit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts fand diese große Epoche ihren natürlichen Abschluß, da auf längere Zeit vorgesorgt war, und erst am Schlusse des XIV. Jahrhunderts begann unter wesentlich geänderten Verhältnissen eine neue Epoche kirchlicher und profaner Bauthätigkeit.

Unter dem Segen friedlicher Verhältnisse gelangten die Städte zu Reichthum und Ansehen, womit auch der Schwerpunkt künstlerischer Thätigkeit in das Bürgerthum verlegt wurde und der in seiner Entwicklung begriffene gothische Stil zur vollsten Blüte gelangte. Mit dem Aufblühen des Handels und der Lebensader des Landes, des Bergbaues, entstanden neue Bedürfnisse der Seelsorge, welche theils durch zahllose Neubauten von Kirchen und Kapellen oder durch Erweiterung älterer Bauwerke befriedigt werden mußten.

Das älteste Bauwerk des Landes in ausgesprochener Spitzbogenarchitektur ist die in jungfräulicher Einfachheit erbaute Dominicanerkirche in Friesach, die Perle dieser Stilrichtung jedoch die St. Leonhardskirche im Lavantthal, bei welcher drei Jahrhunderte mit seltener Feinfühligkeit an der consequenten Ausbildung der Grundgedankens arbeiteten.

Dieser schließen sich die dreischiffigen Kirchen an in Maria-Saal, Völkermarkt, Lavamünd, Villach, Gmünd, Waitschach, Hohenfeistritz und Heiligenblut, die zweischiffigen Anlagen am Magdalensberg, in Galizien, in Bleiburg, die einschiffigen in St. Wolfgang, Ober-Vellach, Brückl, Wallburgen u. s. w. Die productive Spätzeit übersäte das Land mit ihren oft recht originell den alten Resten und neuen Bedürfnissen angepaßten detailreichen Werken; in Sacramentshäuschen (Heiligenblut, Waitschach, Heinburg, St. Martin am Krapfelde) und Wandnischen (St. Peter bei Grafenstein, Grafendorf, Pölling), in Lichthäuschen (Gurk, Kötmannsdorf, Maria-Saal, Völkermarkt) und Karnern (bei vielen Landkirchen) hinterließen fast alle Perioden wie in Kleinformat die Documente ihres Könnens und Denkens. Unsere größeren Gotteshäuser sind meist

dreischiffige Hallenkirchen, deren jedes Schiff wie in St. Stefan in Wien mit dem halben Achteck schließt. Die Wiener Bauhütte hat überhaupt merkbaren Einfluß auf unsere Bauführungen ausgeübt, so z. B. hat die Anlage zweier Thürme an Stelle eines Querschiffes in St. Marein, das spitze Netzgewölbe in Maria-Saal seine Vorbilder im Stefansdome. Unter den Chören von Lieding, St. Georgen vor dem Weinberge, Eberndorf, Stein, Maria-Wörth, Heiligenblut, Liescha und anderen sind Krypten, unter der Kirche Johannesberg ist eine Unterkirche angebracht.

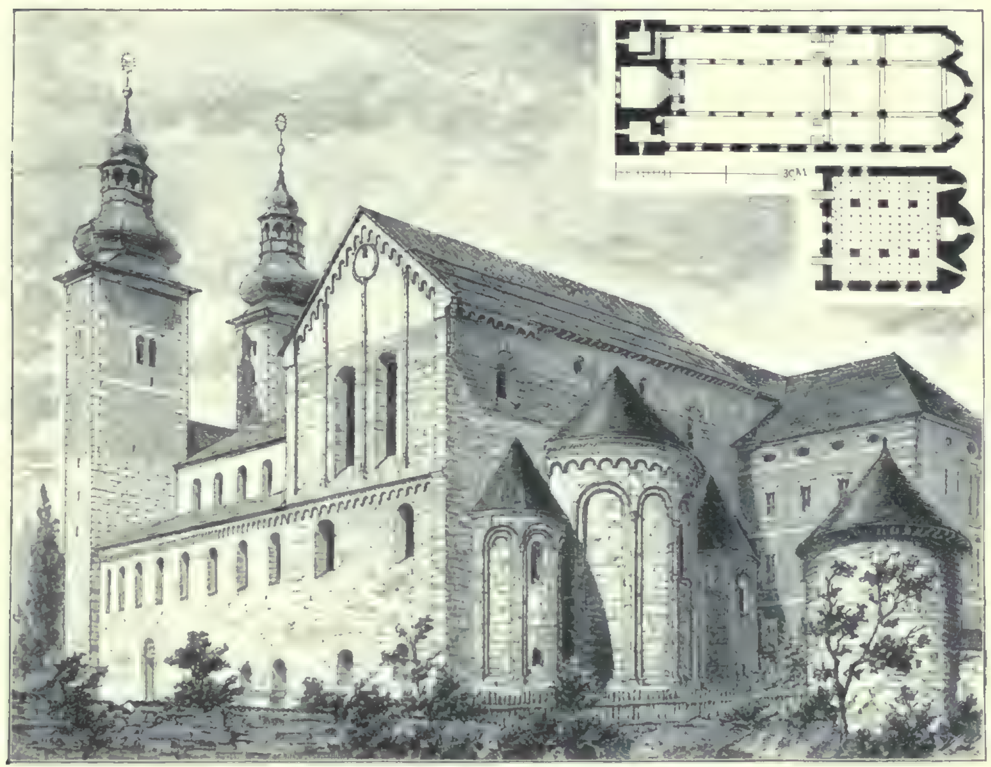
Die Thurmanlage variirt sehr. Außer dem Aufbau des Thurmes über dem Chorquadrate oder der Apsis, wie es im XIII. Jahrhundert üblich war (z. B. in Feldkirchen, St. Veit, Maria-Gail, Meiselding, Launsdorf, Griffen, St. Ruprecht bei Völkermarkt, Keutschach, Guttaring rc.) kommt der Thurm bald nördlich, bald südlich vom Presbyterium, bald vor die Westfront zu stehen und bildet in seinem Untergeschoß im ersten Falle die Sacristei, im letzteren eine Portalvorhalle. Über den vier Giebeln erhebt sich der schlanke achtseitige, mit Steinplatten gedeckte Helm, wenn nicht wie häufig eine französische Haube oder ein sogenannter Kuppelthurm mit Laterne denselben verdrängt hat. Schöne Thürme mit maßwerkgefüllten Schallfenstern haben die Kirchen des Möll- und Gailthales, welche wohl in die letzte Zeit der Gothik fallen, wo die Rippen schon in Astwerk übergehen und die Strebepfeiler ganz wegfallen. Bei der Vorliebe des Bergvolkes für das Althergebrachte und beim vollständigen Hineinleben des Kunsthandwerks in die zusagenden Stilformen der Gothik hat sich diese Bauweise in unserem Lande fast bis in die Mitte des XVI. Jahrhunderts gehalten, nachdem schon längst die Renaissance an allen Grenzen siegreich ihren formenfröhlichen Einzug gehalten hat.

Von den bisher erwähnten Bauwerken wollen wir nachstehende etwas eingehender besprechen. Der Gurker Dom. Hema, die reichbegüterte Gräfin von Friesach und Zeltschach, deren Gemal auf der Rückkehr von der Wallfahrt zum Grabe des Apostels Jakobus starb und deren Söhne in einem Aufstand ermordet wurden, legte ihr fürstliches Erbe auf den Altar der von ihr 1042 erbauten Marienkirche in Gurk, errichtete dort einen Convent für 70 Nonnen und 20 Augustiner Chorherren und legte so den Grund zum 1071 errichteten Bisthum. Fast hundert Jahre später, nach Klärung verschiedener Rechtsverhältnisse, ging man erst an die Erweiterung und den Ausbau des Domes. Im Jahre 1174 war derselbe soweit fertig, daß die Übertragung der Gebeine der Stifterin in die für sie erbaute Gruft stattfinden konnte. Da im Jahre 1216 der Laienaltar des heiligen Kreuzes eingeweiht wurde und als Stifter des Nonnenchoraltares ein Otto episcopus non consecratus erscheint — wahrscheinlich der vor seiner Consecration gestorbene Bischof Otto (um 1214 gewählt), — so muß die Kirche im zweiten Decennium des XIII. Jahrhunderts im Wesentlichen vollendet gewesen sein.

Der massige, ernste Bau präsentirt sich als eine dreischiffige Pfeilerbasilica von etwa 63·21 Meter Länge und 20·55 Meter Breite; drei östliche halbrunde Apsiden, die mittlere bevorzugt durch Größe und Schmuck, lehnen sich in der Axe der Schiffe an die hohe Ostwand des über die sonstige Mauerflucht nicht vortretenden Querschiffes; zwei quadratische Westthürme mit ursprünglich offener Vorhalle dazwischen flankiren das herrliche Hauptportal. Dieses selbst mit seinen reichen Säulenstellungen ist ein Werk von hohem decorativen Reiz. Von der äußeren Vorhalle, wegen der alten Wandmalereien mit Adam und Eva das Paradies genannt, gelangt man in eine innere Vorhalle, welche sich in drei Bogen gegen das Mittelschiff öffnet und über sich und der äußeren Halle den durch seine Wandmalereien aus dem XIII. Jahrhundert sehr beachtenswerthen Nonnenchor trägt. Einfache Pfeiler mit Capitäl- und Sockelgesimse, verbunden durch Rundbogen, trennen die Seitenschiffe vom Mittelschiff. An den Pfeilern des Chores tragen die vorgelegten Halbsäulen reichere Würfelcapitäle mit schönem Blattwerk. Der östliche Theil des langgezogenen Kirchenraumes ist um sechs Stufen erhöht und erscheint in etwas gedrückteren Verhältnissen, denn unter ihm dehnt sich durch das ganze Presbyterium, Querschiff und Mittelapsis die hundertsäulige vielgenannte Krypta aus, im Volke schlechthin die „Gruft" genannt. Der Eindruck, den diese schönste aller romanischen Krypten auf den Besucher macht, ist ein wahrhaft romantischer. Wirklich ein Wald von schlanken weißen Säulen auf steilen attischen Basen mit den einfachsten Würfelcapitälen, sechsmal nur von massigen Quaderpfeilern unterbrochen, dehnt sich unentwirrbar vor unseren Augen aus. Die Außenseite entzückt besonders im Süden und Osten durch das einzig herrliche Material des goldig abgetönten, krystallinischen Kalksteines der quadergefügten Mauern. Ein reich und hoch gegliederter Sockel hebt den monumentalen, Kraft und Würde zeigenden Bau vom Boden, kleine Rundfenster und ein einfaches Südportal beleben die Wände, Arkadenbogen auf Halbsäulen schmücken die Apsiden, ein reiches, wirkungsvoll mit Zahnschnitt, Zickzackornament und eingesetzten Kugeln ausgestattetes Hauptgesimse über dem lebendig bewegten Bogenfries verbindet die Mauerzinne mit dem Dache. Der schöne Bau ist fast unverändert auf uns gekommen, nur hat nach einem Brande Ulrich Ultner, Steinmetz in Passau, im Jahre 1590 statt der früheren Balkendecke das Gewölbe „aufgerichtet, mit Kreuzbogen von Stein gehauen, verwahrt und verziert".

Engelbert, Graf von Lavant, gründete an der Stelle der väterlichen Burg, wo schon seine Eltern eine Paulskirche bauten, das bekannte Benedictinerstift St. Paul. Im Jahre 1093 geschah die Einweihung der unter Leitung von aus Hirschau gekommenen Mönchen vollendeten Kirche. Von diesem Baue ist wohl kaum etwas übrig. Der nothwendig gewordene größere Neubau wurde etwa in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts vollzogen, aber noch 1264 schwebten Verhandlungen über die zunächst vorzunehmende

Dedication. In dieser reich angelegten Kirche allein kommt das Schema einer romanischen Kreuzbasilica mit vortretendem Querschiff, zwei Westthürmen, Chorquadrat und drei Ostapsiden vollständig zur Durchführung. Die Schiffe sind durch breite Pfeiler geschieden, welchen Halbsäulen in der Längsrichtung vorgelegt sind. Ein Gurtbogen vor dem eigentlichen Querhause trennt das jüngere, einfachere Langhaus von dem mit großer Eleganz und reicher Formschönheit ausgeführten Querschiff und Chor. Wunderliche Werkstücke



Chor der Gurker Gruftkirche mit dem Grundriß der Krypta

vom ursprünglichen Bau sind an den jüngeren Westthürmen verwendet worden. Was dem wohlerhaltenen und gutgepflegten Bau zum besonderen Vortheil gereicht, ist seine hohe Lage auf einem terrassenartigen Unterbau, sein wohlgegliederter Sockel, der nur einmal durch den edlen Portalvorbau durchbrochen wird. Die Details an diesem Kirchenbau sind sehr mannigfaltig gebildet. Vom decorirten Würfelcapitäl bis zum fast gothisch stilisirten Blattcapitäl erblickt man alle Formen und Wandlungen dieses wichtigen Baugliedes. Die ursprüngliche Balkendecke des 52·46 Meter langen und 19·28 Meter breiten Baues wurde nach dem Brande im Jahre 1375 durch ein Steingewölbe ersetzt, das auf polygone Vorlagen sich stützt.

In den Gewässern des Millstatter Sees spiegeln sich die umfangreichen alternden Gemäuer des Salvatorklosters Millstatt. Gegründet von Aerbo und Poto, Söhnen des Pfalzgrafen Hartwig, Grafen im Nordgau, Salz- und Traungau, und der sächsischen Friedrun, im Jahre 1087, wurde es 1122 unter den unmittelbaren Schutz des römischen Stuhles gestellt. Nach einem Brande des alten Münsters soll 1289 Abt Otto einen größeren Neubau begonnen haben; thatsächlich zeigt der jetzige Bau die Formen verschiedener Jahrhunderte und besagt z. B. die Aufschrift am Tympanon des Westportals, daß ein „Abt Heinrich" im Jahre 1310 mit Rudger dies Portal gemacht hat. Auch hier findet sich die Vorhalle zwischen zwei Westthürmen, deren Untergeschoße ursprünglich nach außen offen waren. Das Portal, welches von der Vorhalle in die Kirche führt, ist an seinen vier Säulenpaaren, den Rundbogen und Wandabstufungen mit reichem romanischen Ornament versehen. Fratzenhafte Menschenfiguren dienen als Säulenträger und an den gewundenen Säulen des Thürstockes hocken Löwen als Wächter. Das Innere ist einfach und nüchtern, aber weiträumig. Ohne Querschiff schließen die drei Schiffe in gleicher Linie mit den drei Seiten des Achtecks, doch scheinen diese Abschlüsse jüngeren Datums zu sein. Das jetzige Netzgewölbe mit den vielen Wappenschildern stammt vom Jahre 1516. Am meisten zieht uns der Kreuzgang an, einer der wenigen, die aus der frühromanischen Periode erhalten blieben. Er bildet an der Südseite der Kirche ein verschobenes Viereck von circa 32 Meter Länge und 24·33 Meter Breite. Arkadenfenster, durch Zwergsäulen getheilt, mit phantastischen, stets wechselnden Capitälbildungen spenden dem Kreuzgange spärliches Licht. An dem leider nicht mehr im ursprünglichen Zustand befindlichen Portal, das vom Kreuzgange in die Kirche führt, drängen sich zu beiden Seiten die absonderlichsten Figuren zu den Sockeln und Gewänden des Eingangs. Das Gewölbe des Kreuzganges und einige Malreste stammen aus gothischer Zeit. Ursprünglich ein Benedictinerkloster, war es seit 1468 der Sitz der Georgsordensritter; seit 1598 bewohnten es die Jesuiten, jetzt dient der Münster als einfache Pfarrkirche. Zwei Hochmeister, Siebenhirter und Geumann, erhielten Grabkapellen, deren erstere den Kreuzgang unterbricht. Von Interesse sind die zum Theil wohl erhaltenen Befestigungen aus der Zeit der Georgsritter und ein bedeutsames Freskogemälde an der Stirnseite des Münsters.

Romanische Profanbauten. Der bedeutendste Überrest romanischer Profanarchitektur ist das Schloß Petersberg in Friesach mit seinem mächtigen Donjon. Außerdem finden sich in Friesach selbst, in Klagenfurt, St. Veit und einigen Burgen des Landes zerstreute Reste romanischer Bauformen, aus welchen ein Schluß auf früher Bestandenes gezogen werden kann.

Die Kirche St. Leonhard im Lavantthal (46·61 Meter lang, 20·06 Meter breit) zeigt eine dreischiffige Anlage mit überhöhtem Mittelschiff, welches mit einem im

Achteck geschlossenen Presbyterium versehen ist. An der Westseite ist dem Mittelschiff in gleicher Breite ein nach innen gezogener mächtiger Thurm vorgelegt. Das nördliche Seitenschiff ist ebenfalls im Achteck geschlossen, während das südliche einen geraden Abschluß zeigt, wo sich die Sacristei befindet. Die Verstrebung des Mittelschiffes findet unter den Dächern der Seitenschiffe statt und nur auf der Südseite an der jetzigen Sacristei war der Baumeister genöthigt, einen Strebepfeiler mit fliegendem Strebebogen zur Stütze



Chor der Leonhardkirche im Lavantthal

des Mittelschiffes aufzuführen. Das Presbyterium, als der älteste Theil des Baues, wurde wohl um die Mitte des XIV. Jahrhunderts begonnen und ist ausgezeichnet durch eine wunderbare Reinheit der Formen. Der Reihenfolge nach wurde sodann das südliche und das nördliche Seitenschiff vollendet, bis mit der Ausführung des Thurmes um die Wende des XV. Jahrhunderts der Bau seinen Abschluß fand. Drei Paare, theils rund theils polygonal gestaltete Pfeiler, durch Spitzbogen verbunden, tragen die Mauern des Hochschiffes. Der herrliche Innenraum erhält eine magische, höchst wirkungsvolle Beleuchtung durch die seltenen Glasmalereien aus bester Zeit, welche hier reichlicher als

sonst in einer Kirche des Landes angebracht sind. Breite und hohe Stufenanlagen führen zu den zwei spitzbogigen Portalen, von denen das südliche reicher mit Giebel- und Fialenkrönung geschmückt ist.

In der Nähe des historischen Bodens Virunums erhebt sich auf einem mäßigen Hügel die berühmte Wallfahrtskirche Maria-Saal, welche die Geschichte, noch mehr die geschäftige Sage gleichsam zum Nationalheiligthum des Landes gemacht hat. Über dem Grabe des Salzburger Wanderbischofs Modestus schaut der zweithürmige dunkelgefärbte Bau weit hinaus in die liebliche Landschaft. Der Platz war einst ringsum mit Mauern, Wallgräben, Zugbrücken und Thürmen befestigt und gewährte zur Zeit gefahrvoller Türkeneinfälle hinlängliche Sicherheit. Die Kirche bildet einen langgestreckten Hallenbau mit vortretendem Altarraum, welcher, wie die zwei Seitenchöre, im Achteck geschlossen ist; ein schmaler Querschiffraum schiebt sich originell vor den Apsiden durch das Langhaus, ohne jedoch über die Flucht der Seitenschiffe vorzutreten und von geringerer Breite als der des Mittelschiffs. Der südliche quadratische Westthurm erscheint mit seinem Innenraum gewissermaßen in die Kirche einbezogen, weil seine nordöstliche Ecke nur auf einem mächtigen Pfeiler aufsteht. Zwischen den Thürmen und bis zu den ersten Gewölbejochen dehnt sich der Orgelchor aus. Dem südlichen Seitenschiff sind eine große Sacristei, zwei Kapellenräume und eine Thorvorhalle mit angelehnter Rundtreppe vorgebaut. Über diesen Zubauten sind noch Emporen angebracht, so daß dieser Außentheil der Kirche einen etwas profanen Charakter erhält. Das Mittelschiff hat die bedeutende Höhe von 18·97 Meter und öffnet sich in fünf spitzbogigen gefällig gegliederten Arkaden gegen die bedeutend niedrigeren und halb so breiten Seitenschiffe. Außen geben der schön gebildete Chorschluß, der warme Ton der Quadern in Verbindung mit den buntgemalten Friesen, die vielen eingemauerten Römersteine und christlichen Grabdenkmäler mit der hübschen Gruppirung der umliegenden Bauten ein interessantes Bild. Das Innere der altehrwürdigen Kirche macht in seiner Einheitlichkeit einen fast noch tieferen Eindruck auf den Beschauer, wozu wohl manche Einzelheiten uralter Einrichtungsstücke und eine etwas spärliche Beleuchtung der ausgedehnten Räume nicht wenig beitragen mögen.

Der magnetische Anziehungspunkt ist das Grabmal des heiligen Modestus, das der Sage nach immer mehr dem Kreuzaltar sich nähert; wenn es dort angelangt sein wird, bricht der jüngste Tag an. Das Denkmal besteht aus einer starken Steinplatte, die auf sechs kleinen Säulen über einem einfachen Sockel ruht, und stammt seinen Formen nach wie der Kern der Westthürme aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Über die Bauzeit der Kirche fehlen chronologische Daten. Nach den jüngst im Chore bloßgelegten und restaurirten Wandmalereien mit ihrer Zahlenangabe 1435 muß die Ostpartie im Anfang des XV. Jahrhunderts vollendet gewesen sein. Auf dem Friedhofe steht neben



Maria Saal mit dem Octogon und der Lichtsäule.

der reichgeformten Lichtsäule ein anderes seltsames Gebäude, der „Heidentempel" genannt; es ist nichts anderes als ein romanischer Karner, der einst unten das Beinhaus umschloß und oben die flachgedeckte St. Michaelskapelle bildete. Dieser Bau wurde im XV. Jahrhundert in das Befestigungssystem einbezogen, man umgab den Rundbau mit einer polygonen Halle mit Obergeschoß als Fortsetzung des Wehrganges, spannte in die Kapelle ein zierliches Sterngewölbe und verwandelte den Unterraum durch Einbau in ein Facsimile des heiligen Grabes in Jerusalem.

Die Jakobskirche in Villach aus der Mitte des XV. Jahrhunderts hat den ausgesprochensten Hallencharakter: hoch, licht und großräumig, die fünf Paare schlanke, runde Pfeiler, die wie Fächerpalmen das mit luftigem Rippenwerk überzogene Gewölbe tragen, gewähren die schönsten Durchblicke. Der lang vorgeschobene Chor ist, besonders außerhalb, reich und elegant ausgestattet. Gegen Süden erweitert den Raum die heilige Dreifaltigkeitskapelle, erbaut im Jahre 1462 von der Gräfin Katharina von Görz; der 1517 verstorbene Georg Leiningen fügte die Allerheiligenkapelle dazu. Der Musikchor wurde im Jahre 1484 nachträglich bis zum ersten Pfeilerpaar hineingebaut von Balthasar von Weisbriach. Der Thurm, auf der Westseite freistehend, ist wohl noch der Rest eines romanischen Burgthurmes, der hier am wichtigen Communicationspunkte Brückenwache gehalten und später sein gothisches Oberkleid erhalten hat.

In der Bartholomäuskirche besitzt Friesach und Kärnten die zweitlängste Kirche (64·16 Meter lang; die Dominicanerkirche hat eine Ausdehnung von 73·97 Meter). Wohl reicht dieselbe in das XII. und XIII. Jahrhundert zurück, doch erhielt sie durch den Anbau eines Presbyteriums, durch Einfügung eines Netzgewölbes über entsprechende Wand- und Pfeilerverstärkungen mehr den Charakter der Gothik, mußte jedoch durch plumpe Emporenanlagen über den Seitenschiffen, Umgestaltungen der Fenster, Hebung des Bodens, Ausdehnung des Daches über das gesammte Langhaus und Übertünchung aller Steinglieder jene gewaltthätigen Umgestaltungen erdulden, welche auch die romanisch-gothischen Kirchen in St. Andrä, Wolfsberg, St. Veit, Feldkirchen u. s. w. ihres Stilcharakters beraubte. Die idyllisch gelegene, vermeintlich tausendjährige Kirche in Maria-Wörth hat, obwohl früh genannt, vom Romanismus nur das südliche Portal mit den zaghaften Würfelcapitälen und die quadraten Kalksteinpfeiler seiner dreischiffigen Krypta. Der schlanke Chor und ein seitlicher Anbau entstammt der besseren Gothik. Das Langhaus ist in gar später Zeit gewölbt und mit unschönen Pfeilern ausgestattet worden. Hans Huber von Sigmundskron nennt sich der Werkmeister, welcher 1483 an der schönen Kirche zu Heiligenblut arbeitete. Ein dreischiffiger Bau mit hohem Chor über einer Unterkirche und seltenen Emporenanlagen über den Seitenschiffen. Zur linken Seite des prächtigen Flügelaltares erhebt sich bis zum Gewölbe das herrliche Sacramentshäuschen.

Erzbischof Leonhard von Keutschach vollendete den schon 1441 begonnenen Bau der dreischiffigen Kirche in Maria-Waitschach. Ihr achtseitiger Steinthurm über der Westfront hat einen hinter geschweiften Giebeln laufenden Umgang; der Steinhelm ist leider nicht vollendet worden. Das obere Gailthal ließ durch den auch bildlich überlieferten Baumeister Bartholomäus Firtaler 1535 in Kötschach und Laas höchst reizende Werke der späteren Gothik mit häufigen Übereckstellungen, gedrehten Säulen und wirren Scheinrippen ausführen, die aber erfinderisches Geschick und zierliche, sichere Technik bekunden.

Burgkapellen. Das zweite Stockwerk im gewaltigen Donjon in Friesach, aus zwei oblongen Jochen gebildet, wurde als Burgkapelle eingerichtet. Auf Halbsäulen mit Würfelcapitälen ruht ein breiter Gurtbogen, der das Kreuzgewölbe untertheilt. Die Altarnische ist in der Ostwand, nach außen nicht vortretend. Höchst interessante Malereireste sind an den Wänden noch bemerkbar. Ebenfalls romanisch ist die kleine im Halbrund geschlossene Kapelle in Hoch-Osterwitz. Die sonstigen Burgkapellen sind meist mit der Apsis aus der Mauerflucht vortretend ohne Streben im halben Achteck geschlossen, vielfach auch doppelgeschoßig; gewöhnlich war nur der Altarraum gewölbt. Solche gothische Burgkapellen sieht man in Straßburg, Hohenwart, Ortenburg, Grünburg ꝛc. In der Neudensteiner Kapelle ist das Schiff trapezförmig, mit Wandnischen belebt.

Gothische Profanbauten. Das kärntnische Bürgerhaus zeichnet sich aus durch eine mehr tiefe als breite Anlage. An der Straßenfront liebt es einen Vorsprung für ein schmales Fenster, um einen bequemen Ausblick längs der Straße zu gewinnen. In der dadurch entstandenen Ecke ist die tiefgekehlte spitzbogige, auch wohl mit geradem Sturze oder im Segmentbogen geschlossene Pforte. Nicht selten mit Hausmarken und Schildern geschmückt, führt sie in den breiten mit Gratgewölben versehenen Flur. Über eine steinerne Treppe geht es hinauf auf den gleichfalls gewölbten Saal oder Gang, der den Zugang zu den andern mit flachen Holzdecken versehenen Wohnräumen vermittelt. Der Gang ist auf Pfeiler mit spitzbogigen Arkaden oder auf mehrfach vorkragenden Tragsteinen aufgebaut. Dreiseitig oder geradlinig vorspringende Erker auf Segmentbogen zwischen den Tragsteinen sind beliebt und oft mehrfach vorhanden. So ein gothisches Haus in Althofen, Ober-Vellach, das Hallerische in St. Veit und wenige andere. Die Schlösser der Vornehmen umfassen gewöhnlich einen viereckigen Hof, den spitzbogige Arkaden umziehen. In der Mitte der einen Seite ist das weite Eingangsthor. Von der geräumigen Thorhalle führen die Stiegen, öfters mit Beleuchtungsvorrichtungen zu den oberen Stockwerken empor. An den Ecken sind durch Überkragungen oder von Grund aus Thürmchen aufgeführt, die den Dachrand überragend das Gebäude zierlich flankiren. Die Prälatur in Viktring bietet mit ihrem spitzbogigen Thoreingang, dem freundlichen Stiegenaufbau zum erkergeschmückten Saal ein malerisches Bild gothischer Klosterwohnungen.

Renaissance und Neuzeit.

In architektonischer Beziehung wurde mit wenigen Ausnahmen meist Bescheidenes geleistet, da es eben auch oft an Geldmitteln fehlte. Nur reichere Herren durften sich erlauben, einen größeren, stilgerechten Bau auszuführen. Trotzdem hat Kärnten einen Bau aus der Frührenaissance aufzuweisen, wie er vielleicht in keinem der österreichischen Kronländer vorkommt, ja selbst in Italien jeder Stadt zur Zierde gereichen würde.

Es ist dies das Schloß des Fürsten Porcia in Spital an der Drau in Oberkärnten. Der Fremde wird nicht wenig überrascht, wenn er, von der Bahn kommend, den Markt Spital betritt und einen Bau im reinsten italienischen Stil ersten Ranges erblickt, umragt von gigantischen Felsmassen und Gebirgen. In einer Ausdehnung von 40 Meter ragt ein zwei Stock hohes Gebäude empor. Die Vorderseite dieses quadratischen Baues ist einfach, würdig gehalten, nur an der rechten Ecke ist ein Thurm, der eigenthümlich dazu paßt. Im ersten Stockwerk befinden sich zwei loggienartige Bogenfenster, zu dreien aneinandergereiht und durch zwei schlanke Säulen getrennt. Diesen schließen sich zu beiden Seiten je zwei Einzelnfenster an. Von den ersteren ist ein Balcon von steinernen Balustraden getragen, in den Ecken niedliche Löwen mit Wappenschildern. Kurze Rahmenpilaster geben den einzelnen Stockwerken eine Gliederung und an den Ecken eine kräftige Umrahmung. Reicher geschmückt ist das Portal. Im Stil der reinsten Frührenaissance stehen zu beiden Seiten, nach unten einen Korb bildend, zwei Säulen, aus welchen das Blattwerk sich spielend an denselben emporrankt und an die ersten Spuren dieser Bauweise, wie sich dieselben an dem Meisterbau S. Francesco zu Rimini von Alberti nachweisen lassen, erinnert. Der kunstsinnige König Ludwig von Baiern hätte dieselben seinerzeit wohl gerne erworben, wenn sie dem Fürsten feil gewesen wären. Ober dem Eingang erblickt man das Wappen des Erbauers, getragen von einigen weniger gelungenen Figuren, wie überhaupt hier das Figurale der Ornamentik weit nachsteht. Diesem Thor gegenüber an der Südseite ist ebenfalls ein zierliches Portal von eleganten korinthischen Säulen eingefaßt, deren Postamente Flachreliefs, Herkules mit dem nemäischen Löwen und Antäus darstellen. Auch diese Arbeiten, sowie die in den Bogenzwickeln schwebenden Figuren mit Füllhörnern verrathen die Künstlerhand lombardischer Schule. Dieses Portal führt in den Hof und Garten, ebenso ein drittes, welches aber entschieden ein neuerer Zubau ist. Es befindet sich an der Ostseite unter dem Gange, der zur Kapelle führt. Daneben ist ein schmales Pförtchen. Die Inschrift nennt den Grafen Johann von Ortenburg als Erbauer. Die eigentliche Pracht dieses Baues enthüllt sich aber erst dem Beschauer, wenn er durch das erste Portal das Innere des Schlosses, den Hofraum



Hof des Schlosses Porcia in Spital.

betritt. Die Bedeutung des Baues ergibt sich aus den folgenden Worten Lübkes: „Man befindet sich in einem großen, von Arkaden umschlossenen Hofe, der den reichsten Palasthöfen Italiens nichts nachgibt, ja durch die Anlage der Treppe und ihrer Verbindung mit den Bogenhallen an malerischem Reiz den meisten überlegen ist." Das Erdgeschoß wird von mächtigen, frei behandelten jonischen Säulen getragen und kurzstämmige korinthisirende Stützen tragen die oberen Arkaden. Den letzteren, sowie der Treppe dienen elegante durchbrochene Balustraden von reichen Pfeilern getheilt als Einfassung. Zierliche Ornamente in Ranken und Laubwerk füllen die Bogenzwickel, Pilasterflächen, Postamente und Brüstungsfelder, ebenso figürliche Reliefs und besonders Medaillons mit Brustbildern sind häufig angebracht. Eine Hauptstiege und dieser diagonal gegenüber eine Seitenstiege, beide mit prachtvollen Gitterthüren aus Schmiedeeisen, führen in das erste Stockwerk. Neben der Hintertreppe ist eine Glocke mit schmiedeeisernem Träger der schönsten Art angebracht und an der Stiege prangt ein zierliches Lichthäuschen für eine Laterne mit Wappen und Figuren. Die zahlreichen Thürgewände suchen ihres Gleichen und erinnern an die beste italienische Zeit. Die Mitte des Vordertractes im ersten Stockwerk nimmt ein 18 Meter langer und 9 Meter breiter, mit Steinplatten gepflasterter Saal ein, welcher durch die angeführten dreitheiligen Bogenfenster sein Licht erhält; hier prangt auch das Bild der sagenhaften Salamanka, der weißen Frau des Schlosses, nebst anderen Bildern von wenig Bedeutung. Zu beiden Seiten schließen sich Wohnräume an. An der Ostseite in der Ecke ist der Speisesaal, geziert mit Wappen und einem echt italienischen Kamin, vor dem ein prachtvoller Kaminständer aus Schmiedeeisen paradirt. An der Westseite bildet der Thurm ein rundes Erkerzimmer, an dessen Eingang wieder Sculpturen, Adam und Eva darstellend, angebracht sind. Ober demselben ist das Bildniß des Sohnes der Salamanka, die ganze Figur in Öl gemalt, angebracht. Er war der letzte seines Stammes und wurde bei lebendigem Leibe von Hunden zerrissen. In dem sogenannten Kaiserzimmer steht noch ein prachtvolles Himmelbett, leider durch Vergoldung verrestaurirt. Es soll hier im Jahre 1552 Karl V. übernachtet haben, wie ein Reliefbild desselben nachweisen soll. Übrigens findet sich in dem, früher dem Fürsten Porcia in Klagenfurt gehörigen Hause das gleiche Bild aus Stein gehauen unter der Einfahrt eingemauert. In einem anderen Zimmer sind sechs Gobelins mit figuralen altgriechischen Scenen in französischer Manier. Die Gemächer sind nur durch Seidenvorhänge mit den Porcia'schen Wappen getrennt. In diesem Stockwerke an der Südostseite in einem Thurme neben dem dritten Thor befindet sich eine kleine, später erbaute Hauskapelle. Dieselbe ist sechseckig, hat als Altarbild eine Copie nach Rafael und zwei altdeutsche Flügelbilder aus dem XV. Jahrhundert, die wohl aus einer anderen Kirche hierher übertragen sein dürften. Sehr hübsch ist der damenbrettartig eingelegte, sehr gut erhaltene

Fußboden. Im zweiten Stockwerk gelangt man wieder durch ein prachtvolles Portal, zu beiden Seiten mit cannelirten Säulen und höchst zierlichen Ornamenten an den Thürgewänden, in einen gleich großen Raum wie der Prunksaal unterhalb. Hier sind noch die Spuren des Brandes vom Jahre 1795 sichtbar, indem die Decke nur aus rohem Gebälke besteht. Man ist aber nicht wenig erstaunt, denn man befindet sich in einem rechten Maleratelier, in welchem der jetzige Fürst seine Mußestunden verbringt. Über die Zeit der Erbauung dieser Perle Kärntens theilen sich die Ansichten. Der jetzt lebende Fürst versichert aber, daß das Schloß im Jahre 1523 vollendet wurde. Dies dürfte auch richtig sein, denn gegenüber dem Schlosse ist das „Vicedomhaus", jetzt Bezirkshauptmannschaft, an welchem ebenfalls ein Portal oberhalb mit zwei Bogenfenstern angebracht ist, welches die Jahreszahl 1537 trägt. Es ist aus weißem Marmor und steht den Arbeiten im Schlosse in keiner Weise nach, so daß man auf die Vermuthung kommen könnte, man habe es hier mit einem Überbleibsel vom Schlosse zu thun.

Salamanka wurde von Ferdinand I. nach Österreich geladen, wurde Minister und mit der Grafschaft Ortenburg belehnt. Nach dem Verfall des Schlosses Ortenburg wurde das neue Schloß in Spital von italienischen Meistern gebaut. Leider kennt man den Architekten nicht, nur vermuthungsweise nennt man Antonio di Firenze.

Zu erwähnen wäre hier das Schloß Tanzenberg mit seinen 4 Thürmen, 12 Thoren und 360 Fenstern. Aus dem Ende dieses Jahrhunderts stammt das Schloß Weyer bei St. Veit. Es liegt in einer sumpfigen Ebene an einem Arme der Wimitz. Wiewohl es von außen einen etwas ritterlichen Anstrich hat, gehört es doch der Renaissance an. Wie eine Tafel über dem Eingang berichtet, wurde es von Herrn von Liechtenstein, Erbkämmerer in Steier, Erbmarschall in Kärnten, und der Frau Anna von Liechtenstein, gebornen von Khienburg, im Jahre 1585 erbaut. Es bildet ein längliches, unregelmäßiges Viereck, an der Südseite mit zwei diagonal stehenden und an der Nordseite mit zwei rechtwinkelig gestellten Eckthürmen. Ebenerdig sind meist Schießscharten, im ersten Stock theilweise vergitterte Fenster. Über einen ausgetrockneten Befestigungsgraben und eine ehemalige Zugbrücke gelangt man durch einen Thorthurm in das Innere und den Hof und auf der Seite gegenüber zu einem offenbar später durchgebrochenen Ausgangsthor. Im Hofraume ebenerdig sind theils offene theils vermauerte Arkaden, massive Säulen mit Rundbogen und die Wirthschaftsräume. Interessant ist aber der erste Stock. Die Gemächer sind in zwei Theile getheilt und die Ost- und Westseite mit außen maskirten Gängen verbunden. Im Thorthurm ist eine abgesonderte Kemenate. An der Nordseite sind mehrere große Gemächer, ebenso an der gegenüberliegenden Seite, wo sich zwei höchst wohnliche Räume mit großen Erkern, deren Decken noch die alte Täfelung aufweisen, befinden. In den Galerien sind an der Hofseite ebenfalls Bogengänge mit kleineren

Säulen, während man von der Außenseite hier Gemächer vermuthet. Schade, daß dieser Bau seinem Verfall entgegengeht, indem es in der Gegenwart wohl Niemand mehr einfällt, ein Schloß in solcher Sumpfgegend zu bewohnen. Es gehört jetzt den Erben des Grafen Gustav Egger und wird von einem Pächter und seinem Gesinde bewohnt.

Die alten Schlösser des Lavantthales, Payerhofen, Himmelau, Thürn und andere sind theils geschichtlich theils wegen ihrer Einrichtungen bemerkenswerth. Schloß Payerhofen gehört zur Stadt Wolfsberg und liegt am südlichen Ende der Stadt an der Lavant. Außen unansehnlich hat es in dem quadratischen Hofe wieder die bekannten Bogengänge nebst ein paar urwüchsigen Wasserspeiern. Die Wände sind mit Medaillons und Löwenköpfen aus dem XVI. Jahrhundert geziert. Gegenüber dem Eingangsthor im Hintergrund des Hofes ist eine Inschrifttafel mit steinernem Medaillon, das Brustbild eines Mannes im Costüm des XVI. Jahrhunderts darstellend. Offenbar stellt dies den Matthias Freidl dar, mit dem dieses Kaufmannsgeschlecht erlosch. Der Letzte der Familie Payerhofen, Hans, hinterließ es seinem Schwiegersohn Nikolaus Amman und von diesem ging es wieder an dessen Schwiegersohn Matthias Freidl und Christof Siebenbürger über. Die Freidl waren Kaufleute und hielten sich meist in Nürnberg und Venedig auf, wo sie große Faktoreien hatten. In Wolfsberg besaßen sie nur Nagelschmieden und einen Hammer. Ein Matthäus Freidl war augsburgischer Confession und seine Frau erbaute in dem jetzt noch sehr ausgedehnten Besitzthum ein protestantisches Bethaus, welches aber durch die Gegenreformation spurlos verschwand. Diese Familie war bei den damaligen protestantischen Unruhen sehr betheiligt und in Payerhofen der Hauptsammelpunkt der Protestanten. Zu dieser Besitzung gehörte auch das Schloß Kirchbichl, wo ebenfalls eine Kapelle aus dieser Zeit stand, wie noch vorhandene Reste beweisen. Dafür findet der Kunstfreund hier eine von Franz von Rosthorn und Baron Paul von Herbert gesammelte reichhaltige Bildergalerie alter und neuer vorzüglicher Meister, wie sich keine zweite im Lande befindet. An der Stadtpfarrkirche in Wolfsberg ist noch ein Grabstein des im Jahre 1564 verstorbenen Georg Freidl, welchen ihm sein Bruder 1570 errichten ließ. Es ist ein ziemlich großer Votivstein, eine kniende männliche Figur im Costüm des XVI. Jahrhunderts darstellend, darüber ein Engelskopf mit einer Inschrifttafel. Es ist schöne weiche Arbeit. Zu beiden Seiten sind Pilasterfüllungen im reinsten italienischen Stil, entschieden aus einer venetianischen Bauhütte stammend, da nachgewiesenermaßen hier kein Steinmetz aufzutreiben war.

Nicht fern von Wolfsberg liegt auf den östlichen Abhängen der Saualpe das jetzt den Jesuiten in St. Andrä gehörige Schloß Thürn. Es stammt aus dem XIII. Jahrhundert. Unter Fürstbischof Maximilian Gandolf Freiherrn von Küenburg muß dieses Schloß restaurirt worden sein, namentlich in seinen inneren Räumlichkeiten. Unter Veit

Georg Amelrich scheint die Glanzperiode des Schlosses gewesen zu sein. Sein gegenwärtiger Zustand trägt die Spuren seiner ehemaligen Einrichtung und des Geschmacks jener Zeit. In der sogenannten Rondelle sieht man noch Spuren, daß der Oberboden eingelegt und mit symbolischen Figuren bemalt war. In einem Gange ist ein Holzportal mit architektonischem Aufbau aus Eichenholz, die Einlegearbeit aus Nuß-, Birnbaum-, Ahorn- und grün gefärbtem Ahornholz ausgeführt, zu beiden Seiten befindet sich die Jahreszahl 1589. Es hat eine Breite von mehr als drei Meter und eine Höhe von über fünf Meter. Zu beiden Seiten stehen dreifach gebänderte Säulen, annähernd dorisch mit Piedestal, hinter welchen sich fingirte Rundbogenfenster mit Giebel und reicher Einlegearbeit befinden. Die Säulen tragen ein Gesimsgebälk in der ganzen Breite, über welchem ein etwas schmälerer Aufbau mit ebenem Gesimse, inmitten das Kärntner Wappen, zu beiden Seiten wieder blinde Rundbogenfensterchen mit flachen Säulen umfaßt, angebracht ist und bis an die Decke reicht. Der Überbau sowie die Säulen haben eine Ausladung von einem halben Meter. Im Mittel ist eine schöne, verhältnißmäßig kleine Thür, kaum sichtbar, eingelassen, auf welcher sich wieder Säulchen, Gesimse und Giebel in geschmackvoller Weise wiederholen. Alle Theile dieses Prachtwerkes tragen eingelegten Zierat oder eingebrannte Zeichnungen in der geschmackvollsten Form. Bei einer anderen Thür stehen hölzerne Säulen mit Aufsätzen und schönen Verzierungen, darüber das Wappen der Amelrich, umgeben von Wappen verwandter Familien. Besonders schön ist der noch theilweise vorhandene Kamin mit steinerner Einfassung italienischer Arbeit.

Leider ist die Landeshauptstadt mit Gebäuden dieser Bauperiode von künstlerischer Bedeutung wenig bedacht. Das Landhaus in Klagenfurt ist ein später Bau vom Jahre 1591. Nur der Hof ist von einiger Bedeutung. Er bildet ein Hufeisen, an dessen Enden nach innen zwei hohe Thürme mit Galerie und Zopfhaube angebaut sind. Unter diesen Thürmen führen zu beiden Seiten Freitreppen in den oberen Stock, umgeben von Arkaden, welche auf toscanischen Säulen ruhen, in der Front den breiten Gang bildend. Die Balustrade an den Treppen und am Gange erinnert lebhaft an das Schloß in Spital, ist jedoch ohne feinere Durchführung. Durch ein Portal von Marmor gelangt man vom Gange in den 23 Meter langen, 13 Meter breiten und 8·25 Meter hohen Wappensaal mit Marmorfußboden und italienischem Kamin. An den Wänden und selbst an der Decke ist Alles mit den Wappen des Adels und der Würdenträger Kärntens bemalt. Ein großes Deckengemälde mit vorzüglicher Perspective stellt die Huldigung Kaiser Karls VI. dar. An den beiden Stirnwänden befinden sich Scenen aus der Geschichte Kärntens, hohe formlose Fenster vermitteln die Beleuchtung des Saals. In dem kleinen Wappensaal ist ebenfalls ein vorzügliches allegorisches Deckengemälde. Alle diese Gemälde stammen von der Künstlerhand Fromillers, 1740.

Zu gedenken wäre noch des Rathhauses in Klagenfurt. Die Façade ist dürftig, das Portal aber mit korinthisirenden Halbsäulen eingefaßt, auch sind charakteristisch die Löwenköpfe an den Postamenten und das Blattwerk an den Bogenzwickeln. Der Hof ist quadratisch und macht mit seinen Arkaden in beiden Stockwerken und ebenerdig einen ganz italienischen Eindruck.

Von Privathäusern in Klagenfurt sind zu erwähnen: das gräflich Goëß'sche Haus am Alten Platz mit einem sehr hübschen gebauchten Balkon aus Schmiedeeisen, das ehemals Pyrkenau'sche Haus in der Wienergasse, der Viktringerhof, früher bischöfliche Residenz, in der Kaserngasse mit zwei Portalen, das vom Fürsten Porcia erbaute am Neuen Platz, am Giebel mit dem fürstlichen Wappen und unter der Einfahrt mit dem steinernen Reliefbild Karls V., dann das Rosenberg'sche Palais am Neuen Platz mit Giebel und dem Wappen.

Im Schlosse Wasserleonburg, an den südlichen Abstürzen der Villacher Alpe, wo einst die bekannte Anna Neumann, deren letzter Gemal ein Schwarzenberg, wohnte, findet sich beinahe noch die ganze Originaleinrichtung im Urzustand von 1528, gut erhalten, vor.

Das XVII. Jahrhundert führt uns die Rosenberg'schen Schlösser vor, zunächst Grafenstein, welches 1638 von J. Andreas Rosenberg und Johanna, gebornen Kulmerin, erbaut wurde. Es hat zwei Stockwerke mit Arkaden in dem rechteckigen Hof, sehr geräumigen Sälen und Zimmern, und einen sehr schönen großen Park, dann Welzenegg, welches der Fürst noch bewohnt, und Keutschach.

Im Jahre 1639 kaufte Fürstbischof Paris Graf Lodron die Herrschaft und Stadt Gmünd sammt Dornbach, Kronegg und Rauchenkatsch in Oberkärnten von den Graf Reitenau'schen Erben um 200.000 Gulden, ließ die jetzige Burg ganz neu bauen und räumte sie der Primogenitur seines Stammes ein. Wenig ansprechend ist das Äußere des Schlosses, verräth jedoch den italienischen Meister, dessen Name leider unbekannt ist. Es wurde 1641 vollendet und besteht aus Erdgeschoß und zwei Stockwerken mit sehr großen Räumlichkeiten. Schon von ferne machen sich die mit Kronen gezierten Wetterableiter und die Spitzen der beiden Thürme bemerkbar, die im viereckigen Hofraum in dem Anschluß der Flügel an das Hauptgebäude achteckig emporragen und steinerne Wendeltreppen enthalten. Das mit Sandstein reich bekleidete und mit dem Lodron'schen Löwen im Frontspitz versehene Eingangsthor führt durch eine weite hohe Wölbung in den Burghof, wo man sich gegenüber der Schloßuhr und den beiden kolossalen Löwen befindet, welches Kunstwerk der Graf aus dem im Jahre 1818 in Salzburg abgebrannten Lodron'schen Palaste hierher bringen ließ. Sie stehen auf Pfeilern am Eingange des Parkes. Im ersten Stock der Hauptfront sind der große Saal (10 Meter breit und 13 Meter lang), die Conversationszimmer und an den Ausgängen die nach beiden Seitenflügeln einmündenden Wohnräume. Im parkettirten Saal sind die Bildnisse des Fürstbischofs Paris

und mehrerer Familienmitglieder in Lebensgröße aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert nebst vielen anderen Porträts. Graf Constantin ließ mittelst eines Corridors nach der Hofseite die Burg bewohnbarer machen, da die wälsche Bauart für diese Gegend in der Nähe der Gletscher, wo es dreiviertel des Jahres Winter ist, sich doch als zu luftig erwies. Im zweiten Stock ist nebst vielen Gemächern das Theater, vollkommen eingerichtet mit Sitzen 2c. und guten Decorationen von dem Wiener Maler Ludwig Kraißl.

Loretto bei Klagenfurt am Ausflusse des Wörther Sees in den Lendkanal wurde im Jahre 1652 von Andreas Graf Rosenberg erbaut und muß nach den Abbildungen Valvasors ein wunderbar reizender Bau gewesen sein. Im Jahre 1708 brannte es aber ab und von der ganzen großen Herrlichkeit ist nur ein einstöckiger Bau ohne weitere architektonische Zier übrig geblieben, der jetzt nebst einer Restauration mehrere Wohnungen für Sommerfrischler enthält. Im Jahre 1706 wohnten hier die in dem spanischen Erbfolgekriege gefangenen baierischen Prinzen. Sie waren beim Brande zugegen, wurden aber glücklich gerettet.

Aus diesem Jahrhundert ist noch zu erwähnen die Dreifaltigkeitssäule am Heiligengeistplatz zu Klagenfurt, welche wegen Abwendung der Pestgefahr im Jahre 1689 errichtet wurde. Zu oberst befindet sich ein etwas plumpes Kreuz über dem besiegten Halbmond.

Anzureihen sind hier noch die restaurirten Schlösser Mageregg, Ehrenhausen, Wiesenau, Neuhaus, Kollnitz, Treffen, Kollegg und andere, bei denen einzelne gute Anklänge der Bauweise dieses Jahrhunderts vorkommen. Sie sind gut erhalten und dienen meist wirthschaftlichen Zwecken.

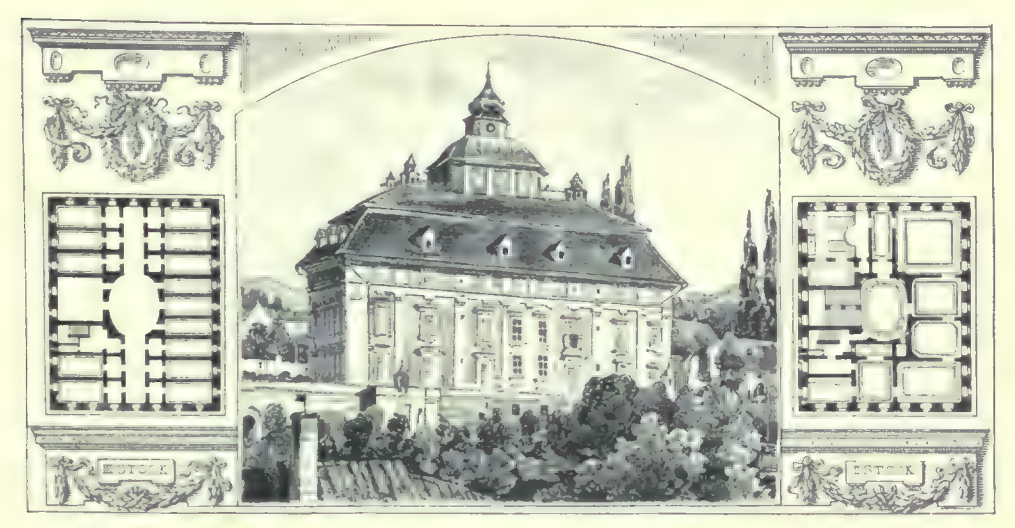
Zahlreicher sind die Bauten aus dem XVIII. Jahrhundert, jedoch von geringerer architektonischer Bedeutung bis auf einen höchst interessanten und originellen Bau. Nahe der Eisenbahnstation Treibach am Zusammenfluß der Gurk und Metnitz in dem tief ausgewaschenen Diluvium liegt Zwischenwässern, das Lust- und Jagdschloß der Bischöfe von Gurk. Ursprünglich stand hier das Schloß Pöckstein nebst mehreren bischöflichen Hammerwerken. Unter Fürstbischof Josef Graf Auersperg wurde hier das neue Schloß Zwischenwässern vom Architekten Hagenauer 1780 erbaut. Weniger interessant ist die Façade, desto merkwürdiger die innere Eintheilung desselben. Der Bau bildet ein längliches Viereck mit neun und sieben Fenstern und drei Stockwerken ohne Hofraum. Ebenerdig ist ein Eingang mit einfachem, zeitgemäßem Portal, der sich die ganze Länge des Baues durchzieht bis zu dem gegenüberliegenden Ausgang. Von diesem Durchgang gelangt man zu beiden Seiten in die Kanzlei, die Küche, Magazine und Keller. An der Nordseite entwickelt sich ein breites, lichtes Stiegenhaus mit Doppeltreppe für die oberen Stockwerke. Ein zweiter Eingang ist an der Südseite, wo man von der schief aufwärts führenden Straße über einige Stufen direct in den ersten Stock gelangt. Inmitten ist ein

länglicher, an den Ecken abgerundeter Raum, von welchem man in die nach allen Seiten liegenden zehn Gemächer gelangt. Die gebogene Linie an den Ecken ist so genau eingehalten, daß selbst die Thüren gebogen sind. Das zu beiden Seiten mit kolossalen Vasen in Nischen geschmückte stuccaturte Stiegenhaus führt nun weiter in den zweiten Stock, wo man wieder in einen Mittel-Vorsaal gelangt, von welchem an drei Seiten die Eingänge in die eigentlichen Prunkgemächer führen. Letztere, sowie die übrigen Stockwerke sind noch genau in demselben Zustande erhalten, wie sie ursprünglich ausgestattet wurden. Sämmtliche Wände sind mit Leinwand tapezirt und bemalt. Die hübsche Hauskapelle reicht durch zwei Stockwerke. Classisch sind die bischöflichen Zimmer im Geschmack der damaligen Zeit bemalt mit Jagdscenen, umrahmt mit braunen Bordüren. Unter den acht Gemächern ist der Speisesaal an der südwestlichen Ecke bemerkenswerth. Wände und Plafond stellen luftiges Gewölke dar, in welchem die exotischesten Vögel flattern, und an den Wänden sind tropische Gewächse, Palmen u. s. w. gemalt, untermischt mit allen Gattungen Affen und Papageien. Die Fensternischen stellen gemalte Lauben vor mit hellgrünen Staketten, um die sich wieder wunderliche Schlingpflanzen emporranken. Die Thüren sind weiß, die Cannelirungen grün gestrichen. Classische Zopföfen sollen diese luftigen Räume in der kalten Jahreszeit heizen. Im dritten sehr niederen Stockwerke, wo die Hauptstiege endet, dehnt sich ein langer, breiter Gang durch die ganze Länge des Schlosses, analog dem Durchgange zu ebener Erde aus, mit niederen Fenstern an den Stirnseiten, von dem man zu beiden Seiten in die zahlreichen Gastzimmer gelangt. Merkwürdig ist, daß alle diese Mittelräume durch das Stiegenhaus genügend erhellt sind. Von hier gelangt man zu den Bodenräumen und eine im Erdgeschoß beginnende Wendeltreppe führt zur Plattform auf dem Dache, auf welchem sich noch in der Mitte ein kleiner luftiger Saal befindet, über dem sich ein Uhrthurm als Dachreiter erhebt. An den vier Ecken der Plattform münden die Rauchfänge, vier Würfel darstellend, über welchen in der Mitte ein fünfter Würfel aufgesetzt ist. Von hier aus hat man wohl eine beschränkte Aussicht in das Gurk- und Metnitzthal. An der Nordseite des Schlosses, zwischen diesem und der Metnitz ist ein niedlicher französischer Park angelegt.

Südlich vom Schlosse über der Straße befindet sich ein ausgedehnter Zier- und Küchengarten mit einem halbkreisförmigen ebenerdigen Bau, in dem sich in der Mitte ein Salon, zu beiden Seiten die Gärtnerwohnung und die Glashäuser befinden. Alles und Jedes ist hier in dem eminentesten Barockstil gehalten, wie man dies selten antrifft.

Ein kleines Seitenstück zu diesem Bau ist die jetzige bischöfliche Residenz in Klagenfurt mit ihrem niedlichen Park. Sie wurde für die hochselige Erzherzogin Marianne erbaut und nach ihrem Ableben den Fürstbischöfen von Gurk gegen das Viktringerhaus überlassen. Die Hauptfront liegt nach dem Garten und in dem Hof sind zwei Flügel in

Hufeisenform angebaut. Sie hat nur ein Stockwerk, in dem sich die sehr geräumigen Gemächer, zum Theil noch mit der Originalausstattung befinden. In dem Bischofsaal sind die Bildnisse aller Bischöfe von Gurk, in einem anderen echten Rococozimmer die Porträts von Mitgliedern des Kaiserhauses. Allenthalben bemerkt man noch, daß hier eine Frauenhand gewaltet. Recht geschmackvoll ist das Stiegenhaus und die Kapelle. In der Nähe von Klagenfurt, in Ebenthal, ist das gräflich Goëß'sche Schloß. Es war früher ein Vorwerk der Ritter von Greifenfels bei Gurnitz. Erst Christof von Neuhaus erweiterte es zu einem Jagdhaus, dem Erzherzog Karl, Regent von Inneröstereich (1567), den jetzigen Namen beilegte. Graf Peter Goëß stellte es nach Beseitigung mehrerer Thürme und Thore



Schloß Zwischenwässern sammt Grundrissen.

in der jetzigen Form her. Ein sehr hübscher Bau ist das Schloß Rosegg an der Drau. Es wurde in den Jahren 1770 bis 1780 von dem Oberstkämmerer und Conferenzminister Franz Xaver Fürst von Orsini Rosenberg nach dem Muster der Villa Lucretia bei Florenz in italienischem Stil erbaut. Stark an die französische Bauweise erinnern das „Herbertstöckl" in Klagenfurt und das „Lannerstöckl" in Krumpendorf, namentlich wegen ihrer inneren Eintheilung. Sie haben keinen Hofraum, sondern von der Stiege gelangt man im ersten Stock direct in einen großen Saal, dem Zusammenkunftsort der Hausbewohner. Er nimmt die ganze Länge des Baues ein und von ihm gelangt man erst in die nebenliegenden Wohnräume so wie in Zwischenwässern.

Ein sehr hübsches Zöpfchen ist die Florianistatue am Heuplatz in Klagenfurt. Sie wurde im Jahre 1781 nach der Feuersbrunst im Jahre 1777 errichtet und ist eine merkwürdige Zusammenstellung von Durchdringung einer abgestutzten Pyramide.

Die Schlößchen in der Umgebung von Klagenfurt: Annabichl, Drasing, Hornstein, St. Georgen am Sandhof, Marienhof, Meiselberg, Portendorf, Zigulln, Farchern, Pichlhof, Pitzlstetten und andere repräsentiren recht hübsch den Charakter dieser Bauperiode.

Tentschach ist ein ansehnliches zweistöckiges Schloß mit einer wunderbaren Fernsicht auf die ganze Karavankenkette. Es stammt aus alter Zeit, hat vier Thürme, Arkaden in dem viereckigen Hof und viele geräumige Gemächer. Es wurde öfter restaurirt, aber nicht zur Zierde des Baues.

Auf dem Platze in Wolfsberg befindet sich eine recht charakteristische Pestsäule vom Jahre 1718. Auf einer römischen Säule aus Salzburger Marmor thront Maria, etwas tiefer von vier Heiligen umgeben. Auf den Ecken des sauberen Geländers stehen vier gut gearbeitete Engelkinder mit Inschrifttafeln.

Im XIX. Jahrhundert wurden von alten Schlössern gründlich umgebaut und restaurirt das gräflich Henkelsche Schloß in Wolfsberg im Tudorstil von den Architekten J. von Romano und A. Schwendenwein, vollendet aber im Jahre 1851 vom Architekten A. Bierbaum. Letzterer restaurirte auch das gräflich Christalniggsche Schloß in Eberstein. Richtig restaurirt, vielleicht einzig in seiner Art ist das Schloß Groppenstein bei Ober-Vellach. Architekt A. Stipperger stellte es im Burgenstil her und ließ es auch mittelalterlich einrichten. 1854 wurde Pichlern bei Klagenfurt, Herrn Dr. von Edelmann gehörig, von Professor Rösner und 1867 auch das Baron Reyersche Schloß Kraftowitz vom Architekten Hansen vorzüglich restaurirt.

Ein seltener Bau der Neuzeit ist das Mausoleum der Gräfin Henkel in Wolfsberg (1858 bis 1863). An den Abhängen der Koralpe ist dieser Bau schon weithin sichtbar. Er ist ganz aus Quadern gebaut. Stufen führen zur Vorhalle, auf welcher drei römische Säulen die Rundbogen tragen. In der Mitte führt eine große Thür zum Innern und geradeaus abwärts über Stufen zur gewölbten Gruft. Zu beiden Seiten gelangt man über mehrere Stufen in die achteckige Halle mit Kuppel, über welcher eine schlanke Laterne, auf Säulchen gestützt, angebracht ist. Der Raum ist von drei großen Rundbogenfenstern beleuchtet, die Halle weiß gehalten. Hier steht auch das vom Bildhauer Kiß in Berlin meisterhaft ausgeführte Monument, die Gräfin liegend in Lebensgröße darstellend, von Carraramarmor. Der Sockel ist aus grauem Marmor. Es ist das schönste Kunstwerk der Neuzeit in Kärnten. Der Stil dieses Baues ist ein Gemenge von Römisch-Romanisch und Renaissance, sowie eigene Erfindung. Die Pläne stammen von dem preußischen Oberbaurath August Stüler.

Von Neubauten sind in Klagenfurt zu erwähnen die durch die Munificenz der kärntnischen Sparkasse errichteten öffentlichen Anstalten. In erster Linie das kärntnische Landesmuseum „Rudolfinum“ mit einem prachtvollen römischen Vestibul. Acht Säulen

aus rothem Salzburger Marmor mit Sockeln aus sehr schönem hiesigen Marmor tragen die Glasdecke. Weiland Kronprinz Rudolf legte zu diesem Bau den Schlußstein und eröffnete das Museum im Beisein der Kronprinzessin am 10. Juli 1884. Diesem reihen sich an das Gebäude der Sparkasse mit reicher Façade, die Berg- und Ackerbauschule mit Säulenportal und figuraler Ausstattung und die Volksküche mit der Mädchenindustrieschule und dem Musikverein. Alle diese Bauten entwarf Architekt Guggitz, ein geborner Kärntner, sie wurden vom Architekten Heß ausgeführt. Die Irrenanstalt bei Klagenfurt, sowie der Rainerhof am Neuen Platz mit schönem Marmorportal und vier Eckthürmen sind ganz vorzügliche Neubauten. Besonders hervorzuheben wäre noch ein in allerletzter Zeit entstandener Neubau in der Bahnhofstraße, welcher die tadelloseste deutsche Renaissance repräsentirt; der Entwurf ist vom Architekten A. Gunold in Graz, der Bau selbst vom Stadtbaumeister Hannel ebendaselbst; Eigenthümerin ist die k. k. privilegirte Brandschaden-Versicherungsgesellschaft in Graz.

In Villach ist das sehr ausgedehnte Gymnasialgebäude mit der Holzindustrieschule, von der Stadtgemeinde erbaut, zu erwähnen. Die Pläne sind von Professor Horky in Graz und haben sich bei der Ausführung der Bauleiter Ingenieur von Rauschenfels, sowie Kaufmann Karl Ghon große Verdienste erworben.

In Wolfsberg ist das Erzherzogin Marie Valerie Spital ein bemerkenswerther Neubau, in neuester Zeit entstand durch die Bemühungen des Bürgermeisters Herrn Ernst Herbert Kerchnawe ein herrliches Gebäude, in dem die Sparkasse, das Gemeindeamt und die Industrieschulen untergebracht sind. Die Mittel hiezu gab die Wolfsberger Sparkasse, die Pläne stammen vom Architekten Heß.

Eine Zierde des Landes ist noch das mit den Mitteln der barmherzigen Brüder in St. Veit im Jahre 1876 erbaute Kronprinz Rudolf Spital. Es ist neben dem Museum in Klagenfurt entschieden der bedeutendste Bau der Neuzeit in Kärnten. Nordwestlich von St. Veit, erhaben auf einer Terrasse prangt der dreigliedrige Bau. Die Front bildet ein erhabenes Erdgeschoß mit zwei Flügeln nach der Hofseite, in welchem sich die großen Krankensäle befinden. In der Mitte verbindet die Kapelle und das Refectorium ein Glasgang, der bis zum rückwärtigen einstöckigen Bau führt, in dem sich wieder einzelne Krankenzimmer befinden. Durch ein mit gebundenen Säulen eingefaßtes Portal gelangt man in ein kleines, sehr hübsches Vestibul, zu beiden Seiten Säulen mit römischen Capitälen, welche die Rundbogen tragen. Zwölf Stufen führen zum Eingang und in einen langen, mit Terazzo gepflasterten Quergang, an dessen Enden sich die beiden großen Krankensäle befinden. Dem Eingang gegenüber gelangt man durch ein hübsch geschnitztes Portal in die Kapelle. Sie ist sehr einfach, aber geschmackvoll und empfängt durch sechs Halbbogenfenster Licht. Über dem Eingang ist ein netter Chor, mehr eine Kanzel in Form

einer Muschel, die auf dem sehr schönen Portal an der Innenseite ruht. Rundherum laufen breite Gesimse, beim Altar von zwei cannelirten Säulen getragen. An die Kapelle reiht sich das gleich große Refectorium (12·48 Meter lang und 6·24 Meter breit). Neben beiden zur Linken führt ein hübscher Glasgang zum Hintergebäude, alles leider mit Terazzo gepflastert, sehr schön, aber für die Gegend und ein Krankenhaus doch nicht ganz zuträglich. Vorne rechts, neben dem Eingang zur Kapelle, führt eine Wendeltreppe zum Chor und auf den Thurm. Dieser ist von außen gesehen ein etwas massiver, aber charakteristischer Renaissancebau mit Gesimsbogen, gestutzten Pyramiden, luftigen Fenstern und einem massiven Kreuz, was dem Ganzen ein imposantes Aussehen verleiht. Der Plan zu diesem Bau stammt von dem Florentiner Architekten Rafanelli und wurde vom Grazer Stadtbaumeister Andreas Franz ausgeführt.

Spärlich sind in Kärnten die Gotteshäuser im schönen Renaissancestil vertreten. Vorerst wäre der Zubauten bei unseren Stiften und Klöstern zu gedenken, wo sich doch manche Perle aus der Renaissancezeit hier und da findet. Meist im XVI. Jahrhundert haben die Klöster Um- und Zubauten erfahren. Überall finden wir bei diesen oft sehr ausgedehnten Gebäuden die bekannten Arkaden, wie in Gurk, St. Paul, Eberndorf, Viktring und dem einstigen Frauenkloster St. Georgen am Längsee, in welch letzterem sich jetzt die Sommerfrischler gut geschehen lassen. Mehr oder minder kommen überall noch Täfelungen vor und die vier Prachtsäle in St. Paul suchen ihres Gleichen. Hervorragend ist die Decke des sogenannten Kaiserzimmers. Sie ist ein Rechteck von 12 Meter Länge und 9 Meter Breite. Ihre Ausführung ist, was die geometrischen Grundformen, sowie die sehr reichhaltigen decorativen Elemente anbelangt, mit einer sachverständigen Combination in der Zeichnung zusammengestellt, welche diese Arbeit als eine mustergiltige Repräsentation der Holzarchitektur aufstellen lassen. Die architektonische Eintheilung bildet neun Cassetten, in welchen abwechselnd das regelmäßige Sechseck und die Bogenconstruction zur Geltung gelangt. Die Mittelcassette bildet ein regelmäßiges Achteck. Es wurde durchgehends verschieden gebeiztes Fichtenholz verwendet. Die Friese und Füllungen sind mit reichhaltiger Schnitzerei und durchbrochenen Ornamenten ausgeschmückt. Die Zahl derselben beträgt für jede Cassette 22 Stück, somit im Ganzen bei 200 decorative Details, wobei sieben verschiedene Motive durchgeführt sind; das Material ist Lindenholz. Eine sehr hübsche Durchführung ergibt der Übergang der Decke zu den Wandflächen. In einer Breite von 42 Centimeter findet sich eine der Holzarchitektur angemessene Anordnung von Architrav, Fries und Kranzgesims. Sämmtliche Wandflächen sind mit 42 Centimeter hohen und 12 Centimeter breiten Trägern mit Ornamenten geschmückt. Leider ist der Meister des Baues nicht bekannt. Da dieser Tract des Stiftes im Jahre 1668 erbaut wurde, so dürften diese Arbeiten so ziemlich aus der gleichen Zeit stammen. In den

Prachtsälen zieren noch 14 große, gut erhaltene Ölbilder von dem berühmten „Kremser Schmidt“ die Wände.

In Gurk sind auch noch Täfelungen in verschiedenen Gemächern. In der Kirche befindet sich ein kolossaler, reich vergoldeter Hochaltar, eine gigantische Masse von mehr als hundert Figuren. Von künstlerischem Werthe ist aber der Kreuzaltar, Maria mit der Leiche Christi in Lebensgröße von Raphael Donner in Blei gegossen. Von demselben ist



Kronprinz Rudolf-Spital in St. Veit.

auch die Ausstattung des Altars und der Kanzel mit ausgezeichneten Reliefbildern aus demselben Metall. — Die Stadtpfarrkirche in Villach ziert nebst einem schön geschnitzten Betstuhl eine höchst interessante Kanzel aus dem Jahre 1555. Aus dem Herzen eines auf dem Boden liegenden Mannes steigt ein Ast auf, sich in mehrere Zweige theilend, welche Schilder mit den Bildnissen der Nachkommen der Familie Jesse tragen. An der Brüstung der Kanzel sind noch Darstellungen aus dem alten Testament und ein Wappen des Hauses Kiensberg. Eine neunstufige bemerkenswerthe Stiege führt zur Kanzel. Sie ist entschieden wälsche Arbeit.

In Ossiach wurde im Jahre 1629 die neue Prälatur vollendet. Bemerkenswerth ist der Kaisersaal, ein ehemaliges Refectorium mit Gemälden von Fromiller, die österreichisch-kärntnischen Regenten von Otto dem Fröhlichen bis Josef I. darstellend.

Die Domkirche in Klagenfurt wurde in den Jahren 1582 bis 1593 von den Protestanten erbaut. Bei der Gegenreformation kam sie in die Hände der Jesuiten und wurde erst später zur Domkirche erhoben. Sie ist ein ziemlich correcter Renaissancebau, hat eine Länge von 50 Meter und ist mit den Seitenaltären 21 Meter breit. Das Presbyterium ist für sich abgeschlossen, woran sich das Längenschiff mit seinen acht Seitenaltären anschließt, gegenüber dem Eingange ist eine Seitenkapelle mit Gruft aus neuerer Zeit. Zu beiden Seiten des Längenschiffes sind über den Seitenaltären Chorgänge mit Rundbogen. In der Mitte, im Fond der Kirche ist ein geräumiger Chor, über welchem sich der Musikchor befindet. Die Decke ist Rundbogen mit Kreiskuppeln. Der Einfluß der Jesuiten mit der Stuccatur wirkt hier nicht störend. Der Hochaltar ist im Zirkel in edlerem Stil gebaut mit einem großen Altarbild, Peter und Paul, von Daniel de Gron, einem Wiener, 1752 recht gut gemalt. Die Kanzel ist groß und schön mit Baldachin. Zu oberst thront Christus, umgeben von Engeln in beinahe Lebensgröße auf Wolken. Die Kanzel selbst ist mit den vier Evangelisten geziert, reich vergoldet und marmorirt. Gegenüber der Kanzel wurde zu Ehren der Anwesenheit Kaiser Karls VI. bei Gelegenheit der Eröffnung der Straße über den Loibl ein Baldachin errichtet, zu oberst Johann von Nepomuk, zu beiden Seiten Engel auf Wolken sitzend, am Rande das Kärntner Wappen. Die Seitenkapellen zieren ausschließlich Jesuitenaltäre mit hübschen, theils gewundenen Marmorsäulen. Hier findet eine sehr glückliche Vereinigung des Figuralen mit der Architektur statt. — Die Stadtpfarrkirche in Klagenfurt ist eine im Rundbogen gebaute lichte Kirche mit Kugelkuppel. Sie ist etwas kleiner als die Domkirche und wurde in den Jahren 1692 bis 1697 gebaut. Die Decke ziert eine sehr hübsche Freske von de Melkh vom Jahre 1764 mit vorzüglicher Perspective. Zu beiden Seiten sind Chorgänge und rückwärts ein geräumiger Chor. Der Thurm wurde im Jahre 1709 vollendet. Er ist einer der höchsten der Monarchie, 48 Klafter, 2 Schuh hoch. Die Kuppel mit zwei Laternen reiht sich den besseren Bauten dieser Zeit an. Die Priesterhauskirche in Klagenfurt kam durch die Bemühungen des Erzbischofs von Salzburg, Sigmund Christof von Schrattenbach 1795 zustande. Sie ist annäherungsweise ein Rococobau, 18 Meter lang und 15 Meter breit. Das Kuppelgewölbe ist mit gut gemalten lebhaften Fresken geziert.

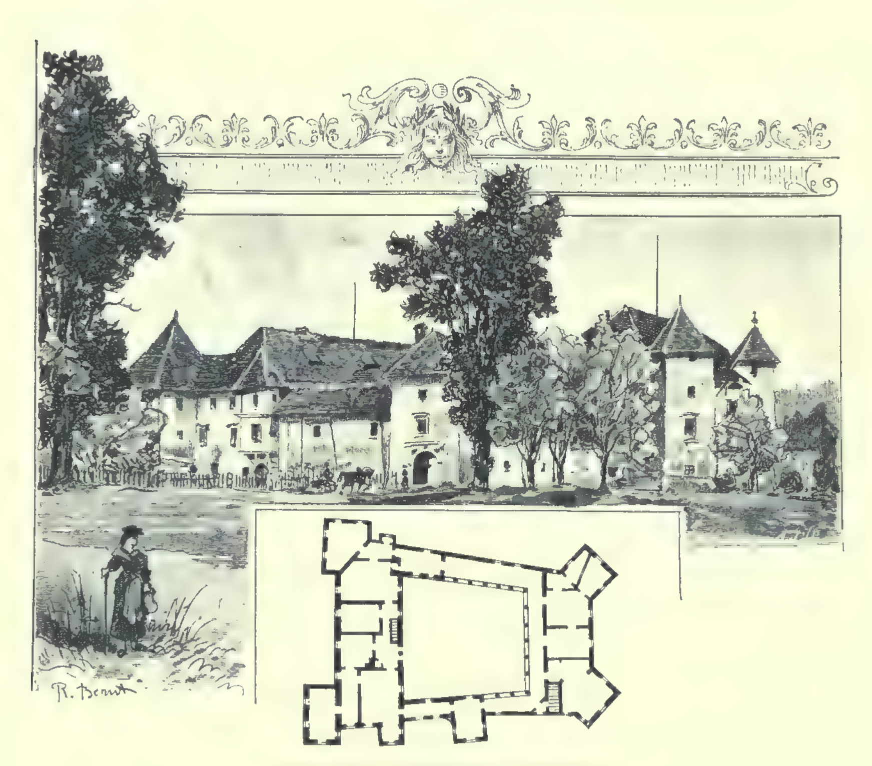
Die Lorettokirche in St. Andrä im Lavantthale wurde vom Fürstbischof Kaspar von Stadion in den Jahren 1673 bis 1704 in italienischem Stil gebaut. Ihre Ausstattung verdankt sie dem Fürstbischof Ernst Grafen von Khuenburg 1793. Diese Kirche ist sehr licht, sauber und freundlich, 40 Meter lang und 15 Meter breit. Zu beiden Seiten sind

Kapellen, die Kreuzform herstellend. Die Höhe beträgt 17 Meter. Das Gewölbe ist ein keck gebauter Rundbogen, so daß der Baumeister, als nach Vollendung der Decke die Gerüste weggenommen wurden, den Einsturz fürchtete, entfloh und spurlos verschwand. Fresken von Deschwanden zieren theilweise das Innere. Die Architektur dieser Kirche wäre wohl einer besseren Ausschmückung werth gewesen. Vom Eingange links befindet sich in einer Seitenkapelle das Gnadenbild mit einer im abschreckendsten Stil ausgeführten Ausstattung. An der leeren Façade der Außenseite stehen zwei ziemlich hohe Thürme ohne störenden Eindruck.

Die Heiligenkreuzkirche bei Villach verdankt ihre Entstehung einem Crucifix, welches um das Jahr 1708 „wunderbarer Weise" aus einer Mauer hervorzutreten begann. Das Bild stellt Christus am Kreuze dar, auf einer 70 Centimeter hohen Holzplatte eingebrannt, nur der Kopf tritt plastisch ausgearbeitet hervor. Der Bau hatte manche Schwierigkeiten, da die Opfergelder in unrechte Hände gelangten. Erst im Jahre 1725 gelang es dem damaligen Commissär und nachmaligen Landeshauptmann von Kärnten Grafen Wagensperg, wie auch den Burggrafen Grafen Thun und Coronini, den Bau in Gang zu bringen. 1726 stand der Bau fertig da, leider ist uns der Architekt nicht bekannt. Erst 1751 wurde die Kirche eingeweiht. Sie bildet eine Rotunde mit vier halbzirkelförmigen Ausweitungen, Oratorien zu beiden Seiten, und ist 33 Meter lang und 13 Meter breit. Ein hübsch gegliederter Stirngiebel steht über dem nach einwärts gebogenen Eingang. Zu beiden Seiten stehen die in drei Stockwerke getheilten Thürme, über denen hübsch gebauchte Kuppeln mit schlanken Laternen angebracht sind. Unter dem Chor, an dem ein großes Ölgemälde, die Käufer- und Verkäuferaustreibung aus dem Tempel darstellend, in seiner ganzen Ausdehnung angebracht ist, gelangt man in das Innere der Kirche. Der Beschauer ist nicht wenig überrascht, hier beinahe ausnahmslos nur krummen Linien im Grundrisse zu begegnen. Der Chor ist nach rückwärts gebogen, ja selbst die Pfeiler sind nach einwärts gebogen, nur bei den Oratorien befinden sich die zwei einzigen geraden Linien. Die Seitenkapellen, sowie die Kirche selbst sind kugelförmig gewölbt. Inmitten der Hauptkuppel steigt eine breite sechseckige Laterne mit sechs Fenstern über einer kleinen Galerie empor und ist oben wieder schön gewölbt. Rundherum unter den Gewölben laufen breite schöngegliederte Gesimse, die dem Ganzen ein hübsches Aussehen geben. Alle Räume der Kirche sind mit Fresken, wohl sehr primitiver Art bemalt, ebenso der plastische Christus am Hochaltar, sowie die Arbeiten an der Kanzel. Nur ober dem rechten Seitenaltar befindet sich ein gutes Ölgemälde.

Die Wallfahrtskirche Maria-Hilf bei Mösel auf einem Berge ist ein hübscher lichter Rundbau mit Kuppel und zwei Thürmen. Die übrigen Kirchen Kärntens aus der Renaissancezeit sind von geringer Bedeutung.

Außerordentliches haben in Kärnten die protestantischen Gemeinden geleistet, indem sie vom Jahre 1782 bis jetzt 26 Kirchen und Bethäuser erbauten. Selbstverständlich konnte bei den geringen Mitteln wenig auf die äußere Form verwendet werden, dennoch zeichnen sie sich durch eine gewisse Sauberkeit aus, die ihnen alle Ehre macht. Bei vielen ist der Baustil zweifelhaft, doch ist bei den späteren Bauten, namentlich den neuesten, der romanische Rundbogen und die Gothik bemerkbar. Der hervorragendste Bau ist die vom Architekten A. Bierbaum 1863 bis 1866 gebaute protestantische Kirche in Klagenfurt mit hübschem Thurm.



Schloß Weyer bei St. Veit sammt Grundriß.



Wandmalerei im Nonnenchor des Gurker Doms.

Malerei und Plastik in Kärnten.



Dem kleinen Alpenlande Kärnten, das weder einen mächtigen, sei es geistigen oder materiellen, Vereinigungspunkt noch auch sonst größere oder bedeutendere Städte aufzuweisen hat, fehlten zur Erlangung einer bahnbrechenden oder führenden Rolle in der bildenden Kunst zu jeder Zeit die nothwendigen Bedingungen. Die bildende Kunst gelangte daher in Kärnten nie zu einer größeren Selbständigkeit, sondern sie war in ihrer Entwicklung stets mehr oder weniger von äußeren Anregungen und Einflüssen abhängig. Sie zeigt deßhalb auch kein eigenartiges Gepräge, sondern fällt sowohl in ihren charakteristischen Eigenschaften und Erscheinungen als auch in ihrem Entwicklungsgange mit den übrigen deutschen Ländern Österreichs im Großen und Ganzen zusammen. Ganz besonders gilt dies von der Plastik, welche — abgesehen von der zu einer gewissen Zeit hochentwickelten und umfangreichen Holzsculptur, welche bei der Kunstindustrie besprochen werden soll — in allen Perioden verhältnißmäßig ziemlich bedeutungslos geblieben ist. Soweit sie mit der Architektur im Zusammenhange stand und ihr zur Ausschmückung diente, war sie auch von ihr stets in größerem Maße abhängig.

Die ältesten Werke mittelalterlicher architektonischer Steinplastik haben sich in Kärnten, wie auch sonst fast überall, an den größeren monumentalen romanischen Kirchenbauten erhalten. Künstlerisch ziemlich roh, steif und schematisch, verdienen sie hauptsächlich in ikonographischer Beziehung, wegen ihrer oft kaum mehr zu enträthselnden phantastischen Symbolik, größere Beachtung. Man findet derlei Sculpturen an den Kirchen in

Millstatt, Maria-Gail, Gurk, Wolfsberg, St. Paul, Lieding und in Friesach theils noch an ihrer ursprünglichen Stelle und Verwendung, theils auch bereits losgelöst von jenen architektonischen Gliedern, denen sie früher angehört haben. In der darauffolgenden Zeit der Gothik kommen figürliche Sculpturen an Kirchenbauten hauptsächlich an den Gewölbeschlußsteinen und Kragsteinen und als Capitälauflösungen der Dienste und nur selten als freistehende Statuen, wie z. B. in St. Leonhard im Lavantthal, oder als Reliefdarstellungen in den Portalen vor. Allein sie haben meist keinen größeren künstlerischen Werth. Umso häufiger und reicher sind aber einzelne Bautheile an gothischen Kirchen durch ornamentale Zierglieder ausgeschmückt. Kaum nennenswerth sind dann wieder die wenigen plastischen Decorationsstücke an den Kirchenbauten der folgenden Stilperioden, der Renaissance und des Barockstils bis herauf in unsere Zeit. Doch ist auf einige decorative Sculpturen an Profanbauten der Renaissance hinzuweisen. Vor Allem erscheint das prächtige Schloß der Fürsten Porcia in Spital mit ornamentalen plastischen Verzierungen reich ausgeschmückt. Selbst die im Allgemeinen nüchternen Bauten des baulustigen Grafen Georg Khevenhüller gegen Ende des XVI. Jahrhunderts, wie das Schloß zu Wernberg und der großartige Festungsbau von Hoch-Osterwitz sind des figürlichen Schmuckes nicht ganz bar. Namentlich ist sein in Marmor ausgeführtes Bildniß mit den Büsten der Frauen über dem Südportal des Schlosses Wernberg aus dem Jahre 1576 auch künstlerisch beachtenswerth.

Auf dem Gebiete der selbständigen und von der Architektur unabhängigen Plastik gibt es auch in Kärnten ein Feld, auf dem in allen Stilperioden eine größere Anzahl von Werken, die noch zum großen Theile erhalten sind, geschaffen wurden. Es sind dies die verschiedenen, theils in weißem, theils in rothem Marmor ausgeführten Grabmonumente. Man findet sie an zahlreichen Kirchen entweder im Innern oder an den Außenmauern aufgestellt, so namentlich in Friesach, Villach, Klagenfurt, St. Veit, Straßburg, Millstatt, Eberndorf, St. Andrä im Lavantthal, Viktring, Ossiach, Maria-Saal, St. Martin im Granitzthal, Sagritz, Tultschnig u. s. w. Die künstlerisch werthvollsten darunter stammen aus der Zeit der Spätgothik und der Renaissance. Zu den hervorragendsten gehören die Grabmale zweier Ungnade, Herren zu Sonegg, aus den Jahren 1468 und 1490 in Eberndorf, die der beiden ersten Großmeister des St. Georgs-Ordens in Millstatt aus den Jahren 1508 und 15(33), die der Keutschacher in Maria-Saal, davon eines aus dem Jahre 1511, dann das Grabmal des Sigmund von Dietrichstein aus dem Jahre 1533 und ein Paar von den Denkmälern der Khevenhüller in Villach, ferner das laut Inschrift vom Bildhauer Jeremias Franck gearbeitete Denkmal des Salzburger Vicedoms Georg Schafmann vom Jahre 1572 in der Bartholomäuskirche zu Friesach und endlich die großen schönen Grabsteine zweier Pröpste aus den Jahren 1662 und 1689 in

St. Andrä im Lavantthal, von welchen der eine den Namen des Künstlers Philibertus Pocobel trägt. Im Anschlusse an diese Werke der Plastik ist auf die zwei hochinteressanten Votivreliefs an der Stadtpfarrkirche in Spital, welche die Grafen von Cilli aus Anlaß der Beerbung der Grafen von Ortenburg (1418) wahrscheinlich im Jahre 1421 haben anfertigen lassen, hinzuweisen. Endlich sind noch die zwei spätgothischen Hochreliefplatten mit sieben figürlichen Darstellungen zu St. Stefan bei Finkenstein als ikonographisch werthvoll besonders hervorzuheben.



Grabdenkmal des Johann Siebenhirter in Millstatt.

Obwohl wir die Namen der Künstler, welche diese Werke geschaffen haben, mit Ausnahme der obengenannten nicht kennen, so werden wir doch kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die meisten einheimisch oder doch im Lande seßhaft waren. Fanden doch einheimische Künstler auch außer Landes Beschäftigung. So hat der Klagenfurter Bildhauer Martin Pocobello, wohl ein älterer Verwandter des obengenannten Philibert, im Jahre 1624 das in Murau befindliche Grabmal der bekannten Gräfin Anna zu Schwarzenberg, gebornen Neumann zu Wasserleonburg, angefertigt. An der Nordseite der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt aber befindet sich von diesem Meister das Grabmal seiner im Jahre 1610 im Kindesalter verstorbenen Tochter Katharina. — An größeren monumentalen Werken der Plastik ist Kärnten verhältnißmäßig sehr arm. Von besonderem Kunstwerthe ist eine Marienstatue aus dem XIV. Jahrhundert in der

Dominicanerkirche zu Friesach. Ein schönes und zierliches Renaissance-Monument besitzt Friesach an dem Brunnen auf dem Platze, der 1563 für das Schloß Tanzenberg angefertigt und erst 1804 von da nach Friesach übertragen worden ist. Beachtenswerthe Renaissance-Arbeiten sind ferner die Kanzel in der Stadtpfarrkirche in Villach aus dem Jahre 1555 und zwei in Marmor gearbeitete Altäre, früher in der Luschari-Kirche, jetzt in Saifnitz. Der Renaissance gehört endlich auch noch das größte und bekannteste plastische Werk in Kärnten, der um die Wende des XVI. Jahrhunderts errichtete Lindwurmbrunnen in Klagenfurt an, doch ist er als Bildhauerarbeit ohne künstlerischen Werth.

Aus der folgenden Stilperiode sind einige nicht unbedeutende Werke zu nennen. Zunächst muß der schönen und edlen in Hartblei gegossenen Piëtà-Gruppe am Kreuzaltare in Gurk von Georg Raphael Donner, welche zu den besten Werken dieses großen Künstlers gehört, gedacht werden. Gegenüber dieser schön und maßvoll aufgebauten Gruppe erweist sich die mit reichem plastischen Schmuck verzierte Kanzel daselbst als ein Werk des ausgeprägtesten Barockstils, obgleich es mit Raphael Donner und seiner Schule in sicherem Zusammenhange steht und wahrscheinlich von Donners Schüler Balthasar Moll verfertigt worden ist. Ein anderes künstlerisch werthvolleres Monument dieses Bildhauers, die im Jahre 1765 in Bleiguß ausgeführte Maria Theresia-Statue in Klagenfurt, das erste öffentliche Monument, das der großen Kaiserin in Österreich errichtet worden ist, mußte leider wegen zu großer Schadhaftigkeit abgetragen werden und wurde im Jahre 1872 durch eine künstlerisch minder gelungene Bronzestatue von Pönninger ersetzt. Zu erwähnen sind endlich noch der von Antonio Corradini aus carrarischem Marmor gearbeitete Hemma-Altar mit dem Relief der sterbenden Hemma in der Krypta zu Gurk und die Marmoraltäre in Malborghet.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts entstanden zwei Werke des Bildhauers Johann Propst: die durch ihre Größe auffallende Gruppe der Kreuzabnahme in der Priesterhauskirche und der nach dem Vorbilde der obgenannten Donner'schen Piëtà in Marmor ausgeführte Altar in der Kapelle der fürstbischöflichen Residenz in Klagenfurt. In unserer Zeit wurde das Mausoleum der Gräfin Laura Henkel von Donnersmark mit Sculpturen des Berliner Bildhauers Kiß in Wolfsberg errichtet.

Während die genannten Künstler sämmtlich Ausländer waren, muß schließlich auch noch einiger aus Kärnten stammender Bildhauer gedacht werden, welche zwar keine oder doch nur geringe Spuren ihrer Thätigkeit in Kärnten hinterlassen haben, jedoch eines größeren künstlerischen Rufes sich erfreuen und darum dem Lande zur Ehre gereichen. Es sind dies: Florian Grübler aus Kolbnitz im Möllthal (1746 bis 1813), Michael Nußbaumer aus Schörstadt in der Pfarre Irschen (1792 bis 1861) und der bedeutendste und hervorragendste unter ihnen Hans Gasser aus Eisentratten bei Gmünd (1817 bis



Pietà Gruppe von Georg Raphael Donner im Gurker Dom.

1868). Nur von letzterem befinden sich auch einige Originalwerke im Lande selbst, als der lebensgroße Heiland der Lodron'schen Gruft in Gmünd, das Christallnigg'sche Grabmal in St. Michael am Zollfeld, die zwei Bronzeengel am Hochaltar der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt und die Büste des einheimischen Geschichtsschreibers Gottlieb Freiherrn von Ankershofen im Rudolfinum in Klagenfurt. Diese Anstalt besitzt auch eine größere Sammlung von Gypsabgüssen und Gypsmodellen Gasser'scher Werke. Die Stadt Villach hat Hans Gasser durch die Errichtung eines Standbildes geehrt, das von dem Kärntner Bildhauer Josef Messner ausgeführt worden ist.

Zur Malerei übergehend, ist zunächst im Allgemeinen zu bemerken, daß, obwohl Kärnten an der Grenze von Italien liegt, die hier erhaltenen Werke der Malerei doch keine bestimmt ausgesprochene Beeinflussung von dorther zeigen, jedenfalls nicht mehr als die österreichische und süddeutsche Malerei des Mittelalters überhaupt. Höchstens könnte man die stark hervortretende Vorliebe für monumentale Wandmalerei, die Kärnten mit Tirol gemein hat, auf das benachbarte Italien zurückführen. Dem eigentlichen Wesen nach war die Malerei in Kärnten jedoch zu jeder Zeit durchaus deutsch.

Neben Tirol gibt es in Österreich keine Provinz, die eine so reiche Fülle erhaltener Werke der Malerei aus dem Mittelalter aufzuweisen hätte, wie Kärnten. Insbesondere waren die Kärntner des ausgehenden Mittelalters von einer ganz außerordentlichen Farbenfreudigkeit erfüllt, so daß wir nicht nur die größeren Kirchenbauten dieser Zeit, sondern auch häufig ganz kleine Dorfkirchen, Todtenkapellen und Wegkreuze voll schönen, farbigen Schmuckes finden, eine Eigenschaft, die leider nach und nach immer mehr verschwand, um endlich — was nicht genug zu bedauern ist — bei der monotonen, Alles überdeckenden, Geist und Gemüth tödtenden weißen Tünche anzulangen.

Schon die ersten romanischen Monumentalbauten sind fast durchaus mit farbenprächtigen Wandgemälden ausgestattet worden, so unter anderen namentlich der Gurker Dom, wo in dem ehemaligen Nonnenchor ein um die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstandener großer Gemäldecyklus noch bis auf unsere Tage theilweise leidlich gut erhalten geblieben ist. An ideal-christlichem Gehalte und an religiös-mystischer Gedankenfülle kann demselben wohl kaum etwas Ähnliches an die Seite gestellt werden. Er faßt eine größere Menge einzelner biblischer und symbolischer Darstellungen zu der einheitlichen Idee der Wiedergewinnung des verlorenen Paradieses für die Menschheit durch Christus zusammen und ist auch in technischer und künstlerischer Beziehung von größtem Werthe. Diese Malereien, die zu den vorgeschrittensten und edelsten Werken jener Zeit gehören, bilden eines der wichtigsten und hervorragendsten Denkmale romanischer Wandmalerei nicht nur in Österreich, sondern in Deutschland überhaupt. Der Meister derselben war ein technisch tüchtig durchgebildeter, erfahrener und in der Zeichnung und Farbengebung sehr geschickter

Künstler. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, seinen Namen bestimmt nachweisen zu können. Außer diesen Gemälden haben sich noch an zwei anderen Orten aus der näheren Umgebung von Gurk Reste von Wandmalereien erhalten, welche derselben Zeit angehören, wie die Malereien im Gurker Nonnenchor und mit diesen sicher in einem engeren Zusammenhange stehen, so daß sie vielleicht sogar von demselben Meister oder doch wenigstens von seiner Schule herrühren. Es sind dies die Malereien in der Kapelle



Wandmalerei im Nonnenchor des Gurker Doms.

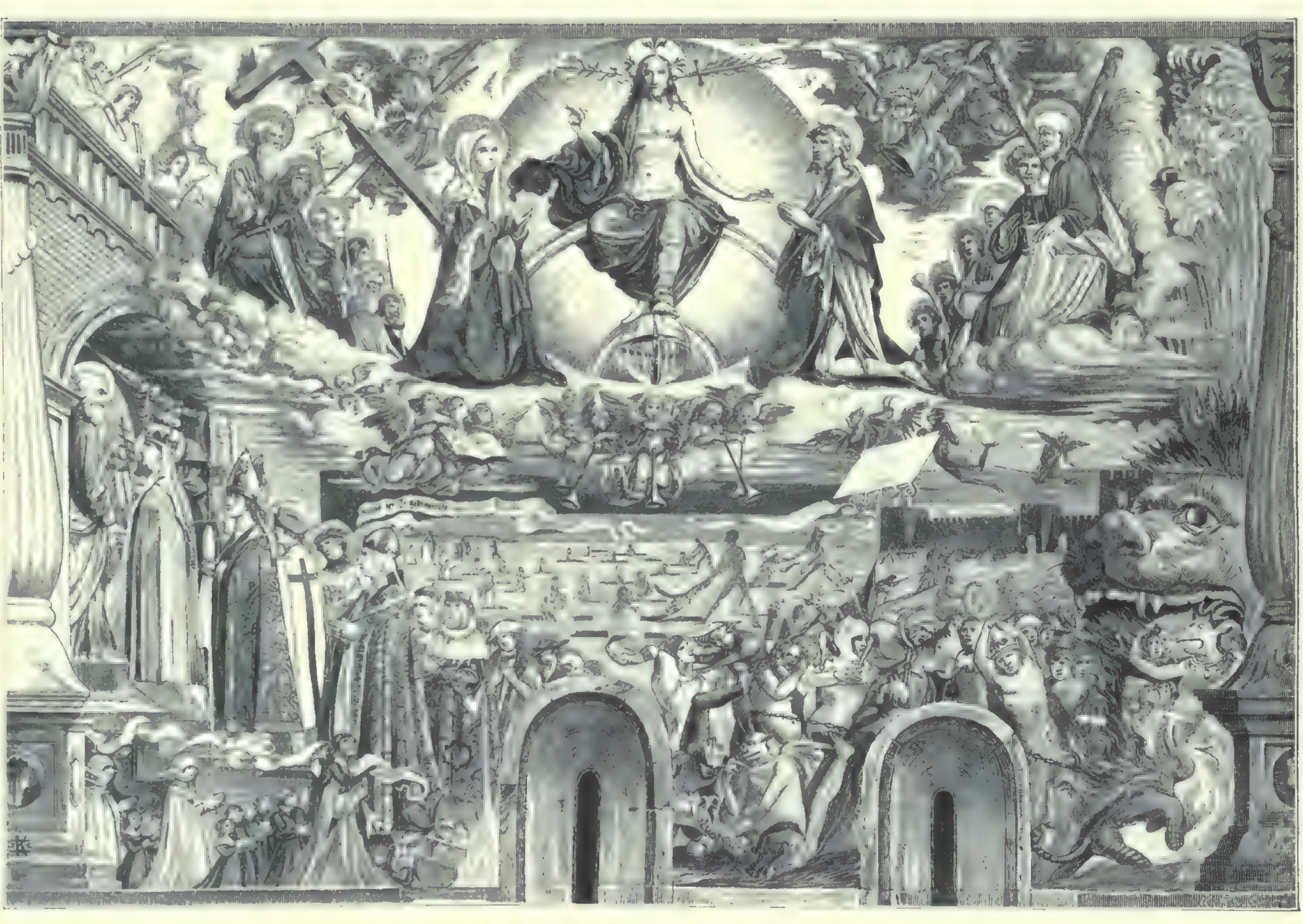
des Donjons der Veste am Petersberg in Friesach und jene im Karner zu Pißweg. Auch sonst zeigen noch mehrere Kirchenbauten aus der romanischen Zeit Reste oder Spuren von Wandmalereien, wie z. B. St. Helena am Wieserberge. Wir können daraus auf eine ziemlich umfangreiche und ausgedehnte Kunstthätigkeit in jener Zeit schließen.

In der romanischen Stilperiode, etwa gegen die Wende des XII. Jahrhunderts, wurde wahrscheinlich in Millstatt auch ein bedeutendes und sehr beachtenswerthes Denkmal der Buchillustration geschaffen, die Millstatter Handschrift des kärntnischen Geschichtsvereines. Sie enthält unter anderen deutschen Gedichten eine gereimte deutsche Bearbeitung

der Genesis und des Exodus mit 88 und einen Physiologus mit 30 in verschiedenfarbiger Tinte ausgeführten, künstlerisch höchst werthvollen Federzeichnungen, die zu den besten Arbeiten dieser Art aus jener Zeit gezählt werden müssen. Allein dieses werthvolle Denkmal der malerischen Kleinkunst steht in Kärnten ganz vereinzelt da. Auch an Werken der eigentlichen Miniaturmalerei ist Kärnten höchst arm. Es hat weder aus dieser noch aus einer der folgenden Stilperioden etwas aufzuweisen, was der Erwähnung nur einigermaßen werth wäre, eine Erscheinung, welche bei der großen Anzahl nicht unbedeutender Klöster auffallen muß.

Minder zahlreich und bedeutend als die Denkmäler der Wandmalerei aus der romanischen Stilperiode sind jene aus der ersten Zeit der Gothik bis in den Anfang des XV. Jahrhunderts. Das umfangreichste und hervorragendste Werk aus dem XIV. Jahrhundert bilden die ausgedehnten und in mehrfacher Beziehung interessanten Wandmalereien in der Vorhalle des Gurker Doms. Sie führen uns in 32 Feldern eine vollständige Bilderbibel von der Erschaffung der Welt bis zur Auferstehung Christi vor, haben aber leider schon mehrfach sehr gelitten. Weit zahlreicher sind dann wieder die Wandgemälde aus dem XV. Jahrhundert, wovon einige noch ganz, andere nur mehr in Fragmenten erhalten sind. Wir treffen darunter mehrere von theils künstlerischem, theils ikonographischem Werthe wie die Malereien in der St. Michaelskapelle in Berg vom Jahre 1428 und die mit diesen verwandten in Rittersdorf, dann die noch in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts entstandenen Wandmalereien in Nikelsdorf bei Paternion, welche in ihrer Art musterhaft ausgeführt sind, endlich die ausgedehnten Gemälde in Zwickenberg (1438) und in Maria-Saal. An die letzteren erinnern die in Zeichnung und Composition durchaus correcten und schönen, die Legende der heiligen drei Könige betreffenden Wandmalereien in St. Kanzian bei Finkenstein. Aus dem Jahre 1478 stammt das jüngste Gericht in Wolfsberg. Der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts gehören dann noch an die fast den ganzen Chor bedeckenden, sehr wichtigen und werthvollen Fresken in Thörl, die Gewölbemalereien in Haimburg und die Gemälde zu St. Lorenz im Lessachthal. Hochinteressant sind ferner die in dieser Zeit entstandenen Frescogemälde in Ober-Gottesfeld; von vorzüglicher Schönheit ist die große, noch ziemlich gut erhaltene Freske St. Martin in Kirchbach im Gailthal und durch ihr sehr tiefes Colorit ausgezeichnet sind endlich die Fresken in Malestig bei Finkenstein.

Ihre Blütezeit und die höchste Stufe der Entwicklung erreichte die Wandmalerei in Kärnten aber in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, sowohl was die Menge der ausgeführten Malereien als auch was ihren künstlerischen Werth anbelangt. Gleich in den Anfang des Jahrhunderts fallen die Fresken zu Hohenfeistritz, zu St. Margarethen in der Reichenau, am Portal der Friedhofsmauer in Millstatt, im Karner zu Greutschach und



Das jüngste Gericht, Wandgemälde in Millstatt.

die interessanten Todtentanzbilder am Karner zu Metnitz. Im Jahre 1523 entstanden die beachtenswerthen Gemälde im sogenannten Pestkreuz zu Maria-Saal und wahrscheinlich in demselben Jahre auch die interessante Gewölbebemalung in der St. Wolfgangkirche zu Grades. Die Fresken zu Laas wurden 1535, jene zu St. Andrä im Lavantthal 1545 angefertigt. Das großartigste und künstlerisch werthvollste Denkmal der Wandmalerei aus dieser Zeit ist aber das große Frescogemälde mit der Darstellung des jüngsten Gerichts in Millstatt. Es zeichnet sich durch seine außerordentlich klare Composition und durch die minutiöse, an Miniaturen mahnende Ausführung aus. Alle Details, selbst die Dessins an den Gewändern, erscheinen mit der größten Sorgfalt behandelt. Der unbekannte Meister dieses ausgezeichneten Werkes war, obschon er aus den Werken der italienischen Renaissance sichtlich mancherlei Anregungen empfangen haben muß, doch ein bedeutender selbständiger Künstler. Gute Malereien aus der Renaissancezeit sind endlich auch noch die Darstellungen zur Athanasiuslegende an der Athanasiuskirche zu Berg. An dieser Stelle ist noch auf eines der allerinteressantesten Denkmäler der Malerei in Kärnten hinzuweisen, auf die Malereien an der flachen Decke der Kirche zu Schlanitzen, die in 48 quadratischen Feldern die mannigfaltigsten Darstellungen von Arabesken, stilisirten Blumen und Blattranken, phantastischen Thierfiguren, Heiligengestalten u. s. w. enthält. Ähnliches dürfte wenig existiren.

In ikonographischer Beziehung verdienen die St. Christofbilder an den Außenmauern der Kirchen, die nirgends so häufig vorkommen als in Kärnten, und die wiederholt auftretenden Darstellungen des jüngsten Gerichts Erwähnung. Von den ersteren sind einige auch künstlerisch beachtenswerth; so unter anderen das kolossale Christofbild in Faak, das Holbein'schen Einfluß verräth, und das zu St. Helena am Wieserberg, welches trotz der bedeutenden Höhe von sechs Metern doch zart und schwungvoll durchgeführt ist.

Mit einer ganz eigenthümlichen Art von Denkmälern der Malerei dürfte aber Kärnten unter den übrigen Provinzen Österreichs wohl einzig dastehen. Wir treffen hier nämlich wiederholt große Fasten- oder Hungertücher, kolossale Stücke Leinwand, die ganz mit Malereien überdeckt sind und in der Fastenzeit zur Verhüllung der Altäre dienen. Das interessanteste, zugleich das älteste und größte ist das Hungertuch in Gurk. Es ward im Jahre 1458 von dem Friesacher Bürger Meister Conrad gemalt und enthält, in 100 Felder getheilt, mehr als 100 Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Der Zeit nach folgt dann das Haimburger Fastentuch aus dem Jahre 1504 mit 36 Bildern. Daran schließen sich das Fastentuch in Baldramsdorf aus dem Jahre 1555, getheilt in 39 und das in Sternberg aus dem Jahre 1629, getheilt in 24 Felder und gemalt von Victor Pazner in Villach. Auch diese enthalten durchaus Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Im Zusammenhang damit sei auch noch des prächtigen Fastenbildes von Knoller in Pulst gedacht.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die erhaltenen Denkmäler der mittelalterlichen Tafelmalerei in Kärnten, so finden wir solche erst aus der späteren Zeit der gothischen Stilperiode. Sie beschränken sich fast nur auf Malereien an Flügelaltären. Von diesen aber existirt besonders aus der spätgothischen Zeit noch eine stattliche Anzahl. Nicht minder zahlreich sind dann auch die erhaltenen Flügelaltäre aus der Zeit der Renaissance. So kommt es, daß kein anderes Land Österreichs verhältnißmäßig so viele Denkmäler dieser Art theils noch in unberührter ursprünglicher Gestalt, theils nur mehr in Fragmenten aufzuweisen hat als Kärnten. Da an vielen dieser Altäre nicht die Malereien die Hauptsache sind, sondern die Schnitzarbeiten aus Holz, so werden sie erst im kunstgewerblichen Theile ihre eigentliche Würdigung erfahren. Einige sind jedoch auch mit umfassenden Malereien von hohem künstlerischen Werthe geschmückt. Das Kapitel über die Malerei in Kärnten würde daher nicht vollständig sein, würde man sie hier ganz unerwähnt lassen. Wenigstens jene Orte sollen schon jetzt genannt werden, welche Flügelaltäre mit interessanten und werthvollen Malereien besitzen. Es sind dies die Deutschordens- und Peterskirche in Friesach, die St. Wolfgangkirche in Grades, die Kirchen in Heiligenblut, St. Leonhard im Drauthal, Lieseregg, Lind oberhalb Velden, Maria im Elend, Maria-Gail, Maria-Saal, Ober-Gottesfeld, Ober-Vellach, Preßeggen, Rangersdorf, Rappersdorf, Schlanitzen, Sillebrucken, Treffling, St. Wolfgang am Millstatter See, Wöllan und Zwickenberg. Technisch auffallend ist an ihnen die häufige Anwendung von Goldgrund noch in verhältnißmäßig später Zeit.

Weniger zahlreich sind die erhaltenen Einzelgemälde aus der Zeit der Gothik und Renaissance. Doch finden sich auch unter ihnen einige von größerem künstlerischen Werthe, zum Beispiel das figurenreiche Kreuzigungsbild zu Hoch-St. Paul, die Kreuzabnahme in Abtei, die zwölf Apostelbilder in Reinthal und die Bilder zur Vitus-Legende aus der Franciscaner-Kirche zu St. Veit im Rudolfinum in Klagenfurt. Das bekannteste, künstlerisch werthvollste und für die Kunstgeschichte wichtigste ist aber das Flügelaltarbild mit der heiligen Sippe von Jan Scorel aus dem Jahre 1520 in Ober-Vellach, eines der Hauptwerke dieses hervorragenden niederländischen Meisters. Außerdem besitzen noch die Kirchen in Baldramsdorf, Egg, Fischering, Röring, St. Peter ob Gurk und Tiffen interessante und beachtenswerthe Einzelgemälde.

Mit Ausnahme des Ober-Vellacher Altarbildes sind weder die Meister der vielen Flügelaltäre, noch auch jene der einzelnen Tafelgemälde bekannt. Desgleichen können wir auch nicht einen einzigen der vielen Frescomaler mit Namen nennen. Jedoch darf es als ziemlich sicher gelten, daß die meisten derselben einheimisch oder doch wenigstens im Lande seßhaft waren. Nach den hinterlassenen Werken zu urtheilen, waren es größtentheils ganz tüchtige Künstler, welche die Technik in jeder Richtung vollständig beherrschten und sich

auch eine correcte Zeichnung und gefällige Farbengebung zu eigen gemacht hatten. Sie standen in dieser Hinsicht fast durchaus auf der Höhe ihrer Zeit und ihre Werke stellen sich zum mindesten ebenbürtig den in den übrigen österreichischen Ländern geschaffenen zur Seite.

Dieser außerordentlichen Blütezeit der Malerei in Kärnten folgte auch hier wie in ganz Deutschland ein trauriger Verfall. Auch hier, wie überall, haben die religiösen Wirren höchst verderblich auf ihre Entwicklung eingewirkt. Von ihrer höchsten Blüte im Anfang des XVI. Jahrhunderts sank sie etwa von der Mitte dieses Jahrhunderts an rasch immer tiefer und tiefer bis zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herab, um dann durch das ganze XVII. Jahrhundert hindurch auf dieser tiefen Stufe stehen zu bleiben. Nur wenige Ausnahmen sind zu verzeichnen, wie die guten Fresken in der Schloßkapelle zu Straßburg aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts oder die ausgedehnte sehr interessante Darstellung des jüngsten Gerichts und andere Malereien vom Jahre 1609 in Srejach bei St. Kanzian. Im Übrigen aber sind die wenigen umfangreicheren Wandmalereien dieser Zeit, wie die von dem Klagenfurter Bürger und Maler Anton Blumenthal im Jahre 1598 in den Apsiden des Gurker Doms ausgeführten oder die gegen Ende des XVII. Jahrhunderts entstandenen Malereien im Wappensaale zu Wernberg ohne besonderen künstlerischen Werth. Auf derselben niederen Stufe stehen auch die übrigen, zum größten Theile in Porträts oder kirchlichen Votivbildern bestehenden Denkmäler der Malerei aus dieser Zeit. Seines Kunstwerthes wegen zu erwähnen ist nur ein Votivbild aus dem Jahre 1593 in der Kirche zu Thörl.

Erst im XVIII. Jahrhundert erhebt sich die Malerei auch in Kärnten — hierin der allgemeinen Entwicklung in Österreich folgend — wieder zu größerer Bedeutung. Stand sie früher fast ausschließlich im Dienste der Kirche, so hält sie nun auch hier wie anderwärts ihren siegreichen Einzug in die Schlösser des Adels. Kunstsinnige Vertreter desselben, wie die Grafen Goëß, Rosenberg, Stampfer und Thurn, zogen theils fremde Künstler ins Land und gaben ihnen Beschäftigung, theils unterstützten sie die vorhandenen einheimischen Kräfte. Selbst die Kirchenfürsten und Äbte dieser Zeit nahmen an den allgemeinen Kunstbestrebungen Antheil.

Die umfassendste Thätigkeit, ebenso als Fresco- wie als Tafelmaler, entwickelte in dieser Periode ein einheimischer Künstler: Josef Ferdinand Fromiller (gestorben 1760), den wir Kärntens Daniel Gran nennen können. Vortreffliches leistete er in groß angelegten Frescomalereien. In dieser Beziehung müssen in erster Linie die umfangreichen Gemälde im großen Wappensaale des Klagenfurter Landhauses hervorgehoben werden. Außerdem hat er unter anderem zwei Säle im Stiftsgebäude zu Ossiach und die Schlösser Ebenthal, Ober-Vellach und Töscheldorf mit prächtigen Werken ausgeschmückt. Auch die

Begräbnißkapelle zu Stallhofen und die Kirche zu Ossiach haben von seiner Hand herrührende Frescomalereien aufzuweisen. Weniger bedeutend sind seine Tafelmalereien. Zu erwähnen wären ein Paar Altarbilder für kärntnische Kirchen, wie für Maria-Rain, für die Schloßkirche in Wernberg und für die Bürgerspitalskirche in Klagenfurt, dann die großen Gemälde in Gurk.

In dieser Periode entstanden dann noch unter anderen die Gewölbemalereien der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt vom Hofkammermaler Mölk, die Fresken im Schlosse Meiselberg und das Plafondgemälde in der Kirche St. Michael am Zollfeld von Anton Zoller, die schönen Fresken in der Priesterhauskapelle in Klagenfurt von Eustach Gabriel, die Gemälde in der Kapelle und im Speisesaal der bischöflichen Residenz in Klagenfurt von Josef Pichler, endlich die Malereien in Straßburg und Zwischenwässern von Josef Bergler. Einige von diesen Künstlern haben auch manche treffliche Ölgemälde für Kärnten geliefert, so insbesondere der Schwabe Eustach Gabriel für mehrere Kirchen Altarbilder. Außer den Genannten fanden noch mehrere andere theils einheimische, theils auswärtige Künstler in Kärnten Beschäftigung. Von einheimischen wären zu nennen der Lehrer Fromillers, Steiner, und der Klagenfurter Franz Linder; von Ausländern der Landschafter Christian Brand und die Italiener Peter Cussetti, der ältere Lampi, Carlo Maratti und der Venetianer Zanusi. Vereinzelt findet man dann auch noch das eine oder andere Bild von bekannteren österreichischen Meistern, wie z. B. Altarbilder in Wolfsberg vom Kremser Schmidt und von Mahlknecht und das Hochaltarbild in der Domkirche zu Klagenfurt von Daniel Gran.

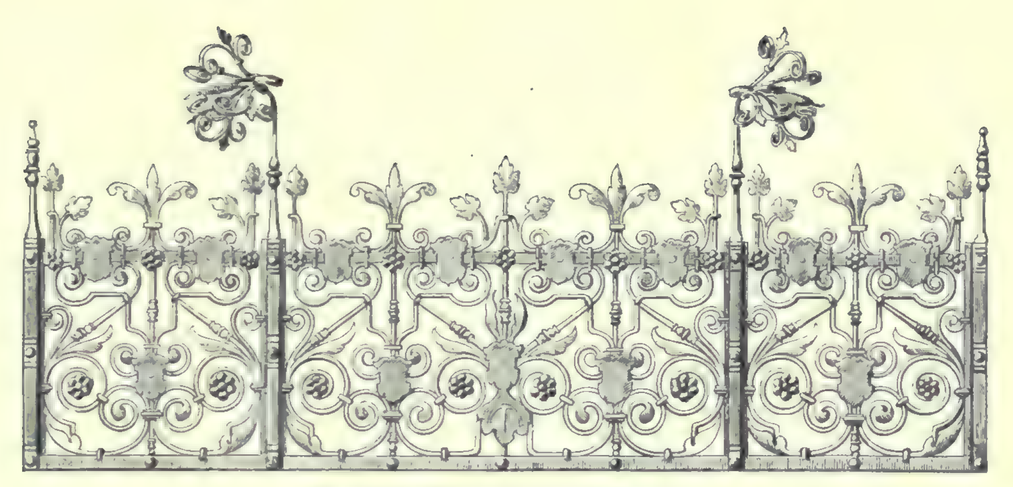
Wir sehen also auf dem Gebiete der Malerei durch das XVIII. Jahrhundert hindurch bis in den Beginn unseres Jahrhunderts hinein eine rührige Thätigkeit sich entfalten. Die Malerei feierte auch in Kärnten wieder eine Blütezeit. Doch erreichte sie bei weitem nicht jene Höhe wie im Beginn des XVI. Jahrhunderts.

In unserem Jahrhundert trat wieder ein Verfall ein. Nur in der Landschaftsmalerei haben ein paar einheimische und zum Theil auch in Kärnten selbst wirkende Künstler Nennenswerthes geleistet, so die Brüder Josef und Ludwig Willroider, Eduard Ritter von Moro und Markus Pernhart. Von Historienmalern hat Johann Scheffer von Leonhardshoff einige Zeit in Klagenfurt gelebt und für den kunstsinnigen Fürstbischof Salm einige Bilder gemalt. Hingegen haben die Kärntner Josef Possod aus Griffen und insbesondere der bekannte und seinerzeit sehr gesuchte Porträtmaler August Prinzhofer aus St. Veit ihre Werke außerhalb der Heimat geschaffen. Was aber die monumentale Wandmalerei anbelangt, so hört mit dem Beginn dieses Jahrhunderts alle Thätigkeit fast vollständig auf. Es entstanden nicht nur keine nennenswerthen neuen Gemälde, sondern selbst viele der älteren Wandmalereien verschwanden in bedauernswerther Weise unter der

Herrschaft der weißen Tünche immer mehr und mehr. Die einstige Farbenfreudigkeit, die insbesondere unsere um die Wende des XV. Jahrhunderts lebenden Vorfahren in so hohem Maße erfüllt und ausgezeichnet hat, scheint für lange Zeit verloren zu sein. Eine neue Blüte der großen monumentalen Kunst ist schwer hervorzurufen; sie verlangt vor Allem reichere Mittel, als sie das kleine Land besitzt, und lange Vorbereitung in ernster Arbeit. Aber das noch aus alter Zeit Erhaltene läßt sich schützen und das Verborgene hervorziehen aus dem Dunkel der Vergessenheit. Auf diesem Felde liegen für die Gegenwart, die sich ihres geschichtlichen Sinnes rühmt, noch manche nicht allzu schwer zu lösende Aufgaben.



Ankershofen.



Eisengitter des Lindwurmbrunnens in Klagenfurt.

Kunstindustrie in Kärnten.



as Kronland Kärnten, an den Grenzen Italiens und Deutschlands gelegen, zwischen dem größten Culturstaate des Alterthums und dem mächtigsten Reiche, welches christlich-germanische Cultur geschaffen, dankt dieser glücklichen Lage wiederholt Culturperioden, in welchen auch die Kunstindustrie zu einiger, in manchen Zweigen zu hoher Blüte gelangte. Zeuge dessen ist die große Menge von Gegenständen kunstgewerblicher Natur, welche durch den Forschereifer der Gelehrten oder zufällig durch den Spaten des Landmanns aus den Trümmerfeldern römischer Ansiedlungen zu Tage gefördert oder, einer jüngeren Zeit angehörend, in den Kirchen und Klöstern, in den Schlössern des Adels, wie nicht minder in den Bürgerhäusern der Städte und Märkte, sowie in den Gehöften des wohlhabenden Landmanns uns erhalten geblieben sind.

Wenn auch mit Bestimmtheit anzunehmen ist, daß vor der Ankunft der Römer Kärnten nicht der gewerblichen Thätigkeit entbehrte, so erblühte doch erst nach der Vereinigung mit dem Weltreiche in demselben eine Industrie, welche unter dem Einflusse des verfeinerten Geschmacks der römischen Colonisten in Bronzeguß, Keramik und decorativer Ausstattung der Wohnräume auch zur Kunstindustrie sich entfaltete. Mögen auch die der hohen Kunst angehörigen Bronzefunde auf dem Magdalenaberge vielleicht einer jenseits der Alpen gelegenen Kunstwerkstätte entstammen, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß die in so vielen Orten, besonders an den Stätten von Teurnia und Virunum vorgefundenen äußerst zahlreichen Gebrauchsgegenstände von Bronze wohl zum

großen Theile im Lande ihrer Fundorte angefertigt worden sind, zumal die Auffindung von unfertigen Gegenständen, rohen Bronzestücken und Schmelztiegeln die Übung der Bronzetechnik wenigstens im alten Virunum außer Zweifel setzen. Gewiß entstammen auch die vielen den Ruinenstätten des Magdalenaberges und Zollfeldes entnommenen Thongeräthe inländischen Werkstätten, um so mehr, als im Lande selbst sowohl für graues als rothes Thongeschirr der vortrefflichste Rohstoff sich vorfand. Auch hier zeigt die Eleganz der Form, der oft vorzügliche Bilderschmuck und die äußerst sorgfältige Behandlung den Fortschritt des Töpfers zum Kunsthandwerker, sowie der malerische Schmuck der Wände in den zierlichsten pompejanischen Motiven und das eine oder andere Hausgeräth ebensosehr Zeugniß davon geben, daß auch andere Gewerbe in ihrer Entwicklung nicht zurückgeblieben waren.

So tiefe Wurzeln aber auch die Gewerbe und Künste des Friedens während der Römerherrschaft geschlagen, so verschwindet ihre Übung doch gänzlich aus unserem Heimatlande, als die Stürme der Völkerwanderung über dasselbe hinbrausten. Nach Jahrhunderten der Barbarei brachten unseren Gauen erst das Christenthum und mit ihm baierische und fränkische Herrschaft vom Ausgang des VIII. Jahrhunderts an allmälig neue Gesittung und damit auch das Wiedererwachen kunstgewerblichen Schaffens. Übten die Bewohner der ältesten Culturstätten Kärntens, wie der Stifte Ossiach, Arnoldstein, Millstatt, St. Paul, Viktring, Griffen als gelehrige Schüler ihrer aus Baiern, Schwaben, Lothringen und Franken gekommenen Lehrmeister ihre künstlerische Thätigkeit vorzugsweise im Dienst der Kirche, so fand der Handwerker der frühzeitig aufblühenden geschlossenen Orte auch in den mit der fortschreitenden Cultur gesteigerten Bedürfnissen der geistlichen und weltlichen Großen des Landes und in dem mit der zunehmenden Wohlhabenheit sich mehrenden Sinne der Bürgerschaft für gefälligen Schmuck des Lebens reiche Anregung zu künstlerischem Schaffen. Doch mag es immer nur wenig gewesen sein, was in der Zeit der wechselnden Herzogsgeschlechter, in der romanischen Kunstperiode, an wahrer Kunstarbeit geleistet wurde, denn schmucklos war noch die Wohnung und einfach der Hausrath der Vornehmen. Es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß von kunstindustriellen Gegenständen mit dem Gepräge dieser Zeit nur wenige und zwar ausschließlich kirchliche auf uns gekommen sind. Mehrere Bronzegegenstände, ein kleines Rauchfaß aus der Pfarre St. Daniel im Jaunthal und zwei Altarleuchter, wahrscheinlich ursprünglich aus der Kirche in Maria-Saal stammend, sind vorzügliche Erzeugnisse des Metallgusses jener Zeit und erscheinen besonders die letzteren als sehr werthvolle Denkmale mittelalterlicher Kunstindustrie. Von Eisenarbeiten haben romanisches Gepräge das Beschläge am Eingangsthor des gelegentlich der Straßenerweiterung 1845 entfernten romanischen Karners in Friesach und der Sacristeithüre in dem unweit davon gelegenen Grafendorf. Zwar nicht mehr dieser

Zeit angehörig, aber in ihrem Charakter noch völlig romanisch sind die Glasgemälde in St. Helena am Wieserberg, der Rupertuskirche bei Völkermarkt und die den Fenstern der ehemaligen Kirche der Cistercienserinnen in Friesach entnommenen Darstellungen der klugen und thörichten Jungfrauen. Sie sind zugleich in Kärnten die ältesten Beispiele des Glasmalereischmuckes, mit welchem seit dem XIV. Jahrhundert zahlreiche Kirchen (etwa 40 sind noch jetzt nachweisbar), besonders in der nächsten Umgebung von Friesach und dann im weiteren Umkreise, vor Allem im Flußgebiete der Gurk, ausgestattet wurden, daher in dieser Stadt die schöne Kunst wohl frühzeitig eine Heimstätte gefunden haben mochte, die, nachdem sie während ihrer kurzen Blüte im XV. Jahrhundert für die Kirchen von St. Leonhard im Lavantthal, Lieding, Viktring, Gaisberg, Neuhäusel 2c. den farbenprächtigsten Bilderschmuck geschaffen, mit Beginn des XVI. Jahrhunderts fast plötzlich erlischt. Vereinzelt steht das Prachtwerk des Mercurius Müller von 1570, vormals in der Burgkapelle zu Landskron, jetzt im Museum des historischen Vereins, als Product einer anderen Kunstrichtung.


Romanischer Bronzeleuchter in der Kirche zu Maria Saal.

Viel zahlreichere und bedeutendere Werke der Kunstindustrie als aus der romanischen Periode und der Zeit ihres Überganges sind aus den nächstfolgenden Jahrhunderten erhalten geblieben. Sie vertreten schon die verschiedensten Zweige derselben und einzelne gehören zu ihren hervorragendsten Denkmälern. Es ist die Zeit, in welcher die Gothik alle Zweige des Kunsthandwerkes beherrschte; doch erst mit ihrem Verfall beginnt dessen Blüte. Der reiche Bergsegen, der ungemein lebhafte Handel, vor Allem mit Venedig, die Erweiterung des Culturbodens mehrten stetig die Bevölkerung und schufen im XVI. und XVII. Jahrhundert einen Wohlstand, wie ihn frühere Zeiten kaum kannten. Die kleinen romanischen Kapellen genügten nicht mehr, sie wurden in einem neuen Stile umgebaut und erweitert, und neue Kirchen entstanden. Und als die kirchliche Bauthätigkeit zu erlahmen begann, erweiterten die Herren ihre Burgen zu wohnlichen Räumen oder schufen sich in bequemerer Lage am Fuße derselben neue, mitunter prachtvolle Schlösser oder auch in ummauerten Orten geräumige Stadthäuser. Die natürliche Folge dieser

Erscheinungen war ein großartiger Aufschwung der entsprechenden Kunstgewerbe, an welchem bald alle Gewerbe theilnahmen. Es entwickelte sich unter gleichzeitig italienischem, doch vorwiegend deutschem Einflusse eine Blüte der Kunstindustrie, welche noch tief in das XVII. Jahrhundert hinein dauerte. An derselben haben zunächst die größeren Orte, vor Allem wohl Villach, der reiche Handelsort, und Klagenfurt, die neue Hauptstadt, theilgenommen. Zahlreiche ständische Häuser erhoben sich innerhalb ihrer Mauern, Scharen geschickter Künstler und Gewerbetreibender aus dem südwestlichen Deutschland ließen sich unter dem Schutze der Stände besonders in Klagenfurt nieder, wo sie, damit es nicht an schöner Arbeit und für diese an reichem Absatz fehle, durch Veranstaltung von jährlich sich wiederholenden, mit einem Glückshafen verbundenen Ausstellungen vorzüglicher Erzeugnisse der Goldschmiede, Gürtler, Schwertfeger, Schlosser, Tischler, Drechsler u. s. w. in bisher ungewohnter Weise die gewerbliche Thätigkeit förderten. Wenn uns nun auch ein reicher Schatz der mannigfaltigsten Werke heimischer Kunstindustrie aus dieser Zeit erhalten geblieben ist, so suchen wir doch auch bei den hervorragendsten Gegenständen vergeblich nach dem Namen des Meisters oder nach dem Orte ihrer Entstehung. Findet sich ausnahmsweise auf einem Werke ein Name, so ist es der eines fremden Meisters; die archivalischen Quellen versiegen in dieser Richtung gänzlich. Von allen den Meistern der Kleinkünste aus dem XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts wird nur ein Goldschmied Peter Vihsper in Villach und ein Leo Pronner (geboren 1555 bei Klagenfurt, gestorben 1630 zu Nürnberg) als vorzüglicher Elfenbeinschnitzer genannt; von ihm ist jedoch kein Werk im Lande bekannt.

Überblicken wir, was uns aus dieser Periode an Werken, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit als Erzeugnisse der einheimischen Kunstindustrie angesehen werden können, erhalten geblieben ist, so sind es abermals vorzugsweise nur Kunstgegenstände, welche zum kirchlichen Gebrauche geschaffen wurden. So sind es Kirchengewänder, besonders Caseln, welche Zeugniß geben, in welch hoher Blüte die Kunst der Stickerei des XIV. Jahrhunderts stand, vor Allem in den stillen Räumen der Nonnenklöster. Sie zeigen in zahlreichen Exemplaren (circa 40), wie die Nadelmalerei des XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts, welche besonders die Darstellung des Gekreuzigten auf Rankenkreuz, von Engeln und Heiligengestalten, ja auch von ganzen Scenen und symbolischen Bildercyclen, sowie von schönem Blattwerke sich zur Aufgabe machte, im XVI. Jahrhundert der Applicationsarbeit, untermischt mit Plattstichstickerei auf Leinwand und verschiedenfarbigem Seidengrunde weicht, neben welcher schon das relief satiné in Anwendung kommt, wovon ein besonderes Beispiel die Casula in Ebriach von 1570. Dieser Technik folgt um 1600 die Ausführung figuraler Darstellungen mit stilisirtem Blumen- und Blattwerk in offener Seide auf Weißleinen. Zur Hausindustrie hat sich die Stickerei nur bei der slovenischen Bevölkerung des unteren Rosenthals besonders entwickelt, wo nebst der Erzeugung von

Spitzen aus Zwirn die Verzierung von Weißleinen der verschiedensten Bestimmung mit Ornamenten, ausgeführt mit rothem Garn in Kreuz- und Plattstich nach Art der Südslaven, seit unbestimmter Zeit im Gebrauche war.

Einer besonderen Blüte muß die Industrie in Edelmetallen sich erfreut haben. Die Prunksucht der Vornehmen, der Gebrauch der Ehrengaben, der fromme Sinn der Bevölkerung, der reiche Ertrag der im XVI. Jahrhundert am meisten ergiebigen Goldbergwerke gaben ihr reichliche Nahrung. In der That weisen auch die vorhandenen Verzeichnisse nicht blos einen reichen Schatz an verschiedenen Geräthen in Klöstern und Wallfahrtskirchen aus, sondern lassen auch bei einzelnen den besonderen Werth, die Art der Arbeit erkennen. Doch ist nur wenig an wahrer Kunstarbeit erhalten geblieben. Was in Laienhänden sich befand, ist der geistigen und materiellen Noth der Zeiten, sowie der Geschmacksänderung zum Opfer gefallen, die Schatzkammern der Kirchen und Klöster aber lichtete wiederholt die Noth des Vaterlandes. — Als hervorragendes Denkmal der Goldschmiedekunst des XV. Jahrhunderts ist noch erhalten geblieben ein Speisekelch von ungewöhnlicher Größe (30 Centimeter) in Maria Saal mit sechs runden Wappenmedaillons mit roth und blau emaillirter Grundfläche auf dem sechsblättrigen Fuße und acht schöngravirten Heiligenfiguren an der Cuppa mit der Legende: Maria · hilf · mir · jorgen · ungnaden · und · allen · mein · farfadern · und · nachkomen · amen · anno ii 1466. Kelche von nahezu gleicher Größe waren in Reichenfels und Theißeneck. Größeren Reichthum in der Form zeigen noch die dem XIV. und XV. Jahrhundert angehörenden Kelche in Ludmannsdorf, Villach und Glainach,



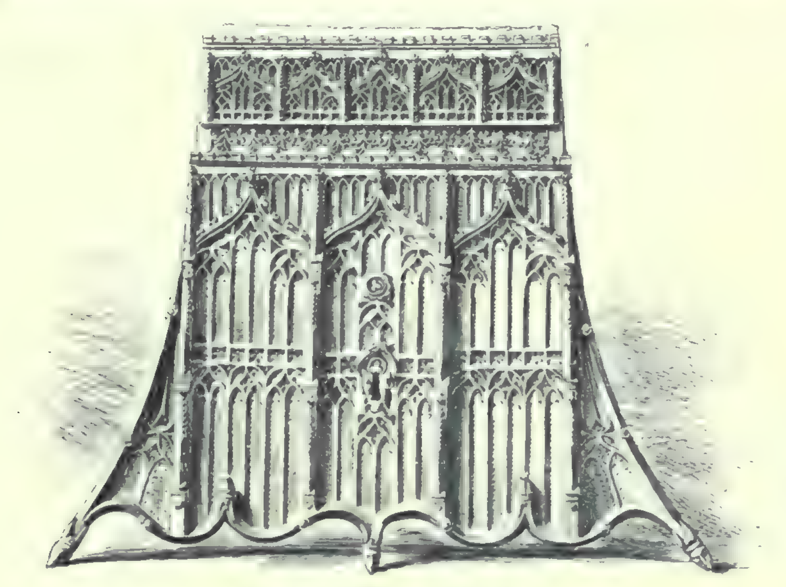
Gothischer Kelch in der Kirche zu Maria Saal.

während von den mehr als hundert übrigen noch erhaltenen kleineren gothischen Kelchen viele besonders durch die vollendete Symmetrie der einzelnen Theile beachtenswerth sind. Als Beispiele vollendeter Übergangsformen mögen noch angeführt werden der die Jahrzahl 1607 tragende Kelch der Kirche St. Leonhard im Lavantthal und der Kelch in St. Peter im Holz aus dem XVI. Jahrhundert. Geringer ist die Anzahl von gothischen Reliquiarien und Ostensorien, doch sind sie zum Theile durch ihr Alter oder durch die vortreffliche Arbeit von Bedeutung. Dem XIV. Jahrhundert gehören an die Reliquiarien zu Baldramsdorf und in der Seminarkirche zu Friesach. Unter den Ostensorien (circa 10) sind hervorragend durch besondere Schönheit die Monstranze der Pfarrkirche zu St. Leonhard aus dem XVI. Jahrhundert und durch Größe (78 Centimeter) und reine solide Arbeit als schönes Beispiel der Übergangsform in gothischer Grundform mit Renaissanceschmuck die Monstranze in der Stadtpfarrkirche zu Villach. Sehr beachtenswerthe Arbeiten aus dem XV. Jahrhundert sind noch ein Reliquienkreuz in Kolbnitz, ein Stehkreuz in Kappel am Krapfeld und Griff und Scheidenbeschläge am Schwerte des ersten Hochmeisters der Georgsritter in Millstatt im Museum des historischen Vereines. — Arm ist Kärnten an wirklich schönen Arbeiten der Renaissance, welche nur langsam die Traditionen der Gothik verdrängte. Was zum Profangebrauche frühzeitiger in der neuen Kunstrichtung an kostbaren Geräthen geschaffen wurde, ist aus dem Lande verschwunden; minderwerthig sind schon die Schöpfungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, denn die Monstranze in Maria-Rain, ein Werk des Meisters J. Stief in Klagenfurt von 1659, zeugt bereits vom Niedergange des einst so blühenden Kunsthandwerkes.

Für die gleichzeitige Blüte jenes Zweiges des Kunsthandwerkes, welcher in Halbedelmetallen und Legirungen seine Werke schuf, sprechen nicht weniger die spärlichen, aus dem XV. und XVI. Jahrhundert stammenden kirchlichen Geräthe aus Kupfer und Bronze, wie die Taufschüsseln in Lölling und Paternion, das Ostensorium in Ober-Vellach, das Ciborium in Hohenthurm, die Rauchfässer in Passering und St. Ruprecht bei Völkermarkt und andere, als auch die zahlreichen Ampeln und Altarleuchter aus Messing und Bronzeguß, sowie zinnerne Innungsbecher mit gut ausgeführten Gravirungen und anderes noch hier und da vorhandenes Zinngeräthe aus dem Ende des XVI., besonders aus dem XVII. Jahrhundert, vor Allem aber der Glockenguß, von welchem sich Meister und Werke bis in den Anfang des XV. Jahrhunderts nachweisen lassen. Ein Hans Reicher goß 1400 eine Glocke für Lieseregg und war vielleicht noch ein fahrender Meister wie Adam Sterzer „aus Pair-Land“ 1604, doch gossen schon seit 1528 die Egger in Villach und Klagenfurt, im XVI. und XVII. Jahrhundert die Stampfel, Pacher und Polster, während nach 1554 Benedict Fiering in Völkermarkt seine Kunst geübt hat. Seit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts sind stets größere Werke von Glockengießern in Klagenfurt

nachweisbar; Matthias Landsmann in Klagenfurt goß auch 1687 die große Glocke in Maria-Saal, die größte Glocke im Lande. Von diesen Zweigen des Kunsthandwerkes sind gegenwärtig der Zinnguß und Glockenguß vollständig eingegangen. Auch in Kirchengeräthen mußte die solide Bronze seit dem vorigen Jahrhundert dem versilberten Blech weichen, doch werden in derselben von einheimischen Meistern gegenwärtig wieder recht beachtenswerthe Werke geschaffen.

Kein anderer Zweig der Kunstindustrie hat jedoch im eisenreichen Kärnten so lange und bis in die kleinsten Orte so vortrefflich geblüht als jener, welcher den harten Stahl und das geschmeidige Eisen seinen Zwecken dienstbar macht. Wohl hat sie nicht Arbeiten

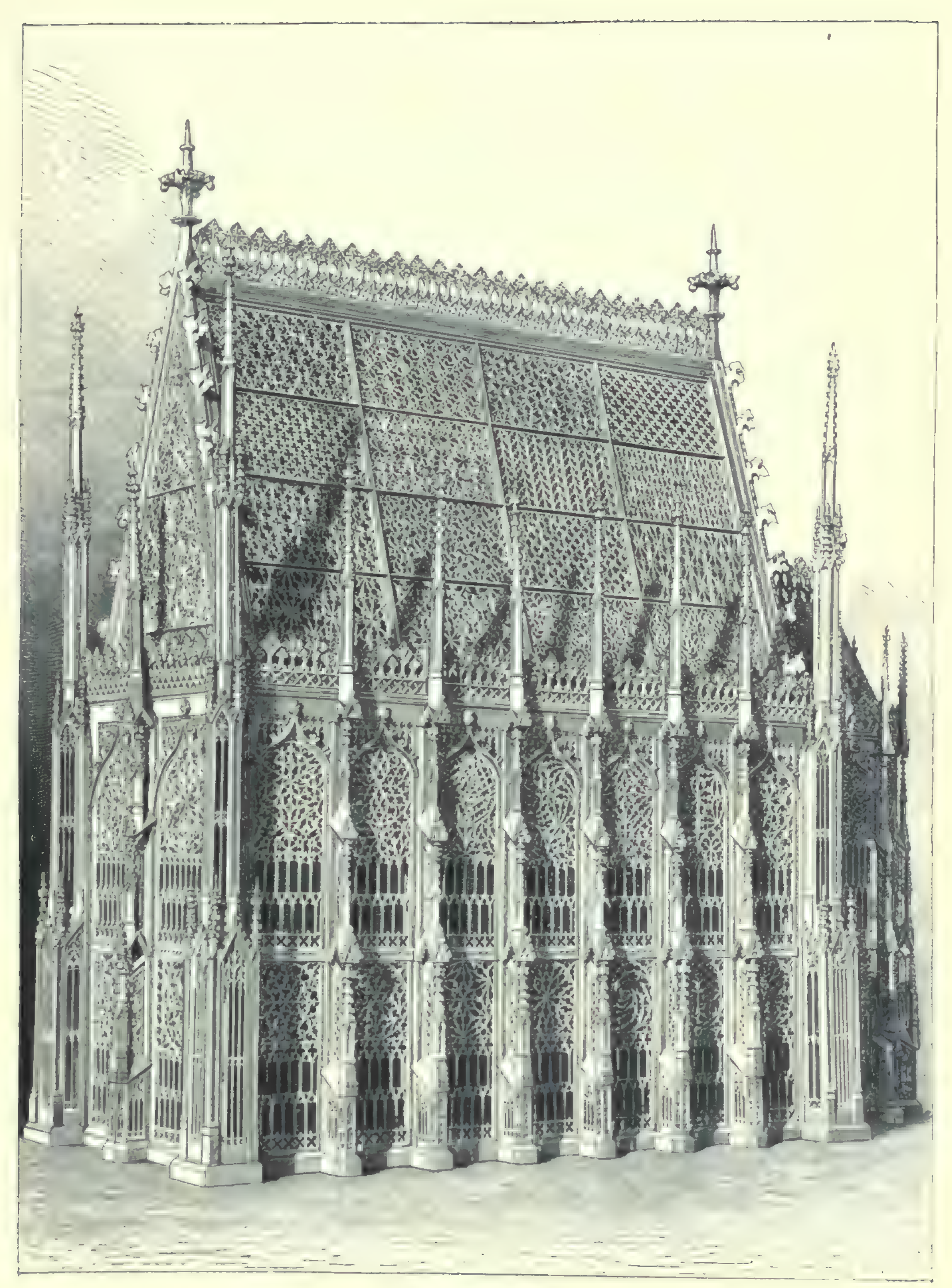


Gothisches Thürschloß aus Maria Saal.

im großen Stile geschaffen, doch umfassen die uns erhaltenen Eisenarbeiten vom Ausgang der romanischen Periode bis in das XVIII. Jahrhundert alle Stilperioden, deren einzelne durch mitunter einzig in ihrer Art dastehende Kunstwerke vertreten sind. Der Schildträger des Gewerbsmanns selbst in kleineren Ortschaften, das Grabkreuz des wohlhabenden Bauers und erbgesessenen Bürgers, die Thürbeschläge, Schloßbleche und Thürzieher oder Leuchter und Luster mancher einsam stehenden Landkirche sind oft nicht minder kunstreich hergestellt als dergleichen Arbeiten größeren Stiles und Abschlußgitter in Stadt- und Wallfahrtskirchen oder wie Brunneneinfassungen, Thor- und Balcongitter in Schlössern, Stiftsgebäuden und Städten. Ja selbst der Eisenguß, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Arbeiten in Schmiedeeisen zum Theil verdrängte, hat in einzelnen Reliefs und besonders in dem schönen Carolinenthor zu Ebenthal beachtenswerthe Spuren künstlerischer

Entwicklung zurückgelassen. Wie vornehm gibt sich der seltene, aus der Blütezeit der Gothik stammende Beschlag des Südportals in Maria-Saal! Oder welche prachtvolle Wirkung mag wohl einst der spätgothische reiche Eisenbeschlag am Portal der Stadtpfarrkirche in Völkermarkt auf dem braunen Eichengrunde hervorgebracht haben! Ein unvergleichliches Meisterstück ist das im Museum des historischen Vereins befindliche, aus Maria-Saal stammende Schloß — eines der vorzüglichsten Beispiele durchgebildeter Eisentechnik des ausgehenden XV. Jahrhunderts. Von der fortdauernden Blüte dieses Zweiges der Kunstindustrie auch in den folgenden Jahrhunderten gibt Zeugniß die große Anzahl von trefflich ausgeführten Gittern; es sei nur erinnert an die Brunnengitter in Klagenfurt (1590), St. Veit, Viktring (XVII. Jahrhundert), St. Paul (1691), an die Abschlußgitter in Maria-Wörth, Stadtpfarrkirche in Villach, St. Paul, Lavamünd, St. Gertraud, Kreuschlach, Eberstein und viele andere. Mehr als alles andere läßt jedoch auf die im ganzen Lande verbreitete Tüchtigkeit des Handwerkes schließen die große Menge vorzüglich gearbeiteter Grabkreuze, die auf allen Friedhöfen größerer Orte, ja sogar bei Dorfkirchen vor kaum 30 Jahren noch in größerer Anzahl zu sehen waren. Reiche Phantasie und vollendete Technik haben in solchen Kreuzen wahre Kunstwerke geschaffen.

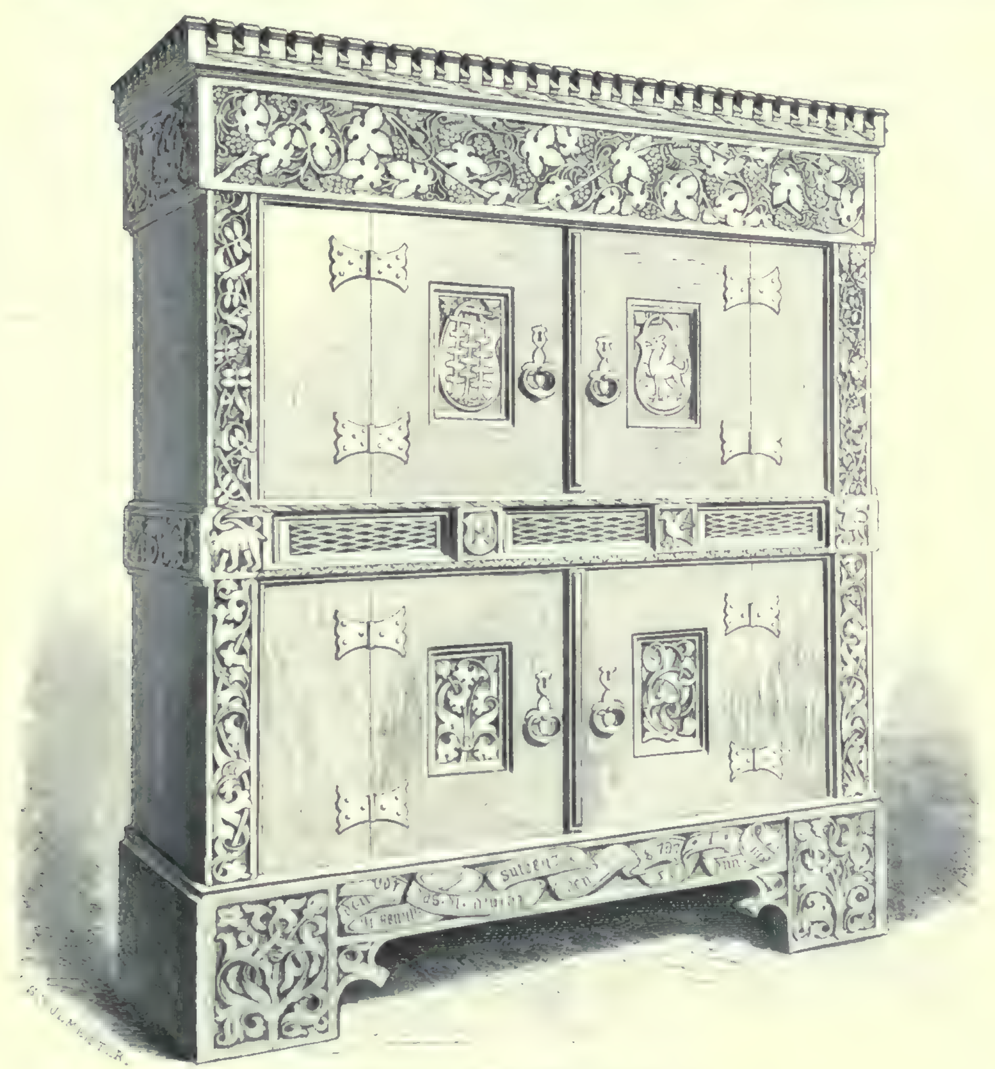
Den Eisenarbeiten steht ebenbürtig zur Seite, was gleichzeitig Schreiner, Drechsler und Bildschnitzer an Kunstarbeiten erzeugt haben, so daß wohl jene Zweige der Kunstindustrie in Kärnten zu den hervorragendsten gehören, welche aus den Stoffen ihre Werke schufen, die allezeit den Hauptreichthum des Landes bildeten. Eine große Anzahl von zum Theil sehr bedeutenden Werken ist auch von diesem Zweige der Kunstindustrie aus früheren Jahrhunderten auf uns gekommen. Auch seine Blütezeit fällt in das XVI. und XVII. Jahrhundert in die Zeit der absterbenden Gothik und aufblühenden Renaissance. Ein wahres Meisterwerk der Holzschnitzerei, ganz einzig in seiner Art, besaß durch Jahrhunderte die Kirche zu Möchling im Jaunthal an dem in Form einer gothischen Kirche (2·30 Meter hoch, 0·87 Meter breit, 1·90 Meter lang), der Tradition nach von einem Mönche des Stiftes St. Paul, welchem die Pfarre Möchling damals incorporirt war, aus Lindenholz angefertigten Reliquienschrein. „Wie ein zartes Spitzengewebe, auf allen Seiten durchsichtig, in hundertfältigen, in den zierlichsten Mustern abwechselnden Feldern hebt sich leicht und luftig der herrliche Bau.“ Mit diesem Kunstwerk, das in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts entstanden sein dürfte, beginnt eine Reihe der schönsten Schöpfungen der Holzsculptur, einer ungezählten Menge von Flügel- und Baldachinaltären. Noch sind etwa 50 mehr oder weniger wohl erhalten, darunter Meisterwerke ersten Ranges, wie die beiden Riesenaltäre in Heiligenblut (12·71 Meter) von dem Tiroler Meister Wolfgang Haller und in St. Wolfgang bei Grades (15 Meter) von einem unbekannten Meister, beide aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts. Von der gleichen



Möchlinger Schrein.

Anzahl sind Überreste erhalten, meist der Schrein sammt den Flügeln. Nur wenige stammen aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, wie der Altar in Maria-Gail und einer der beiden Flügelaltäre in Ober-Vellach bei Hermagor, die größte Anzahl ist in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts entstanden, andere in der zweiten Hälfte, ja es wurden bis in das XVII. Jahrhundert hinein noch Flügelaltäre gebaut, bis die Renaissance- und Barockbauten dieselben gänzlich verdrängten. Unter den zahlreichen und prächtigen Werken dieser Art sei nur auf den Hochaltar in Gurk, von dem Gurker Meister Michael Hähnel 1631 gebaut, als eines der sinnvollsten, schönsten und großartigsten hingewiesen. Dieselbe Zeit, welche die Kirchen mit so prachtvollen Altären schmückte, suchte auch die übrige Ausstattung derselben mit Bet- und Chorstühlen, Paramentenkasten 2c. durch schöne Form und oft reiches Schnitzwerk künstlerisch zu gestalten, doch sind unsere Kirchen an dergleichen Arbeiten verhältnißmäßig arm. Nur ein Werk, ein kleiner Betstuhl aus Nußbaumholz von 1464 in der Stadtpfarrkirche zu Villach, vertritt jetzt noch allerdings in würdiger Weise die Zeit der Gothik, sowie die Kunst des XVII. und XVIII. Jahrhunderts auch nur durch je ein bedeutendes Werk vertreten ist, einen Betstuhl in derselben Kirche in schöner Renaissance und das vielsitzige Chorgestühle in der früheren Domkirche zu St. Andrä in reichem Barockstil mit Intarsia (1761). In besonderer Übung war jedoch die Herstellung solcher Geräthe, und zwar meist in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, sowie von Stiegengeländern und Brüstungen von Emporen aus weichem Holz in sogenannter Tirolergothik, jener flachen Holzarbeit, welche das Relief auf dem vertieften Untergrunde des Ornamentes nach Art der Flachmalerei nur durch geschwärzte Striche und Schnitte andeutet. Arbeiten dieser Art sind in Kärnten ziemlich häufig. Zu den besten derselben zählen ein sechssitziger Chorstuhl in St. Leonhard in Tweng (1512), zwei Chorstühle mit je drei Sitzen in Srejach (1525) und der Sacristeikasten von Windisch-St. Leonhard. Die Zeit seiner Anfertigung verräth eine auf schön geschlungenem Bande in gothischen Minuskeln angebrachte Legende: anno · dni · 1 · 50 · 8 · jar · der · gulden · zit 8 · das · die · almar · ist · gemacht · worden. Noch möge ein Zweig der Holztechnik erwähnt werden, welche zunächst der wohnlichen Ausstattung der Profangebäude diente und besonders bei den im XVI. und XVII. Jahrhundert vorgenommenen Neu- und Umbauten zur Anwendung kommt, nämlich die Bekleidung von Wand und Decke einzelner Gemächer mit Holzgetäfel. Viele dieser Arbeiten sind in Kärnten noch erhalten und sind vollwerthige Zeugnisse für die Tüchtigkeit der Kunsttischler jener Zeit. Bei denselben erscheinen die Wände gewöhnlich einfach in Feldern entweder bis zu Zweidrittelhöhe, in welchem Falle ein Gesims abschließt, oder bis an die Decke bekleidet, die Thüren aber gestalten sich zu großen Portalen, welche bis an die Decke reichen und in italienischer oder deutscher Renaissance oft prachtvoll mit Säulenstellungen, Pilastern,

Gesimsen, aufgelegten Flachornamenten und besonders reichen Intarsien in verschieden-farbigen Holzarten ausgeführt sind. Vorzügliche Beispiele solcher Prachtthüren sind im Schlosse Thürn (wohlerhalten) und im Schlosse Wasserhofen. Eine cassettirte Decke



Der Sacristeikasten aus der Kirche zu Windisch St. Leonhard.

schloß die Täfelung nach oben ab. Die herrlichste Arbeit dieser Art ist nebst anderen im Stifte St. Paul erhalten geblieben. Die Decke ist, 12 Meter lang und 9 Meter breit, in deutscher Renaissance aus Fichten-, Lärchen- und Lindenholz gefertigt und verbindet in ihrer Architektur, sowie in den decorativen Details künstlerische Durchführung mit reichhaltiger Abwechslung. Von den Holzgeräthen, welche diese traulichen Gemächer schmückten und

noch in den Stilarten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts geschaffen wurden, ist nur wenig mehr zu sehen, doch beweist auch dieses Wenige mit dem, was manche Kirche an Kanzeln und verschiedenem Gestühle enthält, daß an Holzarbeiten noch bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts Tüchtiges geleistet wurde. — Auch von Werken anderer Industriezweige, welche der äußeren und inneren Ausschmückung des Hauses dienten, ist noch manches Bemerkenswerthe auf uns gekommen; so viele prachtvolle Stuck-Reliefs aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert als Flächenbekleidung gewölbter Decken, wovon nebst anderen besonders schöne Beispiele in verschiedenen Stiftsgebäuden und Kirchen sich befinden, so die Riesenöfen in Kellerberg und Griffen aus dem XVIII. Jahrhundert und endlich schöne Reliefs aus Terracotta, wie das vortreffliche Thonrelief in Kolnitz von 1549. Als vor noch nicht dreißig Jahren vor Allem in Österreich, und zwar zunächst von Wien aus durch die Gründung des Museums für Kunst und Industrie eine erfreuliche Reaction gegen die Verflachung und den verkehrten Geschmack ausging, begann auch für die heimische Kunstindustrie wieder eine bessere Zeit zu tagen. Zufolge der vielfachen, durch die allgemeine Bewegung gegebenen Anregungen zeigte sich in derselben allmälig neues Leben, doch ging das Wollen noch vielfach über das Können, bis die Gründung verschiedener zunächst gewerblichen Zwecken dienender Schulen dem Unvermögen zu Hilfe kam. Während diese die Kräfte vorbereiten, die mit einem geläuterten Geschmack auch die nöthige technische Ausbildung besitzen, belehren die Ausstellungen des Gewerbemuseums in Klagenfurt sowohl Gewerbemänner als Laien durch Vorführung stets neuer mustergiltiger Gegenstände verschiedener Zweige der Kunstindustrie, besonders aber von Arbeiten einheimischer Meister über die Leistungsfähigkeit derselben und wecken in der Bevölkerung mit einem besseren Geschmack auch eine stets regere Kauflust.

Es ist hocherfreulich zu sehen, wie besonders die Eisenindustrie seit einer kurzen Reihe von Jahren nun allmälig aus ihrem Verfall sich erhebt und zunächst in den der Architektur dienenden Gegenständen, als Gittern, Giebel, Dachkrönungen ꝛc. recht geschmackvolle Arbeiten zu liefern beginnt, an welchen sich mit Interesse das allmälige Fortschreiten von der Verwendung des über die breite Seite gebogenen Bandeisens zum kantigen Stabeisen und endlich zum Rundeisen verfolgen läßt. Jetzt werden aber auch schon Abschlußgitter geschaffen, welche nach Schönheit der Zeichnung und vorzüglicher Durchführung des theils aufgelegten, theils aus dem Stabeisen selbst getriebenen Ornamentes den besten Arbeiten gleichen Stils früherer Jahrhunderte nahekommen. Nebstdem fehlt es nicht an zahlreichen gelungenen Versuchen, andere mustergiltige Gegenstände aus vergangenen Tagen, als Thürschlösser, Luster ꝛc. nachzuahmen.

Nicht minder bedeutend ist der Aufschwung, der sich in der Holzindustrie bemerkbar macht. Wenn auch schon früher manches Anerkennenswerthe in Möbeln, Schnitzarbeiten

auch in kirchlichen Kunstarbeiten geleistet wurde, so beginnt doch erst mit der Gründung der betreffenden Fachschule besonders in Villach für die Holzindustrie eine bessere Zeit. Sie schafft derselben erst eine gesicherte Zukunft durch Bewahrung und Verwerthung der im Lande vorfindlichen und trefflichen Muster aller Stilarten, durch Übung jeder bekannten Technik, Wiederbelebung in Vergessenheit gerathener und Erfindung neuer Muster (in Villach Zinkintarsia in massivem Holze) und besonders durch Heranbildung zahlreicher, theoretisch gebildeter und praktisch geschulter Kräfte. Nunmehr werden im Lande, und zwar nicht blos in Klagenfurt und Villach, dem Hauptsitze der Holzindustrie, sondern auch in einzelnen kleineren Orten ganz vortreffliche Arbeiten geliefert.

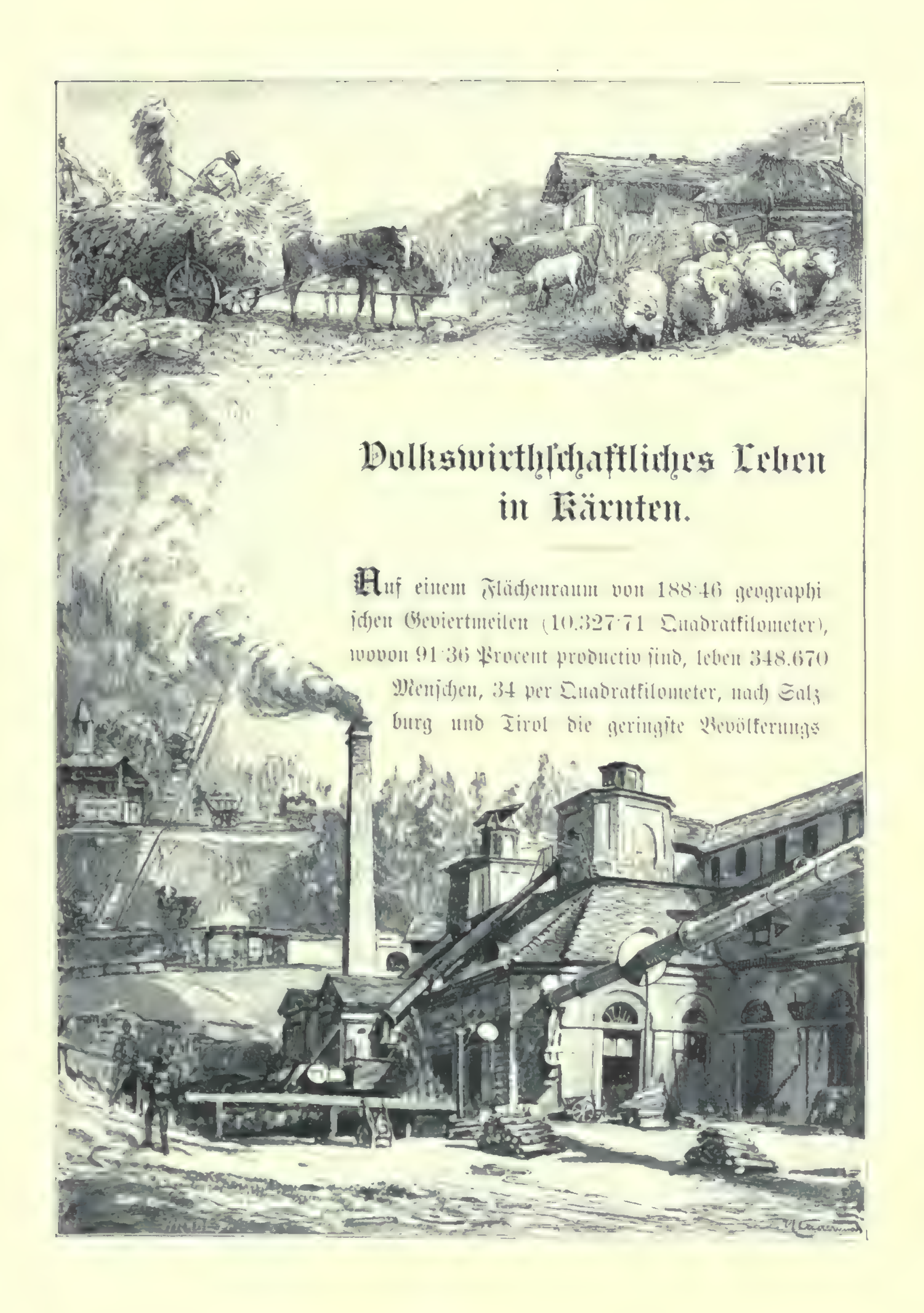
Aber auch an anderen Gewerben, welche den Kleinkünsten dienen, ist die Bewegung zu ihrer Reform und zur Läuterung des Geschmacks nicht spurlos vorübergegangen. Hier ist es die schöne Form, dort die passende Anbringung eines edlen Ornamentes, oder es ist die Anwendung der richtigen Technik oder überhaupt die harmonische Wirkung des Ganzen, was uns an diesem oder jenem Gegenstande einen wesentlichen Fortschritt in der künstlerischen Leistungsfähigkeit einzelner Gewerbe erkennen läßt. Sind diese Erscheinungen auch noch nicht in sehr großer Anzahl vorhanden, so zeigen sie doch, daß der ausgestreute Samen vielfach auf nicht unfruchtbaren Boden gefallen ist, und berechtigen für die Zukunft zu den erfreulichsten Hoffnungen.

Insbesondere befriedigt die Wandlung, die sich auf dem weiten Gebiete der weiblichen Kunstarbeiten, vor Allem auf dem der Stickerei durch die in verschiedener Weise von außen geübten wohlthätigen Einflüsse, sowie durch die befruchtende Thätigkeit gut geleiteter Arbeitsschulen bereits vollzogen hat und noch immer vollzieht. Immer mehr wird sich die Stickerin bewußt, daß die von ihr geübte, Herz und Sinn erfreuende schöne Kunst vor Allem decorativen Zwecken zu dienen hat, und lernt den der Art der Darstellungen entsprechend in der richtigen Technik ausgeführten ornamentalen Schmuck nach Ort und Ausmaß richtig zu vertheilen, wenn auch Verstöße gegen die obwaltenden Regeln noch immer allzuhäufig vorkommen. Doch abgesehen von diesen Mängeln ist der Fortschritt in dieser Kunst immerhin ein so allgemeiner und bedeutender, daß in jeder Art derselben mit Ausnahme der bisher ganz unbeachtet gebliebenen Applicationsstickerei nicht blos von Privaten, sondern auch von öffentlichen Firmen wirklich Schönes geschaffen worden ist. Gebührt der Preis der Schönheit auch der vornehmen Technik des Plattstichs und der Reliefstickerei, so zeigen doch auch die mit rothem und blauem Garn auf Leinwand meist in Kreuzstich ausgeführten Arbeiten vorwiegend guten Geschmack und scheint sich diese Übung in einzelnen Orten Oberkärntens auch zur Hausindustrie entwickeln zu wollen.

Die Technik in Legirungen liefert Hängeleuchter und manches andere Geräth zu profanem und kirchlichem Gebrauche von schöner Zeichnung, von sorgfältiger und reiner

Durchführung, ja auch auf dem Gebiete der hohen Kunst der Gold- und Silberschmiede werden nach geschmackvollen Original-Entwürfen schätzenswerthe Versuche in getriebener und ciselirter Arbeit gemacht, denen es nur an der nöthigen Aufmunterung durch entsprechende Bestellungen und Aussicht auf reiche Arbeitsfrüchte zu fehlen scheint, um sich auch an die Ausführung bedeutenderer Werke zu wagen. Selbst auf dem bisher vollkommen brachgelegenen Arbeitsfelde der Keramik beginnt es sich in einigen Orten zu regen. Auch haben städtische Firmen mit Benützung von farbiger Glasmasse, Butzenscheiben und Kathedralglas, in Blei gefaßte Verglasungen, hergestellt, welche durch Anordnung, Zeichnung und Harmonie der Farben von geläutertem Geschmacke zeugen.





Volkswirthschaftliches Leben in Kärnten.

Auf einem Flächenraum von 188·46 geographi schen Geviertmeilen (10.327·71 Quadratkilometer), wovon 91·36 Procent productiv sind, leben 348.670 Menschen, 34 per Quadratkilometer, nach Salz burg und Tirol die geringste Bevölkerungs

ziffer in der Monarchie. Hiervon ernährt die Land- und Forstwirthschaft 68·62 Procent, der Bergbau und die Hütte sammt der Industrie und den Gewerben 17·84 Procent, der Handel und der Verkehr 2·82 Procent; der Rest von 10·72 Procent vertheilt sich auf die übrigen Bevölkerungsclassen. Das volkswirthschaftliche Leben Kärntens gipfelt sonach in der Landwirthschaft, im Bergbau und dem damit verbundenen Hüttenwesen.

Ackerbau und Viehzucht.

Von der gesammten productiven Bodenfläche entfallen 15 Procent auf das Ackerland, 11·58 Procent auf Wiesen und Gärten, 5·67 Procent sind Hutweiden im Thale, 18·66 Procent Alpen, 48·42 Procent Waldungen und 0·67 Procent Seen, Sümpfe, Teiche u. s. w. Das Ackerland nimmt sonach kaum den sechsten Theil des Bodens, im Ganzen 141.549 Hektar ein, von welchem überdies mehr als ein Fünftel (22·24 Procent) zur Eggartenregion gehört und periodische Grasnutzung gewährt. Der durch das Verhältniß der Culturarten bewirkte und durch häufige Niederschläge noch vermehrte Futterreichthum und die ausgedehnte Alpenweide begünstigen eine bedeutende Viehhaltung und ist denn auch die Viehzucht als die wichtigste Einnahmequelle der heimischen Landwirthschaft zu bezeichnen.

Kärntens Boden gehört theils der Urgebirgs-, theils der Secundär- und Tertiärformation an; nur einige Thäler und Thalweitungen fallen in das Gebiet des Diluviums. Das Urgebirge, durch sanft gewölbte Kuppen und gewundenen Schichtenbau gekennzeichnet, ist reich an Quellen und wird von zahlreichen Wasseradern durchzogen; das Gestein verwittert leicht zu fruchtbarem Erdreich. Hierher gehören das Möll-, Lieser- und Katschthal, Millstatt, die sogenannte „Gegend" und die Ebene Reichenau, das Gurk- und Metnitzthal, das Görtschitzthal, das Lavantthal und die Nordseite des Drauthals. Die Südseite des Drauthals, das Gail- und Lessachthal, das Kanalthal, das Rosenthal, das Thal der Mies, der Vellach und das Seeland sind beherrscht vom südlichen Kalkalpenzug, dem Triasgebilde aus Kalk und Dolomit und vereinigen sich zu einem natürlichen Gebiete der Kalkalpen, während das Gebiet der Voralpen die Diluvialbildungen des Landes in sich begreift. Hierher gehört das Krappfeld, die Ebene von Klagenfurt, Völkermarkt, Bleiburg, Griffen, die Sohle des Rosenthals, der Villacher Boden und das Jaunthal. Es ist gekennzeichnet durch mächtige, oft zu Tage tretende Schottermassen, auf denen nur eine seichte Ackerkrume lagert, bestehend aus lehmigem Sande. Dieser warme durchlässige Boden steht in Bezug auf Fruchtbarkeit hinter den vorgenannten Bildungen weit zurück; die beträchtlichen Niederschlagsmengen des Sommers und die starke Thaubildung im Herbst wirken jedoch vortheilhaft ein und ermöglichen

auch hier eine reiche Futterproduction und ansehnliche Viehhaltung, zumal der Boden durchwegs kleefähig ist. Das Alluvium macht sich durch einzelne Torfmoore bemerkbar. Die flachen Thalsohlen sind reich an stauender Nässe und liefern häufig nur saueres Heu; doch sind es vornehmlich diese ausgedehnten Mooswiesen des Gail-, des Drau- und Glanthals, welchen Kärnten seine bedeutende Pferdezucht verdankt.

Außer dem Boden ist es das Klima, welches auf die Art und Weise des wirthschaftlichen Betriebes bestimmend einwirkt. Charakteristisch für Kärnten sind die bedeutenden Niederschlagsmengen, deren jährliche Durchschnittsziffer von 630 Millimeter im Krapffeld bis zu 1.995 Millimeter in Raibl wechselt und im Mittel des ganzen Landes mit 983·8 Millimeter, jener von Klagenfurt, angenommen werden kann. Da der größte Theil des Landes in der Region der Sommerregen gelegen ist, so fällt die höchste Temperatur mit den größten Niederschlagsmengen zusammen. Die mittlere Jahrestemperatur von Klagenfurt ist 7·57 Grad Celsius. Der heiße Sommer in der Thalsohle, der einem äußerst kalten Winter gegenübersteht, ermöglicht jedoch trotz dieses geringen Jahresmittels den Anbau des „Türken" und, in Verbindung mit den Sommerregen, das Reifwerden einer zweiten Frucht innerhalb der Vegetationsperiode. Demgemäß lassen sich bezüglich des Ackerlandes mehrere Vegetationsgebiete unterscheiden, und zwar ein Gebiet mit doppeltem Fruchtbau im Jahre, wo Haiden (Buchweizen) nach Roggen als Nachfrucht regelmäßig angebaut zu werden pflegt (58·11 Procent), ein Gebiet der einfachen Frucht (19·65 Procent) und das Gebiet der Wechseläcker (22·24 Procent). Dem excessiven Klima der Thalsohle steht das ausgeglichene Höhenklima der Bergabhänge gegenüber. Sonnige Lehnen erfreuen sich eines außerordentlich milden Winters und einer verhältnißmäßig hohen mittleren Jahreswärme. So kommt es, daß der Feldbau bis in bedeutende Höhen hinaufsteigt: Mais bis 979 Meter, Roggen bis 1.611 Meter, Gerste bis 1.645 Meter Seehöhe.

Die Fruchtfolge ist im Allgemeinen eine freie, sie bewegt sich aber doch in dem strengen Gefüge der Dreifelderwirthschaft. Die erntestatistischen Erhebungen haben die bemerkenswerthe Thatsache zu Tage gefördert, daß auf nahezu zwei Dritteln des ganzen Ackerlandes weißes Getreide, auf dem letzten Drittel Hackfrüchte, Klee, Feldfutter, Hülsenfrüchte und Handelsgewächse gebaut werden. Hauptfrucht ist der Roggen, welcher 28·63 Procent des gesammten Ackerlandes beherrscht; Hafer 18·4 Procent, Weizen 11·3 Procent, Klee 11 Procent, Gerste 7·3 Procent, Mais 5·9 Procent, Kartoffeln 5·2 Procent u. s. w. Für den Nachfruchtbau werden circa 16 Procent der gesammten Ackerarea benützt, und zwar für Haiden 9·4, für Stoppelrüben 4·5, für Kleesamen und Mengfutter 2·1 Procent. Die im Lande erzeugten Brotfrüchte decken mit Ausnahme von Weizen und Brauereigerste den heimischen Bedarf; Hafer, Bohnen, Kleesamen gelangen

in nicht unbedeutenden Mengen zur Ausfuhr. — Die Landwirthschaft liegt in Kärnten fast ausschließlich in den Händen der mittleren und kleinen Grundbesitzer, unter denen allerdings noch Höfler, Hubenbesitzer, als eigentliche „Bauern“, und Keuschler unterschieden werden. Nach der Robotaufhebung hatte das Land 10.319 Ganz- und 10.642 (3/4, 1/2 und 1/4) Theilhuben, ferner 13.100 Keuschen; diesen standen 360 ehemalige Dominien und 246 Pfründen gegenüber, — Besitzverhältnisse, welche sich seit jener Zeit durch Zusammenlegen von Besitzungen, durch Aufforstungen, endlich durch Umwandlung von Berghuben in „Halthuben“ nicht unwesentlich verändert haben. Eine einfache Bauernhube umfaßt, in meist glücklicher Vereinigung von Ackerland, Wiese, Wald und Weide, 25 bis 40 Hektar, und erfolgt die Bewirthschaftung vorwiegend mit Beihilfe von Dienstboten, deren rechtliches Verhältniß zu den Arbeitgebern durch eine Dienstbotenordnung geregelt ist.

Verhältnißmäßig schwer wirthschaftet der Thalbauer gegenüber dem Gebirgsbauer, den ein günstiges Geschick mit einer „Alpe“ bedacht hat. Diese ermöglicht es, alles Vieh bis auf einige Heimkühe und die Zugthiere den Sommer über aus dem Stalle zu bringen und die reiche Futterernte für den Winterbedarf aufzusparen. So erklärt sich, daß der Thalbauer trachtet, wenigstens sein Jungvieh auf eine, wenn auch noch so entfernte Alpe zu bringen, welche mit „Zinsvieh“ besetzt wird, selbst auf die Gefahr hin, daß dieselbe „übertrieben“ ist und die Thiere zuweilen Mangel leiden; weiß er doch, welch wohlthätigen Einfluß der Weidegang auf die Entwicklung der Thiere ausübt. Sind die Alpen der Urgebirgsformation futterreicher als jene der Kalkalpen, so gewähren doch auch diese wieder manche Vortheile: so beeinflußt das kalkhaltige Futter vortheilhaft die Knochenbildung und pflegen daselbst auch weniger Krankheiten unter dem Weidevieh aufzutreten. Am meisten gefürchtet ist neben dem Blutharnen der Rauschbrand, welchem die davon befallenen Thiere in wenigen Stunden erliegen. Als Vorbeugungsmittel dagegen werden in neuerer Zeit Impfungen mit Rauschbrandgift versucht. Es gibt einzelne ganz besonders hervorragende Alpengebiete im Lande, so die durch ihren Futterreichthum berühmten „Reichenauer Gärten“, in denen die Ochsen halbfett gemästet werden, das ausgedehnte Gebiet der Fladnitz zwischen dem Gurk- und Metnitzthal, die Kor- und Saualpe, die Gruppe der Gail- und Kanalthaler Alpen, in welchen einzelne fast ebene Thäler mit förmlichen Alphüttendörfern eingebettet sind. Hierher gehört auch das schöne Alpengut „Plecken“. — Ganz eigenthümlich ist der Wirthschaftsbetrieb in der Uggowitzer Alpe, die dem gleichen Gebiete angehört. Dieser von drei Bächen durchfurchte und von fünf Hochgipfeln bewachte Alpenkessel ist circa 4.000 Hektar groß, von Hütten, Stallungen und Heuschuppen bedeckt und liefert den fleißigen Bewohnern des Uggowitzer Dorfes, deren „Hausgärten“ zusammen 42 Hektar messen, das nöthige Futter für ihr Vieh.

Die Seehöhe der Alpe, im Mittel 1.400 Meter, die günstige Lage, der warme Mergelboden zeitigen rasch den Graswuchs. Mitte Juli befindet sich Alles, was Beine hat, bei der „Heuwerbung" auf der Alpe und das Dorf bleibt während sechs Wochen der Obhut des Pfarrers, des Lehrers, des Wirthes und einiger alten Leute überlassen. Im Winter wird das Heu auf kleinen leichten Handschlitten von den stämmigen Söhnen der Alpe zu Thal gebracht, welch harte Arbeit gefährlich genug ist, wie die „Marterln" beweisen, die der Ersteiger der Uggowitzer Alpe längs des steilen, an Abgründen sich hinziehenden Weges aufgerichtet findet. Eine ähnliche Heuwerbung findet sich auch im Gebiete der



Das „Schlapfzeug" Heuzieher.

Tauern, im Gebiete der Möll und der Lieser, wo einzelne hochgelegene und darum wasserarme Alpen als „Bergmähder" genutzt werden. Alle drei Jahre gibt der Wiesenboden eine Mahd. Noch feucht, wird das saftige Gras fest in Schober gesetzt, erhitzt sich darin und wird dann als braun gewordenes duftiges „Edelheu" im Winter mit dem „Schlapfzeug" zu Thal geschafft, wobei die weniger steilen Gehänge auch die Verwendung von Zugvieh gestatten. In der Regel dauert die Alpzeit von Mitte Juni bis zum 8. September circa 70 Tage, während die „Halthuben" reiche Vor- und Nachweide und auch eine Futterernte gewähren.

Die Größe des Viehstandes in Kärnten ist dadurch gekennzeichnet, daß auf je 1.000 Einwohner 773 Stück, auf 1 Hektar Ackerland 1·97 Stück Großvieh entfallen (in Böhmen 353, beziehungsweise 0·79 Stück) und daß sich der Gesammtwerth der

Viehzuchtproducte jährlich mit rund 11 Millionen Gulden beziffert. Zur Ausfuhr gelangen Producte im Werthe von 4 bis 5 Millionen Gulden.

Die Pferdezucht liefert zweierlei Material: das norische Lastenpferd und den Gestütschlag. Ersteres in ganz Oberkärnten, dem Gebiete der Tauern, dann der Kor- und Saualpe einheimisch, unterscheidet sich von dem eigentlichen „Pinzgauer" dadurch, daß es „gängiger" ist, eine Eigenschaft, die es der, wenn auch geringen Einmischung spanischen Blutes, den Pferdestämmen Sacromoso und Generale verdankt. In Unterkärnten wird der schwere Gestütschlag gezüchtet und liefert derselbe sogenannte Carossiers, vorzügliche Dienstpferde für Heer und Wirthschaft, und sind es namentlich diese letzteren, welche, vielfach nach Italien ausgeführt, daselbst den Ruf des „Kärntner Pferdes" begründeten. Aufgezüchtet werden im Lande verhältnißmäßig nur wenige Fohlen; die meisten und besten werden gelegentlich der Michaeli-Herbstmärkte von fremden Händlern angekauft und außer Landes geführt.

Die Rindviehzucht des Landes ist im Besitze zweier Racen. Die eine, das norische oder Lavantthaler Rind, charakterisirt durch lichtes Pigment, weiße bis semmelgelbe Haarfarbe und große Körperformen, beherrscht das Unterland, wogegen das Möllthaler Vieh in Oberkärnten gezüchtet wird und dermalen bereits nach Mittelkärnten vorgedrungen ist. Ersteres ist zweifellos bereits von den bajuvarischen Einwanderern nach Kärnten gebracht worden, gleicher Abstammung wie das Frankenvieh und gehört zur weit verbreiteten Familie des „mitteleuropäischen Blondviehes"; die Möllthaler dagegen sind erst in den letzten fünfzig Jahren aus dem einheimischen kleinen Gebirgsschlage von unausgeprägtem Typus durch Kreuzung mit Pinzgauern entstanden. Sie gehören zur Familie des alpinen Fleckviehes und zeichnen sich durch Genügsamkeit, Frühreife und Milchergiebigkeit aus, wogegen das norische Rind durch seine Körpergröße, Mastfähigkeit und durch die ausgezeichnete Qualität des Fleisches hervorragt.

Die Schafzucht findet ihre natürlichen Bedingungen in dem wasserarmen Gebiete der Kalkalpen und in den höheren Urgebirgslagen, dort, wo das Rindvieh nicht mehr aufsteigen mag. Hervorragend ist das Seeländer Schaf — ein Abkömmling des Bergamasker Alpenriesenschafes — durch seine Körpergröße und Fruchtbarkeit; das Gurkthal züchtet ein altes deutsches Landschaf, wogegen in den höchsten Lagen, am Fuße des Großglockner, das kleine, meist scheckige Steinschaf und in der Gegend von Raibl das dunkelbraune Flitscher Melkschaf weidet. Die großformigen Schläge finden oft erst nach langen Wanderungen ihre schließliche Verwerthung auf den Schafmärkten zu Paris.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Schweinezucht, da sie den größten Theil des heimischen Fleisch- und Fettbedarfes deckt und ihre Erzeugnisse einen Productionswerth von 4 Millionen Gulden jährlich darstellen. Gezüchtet wird vorwiegend

das kleine süddeutsche Landschwein, in Oberkärnten stellenweise mit romanischem Blute vermischt und in neuerer Zeit vielfach mit englischen Racen gekreuzt.

Zurückgegangen in der Bedeutung ist die Bienenzucht. Die Kärntner Biene (heute „Krainer Biene" genannt), bei den Imkern ganz besonders beliebt, fehlte früher in keinem Bauerngehöfte. Das Wandern mit den Bienenstöcken zu Anfang des Frühjahres in die Vorberge der Alpen, wenn die Erica carnea sie mit ihrem Blütenteppich bedeckt, mehr noch im Herbst, wo zur Zeit der Haidenblüte der Gebirgsbauer seine Bienen auf die Weide bringt, ist heute noch gang und gäbe. Bienenweide-Ordnungen bestehen noch aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia.

Von größerer volkswirthschaftlicher Bedeutung könnte mit Rücksicht auf die mannigfachen Fischwässer, an denen Kärnten so reich ist, die Fischzucht und Fischerei werden. Das schöne Alpenland besitzt 32 größere Seen mit einem Flächeninhalt von 6.342 Hektar, kleinere Seen und Teiche 284 Hektar und Flüsse und Bäche 3.583 Hektar, zusammen 10.209 Hektar Fischwasser. Von edlen Fischen nennen wir den Huchen in der Drau, Gurk, Lieser und Lavant, der zur Laichzeit meist gestochen wird und den Ostertisch versorgt, ferner die Bachforelle und die Äsche in den fließenden Gewässern. In den Seen steht obenan die Lachs- und die Seeforelle im Millstatter und Weißen See, der Waller insbesondere im Ossiacher und die Reinanke im Wörther See. Fällt die Lachsforelle dem Fischer in die Hände, wenn sie dem Ein- und Abflusse der Seen zueilt, um zu laichen, so ist der nämliche Naturtrieb die Veranlassung, daß die Reinanke die schützende Tiefe verläßt und, regelmäßig zur Weihnachtszeit, in seichteren Gewässern zur Höhe steigt. Da das Laichen meist bei Nacht erfolgt, so gilt es, den Fischzug in eisiger Kälte, oft bei —20 Grad Reaumur und in der Nacht vorzunehmen. Die mit Speise und Trank reichlich gelabten und nach Möglichkeit gegen die grimmige Kälte geschützten Fischer verlassen auf zwei mit Kienspänen beleuchteten Kähnen das Ufer, werfen das Schleppnetz, kreuzen die Enden und ziehen nach mehrstündiger Arbeit oft reiche Beute aus dem Wasser; bisweilen schlägt der Fischfang allerdings auch ganz fehl. Die sparsame Hausfrau, welche am nächsten Morgen um den zarten Weihnachtsfisch feilscht, hat selten eine Ahnung davon, mit welchen Aufregungen, Strapazen und Gefahren für die Gesundheit dessen Fang verbunden war.

Forstwirthschaft und Jagd.

Kärnten ist die am stärksten bewaldete Provinz des Reiches; von den 459.408 Hektar Waldland entfallen 2.710 Hektar auf Laub-, der Rest auf Nadelholz. Vorherrschend ist die Fichte mit 90 Procent der Bestockung, hierauf folgt die Tanne, Föhre und Lärche, horstweise, im Urgebirge leider stark ausgerodet, die Zirbe und eingesprengt die Rotheibe

und Schwarzföhre. Die Holzgrenze bezeichnen in der Tauernkette die Lärche und Zirbe, in dem Karavankengebiete die Lärche und die Krummholzkiefer, allgemein „Latsche“ genannt. Von Laubholz herrscht die Buche, ferner die Birke vor, eingesprengt finden sich Ahorn, Eiche und verschiedene andere Laubhölzer. Eine besondere Erwähnung verdienen die im Karavankengebiete noch bemerkbaren Reste von früheren Schwarzföhrenbeständen, ein Beweis, daß dieser Baum in den Karavanken früher eine größere Verbreitung hatte. Der eigentliche Pfleger der Zirbe ist der Tannenheher, welcher durch seine Gewohnheit, die Nüsse unter der Bodendecke aufzuspeichern, dieselben zur Keimung bringt. Auf diese Weise verjüngt sich in den meisten Fällen diese edle Holzart ohne Zuthun des Menschen.

Was die Bewirthschaftung der Forste betrifft, so stehen von der Gesammtfläche von 459.408 Hektar 170.320 Hektar in systematischem Betriebe, während der Rest von 289.088 Hektar in altgewohnter Weise bewirthschaftet wird.

Von den gewonnenen Forstproducten werden circa 20 Procent des Materiales als Nutzholz und 80 Procent als Brenn- und Kohlholz verwerthet. Beim Nutzholz gliedert sich die Verwendung in Säge-, Bau- und Schleifholz; letzteres ist nicht ohne Bedeutung. Der größte Theil des Nutzholzes kommt allerdings als Bau- und Sägeholz zur Verwendung. Von ersterem geht das daraus gewonnene Schnittmateriale hauptsächlich nach den italienischen Häfen, von letzteren der Haupttheil nach Ungarn. Die Bewirthschaftung erfolgt in den meisten Fällen im Kahlschlagbetrieb, bei kleineren Besitzobjecten jedoch nach den Regeln der Plenterwirthschaft, und erfolgt in ersterem Falle die Wiederverjüngung mittels Pflanzung, in letzterem Falle durch die natürliche Besamung.

Zur Ausbringung der Hölzer dient im Hochgebirge meistentheils die gewöhnliche Trockenriese, in seltenen Fällen die Wasserriese, theilweise wird getriftet, während in den Vorbergen und im Mittelgebirge die Ausbringung mittels Fuhrwerk erfolgt; die zahlreichen Wasserkräfte des Landes dienen der weiteren Beförderung und Verwerthung der Forstproducte.

Ungemein abwechselnd zeigt sich die Thierwelt des Waldlandes. Kärnten mit seinen 473 Jagdgebieten beherbergt von friedlichem Haarwilde in den Regionen des Mittel- und Hochgebirges den König der Wälder, den majestätischen Hirsch, zahlreiches Rehwild, ferner in den Hochlagen die Gemse, welch letztere Wildart stetig zunimmt. Der Bestand von Feldhasen ist nur von untergeordneter Bedeutung. Von Federwild finden wir den prächtigen Auer- und Spielhahn, in den Hochregionen das Stein- und Schneehuhn, in den sanfteren Gebirgszügen, besonders in den lauschigen, dunklen, wasserreichen Gräben das Haselhuhn und endlich in der Ebene das Rebhuhn. Zahlreiche Scharen von Wildenten und anderem Wassergeflügel beleben die reichlich vorhandenen Wasserbecken und Wasseradern und die seltensten Gäste nordischer und tropischer Heimat zeigen sich

zur Zugzeit im Gebiete des Kärntnerlandes. Von schädlichem Haarwild finden wir am verbreitetsten den Fuchs und die Marderarten; selten verirrt sich aus den kroatischen oder krainischen Nachbargebieten Isegrimm und noch seltener Meister Petz ins Kärntnerland; ebenso sind der Luchs und die Wildkatze schon große Seltenheiten geworden. Dagegen decimiren verwilderte Hauskatzen den Hühnerstand und vernichten manche Brut unserer gefiederten Sänger. Von schädlichem Flugwild sind vor allen die verschiedenen Adler- und Geierarten bemerkenswerth, von ersteren besonders der Stein- und Seeadler, von letzteren der graue Geier. Auch die verschiedenen Falkenarten und von den Nachtraubvögeln der Uhu kommen häufig vor. Endlich ist auch der Elstern, Krähen und Heher, sowie der Würgerarten nicht zu vergessen, welche so manches Singvogelnest zerstören und dem jungen unbeholfenen Lampe oft genug den Garaus machen.

Von den Jagdmethoden ist die allgemeinste in der Ebene und im Mittelgebirge die Brakade mit Hunden, im Hochgebirge die Treibjagd, die Pürsche, der Anstand und die Suche mit dem Vorstehhund. Wohl eine der interessantesten, aufregendsten und originellsten Jagden ist die Fuchsbrakade, bei welcher ein vorsichtiger und ruhiger Schütze in einem Triebe mehrere Füchse zur Strecke bringen kann. Als Beispiel sei das Ergebniß einer Fuchsbrakade im Reviere der Klagenfurter Jagdgesellschaft „Nurrenwald“ erwähnt. Es wurden im Jahre 1886 von 30 Schützen in drei Trieben nicht weniger als 14 Füchse zur Strecke gebracht.

Bergbau, Hütten, Fabriken und Verkehr.

Der Boden Kärntens gehört im centralen nördlichen Theile vornehmlich den Urschiefern der Primärformation an, dagegen ist die südliche Nebenzone hauptsächlich aus den Kalken der Trias- und rhätischen Formation aufgebaut. In beiden Gebieten treten Glieder der Steinkohlenformation auf. Im Allgemeinen scheidet die Drau die zu hohen Gebirgszügen gefalteten Urschiefer des Nordens von den Kalken des Südens und durchbricht nur dort das Urgebirge, wo sie die westöstliche Richtung verläßt, wie dies auf der Strecke Lind-Paternion und Schwabegg-Unterdrauburg der Fall ist. Wo im Gebiete der südlichen Kalkalpen Aufbrüche von Urschiefer getroffen werden, wie zum Theil im Gailthal oder, in Gesellschaft von Granit und Tonalitgneiß, in Ebriach, Schwarzenbach, da werden sie von den Schiefern und Kalken der Silur- und Steinkohlenformation überlagert, hinter welchen sich dann die Glieder der Triasformation erheben. Zwischen der Ursula und dem Obir lehnt sich ein ununterbrochener Streifen des unteren Jura an den Nordfuß der Karavanken, durch seine braunrothen Encriniten-Marmore erkenntlich. Die Kreideformation ist im Krapffeld und im Görtschitzthal am meisten entwickelt. Größere Ausdehnung hat die Tertiär- und Quartärformation in Kärntens Hauptthälern, welche

einerseits die brauchbaren Brennstoffe Braunkohle und Torf, anderseits wieder den Hochgebirgsschotter und das Terrassendiluvium enthält. Dieselben ragen allenthalben hoch in die Berghänge hinauf und sind Zeugen der weitverzweigten Vergletscherung unseres prächtigen Alpenlandes während der Eiszeit. Heute sind nur die höchsten Zinnen der Tauern in der Glockner-, Hochnarr- und Ankogelgruppe „verkeest". Die Gletscher sind im Rückzuge begriffen. Der größte und schönste von ihnen ist der Pasterzengletscher (9·4 Kilometer lang).

Von plutonischen Bildungen finden sich in Kärnten Granit, Syenit, Serpentin, Diorit, Eklogit, grauer und rother Porphyrit, Dolerit und Basalt. Den Gebieten dieser gehören mit wenigen Ausnahmen die bisher bekannteren Mineralquellen des Landes an: die Kärntner Römerquelle, ein alkalischer Säuerling bei Köttelach, die Carinthia-Quelle, ein alkalisch-muriatischer Säuerling bei Kappel, in dessen Nähe auch der Eisensäuerling von Vellach und der Natronsäuerling von Ebriach liegen. Ein Säuerling dieser Art findet sich überdies am Ostabhang der Saualpe zu Preblau und werden seine Producte schon lange, wie in neuer Zeit auch jene der Römer- und Carinthia-Quelle, in größeren Mengen versendet. Mit Bädern sind die Vellacher Quelle, die warme Quelle bei Villach und die Schwefelquelle bei Lußnitz verbunden.

In dem Schichtencomplexe der früher genannten Felsarten finden sich viele nutzbare Mineralien, darunter Kupfererze, als Fahlerz in Neu-Finkenstein und Schwabegg, als Kies am Lamprechtsberg und in Fragant, Quecksilbererze im Buchholzgraben bei Paternion und in der Kotschna bei Vellach, Manganerze am Kock bei Uggowitz, endlich auch Graphit am Klamberg. Die Bergbauten auf diese Mineralien stehen jedoch nur in schwachem, häufig unterbrochenen Betrieb. Sie weisen insgesammt kein hohes Alter auf.

Im Quellgebiete der Möll, der Lieser und der oberen Drau deuten viele offene und verfallene Stollen, Halden und Ruinen von Grubenhäusern, Poch- und Schmelzwerken auf den ausgedehnten Goldbergbau hin, welcher vormals die Thäler und Höhen der hohen Tauern belebte. Der Bergbau bewegte sich da vornehmlich in der Nähe des Kammes und an den südlichen Abfällen der hohen Tauern mitten in der Gletscherwelt bis über 2.800 Meter Seehöhe und verfolgte die zahlreichen Gänge, welche im nordsüdlichen Streichen aus dem Salzburgischen nach Kärnten herübersetzen. Von den Tauriskern begonnen, von den Römern fortgesetzt, gelangte der Goldbergbau erst im Mittelalter wieder in lebhaften Betrieb und gewann im XV. und XVI. Jahrhundert seinen höchsten Aufschwung. Die infolge der Entdeckung von Amerika eingetretene allmälige Werthveränderung der Edelmetalle, die für tiefere Einbaue im quarzreichen Gestein unzulängliche Bergbautechnik und die religiösen Wirren mit ihren Folgeübeln im XVII. Jahrhundert bewirkten den Verfall der Gruben. Der noch im vorigen Jahrhundert fortgesetzte, zuletzt

im Jahre 1765 vom Ärar übernommene Bergbau auf der Goldzeche wurde von diesem 1794 verlassen. Nicht besser ging es mit den in den letzten Jahrzehnten angestellten Versuchen, den Goldbergbau wieder aufzunehmen. Die am Seebichel 2.464 Meter über dem Meere neu erbaute Aufbereitungsstätte wurde in der Nacht vom 3. auf 4. März 1876 durch eine Lawine zerstört. In demselben guten Rufe und Ertrage wie die Goldgruben in den Centralalpen stand im XVI. Jahrhundert der Klieninger Gold- und Silberbergbau nächst St. Leonhard am Ostgehänge der Saualpe. Von sehr hohem Alter sind auch die Goldseifen im Diluvialschotter von Tragin bei Paternion, deren Abbau in den letzten Jahrzehnten, indeß mit nur geringem Erfolge, wieder aufgenommen wurde. Es bleibt der Zukunft anheimgestellt, den Edelmetall-Bergbau in den Centralalpen mit den vervollkommneten Mitteln der Neuzeit wieder zu beleben und den einst so begünstigten Gegenden des Möll- und oberen Drauthals die Segnungen der Bergbauindustrie wiederzugeben.

Während sich im Mittelalter die Blüte der Montanindustrie Kärntens in seinem Goldbergbau darstellte und dieser den Gegenden des lebhaftesten Betriebes eine so große Bedeutung verlieh, daß das damalige Oberbergmeisteramt für Steiermark und Kärnten in Ober-Vellach seinen Sitz hatte, gelangte in der Folge die Eisen- und Blei-Industrie zu einer immer größeren Entwicklung und wirthschaftlichen Wichtigkeit. Die Schätze von Bleierz sind in dem Triaskalke der Gailthaler Alpen und Karavanken in der Nähe der sie überlagernden Raibler Schiefer („Hauptschiefer" vom Bergmann genannt) eingeschlossen. Diese Lagerstätten sind schon frühzeitig aufgesucht und bergmännisch ausgebeutet worden. Der erzführende Kalkzug, 170 Kilometer lang, ist von Westen gegen Osten durch die namhaften Gebirgshöhen: Jauken, Madschidlalpe, Altenberg, Kovesnock, Bleiberger Erzberg, Singerberg, Obir, Petzen und Ursula markirt. Weiter gegen Süden schiebt sich bei Raibl der durch seine Blei- und Zinkerze berühmte Königsberg ein. Die neuesten Funde in Frögg und Gurina, sowie geschichtliche Überlieferungen deuten auf ein sehr hohes Alter des Bleibergbaues, insbesondere jenes auf der Jauken und in Bleiberg. Die allem Anscheine nach schon vor der Römerzeit betriebenen Bleigruben mögen in der Zeit der Völkerwanderung ganz verödet gewesen sein, bis sie im Mittelalter in wachsende Aufnahme gelangten, da viel Blei bei romanischen und gothischen Bauten als Fensterblei, als Dachdeckmateriale und nach Erfindung des Schießpulvers für die Kriegführung begehrt und besonders in Venedig und Genua auch zur Farbenerzeugung verwendet wurde. 1006 kam Bleiberg unter die Herrschaft des Bisthums Bamberg und erhielt 1550 die Bamberger Bergordnung, zu einer Zeit, als Villacher Kaufleute einen lebhaften Bleihandel nach Venedig, Genua, Deutschland, Ungarn und der Türkei unterhielten. Wenn auch in der Folge die Gegenreformation manche Bergarbeiter zur Auswanderung veranlaßte, so

wurde der Bleibergbaubetrieb doch hierdurch bei weitem nicht so geschädigt wie der Goldbergbau. Im Jahre 1749 begann das Ärar sich an dem Bergbau zu betheiligen und unter der hohen Schutzfrau des Bergwesens, der Kaiserin Maria Theresia, kam neues Leben in den Betrieb, — ein Umschwung zum Günstigeren, welcher auch unter den Nachfolgern der großen Kaiserin andauerte. Geradezu epochemachend für die Zukunft des Bleiberger Bergbaues war die Anlage des Kaiser Leopold-Erbstollens im Jahre 1795. Als im Jahre 1868 der ärarische Antheil an die Bleiberger Bergwerksunion verkauft wurde, mußten im Interesse eines ökonomischen Bergbaubetriebes namhafte Bauten ausgeführt werden, welche dem Unternehmen den schweren Kampf gegen das bald eintretende Sinken der Bleipreise ermöglichten. Der Kaiser Leopold-Erbstollen wurde bisher auf eine Länge von 4·9 Kilometer fortgeführt, der Rudolf-Schacht abgeteuft und so auch das östliche Bleierzrevier in der Erbstollensohle aufgeschlossen.

Das Alter des Raibler Bleibergbaues ist nicht genau zu bestimmen, wohl aber werden die Bleigruben des Mieß- und Jaunthals schon im XII. und XIII. Jahrhundert genannt. Die vielen Pingen auf der Petzen, die alten Bleischlacken bei Feistritz weisen auf bedeutenden Bleibergbau in alter Zeit hin, von welchem auch das nahe Bleiburg seinen Namen hat. Heute ist der bedeutendste und lohnendste Bleibergbau Unterkärntens in Mies. Auch in der Schäffler- und Grafensteiner Alpe am Obir werden Bleierze gewonnen und aufbereitet, um in Eisenkappel verhüttet zu werden. Am Singerberg wird der Bleibergbau Windisch-Bleiberg betrieben.

Wie für das Eisen der Hüttenberger Erzberg, so ist für das Blei der Bleiberger Erzberg der eigentliche Mittelpunkt des kärntnischen Bleierzvorkommens. Im östlichen Reviere (Bleiberg) ist die Erzausfüllung lagergangartig in Gangspalten, Kreuzklüften, und Schichtungsflächen vertheilt und wechselt in der Mächtigkeit von 0·1 bis 0·5 Meter. Im westlichen Reviere und Kreuth sind es ganz unregelmäßige Hohlräume, welche nach bestimmten Schichten verlaufen, bisweilen aber auch „überspringen“; sie haben die Form von Wülsten und Gnoden in der Größe von 50 bis 100 Quadratmeter. Die Lagerstätten fallen sehr steil nach Südost ein. Zwischen dem Ost- und Westrevier existirt eine Verwerfungsspalte, hinter welcher die Lagerung um 30 Grad gehoben und gedreht erscheint. Der stollenmäßige Einbau in dem höheren Horizont ist längst in den schachtmäßigen unter der Thalsohle übergegangen und wurde in Kreuth bereits die namhafte Tiefe von nahezu 400 Meter erreicht. Das Gebirge ist sehr „standhaft“ und macht den Abbau mit geringem Holzverbrauche möglich. Die Förderung und Wasserhaltung besorgen Wassersäulenmaschinen, Wassertonnenaufzüge, Turbinen und subsidiär Dampfmotoren. Das geförderte Erz wird durch Handscheidung, Siebsetzen und mittels Maschinen auf einen Bleigehalt von 70 Procent angereichert und dann in den Bleiberger Flammöfen



Der Bleiberger Erzberg von Osten.



Der amerikanische Schmelzofen in Kreuth.

oder in Rosi-'schen Gebläseherden verhüttet. Erstere sind in der Anlage wohlfeil, weil sie kein Gebläse brauchen, arbeiten mit sehr geringen Rückständen, bedingen aber kieselfreie Erze und bringen wenig auf, dagegen die letzteren wenig Brennstoff benöthigen und sehr viel aufbringen, wohl aber mehr Bleiverlust haben. In ganz Kärnten sind dermalen von Bleibergbauunternehmungen 11 im Betriebe, welche im Jahre 1887 mit 2.267 Arbeitern 77.080 Metercentner Bleischlich im Werthe von 713.777 Gulden erzeugten. Von den 17 bestehenden Bleischmelzwerken arbeiteten 8 und producirten 54.950 Metercentner Reinblei im Werthe von 851.956 Gulden. Die Production **Kärntens beträgt 58 Procent der ganzen Bleierzeugung Österreichs.**

Als Nebenproduct der Bleierzgewinnung und Aufbereitung kommt insbesondere in Raibl und Bleiberg das Zinkerz (Galmei und Blende) in Betracht. Die Jahresproduction erreichte 1887 die Höhe von 85.421 Metercentnern im Werthe von 122.350 Gulden. Die Erze werden jedoch außerhalb Kärntens in Cilli, Sagor und

Ivaneč verhüttet. Das beim Schlemmprocesse in Bleiberg gewonnene Blendemehl wird als Zinkgrau und der sogenannte Mott in Raibl als Ocker an Farbenfabriken abgesetzt. Das gänzliche Fehlen von Arsen und Phosphor, die verschwindenden Mengen von Silber und Antimon im Kärntner, insbesondere im Bleiberger Blei bewirken seine ausgezeichnete Qualität. Dasselbe hat eine vortreffliche Eignung für sehr reine, feine Bleifarben und dienen der Erzeugung der letzteren vier Bleiweißfabriken, darunter die im Jahre 1759 in Klagenfurt und die später in Wolfsberg errichteten Fabriken altbewährten Rufes, eine kleinere Fabrik in St. Veit und eine zweite größere in Klagenfurt.

Zwei Fabriken, die eine bei Klagenfurt, die andere bei Villach, verarbeiten Blei zu Glätte und Mennig. Zur Bleiwaarenerzeugung dienen drei Schrotthürme in Gurlitsch, Gailitz und Föderaun und eine Bleicompressionswaaren-Fabrik in St. Martin bei Villach.

Der Gebirgszug, welcher als Fortsetzung der hohen Tauern aus dem Gebiete der Lieser ostwärts läuft und schließlich als Sau- und Koralpe gegen Süden abbiegt, enthält quarzreiche mit Glimmerschiefer wechsellagernde Gneiße mit Amphibolit, Eklogit, Turmalinfels, Urkalk und Phyllite in concordanter Schichtenfolge. In diesem Urkalke nun sind jene altberühmten Spatheisenstein-, Brauneisenstein- und Eisenglanzlager eingeschlossen, welche seit langer Zeit (in der Krems, bei Friesach, Waitschach, Hüttenberg, Heft, Lölling, Wölch, Loben, Waldenstein) ausgebeutet werden. Das Hauptlager dieser Eisenerze liegt im Hüttenberger Erzberg, einem westlichen Ausläufer der Saualpe, von Alters her „die Haupteisenwurzen" genannt. Hier finden sich in fünf Lagern von krystallinischem Kalk, welche Glimmerschiefer trennt, sechs langgestreckte Spatheisensteinlinsen in der veränderlichen Mächtigkeit von 2 bis 95 Meter eingeschlossen, welche gleich dem Nebengestein unter 43 Grad nach Südwest einfallen. Die Erze sind an der Nord-, Süd- und Westseite des Berges stollenmäßig aufgeschlossen und werden durch Querbau mit Versatz abgebaut. Von der Erzberghöhe werden sie auf selbstlaufenden Hunden über Horizontal- und schiefe Bahnen in der Länge von 43 Kilometern nördlich zur Hochofen- und Bessemeranlage in Heft, südlich zur Hochofenanlage in Lölling und westlich auf den Bahnhof Hüttenberg gefördert, wo sie nach Prevali verladen werden. Durch die Erzschwere werden wieder die Bergwerksmaterialien auf den Erzberg gehoben. Die bei den Bremsmaschinen übliche Lufthemmung fand hier 1848 ihre erste Nutzanwendung beim Bergbaubetriebe.

Von den neun kärntnischen Eisenstein-Bergbauunternehmungen ist heute nur eine, jene auf dem Hüttenberger Erzberge, in factischem Betriebe und förderten daselbst (im Jahre 1887) 547 Arbeiter 750.464 Metercentner Erze im Productionswerthe von 300.185 Gulden zu Tage. Alle übrigen Grubenbaue des genannten Eisenerzzuges sind

eingestellt und in Fristung. Verfolgen wir den Hüttenproceß, so sehen wir das Roherz zuerst in die Rostöfen wandern; dann wird es in Lagen von Holzkohle, in Prevali auch mit Coaks- und geringem Kalkzusatz in den Eisenhochöfen unter Zufuhr hocherhitzter und



Der „Knappenberg" die Westseite des Huttenberger Erzberges.

gepreßter Gebläseluft geschmolzen. Das Roheisen läuft in Heft und Prevali unmittelbar vom Abstich flüssig in die Bessemerretorte, wo es unter Einwirkung von comprimirter Gebläseluft durch Verbrennung des in ihm enthaltenen Kohlenstoffes raffinirt und direct in Flußstahl oder Flußeisen umgewandelt wird. In den übrigen Hochöfen, z. B. in Lölling, werden Flossen oder Stritzel geformt, die gleich den Hefter Bessemerblöcken in die

Raffinirwerke, zum Theil auch außer Landes wandern. Von 18 Eisenhochöfen waren 1887 nur 8, davon 5 unmittelbar am Fuße des Erzberges, im Betriebe; aus 705.316 Metercentnern Rösterz wurden bei einem Kohlenverbrauche von 208.659 Kubikmeter und 52.131 Metercentnern Coaks 390.433 Metercentner Roheisen im Werthe von 1,676.854 Gulden erzeugt. An Bessemermetall betrug die Jahresproduction in Heft und Prevali 230,679 Metercentner mit dem Verfeinerungswerthe von 622.673 Gulden.

Dem Fortschritt der Eisenhüttentechnik ist es gelungen, daß jetzt das Ausbringen und Aufbringen von Eisen und Stahl ein sehr hohes und der Brennstoffaufwand ein geringer genannt werden muß, wenn man das heutige Verfahren mit jenem der Vorzeit vergleicht. Die keltischen Noriker machten ihr Eisen in Erdgruben, deren Einrichtung noch in Überresten am Hüttenberger Erzberg zu sehen ist; die Römer, welche das norische Eisen besonders hoch schätzten, gingen zu Schachtöfen über; an die Stelle der Hand- und Tretgebläse kamen in der Folge Wasserradgebläse und entwickelte sich der Stuckofenbetrieb, der sich bis in das vorige Jahrhundert erhalten hat. Im Mittelalter kam der Hüttenberger Erzberg in den Besitz des Hochstiftes Salzburg. Der Bergbaubetrieb war 1567 unter die Ferdinandeische, von 1759 bis 1854 unter die Theresianische Bergordnung gestellt. 1570 wurde zuerst in Urtl zum continuirlichen Floßofenbetrieb übergegangen und von da an entwickelte sich immer mehr der Hochofenbetrieb, welcher das Aufgehen der kleinen Unternehmungen in wenige größere, zuletzt in vier große zur Folge hatte. Aber auch diese traten 1869 zu der Hüttenberger Eisenwerksgesellschaft zusammen, welche 1881 wieder in der noch größeren Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft aufging.

Ein Überblick der gesammten Kärntner Bergbauindustrie im Jahre 1887 zeigt uns, daß von 70 Bergbauunternehmungen auf 5.422 Hektar belehnter Fläche nur 24 im Betriebe waren und von 29 Hüttenwerken nur 13 ununterbrochen rauchten. 4.269 Arbeiter nebst einer Maschinenkraft von 2.900 Pferden und 103 Kilometer Förderbahnen dienten dem Bergbau- und Hüttenbetriebe. Der Werth der gesammten Production betrug infolge der stark gesunkenen Metallpreise und der namhaft verminderten Roheisenerzeugung nur 3,264.153 Gulden, das ist die Hälfte desjenigen im Jahre 1883 und war um $1^1/_5$ Million unter dem Durchschnitt der vorausgegangenen zehn Jahre. Die tiefgehende Einwirkung dieser Krise auf den Wohlstand der Bevölkerung liegt klar zu Tage. Nur die größte Thatkraft und das patriotische Zusammenwirken aller Betheiligten wird den schweren Concurrenzkampf mit Erfolg überstehen lassen.

Während bei der Verarbeitung von Blei zu den üblichen Bleifabrikaten im letzten Jahrhundert nur geringe und keineswegs umwälzende Veränderungen vor sich gingen, war dies bei der Gewinnung und Überführung von Eisen in Handelswaare allerdings in hohem Maße der Fall. Als die Eisenindustrie nur auf Holzkohle als Brennstoff angewiesen,

der Eisenschmelzproceß durch die Hochöfen vom Frischproceß getrennt war und dieser auf eigenen Frischherden vorgenommen wurde, war die Entwicklung der Eisenverfeinerungsindustrie eine für das ganze Land höchst wohlthätige. Der Reichthum des Landes an Forsten und an Wasserkräften ließ in den Thälern Hammerwerke entstehen, welche Stabeisen aller Art und Stahl erzeugten und zu Blech, Draht, Nägeln, Pfannen und Sensen verarbeiteten. Noch in den Dreißiger-Jahren bestanden in 15 Thälern des Landes 106 Hammerwerke mit 292 Zerrenfeuern. Die Verbreitung der Dampfmaschinen, Eisenbahnen, eisernen Schiffe u. s. f. gab den Anstoß zu einem wachsenden Begehr nach Eisen, dem die Holzkohlen-Eisenindustrie mit der Herdfrischerei nicht mehr genügen konnte. Schon im Jahre 1832 entstand in Kärnten das erste Puddelwerk an der Stelle, wo sich heute die erste Cellulosefabrik befindet, anfangs mit Holz- dann aber in Prevali seit 1835 mit Braunkohle betrieben. Das war die Zeit, wo Braunkohlen und Torf bei uns Werth erlangten und für die Anlage von größeren Eisenwerken maßgebend wurden. Durch die Heranziehung dieser Brennmaterialien zur Eisenproduction wurde die von den Hammerwerken bisher verwendete Holzkohle zu einem großen Theile für die vermehrte Roheisengewinnung verfügbar. Infolge der weiteren Ausbildung des Puddelprocesses und seiner Anwendung auf die Stahlgewinnung, besonders aber infolge der durch den Bessemer- und den Martin-Proceß wesentlich veränderten Darstellungsweisen von Stahl und Eisen konnten sich in den folgenden drei Jahrzehnten von den älteren mit Herden und zum Theil mit Holzflammöfen betriebenen Frischereien nur diejenigen behaupten, deren Bezug von wohlfeiler Holzkohle durch eigenen Forstbesitz oder „gewidmete" Waldungen gesichert war und welche sich nicht, wie bis dahin, auf die Gewinnung von Eisen für den Markt, sondern auf die Verarbeitung desselben zu Draht und Drahtstiften warfen. Auf diese Art verschob sich das ursprüngliche Bild der Vertheilung der Eisen- und Stahlbereitungswerke im Lande. Die zahlreichen Hammerwerke in Oberkärnten, im nördlichen und nordöstlichen Gebiete Kärntens, bei Kappel und Freibach gingen ein.

Der vermehrte Brennstoffbedarf für die Stahl- und Eisenverfeinerung, für Gewerbe und Industrie führte zur Ausbeutung der Braunkohlen- und Torflager. Heute besteht der Bergbau am Sonnberg bei Guttaring, wo einige Glanzkohlenflötze im Eocän eingeschlossen sind. Im Jahre 1887 wurden da 8.610 Metercentner Kohle gefördert. Größere Ausdehnung hat die Braunkohle der Neogenformation. Eine langgestreckte Mulde, meist lignitführend, streicht im Lavantthal von Reichenfels nach Wiesenau, Wolfsberg, Dachberg bis gegen Lavamünd im Draüthal mit kurzer Ausbuchtung gegen das Granitzthal. Durch Einbaue sind in Wiesenau drei Flötze, das unterste bis fünf Meter mächtig, und am Rothkogel bei St. Stefan ein drei Meter mächtiges Flötz aufgeschlossen worden. Der erstere Bergbau lieferte im letzten Jahre 221.213 Metercentner, der letztere

46.006 Metercentner. Das zweite Neogenbecken durchzieht das südliche Kärnten von West nach Ost, aus der Gegend von Hermagor über Feistritz, Latschach, Penken, Keutschach, Möchling, Stein, St. Philippen, Liescha bis Siele in Windischgraz. Dasselbe läßt zwei Altersstufen erkennen. Die untere führt brauchbare Glanzkohle. Das zwei bis sechs Meter mächtige, 15 bis 18 Grad südlich fallende Braunkohlenflötz in Liescha lieferte für das Eisenwerk Prevali im letzten Jahre 378.213 Metercentner und die beiden Gruben in Hom und Loibach 70.201 Metercentner für das Stahlwerk Streiteben und die Brauerei in Sorgendorf. In der mächtigsten Ablagerung der oberen Altersstufe ist ein jüngerer Lignit bei Penken und in Turia mit zwei durch ein sechs Meter mächtiges Thonmittel getrennten Flötzen aufgeschlossen worden, das eine ein bis drei Meter, das andere drei bis neun Meter mächtig. Diese Lignite warten auf eine entsprechende Verwendung, denn die Production des letzteren Jahres betrug nur 568 Metercentner. Derselben Altersstufe gehört auch der weit weniger mächtige Lignit von Feistritz an der Gail an, von dem 1887 7.610 Metercentner gewonnen wurden. Alle diese Braunkohlenflötze sind von theilweise recht werthvollen Thonlagern begleitet, wie der von den Töpfern im ganzen Lande gebrauchte Thon von Dachberg, der Thon aus den Gegenden der Lignite von Feistritz im Gailthal, die gut ausgelaugten, auch feuerfesten Thone von Penken, Rosegg und Liescha.

Von 19 bestehenden Unternehmungen auf Kohle sind dermalen 8 im Betriebe, welche mit 799 Arbeitern und Arbeiterinnen 732.836 Metercentner Braunkohle mit einem Productionswerthe von 309.772 Gulden fördern. Auf einen Arbeiter entfallen jährlich 917 Metercentner Kohle im Werthe von 388 Gulden.

Die Torfmoore Kärntens bergen einen Schatz, der weit mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihm bisher entgegengebracht wurde. Sie haben sich aus Seen und Teichen gebildet, deren ungenügender Wasserabfluß die Torfvegetation begünstigte, so zwar, daß durch die Wucherung von unten nach oben und vom Rande gegen die Mitte schließlich das Becken ausgefüllt wurde. Kärnten hat zwei Gruppen von Torflagern, von welchen die tiefer gelegene (440 bis 470 Meter) zwischen Goritschach, Trixen, Teinach, Thon, — die höher gelegene (550 bis 560 Meter) bei Ossiach, Moosburg und Keutschach sich befindet. Die mittlere Torfmächtigkeit ist drei bis vier Meter, steigt aber bis acht Meter. Die Eisenwerke Buchscheiden und Freudenberg verwenden Torf. Der bei weitem größte Theil der Torffelder harrt aber noch der entsprechenden Verwerthung.

Die Frischeisenerzeugung beschränkt sich gegenwärtig auf das seit 1854 mit Torf betriebene Puddelwerk Freudenberg an der Gurk, welches für Lippitzbach bei Bleiburg, das seit 1794 bestehende älteste Blechwalzwerk, vorarbeitet, und auf die mit der Drahtfabrication verbundenen Werke des Rosenthales. Nur ausnahmsweise findet sie noch in Prevali statt. Flußeisen und Flußstahl der Bessemerhütten Heft und Prevali



verdrängten immer mehr das Frischeisen, daher die beiden Raffinirwerke Prevali und Buchscheiden wesentlich nur mehr die ersteren produciren. Aller übrige Stahl wird im Stahlwerk Mieß und Streiteben im Mießthal erzeugt, so zwar, daß das Mießthal und das Rosenthal die Hauptsitze der Eisen- und Stahlfabrication sind. Dort befinden sich 1. das Raffinirwerk Prevali. Es arbeitet gegenwärtig mit Maschinen von 4.092 Pferdekräften und 476 Arbeitern und erzeugt 70.072 Metercentner Stahl- und Eisenwaare und 4.470 Metercentner Hart- und Weichwalzen nebst anderer Gußwaare.

Eisendraht- und Stiftenfabrik Feistritz im Rosenthal mit Interieur.

Sowie 1869 in Prevali der erste Coakshochofen in den Alpenländern und 1877 eine große Bessemeranlage mit 2 Converters entstand, so wurde 1885 — ein weiterer Fortschritt — ein großes Reversirwalzwerk zur Erzeugung von schweren Blechen und Grobstreckwaaren unmittelbar zur Bessemerhütte gestellt, um die bedeutende Ingotswärme auszunützen, was eine große Brennstoffersparung zur Folge hatte. 2. Das Stahlwerk Streiteben-Mieß erzeugte im letzten Jahre mit Maschinen von 355 Pferdekräften und 252 Arbeitern aus 37.723 Metercentner Roheisen und Ingotsabfällen verschiedene Sorten von Kisten-, Schweiß- und Raffinirstahl, Guß- und Flußstahl im Belaufe von 28.591 Metercentner, welche hauptsächlich an die größeren Sensenwerke und in den Orient gingen. Im Rosenthal befinden sich die erste und größte Draht- und Stiftenfabrik Feistritz mit 703 Drahtzugtrommeln und 45 Stiften- und Nägelmaschinen, ferner die zusammengehörigen Werke Waidisch-Ferlach-Unterloibl mit 400 Drahtzugtrommeln und 41 Stiften- und Nägelmaschinen, endlich die seit mehr als zwei Jahrhunderten bestehende Gewehr-Erzeugung in Ferlach, welche mehr gewerbe- als fabriksmäßig von 130 in eine Genossenschaft vereinigten Gewerbeleuten betrieben wird und mit der Erzeugung einiger Gewehrbestandtheile der Hausindustrie angehört.

In stetem Betriebe erhielten sich die sieben Sensenwerke des Landes, und zwar drei davon an der Tiebl bei Himmelberg, eines nahe der Gurk bei Klein-Glödnitz und die zwei größten bei Wolfsberg. Von den Zeughammerwerken besteht noch eines bei Feldkirchen und eines bei Malborghet, von den Pfannenhammerwerken je eines bei Himmelberg und bei Tarvis. Das Hammerwerk in Seebach bei Villach wurde in eine Metallwaarenfabrik umgestaltet, welche schöne Blechgeschirre, verzinnt und emaillirt, erzeugt und auch exportirt. Unter den Eisengewerben hat sich besonders die Schlosserei in Klagenfurt, Villach und Wolfsberg in erfreulicher Weise gehoben. Maschinen erzeugen die zwei Maschinenfabriken in Klagenfurt und Villach. Erstere arbeitet mit 200 Arbeitern und liefert auch Dampfkessel. Für Wagenfedern besteht eine Fabrik in Wolfsberg und für Drahtseile eine zu Bleiberg-Kreuth.

Viele der durch das Eingehen von Hammerwerken verfügbar gewordenen Wasserkräfte fanden seither eine neue, für das Land sehr ersprießliche Verwendung durch die Anlage von mehreren Kunstmühlen, 5 Cementfabriken, einer Falzziegelfabrik, ferner von Werken für die Verarbeitung von Holz, als: 1 Parquetenfabrik bei Villach, 14 Holzstoffabriken mit 56 Schleifapparaten, welche für 2 Papierfabriken im Lande und eine in Steiermark, größtentheils aber für den Export arbeiten, und 2 Holzhobeleien. Die bedeutendste der neueren Unternehmungen ist die Cellulosefabrik bei Wolfsberg, durch 2 Turbinen von 110 Pferdekräften und 1 Dampfmaschine betrieben, und die Holzwaarenfabrik in Villach. — Seit 1886 besteht in Klagenfurt eine Loheхtract-

fabrik, welche Fichtenlohe zu Extract verarbeitet und größtentheils zur Ausfuhr bringt. — Die Verfertigung von Holzschuhen, Wagenbestandtheilen, Schlitten, Holzgeräthen und ordinären Korbgeflechten für den häuslichen und landwirthschaftlichen Bedarf ist Gegenstand der an mehreren Orten betriebenen Hausindustrie. Davon verdienen ganz besondere Beachtung die in der Gegend von St. Margarethen im Rosenthal erzeugten Binderwaaren und Küchengeräthe und die bei Ferlach betriebene Schaftholzerzeugung. Von den übrigen Gewerben des Landes gelangte das der Möbeltischler und Töpfer zu nennenswerther Entwicklung. Auch die Lederindustrie (Klagenfurt, Villach, Wolfsberg), besonders die Lederwaarenfabrik in Klagenfurt erfreuen sich eines guten Rufes.

Was die Textilindustrie betrifft, so gehört zu den ältesten Unternehmungen dieser Art die seit einem Jahrhundert von der nämlichen Familie betriebene Feintuch- und Lodenfabrication in Klagenfurt und Viktring. Es hat sich dieselbe durch die Lieferung von feinen Armeetüchern in den verschiedensten und lebhaftesten Farben und durch ihre vorzüglichen Loden vortheilhaft bekannt gemacht. Im letzten Jahrzent wurde an Stelle eines Hammerwerkes eine Flachsspinnerei in Feldkirchen errichtet. Die Hausindustrie besonders im Möllthal, Lieserthal, im oberen Drauthal und Lavantthal liefert guten Loden und allenthalben im Lande Haus- und Tischleinwand.

Der Erzeugung von Nahrungs- und Genußmitteln dienen die zahlreichen (982) gewöhnlichen Mühlwerke und 10 Kunstmühlen, die älteste davon zu Margeregg an der Glan, die größte zu Spital an der Lieser. Von 80 Brauereien des Landes wurden in dem letzten Jahre 149.188 Hektoliter Kesselbier gebraut. Davon entfielen 64 Procent auf die drei größten zu Wincklern bei Klagenfurt, Silberegg und Sorgendorf. — Von den im slovenischen Theile des Bezirkes Klagenfurt noch bestehenden 11 Steinbierbrauereien wurden 2.281 Hektoliter Steinbier erzeugt. Diese Biererzeugung gehört, sowie die Most- und Branntweinerzeugung aus Obst der landwirthschaftlichen Hausindustrie an. Ihre Entstehung reicht weit zurück. Das Bier wird aus Hafer, Weizen, auch aus Gerste, unter Zusatz von Hopfen in Bottichen mit glühenden Steinen gesotten, wozu der in diesen Gegenden vorkommende graue Porphyr verwendet wird. Die Kühlung und die erste Gährung erfolgen in flachen Bottichen, worauf das sechs- bis neungradige Bier in Fässer gefüllt und schon am dritten Tage getrunken wird, da es rasch verbraucht werden muß. Die Spirituserzeugung ist besonders durch die damit verbundene Preßhefefabrication für 7 Unternehmungen von Bedeutung (148.000 Kilogramm).

Endlich noch einen Blick auf die Verkehrsanstalten Kärntens. Zur Zeit, als Wien und Triest noch nicht eine Eisenbahn verband, war Kärnten ein ungemein wichtiges Mittelglied für den Waarenverkehr der nördlichen Länder mit Italien und Triest. Mit der Anlage der Südbahn änderte sich diese Sachlage. Das Land mußte sich zufrieden

geben, als es im Jahre 1864 endlich gelang, eine Bahnverbindung von Marburg nach Villach zu erreichen. Erst durch die Kronprinz Rudolf-Bahn gewann es 1869 die kürzeste Verbindung mit Wien und eine selbständige Linie nach Oberösterreich, die Zweigbahnen Glandorf-Klagenfurt und Launsdorf-Hüttenberg. Die Hauptlinie der Kronprinz Rudolf-Bahn wurde erst 1873 von Villach aus nach Laibach und 1879 nach Pontafel, beziehungsweise nach Udine fortgesetzt. In demselben Jahre wurde auch die Zweigbahn Unterdrauburg-Wolfsberg dem Verkehr übergeben.

Den inneren Verkehr vermittelt außer den Eisenbahnen ein ausgebildetes Netz von Reichs- und Landesstraßen. Die früher für die Ausfuhr von Mercantilholz aus Kärnten wichtige Plettenschiffahrt auf der Drau wurde durch die Eisenbahnen bedeutungslos. Sonst besteht eine solche noch auf dem Wörther See. Für die Personenbeförderung während der Sommermonate dienen zwei kleinere Dampfer auf dem zum See führenden Kanal und ein größerer auf dem See selbst.



Der Schrotthurm am Wörther See.

Krain.



Der Veldes-See.

Landschaftliche Schilderungen aus Krain.

Das Alpengebiet.

Im äußersten Südosten des Alpensystems, dort, wo die letzten Hochgipfel der südlichen Kalkalpen auf das Trümmerfeld des Karstes, auf das Meer und das venetianische Tiefland herabschauen, ragt der gewaltige Triglav (2.864 Meter) auf. Er ist der culminirende Gipfel der julischen Alpen und zugleich die Hochwarte von Krain, von deren firngekröntem Scheitel man alles Land von den „karnischen Pforten" bei Weißenfels (Ratschach)

und Predil bis zu den Durchklüftungen des Savethals östlich von Laibach, vom Wallzuge der Karavanken bis zu den grünen Dolinen der Karstregion überschaut. Aber weit mehr als dies Alles drängt sich in den Rahmen des Bildes herein. Im Nordwesten glänzt noch das Eis der Tauern, im Norden breitet sich das erstarrte Meer der endlosen Wellenzüge der östlichen Centralalpen. Weithin schimmert im Süden das Meer, tauchen die nackten Gipfel des Küstenkarstes aus der verblassenden Dämmerung des Gesichtskreises auf. Einem anderen Meere gleicht das unübersehbare Tiefland fern im Osten, das in unvordenklichen Zeiten von den Fluten des pannonischen Binnenmeers bedeckt war.

Betrachten wir nun das im engeren Rahmen gezogene Bild unseres Standortes. Die Plastik der ganzen Gebirgsgruppe der julischen Alpen an den Gemarkungen zwischen Krain und dem Küstenland prägt sich in einem von Westen her streichenden Hauptzuge aus, der gegen den Triglav zu nach Südosten, von diesem Centralstock aber nach Südwesten und in der Folge nach Süden abschwenkt. Von diesem Hauptzuge strahlen scharfkantige Äste nach Süden und Norden aus und schließen eine Anzahl von Ursprungsthälern ein, welche auf der Nord- und Ostseite zum Wassergebiet der Save, auf der Süd- und Westseite zu dem des Isonzo gehören. Es sind stille, einsame Hochthäler mit Matten und Karenfeldern, vom Silberglanz kleiner Seen da und dort verklärt.

Aus dem Gerippe der Hochzüge steigen allerorten kahle Gipfel bis zu einer dem Triglav fast ebenbürtigen Höhe empor: der Mangart (2.678 Meter), dessen im Sonnenglanz glühender Scheitel sich in den beiden herrlichen Weißenfelser Seen spiegelt; der Jalouc (2.655 Meter), die Moistroka (2.367 Meter), der Razor (2.601 Meter), die Velika Tičerca (2.319 Meter) und der sagenberühmte Bogatin velki (2.008 Meter) im Südwesten. Mauerartig überragen da und dort die küstenländischen Ketten der julischen Alpen das Quellgebiet des Isonzo. Südöstlich des Jalouc liegt die hintere Trenta, der einsame Weiler, die Heimat jenes Jägers, der sich einst vermessen hatte, dem Schutzgeist der hohen Blumengärten der goldgehörnten Gemse — dem „Zlatorog“ — ans Leben zu gehen. Wer ihn, den Zlatorog, erlegte — meldet die Sage — erhielte den Schlüssel zu den Schätzen in den Felsenverließen des Bogatin. Wie der „Trentajäger“ geendet, hat Rudolf Baumbach in einem berühmten Alpenmärchen erzählt. Die verschwundenen Blumengärten mögen an Stelle jener öden Kare geblüht haben, die sich um die „sieben Triglav-Seen“ zwischen dem Hribarce-Plateau und der Komarza-Wand erstrecken.

So ist es auch die Sage, welche die majestätische Scheitelhöhe der julischen Alpen verklärt. Noch blühen die „Triglav-Rosen“ an den Schutthalden, weiß und keusch, aber nur Sonntagskinder bekommen sie zu Gesicht. Den Schrecken der Felswildniß im Südwesten und Westen paralysirt das Meer der dunkeln Wälder im Osten und Nordosten, zwischen welchen die nach dem oberen Savethal sich hinabsenkenden Thäler eingebettet sind. Sie



Triglavgipfel mit dem Firnfeld (Nordseite)

bilden ebensoviele Zugänge zum Triglav, deren Ausgangspunkt der Ort Moistrana bei Lengenfeld ist: durch das Vratathal und über den Lukniapaß (1.779 Meter), von dem man zur „Triglavhütte" (Zajauer Alpenhütte) im Isonzo-Quellgebiet hinabsteigt; durch das Kotthal, zwischen den mächtigen Pylonen des Cmir (2.391 Meter) und des Rjovina (2.534 Meter) hindurch bis zur „Deschmann-Hütte"; durch das Kermathal und über das Joch von Sedlo vrh (2.025 Meter) zur Alpe Belopolje hinab und dann wieder hinauf und über den Grat zur „Maria Theresia-Clubhütte". Bei der Alpe Belopolje mündet die Aufstiegroute ein, welche vom Wocheiner Thal aus eingeschlagen wird.

Der Aufstieg zum Triglav galt bis in die jüngste Zeit für ein außergewöhnliches Wagniß. Die von der Natur gebotenen Gefahren wurden durch das Hinzuthun von Schrecken, welche die Einbildungskraft geschaffen, ins Ungeheuerliche vergrößert. Der Triglav ragte nicht nur im realen Sinne in die Wolken, sondern auch als Heim eines Gottes, des dreiköpfigen Olympiers der altwendischen Göttersage. Das ist nun Alles anders. Zwar wird auf dem Gipfel des Triglav noch immer Höhencult getrieben, aber die Formel ist eine andere geworden. Auf solchen Hochwarten ergötzt man sich an der Weite des Gesichtskreises, an der Fülle realer Erscheinungen, in welchen die Wahrnehmungen des Alltagslebens wie Schlacken abgestoßen werden. Die Opferflammen, welche sinnbildlich dem Sonnenlicht entgegenstreben, gelten dem reinsten Genuß, dem der Natur und ihrer unvergänglichen Größe. Freilich ist die Krönung dieses Genusses, soweit der Triglav in Betracht kommt, nicht ohne Beschwerden. Wer von der Maria Theresia-Clubhütte ansteigt, hat das „Thor des Triglav" vor sich: eine breite Rinne mit künstlichen Felsstufen, eingeklemmten Holzprügeln und eisernen Stäben, auf und an denen der Wanderer bis zum Kleinen Triglav emporklettert. Alsdann folgt die „Schneide", ein hundert Schritte langer, stellenweise nur einen Schritt breiter Felsgrat mit schwindelnden Abgründen zu beiden Seiten, aber glücklicherweise mit horizontalem Verlauf. Damit nicht genug ist eine zweite ansteigende, mit ähnlichen Klettervorrichtungen versehene Schneide „zu nehmen", um auf den Gipfel des Großen Triglav zu gelangen. An der Nordseite des höchsten (mittleren) Gipfels hängt an einem Steilhang ein Firnfeld — mitunter fälschlich auch als „Gletscher" bezeichnet —, das südöstlichste in den Alpen.

Unterhalb der Region der öden Kare und Felsenwälle mit ihren Gipfeln und Scharten öffnen sich die oben genannten und andere Seitenthäler der Save, von Wäldern umdunkelt, mit rieselnden Bächen und Wasserstürzen, pflanzenreichen Alpenweiden und romantischen Seen. Die kleinsten der letzteren sind die sieben Triglav-Seen, welche noch in der Felsregion südwestlich des Triglav liegen. Das tiefstgelegene dieser kleinen Becken — den „schwarzen See" (Černi Jecero) am Nordwestfuße der Velika Tičerca — umgibt dunkles Nadelgehölz. Zwischen den anderen Seen liegen die Schneefelder bis in

den Hochsommer hinein. Die „Erzherzog Franz Ferdinand-Clubhütte“ beim zweiten und dritten See nimmt den Wanderer gastlich auf.

Das Wassergebiet der Save erstreckt sich bis nahe in die nordwestliche Ecke des Kronlandes. Dort, bei Ratschach, trennt die flache, in der Configuration des Bodens kaum wahrnehmbare Wasserscheide (848 Meter) den nordwestlichen Quellbach der Save (Wurzen-) von den Quellzuflüssen des Weißenbach, der in die Gailitz fällt, also bereits dem



Planica Thal · Ursprung der Wurzener Save.

Wassergebiet der Drau angehört. Der Weißenbach selbst kommt aus dem Römerthal und seine Hauptquelle liegt an den Nordhängen des Versic (1.918 Meter), des westlichen Eckpfeilers von Krain, am Trifinium von Kärnten, Krain und dem Küstenland. Bei Weißenfels nimmt der Weißenbach den Seebach auf. Es ist der Abfluß des nördlichen (unteren) der beiden Weißenfelser Seen, welche den Mangart zum Hintergrund haben. Die „Mangart-Seen“ — wie man mitunter diese kleinen Seebecken nennt — sind ein Juwel der südlichen Kalkalpen. Unterirdische Quellen brechen durch den natürlichen Filter von Geröll und Felsspalten hervor und verleihen dem nördlichen See eine wunderbare Klarheit. Im tiefsten Grunde erkennt man versunkene Stämme, sieht man die weißen

Schotterbänke und die felsigen Ufer. Zum Farbenspiel dieses lichtbrechenden flüssigen Diamants gesellen sich der Abglanz der weißen Schneeinseln des Mangart, die Spiegelung der hellen Wolken, die Schatten des das Wasserbecken umrahmenden Waldes. Auf der Thalstufe zwischen beiden Seen steht der „Rudolf-Fels".

Unterhalb der Seen ist ein Naturpark mit Moosgründen, rauschendem Wasser, Sägemühle und Eisenwerk. Davor windet sich der Schienenweg der Kronprinz Rudolf-Bahn im grünen Thalgrund. Folgt man den Schienen in östlicher Richtung, so kommt man alsbald nach Ratschach und über die Wasserscheide hinweg zur Mündung eines dritten Thals, welches „Planica" heißt. In seinem Hintergrunde bricht die Savequelle aus einer steinigen Halde in 1.203 Meter Seehöhe hervor, verschwindet aber alsbald im Geröll, um in der Nordhälfte des Thals wieder zu Tage zu treten. Alsdann verliert sich dieses Gewässer bei Wurzen in einem Sumpfsee, der noch von einer zweiten Quelle gespeist wird. Welche von den beiden Quellen als eigentliche „Savequelle" zu gelten hat, ist leicht zu entscheiden, hält man sich an die örtlichen Verhältnisse der die eigentliche Wasserscheide bildenden Landschaft. Darnach ist die Wurzener Quelle, nicht aber das Wässerchen des Planicathals der Save-Ursprung.

Bei Kronau öffnet sich ein viertes Thal, „Pišenza", mit zwei in die Felswildnisse des Prisanig oder Prisenska spica (2.555 Meter) — eine der wildesten Stellen im Triglav-Gebiet — und der Skerlatica (2.643 Meter), dem vierthöchsten Gipfel der julischen Alpen, ausgreifenden Ursprungsthälern. Durch den westlichen Ast führt ein Hochsteig über den Moistroka-Paß (1.616 Meter) in das küstenländische Trentathal.

Von größerer Bedeutung sind die weiter östlich, gegenüber von Lengenfeld sich öffnenden Thäler, drei an der Zahl, welche insgesammt einen gemeinsamen Zugang haben. An diesem letzteren liegt Moistrana. Das Hauptthal ist das Vratathal, an dessen Wurzel der Lukniapaß (1.779 Meter) die Verbindung mit dem oberen Isonzo- und unteren Trentathal vermittelt. Im Grunde des Vratathales eilen die Wasser der Bistrica zwischen Matten und Schotterufern, an den Hängen stehen Fichten und Buchen. Ab und zu steigt aus der grünen Trift die graue Rauchsäule eines Kohlenmeilers empor. Es ist ein echtes Alpenthal, ohne Anwesen, einzelne Hütten, welche den Gems- und Auerhahnjägern zur Einkehr dienen, ausgenommen. In der unteren Hälfte des Thals stürzt der Wasserfall des Peričnik in weitem Bogen aus der Felswand 40 Meter tief herab.

Großartig ist der Hintergrund des Thals mit dem Triglav-Firn. Die zweite bei Moistrana beginnende Einsenkung in die nordöstlichen Triglav-Vorlagen ist das Kotthal. Den Hintergrund bilden die Kämme, Kessel und Kare des Cmir und der Rjovina. An ihnen vorüber führt der Steig zur neuen „Deschmann-Hütte" hinauf. Es folgt ostwärts das Kermathal, die dritte Einsenkung. Indirect mit Moistrana in Verbindung stehend,

geht das Kermathal, nachdem es links bei Kosmac sich mit dem Kotthal verbunden hat, in das Rothweinthal über, wobei es die nordöstliche Richtung in eine schlangenförmig gewundene durch Südost nach Nordost ändert. Vor seiner Einmündung in die Save bildet der Rothweinbach die schäumende Cascade des sogenannten „Rothweinfalls". Schon ober der Mündung des Rothweinbachs nimmt die Save eine südöstliche Laufrichtung an, wobei sie aus der oberen Thalstufe in die kleine Ebene tritt, an deren südlichem Rande Radmannsdorf liegt. In die westlichen Vorberge der Begrenzungshöhen ist der Veldes See (0·32 Quadratkilometer Areal, 478 Meter Seehöhe, 45 Meter größte Tiefe) eingebettet, die Perle von ganz Krain, ein an Renommé noch immer zunehmendes Sommerasyl am Eingang zu der wild romantischen Thalenge der Wocheiner Save. — In Veldes erkennen wir eines jener modernen Sanatorien im grünen wasserbelebten Bergland, wie sie seit etwa zwei Jahrzehnten da und dort in verborgenen Alpenwinkeln auftauchen, aus primitiven Verhältnissen allmälig zu fashionablen Sommerfrischen sich ausgestalten, mit Villen und Gaststätten, Wasserheilanstalten und Naturcuren, Regatten und anderen Sportvergnügungen ebenso der gesunden als der leidenden Menschheit zu Nutz und Frommen. Die Wahrzeichen von Veldes sind das uralte Schloß auf lothrechter Felshöhe (604 Meter) und das Inselkirchlein „St. Maria im See". Der gewaltige Stol (Stuhl), der culminirende Gipfel der Karavanken, tritt aus blauduftiger Ferne in den Rahmen dieses Bildes ein. Der Ort Veldes liegt etwas abseits vom Norduser des Sees. Am Süduser liegen die Häuser von Seebach zerstreut. Zahlreiche Villen zieren die Ufer. Wenn am Veldeser Seeufer in Sommernächten das Treiben der Undinen der



Der Wasserfall Pericnik im Vratathal.

Einbildungskraft sich bemächtigt, möchte ein Gang längs der rauschenden Wasser in der schattigen Durchklüftung des Wocheiner Thals vollends zu einem Stelldichein mit Kühleborn führen. Nichts ist herrlicher als dieser stundenlange Gang hoch über den schäumenden Schnellen der eilenden Savica durch waldgrüne Engen, in welche ab und zu ein gerötheter Felsgipfel hereinschaut. Würde man den Thalweg verlassen und die östliche Hochfläche ansteigen, so gäbe es ein stundenlanges Wandern durch den herrlichen Jlovca-Wald, der dort endet, wo die Eisenhämmer von Kropp pochen. Der Thalweg der Wochein aber führt vorerst nach Feistritz (Bistrica), einem der Ausgangspunkte für Triglav-Besteigungen. Hier öffnet sich nach Südwest das Feistritzthal, durchflossen von der eilenden Bistrica, deren Wasserstürze die Eisenhämmer in Bewegung setzen. Der Rest des Weges zieht in die Einsamkeit des Wocheiner Sees (0·834 Quadratkilometer Areal, 526 Meter Seehöhe, 69 Meter größte Tiefe). Bei St. Johann am See mit seinem weithin sichtbaren Kirchthurm und dem neuen schmucken Touristenhause glänzt der grünblaue Wasserspiegel zum erstenmale auf, beim Heiligen Geist-Kirchlein sind wir mitten in der von Wassergeistern belebten Romantik. Das Beste aber kommt nach, wenn das Westende des Sees erreicht ist und längs der schäumenden Cascaden der Savica der Aufstieg zum Wassersturz erfolgt, meist im Waldesschatten, zuletzt über Holztreppen bis zur hohen Aussichtsstelle.

Schon von weitem kündet sich die Geburtsstätte der Savica an. Dumpfer Donner verhallt durch die Klüftung. Die Gegend liegt in völliger Vereinsamung. Die glasgrünen Wellen brechen sich in schäumenden Cascaden Bahn, von Buchenkronen oder breiten Fichtenästen beschattet. Durch die Dämmerung des feuchten Grundes, wo Farrn und Schwarzbeeren wuchern und die wilde Rose den Undinen zum Schmuck dient, huscht der Eisvogel oder ruft der buntgefiederte Specht. Auf der Höhe des Weges aber verweht feuchter Dunst und in der letzten Lichtung blitzt der gewaltige Sturz auf, mit welchem — aus 60 Meter hohem Felsloche — die Savica in den mit Felstrümmern besäeten Kessel hinabdonnert. Auf der Aussichtshöhe gegenüber dem Savicafall erinnert eine Gedenktafel an den Besuch des erlauchten Alpenfreundes Erzherzogs Johann im Jahre 1807.

An der Nordseite der Savica-Quelle (837 Meter) ragt die Komarca-Wand empor. Wer sie übersteigt, gelangt auf steilem Felspfade — neben der Drahtseil-Holzförderbahn der krainischen Industrie-Gesellschaft — in das Gebiet der sieben Triglav-Seen. Sie liegen, wie bereits erwähnt, in den öden Karen des Hribarce-Plateaus und auf dessen südlich vorliegenden Terrassen. Damit schließt der Ring, den wir rings um den Triglav-Stock gezogen haben. Unterhalb Veldes, eine halbe Stunde westlich von Radmannsdorf, vereinigen sich die beiden Quelläufe der Save — die Wurzener Save und die Wocheiner Save — und der Hauptfluß eilt nun in gewundenem Laufe durch das östliche Vorland

des Hochgebirges, begleitet vom Schienenweg, mit dem der Alpenstrom der in der Ferne sich erschließenden Laibacher Ebene entgegeneilt. Allenthalben grüßen helle Kirchen von waldfreien Höhen, zeigt sich ab und zu ein Stück der Karavanken-Kette mit roth-angeglühten Felsscheiteln, rücken die Hochwarten der Steiner oder Sannthaler Alpen näher heran. Da grüßt auch das uralte, auf steiler Uferhöhe thronende Krainburg, das einstige Felsenneſt, in welchem der Ortenburger Heinrich II. gehauſt hat. Die Kanker, die hier in die Save fällt, kommt von den Höhen des Grintouc, der Kanker-Kočna



St. Johann am See (Wocheiner See).

und der anderen Hochgipfel der Steiner Alpen, die faſt den ganzen öſtlichen Geſichtskreis begrenzen, herab.

Neben dem Triglav-Stock der juliſchen Alpen bilden die Karavanken den zweiten Abſchnitt des krainiſchen Alpengebietes. Sie beginnen im Weſten an der Gailitz (bei Tarvis in Kärnten), welche dem Waſſergebiet der Drau angehört und durch ihre tiefe Durchklüftung die vom Sextenthal in Tirol bis hierher ſtreifenden karniſchen Alpen von den Karavanken trennt. Letztere erfüllen den ganzen Raum zwiſchen der Drau im Norden, der Save im Süden, dem Thal von Eiſenkappel (in Kärnten), dem Seeberger Sattel, dem Kankerthal im Oſten und dem vorgenannten Gailitzbach im Weſten. Der Hauptkamm des Gebirgszuges bildet die Grenze zwiſchen Kärnten und Krain.

Der orographische Typus der Karavanken ist kein einheitlicher. In ihrem westlichen Drittel aus einer einzigen in westöstlicher Richtung streichenden Kette von fast mauerartigem Aufbau entwickeln sich die Karavanken mit zunehmender Entfernung von ihrem Ursprungsorte in immer breiter werdender Basis aus. Zugleich erreichen sie in ihrem östlichen Theile ihre höchste Erhebung im Stol (2.239 Meter). Die südöstlich sich anschließenden Steiner Alpen, welche eine Gebirgsgruppe für sich bilden, erfüllen einschließlich ihrer Vorlagen den Raum zwischen Kanker und Sann.

Der Anblick der Karavankenkette ist vom Drauthal — also von Kärnten aus — weit großartiger als von irgend einem Punkte des Savethals. Der Anblick der Steiner Alpen mit dem imposanten Grintovc oder Grintouc — dem höchsten Gipfel derselben (2.559 Meter), nahe am Trifinium von Kärnten, Krain und Steiermark — und mit der nur um Weniges niedrigeren Kanker-Kočna ist namentlich von der Laibacher Ebene aus wunderbar und erinnert an die tirolischen Dolomiten. Ein Bild aber, wie es die von der Sonne rothglühend angehauchten Karavanken etwa vom Ufer des Wörther Sees aus abgeben, möchte sich im gesammten östlichen Alpengebiete kaum wiederfinden. Der Gegensatz von Nord und Süd in den Karavanken hat indeß etwas für sich: die Pracht der Bilder des Gesichtskreises, in dessen Mittelfelde die hohen Aussichtsgipfel stehen, wird uns fast unvermittelt zu Theil. Die mächtige Drau im Gegensatz zu der unbedeutenden Save, die Seenspiegel Kärntens im Norden und die Felswildnisse des Triglav-Stocks im Süden, grüne Thalebenen aber zu beiden Seiten des Walles: diese landschaftlichen Elemente charakterisiren hinlänglich die Grenzstriche Kärntens und Krains am Walle der Karavanken.

Wir betreten das krainische Karavanken-Gebiet in der nordwestlichsten Ecke des Kronlandes. Am besten geschieht dies mit Benützung des Schienenweges, der von Tarvis nach Laibach zieht. Knapp vor Weißenfels queren wir die Grenze auf einer prachtvollen Eisenbahnbrücke von 38 Meter Höhe und 128 Meter Länge. Die Schienen laufen auf hohem Damme, so daß die zerstreuten Anwesen wie ein Spielzeug zu Füßen liegen. Das Thal ist eng und rauh. Aus dem Römerthal schäumt der Weißenbach. Noch alpenhafter ist der Ort Ratschach auf der Wasserscheide. Der offene Thalgrund der Wurzener Savequelle wird von der Landstraße durchschnitten, welche nordwärts ansteigt und in 1.071 Meter Seehöhe die Karavanken — und zugleich die Landesgrenze — überschreitet. Es ist „die Wurzen", der Wurzenpaß. Die Thorpfeiler desselben sind im Osten der Kamnat vrh (1.658 Meter), im Westen der Petelinegg (1.547 Meter). Der Ausblick jenseits des Passes auf den Dobrač (Dobratsch), das Gailthal, auf Federaun und die übrigen Örtlichkeiten, einschließlich der Villacher Ebene, ist ungewöhnlich genußreich.

Bei Kronau beginnt die Romantik des Savethals. Ein Ort wie dieser wäre berufen, ein Sammelpunkt der Alpenfreunde zu werden. Das Pišenzathal ist von wilder

Schönheit und verdunkelt die hier fast unansehnlich erscheinenden Karavanken. Bei der nächsten Bahnstation — Lengenfeld — halten sich Triglav-Stock und Karavanken bereits die Wage. Als Rivale der Vorhöhen des Triglav tritt der Große Mittagskogel (2.144 Meter) auf, der domförmige Culminationsgipfel der westlichen Karavanken-Kette. Freilich bietet sich dem, der von der Wurzener Quelle herabkommt, beim Einblick in das Vratathal, in dessen Hintergrunde ganz plötzlich der firngekrönte Gipfel des Triglav erscheint, ein Zielpunkt, dem gegenüber der Große Mittagskogel nicht aufkommt. Mit Recht wird diese Stelle bei Lengenfeld als der schönste Punkt der ganzen Rudolf-Bahn bezeichnet.

Bei Aßling treten die Karavanken in ihre Rechte. Dieser Abschnitt des oberen Savethals ist durch seine uralte Betriebsamkeit in der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens bemerkenswerth. Schon vor zweihundert Jahren konnte der einheimische Chronist Valvasor berichten, daß in Jauerburg der „Krobatische Stahl" erzeugt werde, „der so gern Türkenblut saufft und seinen Feinden erschrecklich vor der Nasen blinckt". In Jauerburg glüht das Erz im Hochofen, in Aßling hämmern moderne Cyklopen. Durch das Thal des Jesenica-Bachs, welches von Aßling nordwärts in die Karavanken-Kette hineingreift, geht es an dem idyllischen Ort Heiligen Kreuz in den Alpen (Planina) und an den Stollen eines Eisenbergwerks vorbei auf den Gipfel der Kočna (1.552 Meter). Immer mächtiger entwickelt sich die Karavanken-Kette. Sie nimmt an der Kočna eine südöstliche Richtung an und erreicht im Stol (2.239 Meter), der zugleich ihr höchster Gipfel ist, die südlichste Ausbiegung. Der Stol ragt gerade im Norden der Radmannsdorfer Ebene auf.

Jauerburg und Karnervellach im Südosten von Aßling liegen noch zwischen den Bergen, unfern zum Eingang des oberen Save-Defilé, mit engen Waldthälern zwischen den Vorstaffeln des Karavanken-Hochzuges. Die Thalfurche von Karnervellach bezeichnet den Weg, der auf den Gipfel des Stol führt. Die Aussicht ist der vom Triglav-Gipfel fast ebenbürtig. Sie reicht bis zum Großglockner und Dachstein, in das Wirrsal der Tiroler Dolomite, nach den blauen Seenspiegeln des Nordens und Südens und über die schimmernde Laibacher Ebene hinweg bis zum Meer.

Einen wichtigen Abschnitt in den Karavanken bezeichnet die Einsenkung des Loibl Passes (1.370 Meter) im Osten des Stol. Der Loibl-Paß war schon zur Römerzeit ein wichtiger Übergang zwischen Aquileja und Virunum mit der Zwischenstation Nauportus am Südrande der Laibacher Ebene. Im Mittelalter wenig benützt, gelangte die Loibl Passage durch die Eröffnung einer Chaussée unter Karl VI. (1728) zu erneuter Bedeutung. Die Paßhöhe war ursprünglich mittels eines kurzen Tunnels, der nachmals einstürzte, durchbrochen. Der jetzige Felseinschnitt ist etwa 130 Meter lang und 3·4 Meter tief. Die beiden noch aufrecht stehenden Pfeiler gehörten ursprünglich zum Portal des Tunnels, welches mit diesem verschwunden ist.

Die eigentliche Loibl-Chaussée zieht von Laibach und Krainburg herauf. Nähere Ausgangspunkte sind die Eisenbahnstationen Podnart-Kropp und Radmannsdorf und Lees. Unterhalb Podnart mündet die Feistritz, welche die Richtung des Weges anzeigt. Der erste Haltepunkt in den Vorbergen ist Neumarktl. Hier fällt der St. Annabach, der vom Loibl-Paß herabkommt, in die Feistritz. Nach dem vorgenannten Bach hat das Thal den Namen. Um Neumarktl herum aber ist ein weites Gebiet von alpinen Herrlichkeiten. Genannt seien der Erosionsschlund der Feistritz bei der romantischen „Teufelsbrücke", der Aufstieg zur Košuta, die im Košutnikthurm (2.135 Meter) culminirt, die Gegend zwischen Neumarktl und Vigaun, über welch letzterem Orte die Ruine Katzenstein thront, die Landstraße nach Kanker und in die Grintouc-Thäler u. s. w.

Das Hauptstück ist natürlich die Loibl-Route. Wer sie im Frühsommer zurücklegt, sieht noch die Schneeinseln auf den Höhen des Thalschlusses und erfreut sich an den Blumen, die am eilenden Wasser blühen. Allenthalben rauschen die Wasserstürze der Mühlen. Um die Bildstöcke und Kreuze summen die Bienen, Anwesen folgt auf Anwesen. Zuletzt kommt man an den Abstürzen der Košuta vorüber und erreicht den Weiler St. Anna, von dem aus die Chausséeserpentinen zum Loibl-Paß ansteigen. Das Hochthal wird ringsum von kahlen Felsgipfeln überragt. Am großartigsten präsentirt sich die weitgestreckte schroffe Wand der Košuta, welche im Südosten der Fahrstraße aufragt. Von Südwesten her dräuen die Zacken und Kämme der Bogunčica (2.063 Meter), deren Geröllfelder und Schutthalden tief herabreichen. So bilden Košuta und Bogunčica die eigentlichen Pfeiler zum Alpenthor des Loibl-Passes. In der Tiefe des Kessels, den alle diese Höhen einschließen, schmiegt sich St. Anna, ein Ort gleich ausgezeichnet durch Anmuth der Lage und Pracht des enggezogenen Felsrahmens im nächsten Bereiche.

Über die Paßhöhe des Loibl läuft die Grenze zwischen Kärnten und Krain. Jenseits derselben senken sich die Serpentinen der Chaussée bis auf 734 Meter herab, steigen aber wieder bis 1.004 Meter zum „Kleinen Loibl-Paß" an. Kurz zuvor wird die „Teufelsbrücke", die romantischste Partie an der Loibl-Chaussée, überschritten. Letztere zieht in der Folge an Unter-Loibl vorüber, setzt unter dem hochragenden Schloß Hollenburg auf langer Jochbrücke über die Drau und endet in Klagenfurt.

Wir haben nun noch des letzten alpinen Gebirgsabschnittes des Kronlandes Krain zu gedenken — der Steiner Alpen (auch Sannthaler Alpen genannt), welche sich zwischen dem Kankerbach und der oberen Sann aufbauen. Sie sind räumlich zwar sehr beschränkt, bilden aber nach ihrem orographischen Typus eine an die Herrlichkeiten der Tiroler Dolomite gemahnende Gruppe von außergewöhnlicher Pracht und Romantik. In der Regel besucht man dieses Gebiet von Krainburg aus. Aber ein nicht minder guter Standort ist Stein, das freundliche Städtchen am Nordostende der Laibacher Ebene.

Von Stein aus geht es durch das Thal des Feistritzbachs in die Felswildniß des Grintovc oder Grintouc und über den „Steiner Sattel“ in das Quellgebiet der Sann. — Höher im Preise des Lobes steht das Thal der Kanker, die tiefe Einsenkung zwischen den



St. Anna mit dem Loibl Paß.

Karavanken und den Steiner Alpen, durch welche eine Chaussée von Krainburg nach Eisenkappel über den Seeberg in Kärnten zieht. An der Pforte zu dieser Einsenkung liegt die Kirche von Kanker, welche manchem Maler als Staffage in einer der Thalveduten zwischen Storžić und Grintouc aufgefallen ist. Der Weg zum „Poschner“ und zum „Cunder“ — zwei Gaststätten von gutem Rufe — ist anziehender als irgend ein anderer

im Karavanken-Gebiete. Oberhalb der zweiten Gaststätte steht das Grenzposthaus und das Gewerkhaus. Der höchste Punkt der Chaussée aber befindet sich in Kärnten, auf der Sattelhöhe von Seeberg (1.218 Meter), von wo sie durch das herrliche Vellachthal nach Eisenkappel verläuft. Diese Route ist unbestritten der schönste Hochweg in den Karavanken; was im Besonderen das Vellachthal anbetrifft, so kann sich dasselbe mit den berühmtesten Thalveduten in den südlichen Kalkalpen messen.

Aber auch die krainische Abtheilung der Steiner Alpen kommt nicht zu kurz. Beim „Poschner" öffnet sich der „Graben" Suhadolnik, ein in Terrassen ansteigendes kurzes Thal, dessen Hintergrund die Riesen der Steiner Alpen — Kanker Kočna (2.484 Meter), Skuta (2.530 Meter) und Grintouc (2.559 Meter) — abschließen. All diese Pracht überschaut man zum Theile schon beim Gehöfte Suhadolnik. Höher oben wandert man im Schatten herrlicher Buchen, erreicht zunächst die „Frischaufhütte", von wo aus man durch eine Schlucht, über Rasenflächen und zuletzt an Abgründen vorbei den trümmerbesäeten Gipfel des Grintouc erreicht. Der Gesichtskreis, in dessen Mittelpunkte er steht, ist nur wenig beschränkter als derjenige des Triglav-Gipfels. Der Grintouc-Gipfel ist das nahe Trifinium von Krain, Kärnten und Steiermark. Drei herrliche Thäler bilden die Furchen, durch welche die Wasser nach den drei Kronländern abfließen: im Norden die kärntnische Vellach, im Osten die steiermärkische Sann, im Süden die krainische Feistritz. Eine solche Vereinigung von alpinen Hochthälern in der Gemarkung dreier Länder findet sich nirgend sonstwo in den südlichen Kalkalpen. Das Quellgebiet der Sann mit dem herrlichen „Rinka-Fall" ist sogar in treffender Weise mit dem berühmten „Cirque de Gavarnie" in den Hochpyrenäen verglichen worden.

In südöstlicher Richtung sinkt der Gebirgszug, welcher am Grintouc wurzelt und zwischen Sann und Save verläuft, allmälig herab und die tiefe Einsattlung bei Trojana (609 Meter) überschreitet die Chaussée von Laibach nach Cilli. Im Süden der Thalfurche, welche diesem Straßenzuge entspricht, erheben sich die Begleitungshöhen des Savethals. Der Strom, in der Laibacher Ebene sein breites Bett mit den zahlreichen Sandbänken, Schotter- und Gestrüppinseln und Seitenarmen bei normalem Wasserstande nur theilweise füllend, tritt östlich von Laibach in ein schönes, auf dem rechten Ufer vom Schienenwege der Südbahn durchzogenes Stromthal. Bei Littai, wo die Bahn oberhalb davon das Ufer wechselt, erweitert sich das Thal. Bei Sawa beginnt eine neue Einschnürung, welche bei der Eisenbahnstation von Sagor ein wenig unterbrochen wird.

Diese Enge, bei der Eisenbahnstation von Trifail durch die Maueraufdämmungen des Schienenweges, durch die Felstrümmer im Strombett und die sausenden Schnellen zwischen den Klippen gekennzeichnet, gehört auf der linken Uferseite nicht in ihrer ganzen Ausdehnung dem krainischen Gebiete, sondern von dieser genannten Eisenbahnstation

stromab auch dem steiermärkischen Gebiete an. Dort — zwischen den Eisenbahnstationen Sagor und Trifail — ist die krainische Braunkohlenregion. Durch das Seitenthal des Medübachs mit seinem kohlenrußigen Wasser kommt man nach Schloß Gallenegg,



Partie aus dem Savethal bei Sawa.

dessen berühmte Höhle mit thermischen Badebecken und mit dampfgeschwängerter Luft Heilung Suchende aufnimmt. In der Nähe von Sawa ist noch Watsch zu nennen, eine der berühmtesten Stätten für prähistorische Forschung.

Auf dem rechten Save-Ufer treten die spärlich bewaldeten und in weiche Linien geschwellten Berge mit Grashängen, Buschdickicht und wasserdurchrieselten Runsen bis an

den Strom heran, ohne schroffe Abstürze zu bilden, wie sie von der Eisenbahnstation Trifail ab allenthalben linksseitig des Stromes auftreten. Da und dort stäubt ein schneeiger Cascadenbach über Moosteppiche. Ein schmaler Pfad zieht längs den Savefluten, welche, von Klippen und Blöcken gestaut, in schäumenden Wirbeln sich überstürzen: eine Scenerie, ähnlich der im „Gesäuse" des steiermärkischen Ennsdefilés, wenn auch ohne die malerischen Coulissen gewaltiger Felsmassen.

Laibach, der Unterkrainer Boden und Innerkrain.

Die „Laibacher Ebene" bildet einen Abschnitt des nordkrainischen Beckens, welcher von den Ausläufern der Steiner Alpen im Norden und Osten und vom Laibacher Moor im Süden umsäumt wird. Diese schöne Thalebene bildet mit der im Norden und Nordwesten angrenzenden Steiner und Krainburger Ebene eine der größten Thalflächen innerhalb des Gesammtgebietes unserer Alpenlande. Hier treffen Ober-, Unter- und Innerkrain mit ihrer so grundverschiedenen Bodencharakteristik der majestätischen Höhenzüge der julischen und karnischen Alpen, den vorwiegend laubholzbestandenen Vorbergen und Vorhügeln der unterkrainischen Berge und dem in das saatendurchwogte prähistorische Seebecken von Laibach, das schon zum größten Theile cultivirte Laibacher Moor, mit dem dominirenden, 1.106 Meter hohen Krim heraufragenden Karstgebilde zusammen. Hier liegt an den beiden Ufern des bei Oberlaibach entspringenden Laibachflusses, der Fortsetzung der in der Höhlenwelt des Karstes verschwindenden und wieder zutage tretenden Karstflüsse Poik und Unz, und überragt von dem 364 Meter hohen, in seinem nordwestlichen Abhange noch dicht bewaldeten, zur Zeit der Herbstnebel auf seinem Plateau zeitweilig die schönsten dem Brockengespenst ähnlichen Luftspiegelungen bietenden Schloßberge, die Stadt Laibach (Ljubljana), eine der ältesten Städte unserer Monarchie.

Nicht bald einer Stadt wie dieser, welche sich aus den Trümmern einer römischen Militärstation ersten Ranges erhoben, welche von den Tagen Karl des Großen bis in die Neuzeit stets als wichtiger strategischer Punkt gegolten und stets besonderes Augenmerk und hervorragende Gunst der Herrscher, namentlich der erlauchten Landesherren aus dem Hause Habsburg genossen hat, dürfte der scharfbeobachtende Besucher die Geschichte ihres Werdens noch heute so deutlich vom Antlitz lesen, trotzdem die Mauern, Thore und Thürme schon seit nahezu einem Jahrhundert gefallen sind!

Die im Landesmuseum „Rudolfinum" bewahrten Römerfunde erinnern an die Tage der weltbeherrschenden Roma, das Schloß (Strafanstalt) auf dem Schloßberge und die zahlreichen alten Häuser mit Giebelbedachung auf dem „alten Markt" und in der Floriangasse, den ältesten Stadttheilen, in drückender Enge zwischen Berg und Fluß hineingestellt,



Ansicht der Stadt Laibach.

sie gestatten den Rückblick auf das allmälige Entstehen des heutigen Laibach. Dieses hat sich von der ursprünglichen Anlage des „alten Marktes“ am rechten Laibachufer, den Fluß übersetzend, auf dem linken als „neuer Markt“ ausgedehnt, dann anläßlich des Laibacher Monarchencongresses 1821 einen neuen Impuls zur Ausdehnung und Verschönerung erhalten (Congreßplatz und Sternallee) und dann erst in der Neuzeit zwei neue Viertel in westlicher und in nördlicher Richtung vorgeschoben. Diese jüngste Stadterweiterung weist nun in westlicher Richtung die prächtige Avenue der Kaiser Franz Joseph-Straße mit Villenbauten bis in die domartig gewölbte tiefschattige Lattermannsallee, den Monumentalbau des neuen Museums „Rudolfinum“, das neue schöne Sparkasse-gebäude und mehrere Privatbauten und in der nördlichen Ausdehnung, in der Nachbarschaft der lebenweckenden Eisenbahnhöfe der Südbahn und Staatsbahn, das zweite neue Viertel mit diversen Fabriksanlagen und dem aus zehn Gebäuden bestehenden Complexe der neuen städtischen Kaserne. In letzterem Viertel erstand auch die neue Herz Jesu-Kirche mit dem Missionshause der Lazaristen, das jüngste Gotteshaus Laibachs, gerade gegenüber der (seitwärts am linken Ufer „der Laibach“) gelegenen ältesten Pfarrgründung von St. Peter, an die sich im Laufe der Jahrhunderte die Gründungen der Dompfarre St. Nikolaus, Stadtpfarre St. Jakob, Mariä-Verkündigung (Franciscaner) und Tirnau schlossen, die sämmtlich im Rayon des alten Laibach, wo auch die Kirchen des Deutschen Ritter-Ordens („deutscher Platz“), der Ursulinerinnen (Congreßplatz) und die Kirche zu St. Florian liegen, letztere am südlichen Aufstiege zum Schloß, dem ehemaligen Wohnsitz der Landeshauptleute, in welchem die alte St. Georgskapelle die Wappen derselben bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts weiset. Von den Zinnen des Schloß-Uhrthurmes, einem Umbau des mittelalterlichen „Pfeiferthurms“, genießt man die herrlichste Umschau in die Thalebene von Laibach, von welcher namentlich hochentzückend die Fernsicht in das alpenumgrenzte nordkrainische Becken ist.

Aber auch schon die zunächst reizende Hinabschau auf die Laibacher Ebene im engsten Umkreise, wie sie, von dem Šiška Berge im Nordwesten und dem Golovc im Osten eingeengt, an den Ufern des von fünf Übergängen überbrückten Laibachflusses und Gruberkanals sich darstellt, ist eine überaus lohnende und schließt eine Reihe von lieblichen und anregenden Details an Schönheiten der Natur und Werken der Menschenhand in sich. Als Perle erscheint das am Ostabhang des Šiška Waldes, am Ausgang der Lattermanns-Allee situirte Schloß Tivoli (Unterthurn), schon vor 600 Jahren ein Jagdbijou der Kärntner Herzoge, in unserer Zeit von Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph für den Marschall Grafen Radetzky angekauft (1852), dann nach dessen Tode wieder Eigenthum Seiner Majestät und heute städtisches Eigen mit einem jüngst errichteten ehernen Standbilde Radetzkys auf dem obersten Plateau der wohlgepflegten Parkterrasse, während die

Stadtgemeinde Laibach auch schon 1860 dem Heldenmarschall, ihrem Ehrenbürger, in dem Rondeau der Sternallee eine Kolossalbüste aus Bronze von Meister Fernkorn gewidmet hat.

Aus der Thalebene von Laibach in der Richtung gegen Südosten über St. Marein und das obere Thal der bei Obergurk mit einer Mächtigkeit gleich der des Laibachflusses zutage tretenden Gurk bis an die in ihrem Ursprung und Unterlauf Kroatien angehörende, in ihrem Ober- und Mittellauf aber Kroatien von Krain abgrenzende Kulpa sich ziehend, scheidet die Hauptaxe des Landes, den Unterkrainer Boden in zwei wesentlich verschiedene Theile, den östlichen, mit von Westen nach Osten streichenden, von vielen oft recht lieblichen Längen- und Querthälern unterbrochenen, durch ihre der Steinkohlen- und Triasperiode angehörigen Schichten das Vorland der Alpen repräsentirenden wald-bedeckten und rebenumkränzten Hügeln und Bergen und den westlichen Theil mit seinen Schichten der Kreideformation, deren Klüfte und Trichter schon den Karstcharakter des anrainenden Innerkrainer Bodens weisen.

Die von Laibach bis an das Uskokengebirge und von der oberen Gurk bis an die Save sich erstreckende Bodenfläche von Unterkrain gliedert sich naturgemäß in fünf Abtheilungen mit den orographischen Wegweisern der Littaier Berge, der Treffener und Nassenfußer Höhen, der Uskokenberge und der Möttling-Černembler Abdachung. Die erste dieser fünf Partien Unterkrains erscheint von den Littaier Bergen durchzogen, die sich am rechten Ufer der Save in zwei nahezu parallel laufenden, doch mehrfach von einander geschiedenen Ketten hin erstrecken. Die nördliche der beiden Bergketten dehnt sich vom 793 Meter hoch gelegenen Janèberg bei Laibach bis zu dem gegenüber von Trifail gelegenen 674 Meter hohen Pfarramt Dobouz, an dessen Vorbergen der romantische Wasserfall Mitale in die Tiefe braust, und erreicht südlich von Dobouz in dem 1.219 Meter sich erhebenden Kumberg die höchste Spitze nicht nur dieses Gebirgszuges, sondern der Berge Unterkrains überhaupt; die südlichere Kette der Littaier Berge läuft vom 581 Meter hohen nördlich von St. Marein gelegenen Mounik bis an den 536 Meter hohen Wetternich im Nordwesten bei Savenstein an der Save, welche sich an der Grenze von Steiermark (bei der Eisenbahnstation von Trifail) gegen Südost wendet und in einer Länge von 64 Kilometern die Grenze zwischen Krain und Steiermark und weitere 5 Kilometer hin jene von Krain und Kroatien mit immer mehr und mehr sich verbreiternden Uferflächen bildet.

Im Gebiete der Littaier Bergkette liegt an der die Südbahnstation Littai mit dem Hauptorte Unterkrains, der Stadt Rudolfswerth, verbindenden Landstraße der für Krain denkwürdige Ort Wagensberg (429 Meter) mit dem gleichnamigen gegenwärtig fürstlich Windischgrätz'schen Schlosse Wagensberg, das einstige Tusculum des vielgenannten

krainischen Historiographen Johann Weichard Freiherrn von Valvasor, mit weiter Umschau auf die zu Füßen liegende, mit größeren und kleineren Ortschaften, Kirchen, Schlössern und Schlößlein vielbelebte Landschaft. Die vom genannten gelehrten Besitzer nach eigenem „Abriß“ vogelperspectivisch angefertigte und seinem Werke „Die Ehre des Herzogthums Krain“ beigegebene Ansicht von Wagensberg beweist uns, welch Wohlgefallen der edle Freiherr an dem Fernblick gehabt haben mag, der sich insbesondere von den nord- und nordwestwärts gelegenen Fenstern seiner Burg ihm eröffnete, ein Fernblick, der bis an die Steiner Alpen, in den prähistorischen Boden von Watsch und an den 840 Meter hohen Heiligen Berg reicht, während der Hinabblick auf die tiefer gelegene Landschaft zunächst unter anderen den lieblichen Markt Littai, den reizenden Herrensitz Schloß Grünhof und das im Waldesdickicht verborgene Schwarzenbach umfaßt. Im Gebiete der Littaier Bergkette liegt ferner eines der schönsten Querthäler von Unterkrain, das von der Feistritz durchflossene ausnehmend liebliche Querthal St. Ruprecht, welches in südöstlicher Richtung sich mit dem breiteren Neuringthal später verbindet.

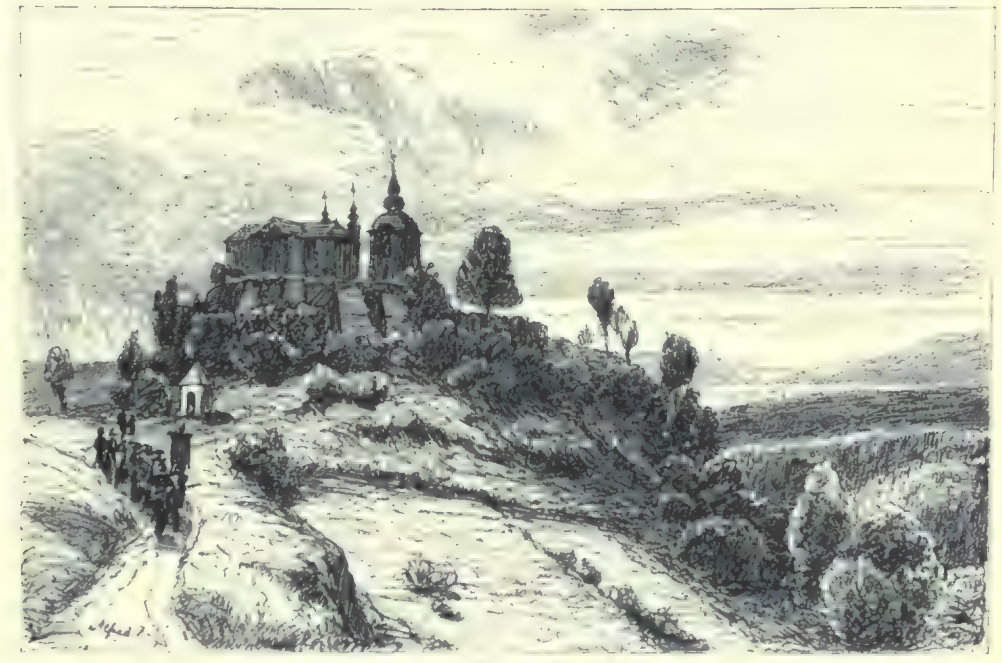
Die Treffener Höhen, in der Spitze des Kulova Sela zu 597 Meter Höhe ansteigend, liegen einerseits zwischen dem Gurkflusse und dem Themenizbach, anderseits zwischen den Städten Weixelburg und Rudolfswerth. Die abwechslungsreiche Landschaft bietet reizende Thäler mit „lustigen“ Fluren, Wald- und Weinbergen, Obstgärten und in der Gurk und deren Nebenbächen die auf den Menus der Weltstadt-Comestibles heimisch gewesenen, momentan leider verseuchten Gurker Krebse.

Das Städtchen Weixelburg mahnt durch seine Gründung vom „Vater Krains“, Friedrich III., 1478, welche das von diesem Habsburger gegen die Anstürme der Osmanen ins Werk gerichtete Taborsystem erst vervollständigte, an die heißesten Tage der den Unterkrainer Boden durch Jahrhunderte mit Blut düngenden Türkenkämpfe. Anderseits erinnert uns die östlich von Weixelburg gelegene, gleich dem später zu nennenden Landstraß, nur mehr als Staatsforstherrschaft bedeutende ehemalige Cisterze Sittich an eine geistliche Stiftung, deren Besitzstand allmälig über das ganze Land sich breitete.

Eilen wir von Ober-Gurk den Gurkfluß hinab, so eröffnen sich unserem Blick — noch immer im Gebiete der Treffener Höhen — eine Reihe von Culturstätten, die Vorposten des Latifundiums einer der ältesten Adelsfamilien des Reiches, der Fürsten von Auersperg. Wir sehen das auf einem steilen Felsen erbaute Schloß Seisenberg, dann Gußwerk Hof und das ins saftigste Wiesengrün gebettete, von Gärten und Wald umgebene schönste Schloß Krains, Ainöd. Nun aber dem Laufe der Gurk in nordöstlicher Biegung folgend, gelangen wir zu der auf einem ringsum von hohen fruchtbaren Hügeln eingerahmten, durch die sich krümmende Gurk halbinselartig geformten Bühel terrassenförmig gebauten freundlichen Stadt Rudolfswerth. Diese Stadt, der Hauptort Unterkrains, wurde von

Herzog Rudolf IV. dem Stifter 1365 als Rudolfswerth gegründet, später, nach einem großen Brande wiedererstanden, Neustadtl benannt, erhielt aber im 300. Jubeljahre ihrer Gründung 1865 den altehrwürdigen Namen Rudolfswerth zurück. Sie war in den Türkenzeiten ein festes Bollwerk und stetes Hauptquartier der Grenztruppen, — zugleich immer ein Centrum der Intelligenz des Unterlandes und kann sich die Geburtsstätte tüchtiger Landeskinder nennen.

Die Nassenfußer Höhen, gelegen zwischen der Themeniz und der Save, zwischen der Neuring und Gurk, umsäumen mit ihrem Südfuße das breite Becken der unteren



Heiligenberg.

Gurk, an diese treten am rechten Ufer die Bergfüße des Uskokengebirges näher heran. Im Bereiche dieser Ebene erblicken wir an den nördlichen Bergfüßen das auf ungemein fruchtbarem Boden befindliche, in der Localgeschichte mehrfach berühmte Schloß Arch, nordöstlich davon, an der hier schon breiten, der kroatischen Niederung zueilenden Save das rasch aufstrebende Städtchen Gurkfeld; südwärts von Gurkfeld liegt Haselbach mit dem Schlosse Thurnamhart, dann Ternowo, das alte Neviodunum der Römer, eine noch vielversprechende archäologische Fundstätte. Südwärts des rechten Gurkufers sehen wir den Beginn der von der Gurk in mäandrischen Windungen durchzogenen fruchtbaren Ebene, mit welcher sich das Thal von St. Bartelmä verbindet. Dem Gurklauf entlang folgend, gelangen wir über Landstraß, Heiligenkreuz und Toplice, eine schon im Mittelalter

gekannte Therme von 36 Grad Celsius, nach jenem von der Gurk und Save gebildeten reizenden Thalwinkel, dem gegenüber jenseits der Save auf steirischem Boden sich das freundliche Rann erhebt.

Die vierte, beziehungsweise fünfte Partie von Unterkrain bildet die am rechten Ufer der Gurk im Nordosten des Landes sich erhebende, aus einer kaum noch 130 Meter hohen Ebene emporsteigende, mit der Rückenhöhe von 630 bis 790 Meter einen prächtigen Anblick gewährende dichtbewaldete Kette der Uskokenberge, südwärts denen sich mit rascher Abdachung von 380 auf 150 Meter bis an den Kulpafluß als natürliche Grenze gegen Kroatien der Möttlinger und Černembler Boden erstreckt, der mit seiner Kreideformation schon streckenweise den rauhen Charakter des Karstes trägt. Im nordöstlichsten Gebiete der Uskokenberge fällt unterhalb des Dorfes Munkendorf der Gurkfluß in die Save, deren weiterem Laufe gegen Kroatien folgend man auf dem rechten Ufer knapp an der kroatischen Grenze das schöne Schloß Mokritz erschauen kann. Das Gebiet der Uskokenberge in südwestlicher Richtung durchquerend führt der ideale Weg an dem Nordwestabhang des 1.181 Meter hohen Gorianc und an den weiter gegen Südosten gelegenen Vorbergen in das Eldorado der unterkrainischen Weincultur, in die Semičer Weinberge und weiter in den Möttlinger und Černembler Boden, in das Territorium der nach dem vorwiegenden Weiß ihrer Gewandung so benannten „weißen Krainer“, welche die altkrainische Art und Sitte und die ursprünglichen Nationaltrachten dieses Landestheils noch möglichst rein und unverfälscht erhalten haben. Wie es uns heute entgegenblickt das heitere Bild von Stadt und Schloß Möttling aus der von trefflichsten Wein liefernden Höhen rings umgebenen möglichst cultivirten Fläche, in der die Sommerfrucht üppig gedeiht, würde man wohl kaum mehr ahnen, welche furchtbare Kriegsscenen sich hier vor drei Jahrhunderten abgespielt haben.

Der Krümmung, welche südöstlich von der Stadt Černembl die Kulpa oberhalb Adleschitz bildet, schmiegt sich das Schloß Freithurn an, die Stätte, aus welcher der berühmte krainische Held und Staatsmann Herbard VIII. Freiherr von Auersperg zum letzten verzweifelten Kampfe mit dem „Erbfeind der Christenheit“, dem Türken, auszog und in dessen wohlummauerten Burghof nur mehr sein geköpfter Leichnam zurückgebracht werden konnte. Von Černembl südwärts gegen die Kulpa liegt das Dorf Bojanze, dessen Bewohner durch besonders schmucke Tracht sich auszeichnen, gleich denen des noch weiter südwärts knapp an der Kulpa auf steiniger Höhe liegenden Weiniz, in welcher Gegend es Weinberge gibt, aus denen man, wie schon der Chronist des XVII. Jahrhunderts versichert, „gar köstlichen Wein erlangt“! Die südöstlich von Laibach am Ostrande des Laibacher Moores in der Richtung gegen Gottschee laufende Landstraße führt in jenen Theil von Unterkrain, welcher dem nördlichsten Karstzuge angehört, aber sich bei weitem

als der culturfähigste erweist und trotz der Wasserarmuth wohlbewaldete Plateaus zeigt. Am Ausgangspunkt dieses Gebietes ragt der 1.056 Meter hohe Mokric bei Schloß Auersperg, dem noch heute mit seinem unebenen Burghof und seinem gewaltigen Rundthurm die alte kastellartige Bedeutung bezeugenden Stammschloß des nahezu ein Jahrtausend in Krain mächtigen Geschlechtes der Herren, Freiherren, Grafen und Fürsten von Auersperg, empor.

Die Thäler bei Reifnitz und Laschitz begrenzen das weite zerklüftete Plateau von Reifnitz mit dem zu 1.120 Meter sich erhebenden Ostri vrh; die Straßen der Reifnitzer Gegend füllen vorab die originell bepackten Siebwaarenträger, die Werkleute einer uralten, einer hoffnungsreichen Zukunft entgegenblickenden Holzwaarenindustrie.

Der durch die märchenhafte Pracht der Stalaktiten- und Stalagmitenbauten in den Adelsberger Grotten weltbekannte Theil von Krain, der Innerkrainer Boden, den nördlichsten Theil des gesammten Karstplateaus, den krainischen Karst par excellence darstellend, erstreckt sich zwischen den Thälern von Planina und Zirknitz und den Flüssen Wippach und Reka. Im Nordwesten mit dem Birnbaumerwald, einer östlichen Fortsetzung des Ternovaner Waldes im Görzischen beginnend, findet er in dem 1.300 Meter hohen Nanos und dem 1.315 Meter hohen Suhi vrh die höchsten Gipfel; von diesem in südöstlicher Richtung sich ausbreitend erstreckt sich das Poiker Plateau, das wieder in dem nordöstlich gelegenen Velki Javornik die höchste Spitze, 1.270 Meter, erreicht; südöstlich vom Velki Javornik breitet sich das Plateau des Laser Schneeberges aus, welches in der 1.796 Meter hohen Schneekoppe culminirt. An den Birnbaumerwald schließt sich in nördlicher Richtung das mit den Bischoflacker und Billichgrazer Bergen im Westen von Laibach zusammenhängende, wohl zumeist bewaldete doch zum Theil schon Karstformation weisende Idrianer Bergland.

Das Hauptinteresse des krainischen Karstbodens bilden, wie schon angedeutet, dessen unterirdische Räume, die sich in vielfach verschlungenem Laufe hinziehenden Grotten und Höhlen, bis vor kurzem ein mythenreiches Labyrinth, in welches die exacte Forschung unserer Tage erst das elektrische Licht der Erkenntniß getragen hat. Weist der krainische Karst besonders in seiner südlich laufenden Partie ein durch die charakterisirende Menge von Schlünden, Trichtern, Gruben (Dolinen) gebildetes „blatternarbiges Aussehen“, oder wie Andere im Vergleich bildlich sich ausdrücken, „eine zu Stein erstarrte Meeresfläche“, so gewinnt die nördliche Seite dieses Hochkarstes vornehmlich Leben in den durch einigen Culturboden beglückten Becken „von Adelsberg oder an der Poik“, von Zirknitz und von Planina. Diese Becken gewähren dem Naturfreund den höchsten Reiz durch den Contrast der sich seinem Auge eröffnenden Bilder. Neben den Ausläufen der Steinwüste, den eigenthümlichen Dolinen, den finsteren Höhleneingängen und Abstürzen, neben

dem plötzlichen Zutagetreten und Verschwinden von See und Fluß und Bach, neben der eigenartigen Flora und Fauna, bieten sich dem Blick weitausgedehnte Waldungen von erstaunlicher Fülle und Üppigkeit der Vegetation insbesondere an Eichen- und Buchenwäldern (geradezu Urwälder) mit ihrem südöstlich sich hinziehenden, von Bären und Wölfen belebten Fortsetzungen.

Im Becken von Adelsberg oder an der Poik liegt am linken Ufer des Flusses auf einer Anhöhe in vollkommen geschlossenem Territorium die Filiale Prestranek des k. und k. Hofgestütes in Lipizza mit reichen hainartigen Waldculturen — Zerr- und Traubeneichen, Kiefern, Fichten und Lärchen, nebst Ahorn, Esche, Rüste, Linde und Akazie in den Neuanpflanzungen bereits zu schön geschlossenen Beständen herangewachsen — dann mit ungefähr ein Drittel des Gesammtareals umfassenden, je nach ihrer Lage ein und zweimähdigen, das beste süße Heu liefernden Wiesenbeständen. Das von dem Schloßhof von Prestranek gegen die Poik sich senkende Terrain, noch vor einigen Jahrzehnten kahler Felsboden, ziert außer einer Baumschule auch eine Parkanlage mit vorzüglichen Obstculturen. Auf dem Plateau vor dem Hauptgebäude befinden sich die Fohlenstallungen auf 190 Pferde mit je einem „Auslauf". Den ausgedehntesten Besitz des Karster Hofgestütes repräsentirend, liegen eine Stunde östlich von Prestranek die beiden aneinander stoßenden k. und k. Gestütsalpen Wille und Počka. Die ganze volle Poesie einer Karstoase eröffnet sich dem Wanderer, welcher von der Eisenbahnstation Prestranek über das Dorf Scheje (Žeje) allmälig emporrückend sich alsbald in vollkommener Natureinsamkeit befindet. Ein Halbrund von hintereinander aufsteigenden Alpenkuppen, die nordöstlich vom Javornik, östlich von der Trojica und der Debela gora, südöstlich von den anderen Vorbergen des als imposante Schlußdecoration auftauchenden, nach strengeren Wintern im Maimond noch in tiefherabreichender heller Weiße weithin schimmernden Schneeberg überragt werden, umrahmt die reizende Idylle dieser Karstalpenlandschaft, in welcher das eigenartige helle saftige Grün der Wiesen und Wälder entzückt, zumal es sich von den tiefen Tinten der zerstreuten Waldculturen bei scharf eintreffender Beleuchtung effectvollst abhebt.

Die beiden Alpen Wille und Počka werden fast in ihrer ganzen Ausdehnung als Weide benützt, während auf der Alpe Wille jedoch nur ein Gestütshof für beide Alpen eingerichtet ist mit einem Fassungsraum für mehr als 100 zwei- und dreijährige Fohlen. Diese schönen jungen flinken Thiere, Rappen und Schimmel, Braune und Falben in allen Nüancen bunt durcheinander auf die Weide ausgelassen, sie bringen das mannigfaltigste Leben in die tiefruhige Landschaft, eine Bewegung, die sich mit der Feder kaum schildern läßt, die aber nicht allein des Pferdekenners und Schätzers, sondern selbst des Laien in der Hippologie hellste Freude erregen muß. In südlicher Richtung von der Alpe Wille befindet sich das touristisch jungfräuliche reizende Seebecken von Peteline, ab und zu gleich

dem Zirknitzer gefüllt, auf dessen klarem schönen Wasserspiegel sich dann die Wildente zeigt und auch mancher andere Wasservogel im Vorbeifluge Station macht.

Der uns früher beim Aufstiege zur Alpe Wille im Ausblick als südöstliche Gemarkung des Karstalpenbildes erschienene Krainer oder Laaser Schneeberg, in der unmittelbaren Umgebung auch Schneekoppe genannt, ist von der modernen Touristik bereits als freundlich winkender Aussichtspunkt ins Auge gefaßt, da er trotz seiner relativ geringen Höhe durch seine günstige Lage und wegen seines auf viele Meilen in der Runde alle anderen Berge überragenden ganz isolirten Gipfels, eines „rechten Wolkenbohrers", wie schon Valvasor ihn bezeichnet, eine überaus prachtvolle Fernsicht gewährt. Er läßt im Norden den Hauptzug der julischen Alpen, die Karavankenkette und die tiefgesattelten Sannthaler Alpen überblicken, läßt den Blick im Westen über die venetianischen Alpen streichend bis an die Dolomiten der südtirolischen Alpen schweifen, legt uns aber im Süden als Pièce de résistance in wunderbarer Pracht den Golf von Triest, dann den Quarnero mit der „österreichischen Riviera" um Abbazia und die zahllosen Inseln und Kanäle im Südost wie eine plastische Karte ausgebreitet vor.

Der Schneeberg wird im Westen begrenzt durch das reizvolle Rekathal mit dem am rechten Ufer der Reka gelegenen freundlichen, mehr einem Städtchen als einem Dorfe ähnlichen Dornegg und dem südwärts davon befindlichen mühlenreichen Illirisch Feistritz, in welchem netten Orte unter einem senkrechten Felsen, auf wohlgepflegtem Gartengrunde das klare, nach kurzem Laufe in die Reka mündende Feistritzflüßchen (Bistrica) munter hervorquillt. Gegen Norden entsendet der Schneeberg über die Bička gora (1.238 Meter) und den Stanovnik (985 Meter) einen Höhenzug zum Velki Javornik — der Heimstätte des dem Landmann auf dem Karste seinen Winterpelz liefernden, wie noch Valvasor versicherte, vom Teufel auf die Weide getriebenen „Billich" —, und fällt in den Höhen bei Adelsberg ab, um sich jenseits wieder zum Nanos und zum Birnbaumerwald zu erheben. Östlich und südlich verlaufen Hügelreihen gegen die ehemalige Militärgrenze und verbinden das Schneebergplateau mit dem kroatischen Karstplateau.

Das Becken von Adelsberg birgt in Adelsberg eine eigene Specialität, ein echtes Schweizer Hotel auf krainischem Boden, welches die Erbauer, selbst Schweizer, mit richtigem Blick auf den schönsten Punkt von Adelsberg, auf das Plateau an der südwestlichen Seite des Marktes, mit der directen, originell anmuthenden Aussicht auf den die tosende Poik in seinen Schoß aufnehmenden Höhlenschlund des Grottenberges hingebaut haben. Aus den nach allen Seiten gleich freien Fensterfronten genießt man die Umschau auf das alle Eigenthümlichkeiten der krainischen Karstlandschaften, von der ursprünglichsten Sterilität durch alle Culturstufen, vereinigende, von Jahr zu Jahr neben den passageren

Grottenbesuchern mehr und mehr ständige Beschauer anziehende und festhaltende Weichbild von Adelsberg, heute eine Hauptstation für Touren nach allen Richtungen im Lande hin.

Und aus diesem von bewaldeten und kahlen, höheren und niederen Bergzügen, von kühn angelegten, zum Schutze vor der stürmenden Bora stellenweise wohlummauerten Bahnböschungen umgrenzten, mit freundlichen Ortschaften und weißen Kirchlein markirten, in der Tiefe von Fruchtäckern und saftiggrünen Wiesenmatten durchzogenen Rundbilde erhebt sich im Westen der breit sich hinziehende, gegen Osten steil abfallende Nanos, ein steinerner Naturleuchtthurm der Seefahrer in der Adria, denen sein wolkenumhüllter oder freier Anblick als wetterkündend gilt. Der Nanos, der südlichste Wächter des großen Birnbaumerwaldes, der mons regius, von welchem König Alboin, der Führer der Longobarden, das westlich liegende Land von Italien betrachtete, stellt eine meist bewaldete Hochfläche dar mit fruchtbaren Triften zu Füßen, in einem Winkel das Höhlenschloß Luegg bergend; er gewährt als Aussichtspunkt einen ganz unvermittelten Charaktergegensatz von Nord- und Südlandschaft.

Dort im Süden im goldigen Wellenschimmer die blaue Adria, die lockenden Küsten Italiens und in duftiger Ferne die „Bella Venezia", hier nordwärts das von den unwirthlichen Höhen des Birnbaumerwaldes begrenzte Karstbild, während der südostwärts ragende Schneeberg trotz aller entgegenstarrenden Rauheit den kundigen Blick wieder vom Meere träumen läßt, westwärts aber der in das volllachende Görzer Gebiet auslaufende Wippacher Boden in südlicher Glut die Sinne reizt. Im Nordosten des innerkrainischen Karstes ziehen sich in nordwestlicher Richtung das Laaser Thal, dann die Becken von Zirknitz und von Planina. Von diesen drei durch unterirdische Wasserläufe mit einander in Verbindung stehenden Thälern hat seit Jahrhunderten am meisten das Zirknitzer Thal mit dem „Phänomen" des zeitweiligen Ab- und Zuflusses des zu Füßen des Velki Javornik sich ausbreitenden Zirknitzer Sees viel von sich reden gemacht und Dichter aller Zungen, Torquato Tasso voran, haben das freilich wohl bei nüchterner Betrachtung, namentlich was „die Ernte" betrifft, gewaltig sich reducirende Wunder besungen, „daß man auf der Seefläche hier in einem Jahre fischen, jagen und ernten könne". Die Ernte im eigentlichen Seeboden, abgesehen von dem Inundationsgebiete der nächstgelegenen Ackergründe, beschränkt sich auf das Mähen der beim Abfluß des Seewassers bloßwerdenden Binsenfelder, wozu wohl noch bei manchmal eintreffender völliger Austrocknung des Seebodens die Mahd von Futtergras hinzukommt. Die noch im XVIII. Jahrhundert ergiebigen Fischzüge der Freudenthaler Karthäusermönche erscheinen heute bedeutend zurückgegangen, und was die Jagd betrifft, so ist Waidmannsheil nur in Bezug auf Wasservögel nennenswerth, da aber finden sich nach und nach alle europäischen Water und Schwimmer ein, auch Cormorans, Schwäne und selbst Ibisse und Eisenten.

Mit den südlich von der Selzacher und Pöllander Zeier und der Gradašca sich ausbreitenden Bischoflacker Bergen hängen die Idrianer Berge zusammen, zu denen man vom Bischoflacker Boden zunächst durch das obstculturenreiche Pöllander Thal, wo die Wohnstätten des fleißigen Landmanns traulich zwischen den tief sich senkenden Ästen der Fruchtbäume hervorblicken oder von mäßiger Höhe um das weißleuchtende Kirchlein gruppirt herabwinken, dann weiter, dem Oberlauf der Pöllander Zeier folgend, durch das Sairacher Thal gelangt. Die Höhen emporsteigend, auf der am südlichen Abhang des 1.009 Meter hohen Prapretni brdo geführten, auf abschüssige Wände und



Das Wippacher Thal.

in Schluchten hinabblickenden Landstraße kommt man zuerst nach Unteridria und von da in die Bergstadt selbst. Von anderer Seite gelangt man in das k. k. Quecksilberbergwerk und in die Stadt Idria (Oberidria) vom Loičer Hochplateau in Innerkrain aus auf der durch herrliche Waldungen hin prächtig angelegten, die Ausfuhr der Werkserzeugnisse von Idria vermittelnden, die beträchtlichen Höhen sanft hinabgleitenden Landstraße. Die in ihrer äußeren Erscheinung den Stempel der jahrhundertelangen ernsten Arbeit der Bewohner weisende und trotzdem freundliche Bergstadt Idria liegt am gleichnamigen Flusse in einer kleinen Thalweite.

Von Präwald aus am Südwestabhang des Nanos in der Richtung gegen Görz hinab breitet sich ein tiefer Abgrund, von allmälig sich erweiternden schroffen Wänden gebildet, aus, der später in das Wippacher Thal ausmündet, von welchem jedoch nur

die obere Hälfte zu Krain gehört. Das schon südlich angehauchte obstreiche Wippacher Thal, betrachtet von den Zugängen von Präwald oder von Senosetsch her, trägt des Contrastes mit der hinten liegenden wilden Karstlandschaft wegen die dithyrambische Bezeichnung „das Paradies von Krain".

Soweit das Auge reicht, herrliches Leben und üppiges Gedeihen der Natur, die aus diesem Boden selbst im Farrnkraut verschwenderisch sprießt wie nirgends sonst im mannigfaltig schönen Krainlande und wo mit ihr die Frohnatur der Menschen harmonisch zusammenklingt in südlicher Art und Sitte!



Schloß und Stadt Möttling.



Große Naturbrücke.

Der Karst.



Ein beträchtliches Stück von dem großen Karstgebiete fällt auf das Kronland Krain. Als wollte die Natur die geringe Fruchtbarkeit dieses Landstriches wieder gut machen, hat sie denselben mit einer Fülle von Naturwundern ausgestattet, die zu den größten Sehenswürdigkeiten der Monarchie zu rechnen sind. Nach Tausenden zählen die Objecte, deren Beschreibung allein einen stattlichen Band füllen würde. Es gibt über 30 unterirdische Wasserläufe, über 150 in der Literatur genannte Höhlen, über 50 Kesselthäler, unzählbare Naturschachte und Dolinen, und alljährlich werden neue Wunder entdeckt, von denen kein Mensch bisher eine Ahnung gehabt. Der seit mehreren Jahren betriebenen systematischen Erforschung der Karstgebiete von Krain, welche auf Kosten des Ackerbauministeriums und des Landes angestellt werden, sind die wesentlichsten Neuentdeckungen zu verdanken.

Diese Erforschungsarbeiten, die den praktischen Zweck verfolgen, die Grundlage zu liefern für ein Project zur Verhinderung der periodischen Überschwemmungen in den Kesselthälern haben ein so eigenthümlich locales Gepräge, daß sie die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten auf sich zu lenken geeignet sind. Die bisher durchgeführten Versuchsarbeiten

können füglich als ein Novum in der Hydrotechnik bezeichnet werden. Der Wassermangel auf dem Plateau und die periodischen Überschwemmungen in den Kesselthälern mußten dazu führen, an Abhilfe zu denken, durch welche eine rationelle Vertheilung des Wassers möglich wird. Dieses Ziel steht heute allerdings noch in weitem Felde, aber die Möglichkeit, es zu erreichen, ist theoretisch und praktisch schon erwiesen.

Periodische Seebecken. Die periodischen Seen von Krain sind nichts Anderes als Wasseransammlungen in den keinen Ausweg bietenden Kesselthälern. Diese Seen treten zur Zeit von bedeutenden Niederschlägen auf und verschwinden wieder zur Zeit der Dürre. Der Zirknitzer See ist der bekannteste unter den periodischen Seen von Krain, weil er mit seltenen Ausnahmen alle Jahre sich füllt, ja mitunter in einzelnen regenreichen Jahren gar nicht verschwindet. Jene regelmäßige Periodicität, die ihm in älteren geographischen Lehrbüchern angedichtet wurde, besitzt er nicht, was aber nicht verhindert, daß er eine ganz absonderliche Merkwürdigkeit des Landes genannt zu werden verdient. Mit ungeheuerer Raschheit strömen von allen Seiten dem Zirknitzer Becken die Niederschläge zu, so daß in der Zeit von wenigen Tagen eine Fläche von einer halben Quadratmeile vom Wasser überflutet ist. Der Zufluß geschieht sowohl oberirdisch von den Gehängen in Form von Bächen, als auch unterirdisch durch sogenannte Wasserspeier oder Speilöcher, die unglaubliche Mengen von Wasser liefern. Für den Abfluß stehen keine offenen Thalgerinne zu Gebote, sondern nur enge Klüfte im Thalboden und Randhöhlen, welche letztere aber zumeist erst dann Wasser zu ziehen beginnen, wenn die Überschwemmung ein gewisses Niveau erreicht hat. Im Zirknitzer Becken liegen die wesentlichsten Sauger an der Westseite und am Gehänge des Velki Javornik. Die lange Dauer der Überflutung des tiefgründigen Lehmbodens verhindert eine intensive Verwerthung desselben. In den tieferen Lagen wächst nur Schilf und saueres Gras und selbst in den höheren ist der Ertrag stets ein problematischer, weil sich der See häufig füllt, noch ehe die spärliche Ernte eingeheimst ist. Dieselben Verhältnisse existiren im Planinathal, im Ratschnathal, in Gottschee, im Reifnitzthal und noch in vielen anderen Kesselthälern. Der einzige Unterschied besteht in der Dauer dieser Hochwässer, die wiederum von den günstigeren oder minder günstigen Abflußverhältnissen abhängig ist. Im Adelsberger Thal, wo zwei große Höhlenmündungen das Wasser verschlingen, dauern die Überflutungen zumeist nur einen Tag, der Zirknitzer See dagegen braucht stets Monate bis zu seinem vollständigen Verschwinden. Nur an der tiefsten Stelle, am Fuße des Velki Javornik bleibt ein perennirender Rest des Sees zurück.

Nachdem die Thalböden den fruchtbarsten Theil des Karstlandes repräsentiren, so darf man auf die Entwässerungsarbeiten in den Kesselthälern des Karst große Hoffnungen setzen, und sie verdienen daher eine, wenn auch nur kurze Erwähnung.

Seit mehr als hundert Jahren wurde die Frage schon häufig erörtert, auf welche Weise die periodischen Seebildungen zu beseitigen oder wenigstens unschädlich zu machen wären. Der Erbauer des Gruberkanals in Laibach war einer der Ersten, der diesbezüglich Studien angestellt hat. Nach ihm berührten Hacquet und später Schmidl dieselbe Frage. Professor Voigt proponirte einen Durchschlag durch das ganze Höhlensystem bis nach Triest, um die von der Natur geschaffenen Höhlenräume für den damals ventilirten Bau der Südbahn zu verwerthen. Ein umfassendes Project arbeitete später der Ingenieur Vicentini aus, durch welches für den Betrag einer Viertelmillion die zum Gebiete des Laibachflusses gehörigen Kesselthäler von Planina, Zirknitz, Altenmarkt und Adelsberg durch unterirdische Galerien mit einander verbunden werden sollten. Die großen Kosten schreckten damals ab und man beschränkte sich auf Palliative, welche darin bestanden, daß man von Zeit zu Zeit die arg verschlemmten Sauglöcher reinigte, was aber nicht viel half, weil nach jedem Hochwasser die Arbeit wiederholt werden mußte. Erst seit dem Jahre 1881 befaßte man sich eingehender mit dieser sowohl technisch als physikalisch und geologisch hochinteressanten Frage und kam zu dem Resultate, eine neue Methode anzuwenden, welche darin besteht, daß man die den Thalrändern zunächst gelegenen Höhlen mit den Thalböden in Verbindung zu setzen trachtet, um in diese Hohlräume das Hochwasser abzuleiten. Dadurch wird an Kosten erspart und der Zweck für eine lange Reihe von Jahren erreicht. Nach Abschluß der theoretischen Vorerhebungen wurde 1885 mit praktischen Versuchsarbeiten begonnen, welche deßhalb nöthig waren, weil die vorgeschlagene Methode des Vordringens erst erprobt werden mußte. Die Kosten dieser ersten Arbeiten wurden aus Privatmitteln aufgebracht, zu denen auch das k. k. Ackerbauministerium einen Beitrag widmete. Wenngleich die Erfolge der ersten Campagne nicht so bedeutend waren, als man gehofft hatte, so ist es ihnen doch zu danken, daß die Frage der Entwässerung der Kesselthäler von Krain die Aufmerksamkeit des Ministeriums und der Vertreter des Landes erregte. Die theoretische Seite der Frage wurde nochmals vom k. k. Ackerbauministerium commissionell überprüft und seit 1886 wird auf Kosten des Staates und des Landes Krain durch eigens entsendete Ingenieure, denen bedeutendere Mittel zur Verfügung stehen, intensiver gearbeitet. Mit Schluß des Jahres 1887 wurden die Vorerhebungen für das Gebiet des Laibachflusses, sowie für jenes der Gurk abgeschlossen. Als erster praktischer Erfolg kann der Umstand gelten, daß im Ratschnathal, wo ein Durchschlag bereits hergestellt ist, der in eine große Höhle von 1.160 Meter Länge führt, im Frühjahr 1887 (vor dessen Vollendung) noch 3 Meter Wasser im Thale standen, während im Herbst desselben Jahres, bei viel bedeutenderen Niederschlägen, nur ein minimales Austreten der Gewässer constatirt werden konnte. Zur gleichen Zeit war das Planinathal in einen See von beiläufig ein Drittel-Quadratmeile verwandelt, dessen Tiefe

am Nordrande mehr als 4 Meter betrug. Die Stelle, wo im Planinathal der Durchschlag gemacht werden sollte, war damals zwar ebenfalls schon ausgemittelt, die Arbeit aber noch nicht so weit vorgeschritten, um einen ebenso bedeutenden Effect hervorzubringen als im Ratschnathal, wo die Verhältnisse bei weitem günstiger lagen.

Mit Schluß des Jahres 1888 functionirten am Nordrande des Planinathals bereits zwei künstliche Wasserschachte, die mit neuerschlossenen Höhlen in Verbindung stehen, welche ihr Entdecker Baron Winkler-Höhlen benannt hat. Diese beiden Schachte sind ebenso sehenswerth als der Durchschlag in die Vršnica-Höhle im Ratschnathal, und zwar besonders zur Zeit höherer Wasserstände, wo sich tosend und schäumend ein mächtiger Strom in die Schlünde stürzt, die bei Niederwasser trocken bleiben. Durch die Schachte von Planina, sowie durch zahlreiche natürliche Sauger gelangt das Wasser des Unzflusses auf unterirdischem Wege zu den 10 Kilometer davon entfernten Quellen der Laibach. Die Zuflüsse aus Planina sind jedoch nicht die einzigen, welche diese Quellen speisen, die auch aus dem Niederschlagsgebiete von Loitsch bedeutende Wassermengen ebenfalls auf unterirdischem Wege zugeführt erhalten. Die Laibachquellen gehören in die Reihe der Riesenquellen, deren Auftreten stets auf die Existenz größerer unterirdischer Wasserreservoire schließen läßt. Derartige Riesenquellen gibt es im höhlenreichen Karst daher viele.

Den Erforschungsarbeiten dankt man außerdem wesentliche Aufschlüsse über das Karstphänomen selbst und eine ganze Serie neuerschlossener Höhlen, die sich allerdings noch im Urzustande befinden und nicht für Jedermann begehbar sind. Die größte derselben ist die Graf Falkenhayn-Höhle bei Lase am Ostrande des Planinathals, von der eine Strecke von 2.600 Meter erforscht ist, ferner die Lippert-Höhle mit 400 Meter, die Lorenz-Liburnau-Höhle mit 100 Meter, beide ebenfalls am Nordrande des Planinathals, und die Rinaldini-Höhle am Westrande desselben Thals.

Am Südrande des Zirknitzer Thals wurden die Verbindungsstrecke zwischen der großen und der kleinen Karlovca und mehrere Nebenstrecken in diesen beiden Höhen entdeckt. Ferner ist dort eine ganz neue Höhle angeschürft worden, deren Länge 1.000 Meter betragen soll. Auch nächst Ratschna fand man außer der erwähnten 1.160 Meter langen Wasserhöhle noch eine Reihe neuer Räume, und sind diese Neuentdeckungen noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten.

Es besteht die Absicht, nach Vollendung der begonnenen Arbeiten ähnliche Studien in anderen Karstthälern anzustellen und auf diese Weise zu einer vollständigen Kenntniß des Zusammenhanges der unterirdischen Gewässer zu gelangen. Es ist dies um so nothwendiger, weil der Verlauf einiger dieser Gewässer (wie z. B. des bei Gottschee verschwindenden Rinnseeflusses) ganz unbekannt ist.

Wasserhöhlen. Außer den vorerwähnten gibt es auf dem Krainer Karst noch viele Höhlen, die unterirdische Flußläufe bergen. Im schönen Raschizathal verschwindet ein starker Bach bei Ponique, von dem ein Theil bei Klein-Ratschna als Šica (sprich Schitza) aus einem Felsloch wieder zu Tage tritt, nach kurzem Laufe abermals verschwindet und bei Obergurk als Gurkquelle nochmals erscheint. Der andere Theil fließt in das Guttenfelderthal, erscheint in der Höhle Podpeč und verschwindet unbekannt wohin. Von den Höhlen, welche dieses Gewässer durchrinnt, sind einzelne Theile durchforscht. Zwischen



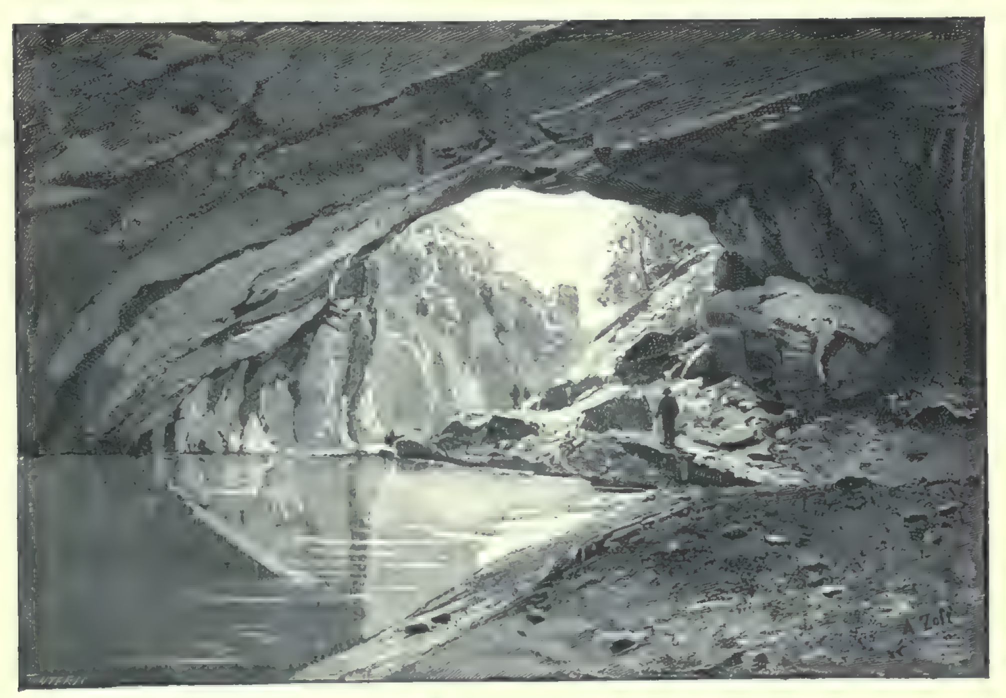
Ursprung der Laibach.

Ratschna und Obergurk sind noch etwa 5 Kilometer Verbindungsstrecken unbekannt. Die Grotte von Obergurk ist auf 400 Meter weit vermessen und dürfte bald weiterhin zugänglich werden. Wo die Wasserhöhlen Aufmerksamkeit verdienen, werden darin stets Weganlagen (wenn auch nur primitive) gemacht, wodurch das Land eine Reihe neuer Sehenswürdigkeiten nach und nach gewinnen wird. Die Höhlen, durch welche die Themeniz zwischen Treffen und Rudolfswerth das Gebirge zweimal durchfließt, sind noch nicht erforscht, dagegen sind viele Theile des unterirdischen Laufes der Laibachzuflüsse ganz gut zugänglich. Dies gilt insbesondere von den Fürst Windischgrätz-Höhlen in den Haasberger Forsten bei Planina, die auf wohlgepflegten Parkwegen erreichbar und auch im Innern mit vortrefflichen Weganlagen versehen sind. Dieser Höhlencomplex, durch den

der Rakbach fließt, bildet zwei Gruppen am Anfang und am Ende des Rakbachthals. Der westliche Theil ist mit Ausnahme der dazu gehörigen merkwürdigen „großen Naturbrücke" der minder interessante. Die östliche Gruppe aber, die nächst der kleinen Naturbrücke liegt, muß geradezu als eine hervorragende Sehenswürdigkeit von Krain bezeichnet werden. Die vom Gutsherrn (Fürst Hugo Windischgrätz) angelegten und sorgsam gepflegten Wege sind derart, daß jede Dame dieselben benützen kann, und die Höhlen sind so eigenthümlich, daß sie kaum mit anderen sich vergleichen lassen. Auf fast ebenem Wege wandert man durch eine Reihe von Hallen, die stets nur so kurz sind, daß man keine künstliche Beleuchtung braucht. Die Unterbrechungsstellen rühren von Deckenbrüchen her, deren Reste man noch bemerken kann. Auch jeder Laie muß hier erkennen, wie sich Dolinen bilden, die man hier in allen Stadien der Ausbildung findet. Überraschend ist die kleine Naturbrücke von unten her gesehen. Man kann von da aus erst die Kühnheit der Linien dieses zarten Kunstwerkes der Natur erkennen, und wohl Mancher wird sich staunend fragen, wie lange dieser zarte weit geschwungene Bogen noch sich zu halten vermag. Erst hinter der Doline, über welche sich die kleine Naturbrücke spannt, beginnen längere, finstere Galerien. Die Prinz Ernst-Grotte, eine Seitengrotte von 100 Meter Länge mit schönen Tropfsteingebilden, ist trockenen Fußes zu begehen, die große Wasserhöhle kann jedoch nur zu Schiff passirt werden. Weganlagen gibt es in letzterer nicht mehr, weil das Wasser beiderseits die Wände erreicht.

Die größte aller Wasserhöhlen des Krainer Karst, die Kleinhäuslergrotte bei Planina, besitzt derzeit ebenfalls keine Weganlagen, was bedauerlich ist, weil man in den Sommermonaten ohne Kahn bis weit hinein vordringen könnte, wenngleich der kolossale Raum des Chorinsky-Doms und der Vereinigungspunkt der beiden Höhlenflüsse nur zu Schiff erreichbar ist. An der Stelle, wo die von Adelsberg und von Zirknitz herüberkommenden Flüsse sich vereinigen, bildet das Wasser einen ganz respectablen unterirdischen See, in den der Zirknitzer Arm über einen Fall stürzt. Das Gebrause dieser Cascade ist weithin hörbar. Ober dem Falle ist dann streckenweise tieferes Fahrwasser, das Übertragen der Kähne ist jedoch sehr zeitraubend und die Befahrung ist überhaupt eine nicht sehr leichte, wenn man weit vorzudringen wünscht. Der Zugang zur Grotte gehört zu den pittoreskesten Partien des Karst. Etwas zahmer ist eine andere Wasserhöhle, durch welche ebenfalls die Poik fließt, nämlich die vielfach genannte Pivka jama (sprich Piuka jama) oder Poikhöhle, obwohl der Ausdruck zahm auch nur für die kurze Zeit sommerlicher Dürre gilt. Von den im Jahre 1885 erbauten massiven Steindämmen, welche den Zweck hatten, den dort beschäftigten Arbeitern den Rückweg zu sichern, existirt keine Spur mehr. Ebenso sind die drei mit Eisenstiften verfestigten Brücken verschwunden. Eine Wiederherstellung ist jedoch leicht möglich. Schon der Einstieg durch eine 64 Meter tiefe Doline

mit üppiger subalpiner Vegetation ist wahrhaft großartig. Die bequeme Treppenanlage, welche jetzt in die Tiefe führt, läßt kaum mehr die Schwierigkeiten errathen, welche die ersten Pionniere zu überwinden hatten, die mit Hilfe von Seil und Steigeisen in den Schlund hinabgestiegen sind. Das Portal der Höhle ist von imposanter Höhe und die ganze Scenerie macht den Eindruck einer phantastischen Theaterdecoration. Die Angaben Schmidls über die Längenerstreckung der Höhle sind übertrieben. Der südliche Theil ist nur 500 Meter lang und der nördliche kaum mehr als 200 Meter. Der Höhlenfluß kommt



Kleinhäuslergrotte.

aus dem Süden und bildet mehrere Bassins, die nur zu Schiff passirbar sind. Bei dem sogenannten vierten See zweigt eine trockene Grotte gegen Südosten ab, welche Schmidl den gothischen Dom genannt hat und die nebst einer sehr natürlich geformten Kanzel auch andere schöne Tropfsteingebilde enthält. Hinter dem vierten See liegt die künstlich eröffnete Louisen-Halle, die bei Verfolgung des unterirdischen Flußlaufes durch Sprengung angefahren worden ist. Hier ist auch eine Gedenktafel angebracht. Sämmtliche Räume dieser Höhle sind hoch und weit. Das Fahrwasser hat bis 6 Meter Tiefe und bietet bei Niederwasser keinerlei Gefahr. Wenn aber durch stärkere Regen die Poik anschwillt, dann braust da unten ein Gewässer gleich einem schäumenden Wildbach, und ein Befahren desselben ist total unmöglich. Der größte Raum befindet sich in der Nähe des Einganges

am südlichen Arm nächst der von Schmidl benannten Dolenzpforte, wo auch ein einzelner riesiger Stalagmit aus dem Wasser herausragt. An einer Felswand in der halben Tiefe der Doline, durch welche man zur Höhle absteigt, ist eine zweite Gedenktafel angebracht, welche dem Beginn der praktischen Inangriffnahme der Karsterforschungsarbeiten gewidmet ist. Die unbekannten Räume zwischen der Pivka jama und der Adelsberger Grotte dürften ungefähr anderthalb Kilometer Länge haben. Die Magdalenen-Grotte ist jedoch nur 50 Meter vom gothischen Dom der Pivka jama entfernt. Die schon einmal geplante Verbindung wäre daher unschwer herzustellen. Ein Schuttkegel am Ende der Pivka jama correspondirt mit dem schauerlichen Naturschachte der Ruglovka (sprich Rugluƶa), an deren Grund sich weiterhin offene Räume in der Richtung gegen die Adelsberger Grotte hinziehen sollen. Der Grund der Ruglovka wurde im Monat November 1889 zum erstenmale von einer Gesellschaft Adelsberger Bürger erreicht. Ein Vordringen in der am Grunde befindlichen Höhle war jedoch des massenhaften Einsturzmateriales wegen nicht möglich, da es an Raum mangelte, um dasselbe bei Seite zu schaffen. Eine Hinwegräumung dieses Materiales könnte daher nur von der Pivka jama aus erfolgen.

Daß das ganze Höhlenrevier von Adelsberg ein einziges System bildet, unterliegt keinem Zweifel. Die kurzen Unterbrechungsstellen zu forciren, ist technisch leicht durchzuführen. Wenn dies einst geschehen sollte, so wäre das Höhlenrevier von Adelsberg vielleicht das großartigste der Welt. Ein Theil der Adelsberger Grotte ist ebenfalls Wasserhöhle und endet nach den Schmidl'schen Angaben nächst der Doline „Stara apnenca“ und der „Goždna dolina“, die über 500 Meter vom Eingang der Adelsberger Grotte am Wege zur Pivka jama liegen. Hier scheint sich unterirdisch auch ein zweiter minder bekannter Wasserlauf mit der Poik zu vereinigen, und zwar der Schwarzbach oder Černi potok, der sich im Adelsberger Thal zwischen Groß- und Klein-Otok in die Schwarzbachhöhle stürzt, die bei Hochwasser beträchtliche Wasserquantitäten zu verschlingen vermag. Die Schwarzbachhöhle harrt noch der Erforschung. Die unterste Etage der Höhlen von Luegg gehört auch zu den bedeutenderen Wasserhöhlen. Von ihr geht die Sage, sie ziehe durch den ganzen Nanos und münde bei Wippach. Der bei Luegg in dem Berge verschwindende Lokwabach wird daher mit der Wippachquelle für identisch gehalten. Es gibt außer diesen noch viele andere Wasserhöhlen, da sie aber nur selten besucht zu werden pflegen, so mögen die angegebenen als Beispiele genügen.

Trockene Höhlen und Tropfsteingrotten. Die Perle unter allen Tropfsteingrotten von Krain ist unstreitig die weltberühmte Adelsberger Grotte. Von ihr sprechen schon die ältesten Reiseschriftsteller mit Entzücken. In der jetzt den Besuchern nicht mehr geöffneten Namenhalle der alten Grotte datirt die älteste Inschrift vom Jahre 1213. Es finden sich als Beweis, daß die Grotte fortwährend Besucher erhielt, später Inschriften

aus den Jahren 1290, 1300, 1305, 1317, 1323, 1343, 1393 und 1412. Vom Jahre 1508 an steigt die Zahl dieser Inschriften bedeutend. Bis zum Jahre 1818 kannte man nur den vorderen Theil der Grotte bis zur Naturbrücke und die links davon abzweigende alte



Pivka jama.

Grotte. Den Schlund, in dem die Poik im großen Dome fließt, hielt man in alter Zeit für unergründlich, die erste Nachricht, daß Jemand sich hinabgewagt habe, datirt aus dem Jahre 1673. Valvasor, der berühmte Chronist von Krain, berichtet (1689) hierüber, daß über Auftrag des Fürsten Johann Weichard von Auersperg ein Mann in die Tiefe an einem Seile hinabgelassen worden sei, um mit einem Netze dort Fische zu fangen. Dieser

Mann sei aber um keinen Preis zu bewegen gewesen, ein zweites Mal das Wagstück zu wiederholen, ohne den Grund dafür angeben zu wollen. Valvasor schließt daraus, er müsse unten ein Gespenst gesehen haben, welches ihm mit dem Halsumdrehen gedroht habe, im Falle er wiederkäme oder einen Anderen dazu veranlasse. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man sehr übertriebene Vorstellungen von der Tiefe des Schlundes, den Hacquet, trotzdem er selbst unten gewesen war, noch viel zu tief angibt. Heute schreckt derselbe wohl Niemand mehr und Tausende von Besuchern steigen alljährlich über die bequeme, aus 84 Stufen bestehende Steintreppe, um von unten aus die Großartigkeit des imposanten Raumes erst recht begreifen zu lernen. Nicht immer ist es möglich, den ganzen Raum trotz der seit 1884 eingeführten elektrischen Beleuchtung zu übersehen, weil häufig die aus dem Flusse aufsteigenden Dünste den Überblick hindern. Am Fuße der Treppe beginnt die 1874 erbaute solide eiserne Brücke, welche auf Steinpfeilern ruhend über den Fluß zur jenseitigen Treppe führt. Man steigt über 82 Steinstufen wieder zur Höhe an und betritt die Kaiser Ferdinand-Grotte, die 1817, 1818 oder 1819 entdeckt wurde. Als feststehend ist zu betrachten, daß man von der neuen Grotte im Jahre 1816 noch nichts wußte, als Ihre Majestäten Kaiser Franz I. und Kaiserin Karolina Augusta gelegentlich einer Reise nach Triest Adelsberg und die Grotte besuchten, bei welcher Gelegenheit eine prachtvolle Beleuchtung im großen Dome stattfand. Was man zuerst entdeckte, war jedoch nur der vorderste Theil der Kaiser Ferdinand-Grotte und ein kurzer Nebengang, der fast bis an die Einfahrt zu den Anlagen vor dem Grotteneingang reicht. Die Tropfsteinüberkleidungen der Wände dieser niedlichen kleinen Seitengrotte sind von weißer Farbe und rauher Oberfläche, was vielleicht die Ursache ist, daß man dort Tausende von Inschriften findet, die von Besuchern aus aller Herren Ländern herrühren. Das zum Andenken an den Besuch des Kronprinzen Ferdinand errichtete Monument am Anfang der Kaiser Ferdinand-Grotte trägt die Inschrift:

In dieser Grottenhalle
Wie Zauber anzuschaun,
Wo aus dem Tropfenfalle
Sich mächt'ge Säulen baun,

Trat ein aus fernem Land
Manch hoch Erhabner schon,
Vor Allen Ferdinand
Der hohe Kaisersohn.

Am 17. August 1819. — Hueber sculpsit. — Löwengreif posuit.

Das Datum scheint jenes der Errichtung des Monumentes gewesen zu sein und nicht des Besuches des Kronprinzen. Der nunmehr den Namen Kaiser Ferdinand-Grotte führende Theil reicht bis zur ersten Gabelung der Grotte und hat nur einen kurzen Seitenast, welcher die Wachskammer genannt wird. Der Tanzsaal ist der größte Raum in der Kaiser Ferdinand-Grotte. Bis zum Jahre 1856 konnte man weiterhin nur den rechten Ast verfolgen, während der linke blind endete, obwohl wenige Meter davon ein anderer



Kalvarienberg in der Adelsberger Grotte.

Gang sich befand. Durch die Herstellung der Verbindung zwischen den beiden Gängen wurde viel Weg für die Besucher erspart, die durch einen Rundgang wieder in die Kaiser Ferdinand-Grotte zurückkehren können. Zum Andenken an den Besuch Ihrer Majestäten des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth erhielten die beiden nunmehr verbundenen Galerien den Namen „Franz Joseph- und Elisabeth-Grotte".

Weiterhin werden die Gänge immer labyrinthischer, obwohl nicht alle gangbar gemacht sind. Zu den nicht gangbar gemachten gehört auch die große und merkwürdige Seitengrotte „der Tartarus", an deren Ende man Stauwasser des Poikflusses in einem tiefen Bassin antrifft. Neben dem Eingang des Tartarus erhebt sich, einen schönen Überblick über den geräumigen und prachtvoll mit Tropfsteinen gezierten Raum gewährend, das Belvedere. Hier steht auch das Monument, welches zur Erinnerung an die Anwesenheit des Kaiserpaares errichtet worden ist. Es trägt folgende Inschrift: „Heimkehrend von einem Triumphzuge, dessen Wege landesväterliche Huld und Milde unauslöschlich gezeichnet haben, weilten hier nach Eröffnung der nun Allerhöchstdero Namen führenden Grotte — am 11. März 1857 — Franz Joseph I. und Elisabeth". An der Rückseite der Pyramide ist die auf den zweiten Besuch Seiner Majestät des Kaisers bezügliche Inschrift angebracht. Sie lautet: „Am 15. Juli 1883 haben Seine Majestät gelegentlich des Festes der sechshundertjährigen Vereinigung Krains mit den Erbländern zur jubelnden Freude der hiesigen Bevölkerung die Grotte neuerlich mit Ihrem Besuche zu beehren geruht".

Nächst der „St. Stefan" genannten Tropfsteinbildung beginnt die 1856 gangbar gemachte Kaiserin Maria Anna-Grotte, in der die schönsten Tropfsteine von verschiedener Färbung, theilweise sogar mit brillantirenden Krystallflächen vorkommen. Auch die merkwürdigen zeltartigen Sinterbildungen befinden sich in dieser Abtheilung. Die Kaiserin Maria Anna-Grotte endet dort, wo der Aufstieg zum großen Kalvarienberg beginnt. Der Kalvarienberg ist ein Trümmerberg aus alten Deckenbrüchen bestehend, der mit Tausenden von größeren und kleineren Stalagmiten überdeckt ist. Am höchsten Punkte befinden sich drei größere Stalagmite, die den sogenannten Altar bilden und sich prächtig vom dunklen Hintergrunde der Felswand abheben. Die ringsherum gruppirten, theils mannshohen theils kleinen Stalagmiten sind auch ohne große Phantasie für versteinerte Menschen zu halten und geben eine ganz eigenthümliche Staffage ab. Auf dem Rückweg steigt man auf der Ostseite des Kalvarienberges ab und erreicht bald den Beginn der Rollbahn, die bis zum großen Dom zurückführt. Erwähnenswürdige Punkte, die man auf diesem Wege passirt, sind: die kolossale umgestürzte Säule, die leider nur ganz ausnahmsweise geöffnete Erzherzog Johann-Grotte, welche blendend weiße und sogar als besondere Seltenheit einige wasserhelle Tropfsteine besitzt, ferner die zwei noch nicht erforschten Seitengänge und der berühmte Vorhang. Letzterer ist eine der überraschendsten Tropfsteinbildungen,

der allein schon den Besuch der Grotte lohnt. Die Natur hat hier ein Kunstwerk von unbeschreiblicher Schönheit geschaffen. Der Faltenwurf ist so täuschend, daß man ein Werk von Menschenhand vor sich zu haben meint, und das ganze Gebilde so durchsichtig, daß man die Streifen von röthlicher Farbe deutlich erkennen kann, die gleich einer Bordüre den gelbweißen Fond umsäumen.

Die höchste Säule in der Adelsberger Grotte mißt 10 Meter Höhe und die stärkste 16 Meter im Umfang. An den meisten Stellen ist die Tropfsteinmasse so reichlich, daß man von den Wänden nichts mehr sieht. Alle Reisebücher sind des Lobes der Grotte voll und die wiederholten Besuche zahlreicher hoher Gäste und Tausender von Touristen sprechen deutlicher als alle Anempfehlungen für den hohen Werth dieser Sehenswürdigkeit, die nicht mit Unrecht den Stolz des Landes bildet. Die Gänge in der Adelsberger Grotte besitzen mit Inbegriff sämmtlicher bis jetzt bekannten Nebengänge eine Gesammtlänge von beinahe 6 Kilometer. Auf die gangbar gemachten Galerien kommen 3.090 Meter. Sie ist derzeit die zweitgrößte unter den österreichisch-ungarischen Höhlen und wird überhaupt die größte von Europa sein, wenn die Verbindungsstrecken aufgefunden sein werden, welche zu den benachbarten Höhlen hinüberführen, mit denen sie seinerzeit zusammenhing. Ein besonderer Vorzug der Adelsberger Grotte ist die große Bequemlichkeit, mit welcher die Wege begangen werden können, von denen mehr als die Hälfte eben ist. An Schönheit und an Reichthum der Tropfsteinausschmückung wird sie nur von den benachbarten Grotten von Divazza und Corgnale erreicht, aber nicht übertroffen. Diese beiden Grotten liegen jedoch außerhalb der Grenze von Krain.

Reich an Tropfsteingebilden sind auch noch mehrere andere Höhlen des Adelsberger Grottenreviers, die aber nicht häufig besucht zu werden pflegen, weil sie nicht so unmittelbar an der Eisenbahn gelegen und nicht so gut gangbar gemacht sind wie die Adelsberger Grotte. Zu diesen gehört die von Schmidl Magdalenen-Grotte benannte Černa jama (schwarze Grotte). Obwohl hier ein Irrthum in der Nomenclatur vorliegt, weil die richtige Magdalenen-Grotte im Magdalenenberge unweit davon liegt, so muß fernerhin dieser Name beibehalten werden, nachdem er in der ganzen Fachliteratur und auf allen Karten so verzeichnet ist. Die Magdalenen-Grotte scheint früher bessere Weganlagen besessen zu haben, denn im Berichte über die Reise des Kronprinzen Ferdinand im Jahre 1819 werden noch die fünfzig steinernen Stufen erwähnt, die zur Öffnung hinabgeführt haben. Derzeit ist davon keine Spur mehr zu finden und hat überhaupt die Grotte durch Devastation und Rauch arg gelitten. Ihren Ruf verdankt die Magdalenen-Grotte dem Umstand, daß dort der erste Standort des merkwürdigen Grottenolms (Proteus anguineus), der durch lange Zeit von hier ausschließlich an alle Museen der Welt versendet wurde, aufgefunden worden ist. Seither entdeckte man andere Standorte dieses blinden Thieres in Gottschee, in Loitsch,

in Planina und noch an vielen anderen Orten. Die Höhle ist auch mitunter so voll Wasser, daß man nicht einmal die erste Halle besuchen kann, sie dürfte daher erst dann wieder eine Bedeutung erlangen, wenn sie als Zwischenglied mit der Adelsberger Grotte und mit der Pivka jama in Verbindung gebracht sein wird. Die Magdalenen-Grotte enthält übrigens in einer Spalte köstliches frisches Trinkwasser, wie man es von gleicher Güte auf dem Karst nur höchst selten findet.

Nebst der Černa jama, der Pivka jama und der Kleinhäuslergrotte gehört zum Höhlensysteme von Adelsberg auch noch eine größere Anzahl minder bekannter Höhlen, die bis in das Gebiet von Schwarzenberg und Kaltenfeld einerseits und bis gegen Zirknitz anderseits reichen. Die Unterbrechungsstellen betragen zumeist nicht über 50 Meter, und es wäre die Wiederherstellung der meisten infolge von Elementarereignissen (Deckenbrüchen oder Dolinenbildungen) unterbrochenen Communicationen keine besonders schwierige technische Aufgabe. Aus der im Besitze des k. k. Ackerbauministeriums befindlichen, leider aber noch nicht veröffentlichten Karte des Adelsberger Höhlenrevieres, ist die Zusammengehörigkeit aller dortigen Höhlen genau zu ersehen, und sie wird noch deutlicher werden, wenn die mittlerweile erforschten oder entdeckten Höhlen nachgetragen sein werden.

Diese wären noch: die eigentliche Magdalenen-Grotte im Magdalenenberge, die zu den größeren Wasserhöhlen gehört, dann die in der Doline Kršelivka beginnende große Tropfsteinhöhle, die leicht gangbar zu machen wäre. Sie hat zwar durch Devastationen schon arg gelitten, enthält aber noch immer schöne Gebilde in größerer Menge. Auf der Südseite der Doline hat diese Höhle eine auf theoretischem Wege ermittelte, aber noch nicht aufgeschlossene Fortsetzung, deren Eröffnung eine wesentliche Lücke des Adelsberger Grottensystemes ausfüllen würde. Auch die im Jahre 1889 entdeckte sogenannte Ottoker Grotte in der Čančlova dolina gehört in diese Gruppe. Die Strecke, welche dieselbe mit der Adelsberger Grotte verbindet, wurde erst vor ganz kurzer Zeit von Adelsberger Bürgern durch Verfolgung des unterirdischen Poiklaufes entdeckt, wodurch die Adelsberger Grotte an Ausdehnung bedeutend gewonnen hat. Außerdem gibt es noch eine große Menge von kleineren Höhlen. Wenn dieselben oft auch unbedeutend erscheinen, so haben sie doch eine gewisse theoretische Wichtigkeit als Ergänzungsstrecken des alten Höhlenrevieres, welches durch locale Störungen in seinem Zusammenhange unterbrochen worden ist.

Die bedeutendsten unter diesen Störungen liegen zwischen der Pivka jama und der Kleinhäuslergrotte, während jene in der unmittelbaren Nähe der Adelsberger Grotte technisch leicht zu bewältigen sind. Die Rücksicht auf die derzeitigen Wasserverhältnisse des Planinathals gebietet jedoch eine eventuelle Vereinigung der sämmtlichen Höhlen des Adelsberger Revieres mit äußerster Vorsicht vorzunehmen, was insbesondere von den Wasserhöhlen gilt, während der Verbindung der trockenen Grotten, wenn sie unter

fachmännischer Leitung erfolgt, nichts im Wege stehen würde. Ob dieses ideale Zukunftsprogramm je erfüllt werden wird, ist noch sehr die Frage, es sollten aber schon jetzt zur Vorsorge die zusammengehörigen Höhlen gegen die Zerstörungswuth durch Abschließung geschützt werden, um dem Lande seine Sehenswürdigkeiten auch für spätere Zeiten zu erhalten.

Zu den Tropfsteingrotten kann man auch die oberen Luegger Höhlen rechnen, in deren einer das Höhlenschloß steht. Ein Theil ist gut begehbar gemacht, wenn auch nicht in jener bequemen Weise, wie in der Adelsberger Grotte oder in den Fürst Windischgrätz-Höhlen. Eine Eigenthümlichkeit der Luegger Höhlen ist die Anordnung der Gänge in drei über einander liegenden Etagen. In die tiefste stürzt sich der Bach Lokwa, wodurch sie unzugänglich ist. Die mittlere erreicht man durch eine Brücke, und diese Etage ist auch die längste. Nach einer kurzen Wanderung gelangt man durch einen steil aufsteigenden Gang, der vom Hauptgang rechts abbiegt, zu einer hohen Holztreppe und durch einen geräumigen schrägen Raum, in dem sich viele höhlenbewohnende Vogelarten aufhalten (Höhlentauben, Steindohlen und Käuzchen), zu einem kurzen Gang, der hoch über dem unteren Eingang ins Freie führt. Daß diese Höhle nicht öfter besucht wird, darf nicht Wunder nehmen, ergeht es ja dem merkwürdigen Höhlenschlosse auch nicht viel besser, zu dem Tausende pilgern würden, wenn es nicht in diesem verborgenen Erdenwinkel stände. Schloß und Grotte zusammen verlohnen jedoch gewiß den Ausflug von Adelsberg aus, umsomehr als man bis zur Schloßbrücke fahren kann.

Aus dem reichen Materiale von Naturmerkwürdigkeiten in Krain könnten noch zahlreiche andere Grotten hervorgehoben werden, von denen jede in ihrer Art etwas Besonderes aufzuweisen hat. Viele Höhlen von Krain sind als Standorte von Höhlenthieren bekannt. Unter diesen gibt es solche, die eine Specialität der Krainer Höhlen bilden und sonstwo bisher noch nirgends aufgefunden wurden. Diese Thiere gehören zumeist in die Classe der Käfer, Spinnen und Heuschrecken. Letztere sind keine Grasfresser, sondern Raubthiere, die sich von den minder wehrhaften kleineren Höhlenthieren nähren. Auch die zahlreichen „Golubina" genannten Taubenlöcher gehören in diese Kategorie von Höhlen. Die Höhlentaube nistet in ihnen oft in Gemeinschaft mit Fledermäusen, Steindohlen und anderen die Dunkelheit liebenden Thieren. Andere Höhlen bergen werthvolle Funde von diluvialen Thierresten. Unter diesen sei besonders die Kreuzberghöhle bei Laas erwähnt, aus welcher die im Hofmuseum zu Wien aufgestellten fossilen Skelette des Höhlenbären stammen. Die reichen Schätze an diluvialen Thierresten sind in dieser Höhle noch lange nicht ausgebeutet. Die Kreuzberghöhle gehört übrigens zu den größeren Höhlen von Krain, denn ihre Länge beträgt in gerader Linie 385 Meter und der Hauptgang mißt mit Berücksichtigung aller Krümmungen 460 Meter. Die Gesammtlänge aller Haupt- und

Nebengänge beträgt 1.650 Meter. Der Bach, welcher in der Höhle fließt, kommt aus dem rückwärtigen Theile und verschwindet unweit vom Eingang. Bei anhaltendem Regen schwillt er mächtig an und die Höhle bleibt dann eine zeitlang unzugänglich. Wenn der Bach auch nur schwach fließt, so hört man ihn doch schon, sobald man sich dem Eingang nähert, was aber nur eine Wirkung des Wiederhalles in der Grotte ist. Will man den nie austrocknenden Bach entlang die rückwärtigen Partien, wo sich die Knochenlager befinden, erreichen, so muß man mehrmals das Wasser durchwaten, welches aber nicht höher als bis über die Knöchel zu reichen pflegt. Die Thierreste liegen in einer mit Tropfstein überzogenen Lehmanhäufung und haben einen vortrefflichen Erhaltungszustand. Zumeist findet man alle Theile eines Skelettes an einer Stelle beisammen, woraus geschlossen werden kann, daß die Thiere in der Höhle selbst verendet sind. Die Höhle hat übrigens auch einige Tropfsteinbildungen im vorderen Theile, die aber nichts Außerordentliches bieten. Ähnliche Reste von diluvialen Thieren findet man übrigens auch außerhalb des Karstgebietes in Krain an mehreren Orten. Insbesondere lieferte die Mokrica bei Stein eine reichliche Ausbeute. Außerhalb des Karstgebietes wäre noch eine durch hohe Temperatur auffallende Höhle bei Sagor als Specialität zu erwähnen, die ein krainerisches Monsumano werden könnte, wenn sie wirklich jene Eigenschaften besitzt, die ihr die Wenigen nachrühmen, die von der Höhle zu wissen behaupten.

Einzelne Gottscheer Grotten zeichnen sich durch eigenthümliche Formen der Tropfsteingebilde aus. Unter diesen sind die schneeweißen Zapfen aus der eine Wegstunde von der Stadt Gottschee gelegenen Grotte von Sele die schönsten. Diese Grotte besitzt überdies die Eigenthümlichkeit, daß sie mehrere Eingänge hat und einen Raum, in dem die Decke eingebrochen ist, der am Kreuzungspunkte der beiden Hauptgänge liegt. Einer der beiden Eingänge ist gewöhnlich nicht begehbar, weil aus ihm der Höhlenbach fließt, der durch ein unfern der Grotte gelegenes Mühlenwehr zu einem kleinen See aufgestaut wird. Man kann jedoch durch den östlichen Eingang bis zu einer Stelle gelangen, wo man von innen her einen Ausblick über das höchst malerische Bassin gewinnt, welches von Gebüsch und Baumgruppen umsäumt ist und an dessen Ende das Mühlrad im Sonnenschein lustig plätschert. Die Grotte von Sele hat eine Länge von 245 Meter. Ihr Ende ist bisher noch nicht untersucht worden. Die Quellen im östlichen Gange versiegen im Sommer und die Mühle, welche von ihnen ihr Wasser bezieht, steht dann still. Eine erwähnenswerthe Eigenthümlichkeit der Grotte von Sele sind die großartigen Deckenbrüche, welche einen Theil des ehemaligen Hauptganges in eine Reihe getrennter Höhlen umgewandelt haben. In dieser Beziehung ist sie ein lehrreiches Seitenstück zu den Fürst Windischgrätz-Höhlen in den Haasberger Forsten. Auch birgt die Grotte von Sele eine reiche Insectenfauna, darunter den seltenen Anophthalmus Bilimekii. Die Francisca-Grotte liegt nur

20 Minuten Weges von Gottschee. Zwei ihrer Abtheilungen sind erforscht. Die erste (95 Meter lange) führt am Ende aufsteigend durch einen niederen und schmalen Gang zur zweiten (130 Meter langen) Abtheilung, die mit einer unpassirbaren Enge abschließt. Die Tropfsteingebilde sind spärlich und besonders im vorderen Theile arg beschädigt. Eine sehr interessante und leicht zugängliche Grotte ist jene von Moschwald, die ebenfalls nicht weit von Gottschee liegt; quer durch diese Höhle fließt ein Bach, dessen weiterer Verlauf unbekannt ist. Ein schmaler Seitengang von 22 Meter Länge, der in der Nähe des Einganges beginnt, ist besonders reich an schönen Stalaktiten, während jene im Hauptgange bereits arg beschädigt sind. Bemerkenswerth ist in der Moschwalder Grotte die ziemlich reiche Fauna von troglophilen Insecten. Vom Hauptgange zweigen mehrere Seitengrotten ab. Auch bei Koflern befindet sich eine minder bekannte größere Tropfsteingrotte. Die schönste und größte dieser Art im ganzen Gottscheer Bezirke wurde im Jahre 1884 entdeckt und erhielt den Namen „Drei Brüdergrotte“. Sie liegt hoch oben im Friedrichsteiner Walde in der Nähe des Hieresbrunnens unweit der Friedrichsteiner Eishöhle, hat prachtvolle Stalagmiten von über drei Meter Höhe und in der letzten Abtheilung den reizenden, mit Tropfstein schön umrandeten Elfenbrunnen mit köstlichem Trinkwasser. Obwohl gleich nach der Entdeckung die Stadtgemeinde Gottschee diesen Raum durch ein Gitter absperren ließ, um ihn vor Devastationen zu bewahren, so verlautete seither nichts mehr, daß das kleine Juwel von Krain die verdiente Beachtung gefunden habe. Der Bau der Unterkrainer Eisenbahn wird übrigens den Besuch der Sehenswürdigkeiten des „Landel“ (wie die Gottscheer ihre Heimat zu nennen pflegen) so wesentlich erleichtern, daß sie ohne die bisher erforderliche langwierige Wagenfahrt auf der allerdings vortrefflichen Landstraße erreichbar werden, was den Fremdenbesuch entschieden heben wird.

An Eishöhlen hat Krain einen großen Reichthum. Ohne auf die vielbestrittene Eishöhlentheorie einzugehen, seien hier nur die bedeutenderen erwähnt, in denen man wirkliches Tropfeis findet und nicht nur Schneeanhäufungen, wie in den sogenannten Schneelöchern der Alpen. Die merkwürdigsten und größten liegen in dem höhlenreichen Gottscheer Bezirk. Die schönste und sehenswertheste ist die Friedrichsteiner Eishöhle, die auch ziemlich gut gangbar gemacht worden ist. Sie beginnt in einer tiefen Doline, in welcher die aus der Grotte aufsteigenden Wasserdämpfe bei günstigem Sonnenstand einen schönen Regenbogen erzeugen. Die Grotte enthält einen permanenten Gletscher von Bodeneis und schöne Eissäulen und sonstige Eisgebilde. Der sogenannte Eisschlund ist bisher noch unerforscht. Auch die Eishöhle von Ober Skrill soll permanent Eis enthalten, desgleichen das „Große Eisloch“ nächst Handlern. Eishöhlen gibt es auch in vielen anderen Bezirken. Von der Eishöhle bei Tomischel erzählt Valvasor: „Im Igger Boden (ober St. Johannis) bei Tomischle ist eine andere Grotte, darin man im Sommer

auch allezeit Eys findet, wovon man auch die jetztregierende Kayserliche Majestät (Kaiser Leopold I.) einsmals bedient hat. Denn als sich Dieselbe zu Laybach in hoher Anwesenheit befanden, und alles Eys aus den Laybachischen Eys-Gruben verbraucht war, ward das Eys aus dieser Grotte auf Laibach geführt." — Die Ledenica in der südlichen Fortsetzung des Taborberges zwischen St. Georgen und Groß-Liplein hat nicht das ganze Jahr Eis. Eine zweite kleinere Eishöhle, welche ebenfalls Ledenica genannt wird, liegt oberhalb Klein-Otok nächst Adelsberg in der Nähe des Magdalenenberges. Auch in dieser hält sich das Eis nicht lange. Die Mrzla jama (kaltes Loch) in der Velka gora kann entweder vom Jagdhause „Karlshütte" oder von Rakitnitz aus besucht werden. Nicht zu verwechseln mit dieser Eishöhle ist eine andere Mrzla jama am Nordrande des Planinathals, die zu den Kaltlufthöhlen gehört und den Durchgang zum Rabenloch (Vranja jama) bildet. Im Rudolfswerther Bezirk kennt man zwei bedeutendere Eishöhlen. Jene von Rosseck liegt in der Gemeinde Töpliz und die Kuntschner Eishöhle in der Gemeinde Langenthon nächst Warmberg. Weiter kommen in der Literatur auch einige Nachrichten über Eishöhlen oder Eislöcher im Birnbaumer Walde und am Nanos vor.

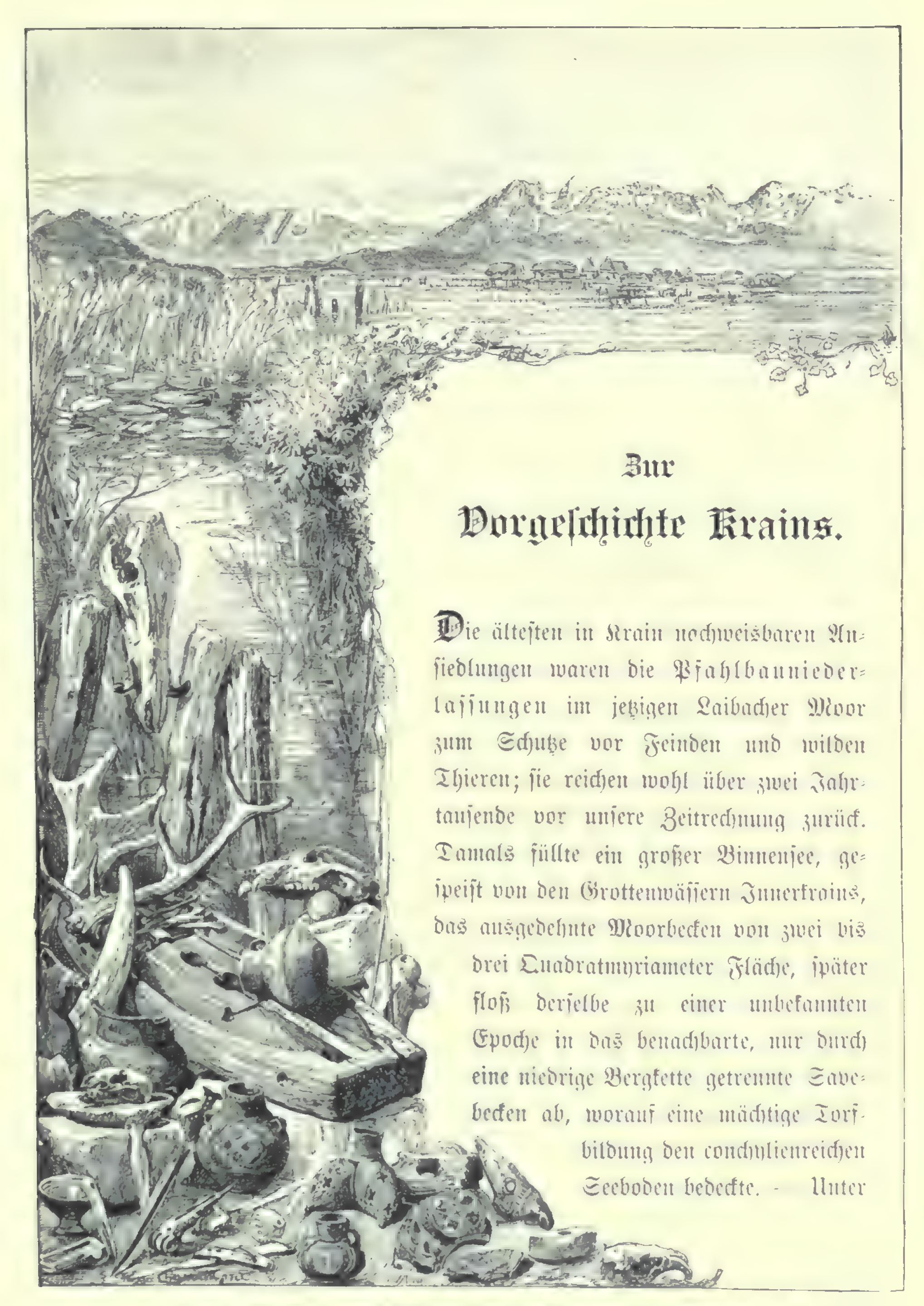
Dolinen und Naturschachte. Eine Erscheinung, die gewiß jedem Reisenden aufgefallen, der den Karst passirt hat, ist die stellenweise arge Durchlöcherung der Oberfläche durch annähernd kreisförmige Bodensenkungen, die man Dolinen (von dol = hinab, daher dolina = Vertiefung) nennt. Jene Dolinen, deren Steilränder noch nicht durch Verwitterung abgeböscht sind, bilden tiefe schachtartige Schlünde von sehr ungleicher Größe. Einzelne bedeutendere dieser Erdfälle bieten ein schaurig-prächtiges Bild. Die Zahl der Dolinen anzugeben, die auf dem Krainer Karst liegen, vermag wohl Niemand, denn sie geht in die Hunderttausende. Die wichtigeren darunter haben auch einen Namen, der sich entweder auf den Besitzer bezieht oder auf eine Begebenheit oder auf ihre Form. Die Doline Ryba (auch Fisch-Jama, zu deutsch Fischloch genannt) hat ihren Namen von ihrer besonderen langgestreckten Form. Die Jelenava jama (Hirschloch) wird so genannt, weil einst ein verfolgter Hirsch in dieselbe gestürzt ist. Die Jeršanova dolina hat ihren Namen vom Grundbesitzer. Die Namen Golubina (Taubenloch) und Vranja jama (Rabenloch) kommen unzählige Male bei Naturschachten wie bei Höhlen vor. Sehr häufig ist auch der Name Kolčivka (sprich Koltschinka). Alle Dolinen dieses Namens haben steile Ränder und sind von bedeutender Weite und Tiefe. Hart an der Chaussée von Adelsberg nach Planina liegt der prächtige Felskessel der kleinen Kolčivka, in dessen Tiefe ein schmaler Pfad führt. Die große Kolčivka (einer der imposantesten Einstürze) liegt an der Landstraße von Haasberg nach Maunitz. Bei Unterloitsch liegen sechs Kolčivkas nebeneinander und bilden ein prächtig-wildes Landschaftsbild. Sind die Einstürze so enge, daß sie mehr einem Schacht gleichen, so werden sie von den Eingebornen häufig Brezen oder Brezna (die Bodenlose)

genannt, weil man ihnen eine unergründliche Tiefe zuschreibt. An Übergängen von einer Kategorie zur anderen ist jedoch kein Mangel, so daß man eine Grenze für die fachgemäße Nomenclatur kaum ziehen könnte. Einzelne dieser Schachte sind auf dem Grunde noch heute mit Höhlen in Verbindung, andere mit Blockmateriale so hoch ausgefüllt, daß man von der Höhle keine Ahnung hat, der sie ihr Entstehen verdankten. Die einen sind ringsherum von senkrechten Wänden umgeben und unzugänglich, in die anderen kann man bequem über einen Trümmerkegel hinabgelangen. Zu letzteren gehört die vorerwähnte kleine Kolčivka und die Vranja jama bei Planina. Die Gradišnica, die ihren Namen vom Berge „Gradiše vrh“ hat, ist weit, aber unzugänglich und trotz ihrer ungeheuren Tiefe von 225 Meter vollständig erforscht und vermessen. Solche Dolinen, bei denen die Steilränder verschwunden sind und in denen sich durch Einschwemmung so viel Erdreich gesammelt hat, daß irgend ein fleißiger Bauer eine Wiese oder ein Stückchen Küchengarten daraus machen konnte, welches er sorgsam mit einer Steinmauer umgeben hat, werden wohl auch Ogradas (Einfriedungen) genannt. Ebensowenig aber, wie man eine Grenze zwischen den Naturschachten (Erdfällen) und den Dolinen ziehen kann, ebensowenig ist dies auch zwischen diesen und den Kesselthälern möglich. Einzelne Dolinen bergen große Bauerngüter und einzelne Kesselthäler sind unbewohnt. Ein solches unbewohntes Kesselthal ist jenes von Police, südlich des Ratschnathales. In anderen, nicht größeren liegen dagegen ganze Ortschaften. Auch ist es nicht maßgebend, ob ein Kesselthal fließendes Wasser besitzt oder nicht, um es von der Doline zum Thal avanciren zu lassen, denn es gibt sehr viele Kesselthäler, in denen der Wassermangel sehr empfindlich für den Landmann ist, der nur Cisternen-, oft auch gar nur Pfützenwasser zur Verfügung hat.

Karsterscheinungen. Fragt man nun, woher die abnorme Erscheinung kommt, daß ein so großer Landstrich wie der Karst eine so sehr von dem Alpengebiete (zu dem er geographisch noch zu zählen ist) abweichende Oberfläche zeigt und warum gerade dort so zahlreiche Naturwunder aufgehäuft sind, so kann die Antwort nur lauten: das ist die Folge der Plateauform des Gebirges, an deren langsamer Zerstörung nicht nur eine oberirdische, sondern auch eine unterirdische Erosion kräftig wirkte. Der oberirdischen Erosion ist man gewohnt den Thalbildungsproceß der Alpen zuzuschreiben, die unterirdische ist dagegen in den Alpen auf so kleine und selten besuchte Localitäten beschränkt, daß sie nur Fachkundigen auffällt. Auf dem Karst wirken aber beide Kräfte in so auffallender Weise zusammen und der Flächenraum des Karstplateaus ist ein so bedeutender, daß der außergewöhnliche Thalbildungsproceß für Jedermann auffällig wird. Im Krainer Karst sind die typischen Karsterscheinungen durch üppige Waldvegetation theilweise maskirt. Im südlichen Theile, wo der Wald nur spärlich auftritt, trägt der Karst einen anderen Charakter. Dort bemerkt man auch die Steinwüsten besser, die in Krain scheinbar fehlen, weil sie nicht so auffällig

zu Tage liegen. Eine ganz eigenartige Erscheinung, die moränenartig übereinander gethürmten und über weite Strecken vertheilten Steintrümmer, deren Entstehung man schon oft zu erklären versucht hat, tritt besonders in einer Strecke zwischen Kornial (Corgnale) und Lipizza im Küstenland auf. Einem zerstörten maurischen Friedhofe mit stellenweise aufgerichteten Monolithen gleichend, gehören derlei Partien zu dem Eigenthümlichsten, was man in dieser Hinsicht finden kann. Dem Auge des Laien mag dieses Bild chaotischer Zerstörung den Eindruck machen, als hätten die Elemente hier furchtbar gehaust. Die Geologie lehrt jedoch, daß der Proceß kein gewaltsamer, sondern ein verhältnißmäßig langsam aber stetig fortschreitender gewesen ist, der dem Bodenrelief neue Formen zu geben strebt und noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Diesem umbildenden Walten der Naturkräfte ist es aber zu danken, daß einer der merkwürdigsten und sehenswürdigsten Landstriche geschaffen wurde, zerschüttelt und unterwühlt, voll Höhlen und Riesenquellen mit landschaftlichen Contrasten, welche die kühnste Phantasie vergeblich ersinnen würde, ein Landstrich, dem nicht leicht ein anderer gleicht — der krainische Karst!





Zur
Vorgeschichte Krains.

Die ältesten in Krain nachweisbaren Ansiedlungen waren die Pfahlbauniederlassungen im jetzigen Laibacher Moor zum Schutze vor Feinden und wilden Thieren; sie reichen wohl über zwei Jahrtausende vor unsere Zeitrechnung zurück. Damals füllte ein großer Binnensee, gespeist von den Grottenwässern Innerkrains, das ausgedehnte Moorbecken von zwei bis drei Quadratmyriameter Fläche, später floß derselbe zu einer unbekannten Epoche in das benachbarte, nur durch eine niedrige Bergkette getrennte Savebecken ab, worauf eine mächtige Torfbildung den conchylienreichen Seeboden bedeckte. — Unter

Funde aus den Pfahlbauten im Laibacher Moor; im Hintergrund die Steineralpen

ihrer schützenden Decke ist eine aus Abfällen der Hauswirthschaft und aus sonstigen zufällig in den See gelangten Gegenständen entstandene Culturschichte erhalten geblieben, die uns deutliche Zeugnisse von auf Pfählen im Moor errichteten menschlichen Ansiedlungen aus einer Zeit bewahrt hat, in welcher man der Kenntniß der Metalle entbehrte und sich noch steinerner und knöcherner Werkzeuge bediente.

Der bisher am Südrande des bestandenen Sees untersuchte Pfahlbau bei Brunndorf, beiläufig 250 Meter vom Seeufer entfernt, ist nur ein Theil der damaligen Behausung auf dieser ausgedehnten inselreichen Wasserfläche; nach vorliegenden Andeutungen ist bei fortschreitender Cultur des Torfbodens noch die Entdeckung vieler anderen Pfahlbaustationen zu erwarten, ähnlich der Fülle solcher Ansiedlungen, die sich in den großen deutschen und Schweizer Seen gefunden hat.

Diese Wohnstätten, welche vereinzelte kleine Gruppen bildeten, waren nicht blos über Sommer, sondern auch im Winter bewohnt, was aus den in der Culturschichte häufigen Knochen des Singschwans zu ersehen ist, welcher nordische Wintergast sich noch jetzt auf den Moorgewässern um Laibach einzustellen pflegt. Die nicht minder häufigen Knochenreste von Pelikan, Kormoran, Kranich, Storch, Reiher, von Wildenten und anderen mehr dürften von den Brutcolonien der Wasservögel an geschützten Einbuchtungen des Sees herrühren. Fischerei, Jagd und Viehzucht bildeten die Hauptbeschäftigung der Bewohner; die erstere betrieb man theils mit Netzen, angefertigt mit starken Nadeln aus Hirschhornzinken, man versenkte dieselben in den See mittelst der in großer Menge vorgekommenen thönernen spinnwirtelähnlichen Beschwerer; theils gebrauchte man für den Fang großer Raubfische, wie Huchen und Hecht, eigenthümliche aus Hirschhornenden angefertigte Angeln in der Form kleiner Fischchen, mit einem Loch versehen zum Durchziehen der Leine.

Zu den aus der Fauna Krains verschwundenen Jagdthieren jener Urzeit gehören ferner Urochs, Elch, Steinbock; diese drei sind nur in wenigen Knochenresten vertreten, dagegen Biber und Wisente sehr häufig. Letztere dürften meist in Fallgruben gefangen worden sein, die Mehrzahl derselben waren junge Thiere, es kamen aber auch Hörner, Schädelstücke, Wirbel- und Fußknochen von Riesenthieren vor, die in ihrer Größe den Vorkommnissen dieses Wildes im VI. Jahrhundert n. Chr. gleichen mochten, von denen uns der langobardische Geschichtschreiber Paulus Diaconus berichtet, es sei ihm von einem am Königsberg, einer Kuppe des jetzigen Birnbaumerwaldes, erlegten Wisent von solcher Größe erzählt worden, daß auf dessen Haut fünfzehn Menschen neben einander hätten liegen können. Bibercolonien waren in den Zuflüssen des Sees häufig, Schädelreste von mehr als 150 Stücken dieses Nagers wurden gesammelt; zwei nachenförmige Fangwerkzeuge aus Eichenholz mit Fallthüren, in Einrichtung und Größe zwei solchen aus Pommern bekannt gewordenen vollkommen gleichend, haben offenbar zum Biberfang gedient. Das Haupt-

jagdwild aber war der seit der Mitte dieses Jahrhunderts von Krain entschwundene Edelhirsch, dessen gesammelte Knochen etwa 500 Einzelthieren in allen Altersstadien angehörten, vom Hirschkalb bis zum stärksten Capitalhirsch. Außer diesem bevölkerte das Wildschwein die Auen und Wälder, mehrere gut erhaltene Schädel desselben mochten als Trophäen an den Pfahlbauhütten angebracht gewesen sein, wodurch sie der sonst üblichen Zertrümmerung entgingen, von welcher nur die Schädel von Hund und Dachs verschont geblieben sind. Außer den hier genannten zahlreicher vorkommenden Thieren fanden sich noch Reste vom Reh, Bär, Luchs und Wolf.

Eine sehr ergiebige Nahrungsquelle der Pfahlbauern war die Viehzucht, namentlich die Schafzucht; die Knochen der verspeisten Schafe, welche einer gehörnten, wahrscheinlich vom Muflon abstammenden Race angehören, übertrafen an Zahl jene aller übrigen Thiere. Auch Ziegen waren zahlreich vorhanden, ebenso die Torfkuh und das Torfschwein, letzteres wurde mit Eicheln gemästet, von welcher Frucht man vielen Vorrath hatte, junge Ferkel waren eine sehr beliebte Speise. Als treuer Begleiter des Menschen erscheint der Hund in zwei Racen; die kleinere, von der Größe des Rattlers oder Spitzes, vom Schakal abstammend, ist charakteristisch für die Steinzeit, die andere größere, in der Schädelbildung mit dem Schäferhund übereinstimmend, ein Nachkomme des indischen Wolfes, erscheint erst mit der beginnenden Metallzeit. Vom Pferde fand sich nichts vor.

Hinweise auf den Getreidebau haben sich bis jetzt noch nicht ergeben, doch wurde vielleicht Lein gebaut, zum mindesten aber verarbeitet; in verkohltem Zustande vorgefundene Garnreste von Flachs, zu Fransen geknotet, zeigen eine durchaus gleichmäßige Drehung des Fadens, wozu man die Röhren der Schenkelknochen vom Reh und die Ulna des Singschwans verwendete. Bei dem anscheinenden Mangel von Getreide liegt die Vermuthung nahe, daß einen Ersatz desselben die Wassernuß (Trapa natans) geboten hat, eine Wasserpflanze, die weite Strecken des Sees überzog; von ihren zerschlagenen zackigen Fruchtschoten blieb eine zehn bis zwanzig Centimeter mächtige Schichte in der Pfahlbaustätte übrig, wo man ihre mehligen, nach Kastanien schmeckenden Kerne auf Reibsteinen zerrieb, wie es nach dem Zeugniß des Plinius auch die thracischen Bewohner am Flusse Strymon thaten, indem sie sich aus dem tribulus, das ist aus dieser Wassernuß, ein süßliches Brod bereiteten. Außerdem wurden Haselnüsse, Kornelkirschen, ja sogar die nicht angenehm schmeckenden Trauben- oder Ahlkirschen im Pfahlbau reichlich genossen; ausgepreßte Samenkerne von Himbeeren, in Klumpen in den See geworfen, lassen auf die Benützung des Saftes dieser wohlschmeckenden Frucht schließen.

Waffen und Hauwerkzeuge aus Stein wurden als fertige Waare von anderwärts bezogen, die aus heimischen Steinen angefertigten sind im Ganzen in fünf Stücken vertreten. Für Messerchen, Sägen, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein — wovon im

Ganzen 36 Stücke vorkamen — war ein für diese Zuformung geeignetes Materiale in der weiten Umgebung nicht aufzutreiben, ebensowenig taugten die vorhandenen Gesteinsarten für Äxte oder für durchbohrte Hammerbeile, die davon vorhandenen Stücke — im Ganzen 22 — wurden aus Serpentin und Hornblendegesteinen außer Landes hergestellt. Zu den werthvollsten Steinwerkzeugen gehören ein Beilchen aus Nephryt und zwei Meißelchen aus Grünstein. Gegenüber dieser Armut an Werkzeugen aus Stein waren die vorzugsweise aus den Geweihen und aus den harten elastischen Knochen der erlegten Hirsche angefertigten Waffen und Stechwerkzeuge zahllos. Die Geweihstange diente für Hammerbeile, welche mit der im Stielloch befestigten Handhabe geschwungen eine ungemein energische Waffe abgaben, ihre Zahl belief sich über 200; die Seitenzinken des Hirschgeweihes verwendete man für Knebel zum Zusammenbinden von Ballen, zu hakenförmigen Kleiderhaften und zu anderen Werkzeugen. Die Fußknochen von Hirsch und Wildschwein, auch Bruchstücke derselben spitzte man zu handsamen Dolchen, zu Pfeilen und Speerspitzen, zu Haarnadeln, zu kleinen Stechwerkzeugen und Griffeln; mit den letzteren wurden die Verzierungen an den mittelst breiter flacher Rippen geglätteten Thongefäßen eingezeichnet. Feine Nähnadeln für die Stickerei fertigte man aus dünnen Rippensplittern des Hirsches an, meißelförmig geformte starke Knochenstücke dienten zum Abhäuten der Felle des erlegten Wildes, ganz in der Form wie die noch heute bei den Fleischern gebräuchlichen „Löser"; als Schaber zum Enthaaren der Bälge benützte man die geschärften Hauer des Ebers, als Glättewerkzeuge für Leder Kieferstücke vom Wisent. Als Halsschmuck trug man durchlöcherte flache kreisrunde Kalk- und Schieferstückchen, durchlöcherte Zähne vom Bär, Dachs, Wildschwein und Wisent. Weder Bernstein- noch Glasperlen sind im Pfahlbau vorgekommen. Vortreffliche Schleifsteine zum Spitzen und Schärfen obiger Beinwaffen und Werkzeuge gab es in Menge, einzelne davon sind durchlöchert.

Die während des Bestandes der Ansiedlung beginnende Verarbeitung der Metalle ist durch 15 Gegenstände aus Kupfer — Beile, Messer, Pfriemen u. s. w. — und durch Gußschalen, Schmelztiegel und Gußformen gekennzeichnet; endlich fanden sich zwei schilfblattförmige, reich verzierte Schwerter, Dolche und Beile aus Bronze. Vier an verschiedenen Stellen des Moors aufgefundene, aus einem Eichenstamm hergestellte Kähne sind mit Bronzebeilen behauen worden; auch die aus Eibenholz erzeugten, als Kinderspielzeug dienenden Schalen und die Näpfe aus Holzauswüchsen konnten nur mit dem Bronzemesser die unverkennbar sorgfältige Bearbeitung erhalten haben.

Außerordentlich entwickelt zeigt sich die Kunst der Töpferei. Hunderte gut erhaltene Gefäße und charakteristische Scherben, gleich merkwürdig in Formenreichthum und Verzierung, bilden einen höchst wichtigen Bestandtheil des Inventars jener Seeniederlassung. Sind doch dieselben unzweifelhaft an Ort und Stelle angefertigt worden.

Der Formenreichthum der Gefäße ist ein großer und wohl zumeist durch den beabsichtigten Gebrauch bestimmt. Die Ornamentik ist merkwürdig ausgebildet und durch eingeriebene weiße Thonerde in die mit dem Beinstift gemachten Zeichnungen noch mehr markirt. An einigen Stücken ist ein wellenartig herumlaufendes Band oder ein Kranz mittelst erhabener Wülste angebracht. An anderen ist die äußere Gefäßwand ganz oder theilweise bedeckt von Nageleindrücken der Finger, von geradlinigen sich durchkreuzenden Strichen, von Bändern mittelst aufgelegter Schnüre oder mit feinem Bastgeflecht, auch mit einem kreisenden Rädchen hervorgebracht; rad- oder rautenförmige Ornamente mit Punktreihen oder mit Verbrämungen von Bändern und Spitzen im Zickzack versehen, Vierecke und Kreise mit eingezeichneten geraden oder schiefen Kreuzen waren sehr beliebte Typen.

Wie das Spinnen, Weben und Sticken von Frauen betrieben wurde, so war auch die Töpferei ein Werk der Frauenhand, insbesondere liegt in dem zahllosen Kinderspielzeug aus Thon ein unverkennbarer Zug der Mutterliebe der Pfahlbäuerinnen; sie formten für ihre Kleinen winzige Schälchen mit dem Daumeneindruck in das Lehmklümpchen von Nußgröße, sie erzeugten kleine Gefäße, Urnen, Näpfchen, sie gaben dem im Innern hohlen mit Steinchen gefüllten Klappertöpfchen die Gestalt der Eule, des Igels, der Tonne, des Spinnwirtels, welches Spielzeug sie ihren Lieblingen um den Hals hängten.

Über die schließlichen Schicksale dieser Seeansiedlungen vermag die Forschung noch wenig positive Auskunft zu geben, wir wissen nur, daß der Gebrauch der Metalle, und zwar wie die Vorkommnisse im Pfahlbau selbst und einzelne zerstreute Funde im Lande wahrscheinlich machen, zunächst jener der Bronze mehr und mehr in Aufnahme kommt.

Die erste Bearbeitung des Eisens in Krain kann erst in der Hallstatter Periode nachgewiesen werden. Bezeichnend für diese Zeit ist der fast ausschließliche Gebrauch des Eisens zu Waffen, unter denen merkwürdigerweise in Krain das Eisenschwert nur selten vertreten ist, zu Hohläxten, den sogenannten Kelten, zu Messern und sonstigen Handwerkszeugen, während die goldglänzende Bronze für Helme, für Kleingeräth gegossen und geschmiedet oder zu dünnen Platten gestreckt wurde, an denen man bei ihrer Ausarbeitung zu Weihegefäßen und verschiedenem Zierat figurale Darstellungen und feine Ornamente mittelst getriebener Arbeit anbrachte.

Krain war schon damals in den für den Feldbau und für die Viehzucht geeigneten Gegenden ein gut besiedeltes Land. Von den Volksstämmen diesseits der Alpen standen in nächster Beziehung zu dem Savegebiete die Taurisker; sie waren im angrenzenden norischen Alpenlande ansässig, wo sie den Bergbau und die Salzgewinnung betrieben, und breiteten sich auch nach Krain aus bis zu den Thoren Italiens. Als eine ihrer ältesten Ansiedlungen wird die Gründung des Hauptstapelplatzes für die von ihnen betriebene Schiffahrt auf der Laibach und Save, das tauriskische Nauportum (jetzt Oberlaibach) bezeichnet.

An dem damaligen Absatz des trefflichen norischen Eisens nach Süden hat auch Krain theilgenommen. In dem abgeschlossenen Alpenkessel der Wochein bestand lange vor der Römerherrschaft im Lande auf dem Heidenhügel ajdovske gradec ober Witnach ein befestigtes Eisenwerk, in den verlassenen Bohnerzgruben in Rudnopolje fand man charakteristische Glasperlen, welche auf deren Betrieb in sehr früher Zeit hinweisen; die Gräber der mit diesem Schmuck gezierten Erzschürfer wurden in Lepenze am Eingang ins Wocheinerthal aufgedeckt. Der Eisenbergbau am Fuße der Alpe Belschiza nördlich von Veldes scheint schon damals betrieben worden zu sein, zwei an dem dieser Alpe vorgelagerten Querkamm kühn emporragende Felsspitzen — „Ajdovne", die „Heidenspitzen" benannt — waren die Vertheidigungsposten dieser Niederlassung; auch in der Kulpaniederung bei Turnau nächst Černembl sind uns in thönernen Gußröhren die Reste einer Eisenschmelze der dortigen Raseneisensteine aus jener Zeit erhalten geblieben; ungemein häufig kommen endlich Eisenschlacken in den damaligen Ansiedlungen und in ihrer Nähe vor. Außerdem war die Bleigewinnung den Erzmännern nicht unbekannt, „die Heidengruben" — „ajdovske jame" — am Škofski hrib bei Moräutsch, dann im Petschargraben südwestlich von Nassenfuß dürften schon in jener Zeit auf Blei ausgebeutet worden sein; man benützte dasselbe zur Anfertigung von kleinen Zierstücken, zu Armbändern, zur Ausfüllung der hohlen Reifen an Bronzegefäßen.

Die damaligen Bergvölker wählten leicht zu vertheidigende Anhöhen zur Anlage ihrer Ansiedlungen, die sie mit aufgeworfenen Erdwällen, Gräben und Vorwerken gegen feindliche Angriffe zu sichern suchten. Vom Volke werden diese heute noch deutlich erkennbaren Befestigungen Gradische genannt; unzweifelhaft waren dort auch ihre Cultusstätten. Einzelne dieser umwallten Gipfel sind heute mit Bergkirchlein gekrönt, es liegt eben im Charakter des an seinen Bergen hängenden Volkes, den eine weite Umgebung beherrschenden Anhöhen auch eine religiöse Weihe zu geben. Das ganze damals bewohnte Land war zum Schutz vor Überfällen mit solchen Hochwarten versehen, von wo die Signalisirung der dem Vaterlande drohenden Gefahr geschehen konnte.

An der Grenze des benachbarten Venetergebietes stand eine solche bedeutende Befestigung in Planina ober Wippach auf den Karsthöhen, welche das nach Klima und Abdachung zu Italien gehörige Wippacherthal beherrschen. Die Hochebene der Pojk, einer der wichtigsten Übergänge in das Innere des Landes, besaß deren eine Menge. Am vorgeschobensten nach Nordwest war auf diesem Plateau das am Fuße des Nanos gelegene Gradische von St. Michael, in Südost standen Befestigungen bei Slavinje und Slavina, und eine ununterbrochene Kette von Kastellen, die in den istrischen Castellaren ihre Fortsetzung fanden und mit der Fernsicht bis zur Adria reichten, zog sich längs des Kammes des ober den Quellen der Pojk sich erhebenden, gegen das Rekathal steil abstürzenden



Waffen, Urnen, Bronze-Gefäße, Gradisce und Gomillen von Vir bei Zittich.

Gebirges. Das vom Pojkthale durch die Ausläufer des Schneeberges getrennte Zirknitzer- und Laaserthal besaß ein Gradische am nordwestlichen Ende des Zirknitzer Sees am Hügel Tersische, mitten zwischen beiden Thälern stand eines auf dem Kreuzberg und eines am Abschluß des Laaserthals auf der Anhöhe Gradaz. Jenseits der höheren östlichen Bergstufe des Oblaker Hochplateaus, an der Umrandung ebenfalls mit Gradisches besetzt, begleiten starke Befestigungen den Lauf des Gurkflusses von seinen Quellen bis zur Einmündung in die Save. Die wichtigsten derselben waren in Sloka gora ober St. Canzian, in Gradische oberhalb Rob, in Flowagora, Großkoren, Walitschendorf, dann ober Trögern und auf dem Adamsberg ober Hof. Der ansehnliche Hügel Kutscher ober Podsemelj in der tiefen Thalniederung der Kulpa, die einzige bedeutendere Erhöhung im Möttlinger und Černembler Thalgrunde, war mit einem über 2.000 Schritte messenden Erdwall umgeben. Auch auf den Bergen im Umkreise des Lasbacher Moorbeckens, sowie der Save-Ebene, so z. B. auf dem Margarethenberg bei Krainburg, auf einer Anhöhe bei St. Veit ober Laibach, dann längs der engen Thalschlucht des Hauptstroms des Landes von Salloch bis zur Gurkebene unter Gurkfeld gab es eine Menge mit Gradisches besetzte Kuppen. An der einstigen Einmündung des Laibachflusses in die Save, fast ein Kilometer ober dem jetzigen Zusammenflusse der beiden Flüsse, stand in der Ebene am Uferrand ein Gradische zum Schutz der Schiffahrt. Innerhalb der Umwallungen trägt der Boden eine humusreiche schwarze Erde, oft mehrere Meter tief, mit Kohlen, Geschirrscherben, Thierknochen und sonstigen Abfällen des Haushaltes vermengt; vertiefte Mulden, die sogenannten Martellen, bezeichnen die Erdflächen, über denen die Holzhütten der Gradischebewohner standen.

Man geht nicht fehl, in der Nähe solcher Befestigungen die Gräber ihrer Vertheidiger zu suchen. Meist sind es Hügelgräber oder Tumuli, vom Volk „gomile“ genannt; sie treten theils vereinzelt, theils in kleineren oder größeren Gruppen auf. Es gibt Gomilen von Riesengröße bis 5 Meter hoch, im Umkreise bei anderthalbhundert Schritte messend, andere sind nur durch schwache Erdwellen angedeutet, viele hat der Pflug des Ackersmanns, die Haue des Winzers, die Einwirkung der Naturkräfte dem Erdboden gleich gemacht. Als die Römer in das Land kamen, fielen ihnen bei Vir nächst Sittich die unter dem großen Gradische „Nowi Swet“ im Thalgrund stehenden Riesengomilen auf, sie nannten nach ihnen ihre in deren Nähe errichtete Marschstation „ad acervos“, auch „Acervone“, „bei den Hügeln“, oder „die Hügelstätte“. Sehr gomilenreich waren die Nekropolen in Rowische bei Bründl, bei Dobrawa in der Pfarre Döbernig, auf dem Adamsberg ober Hof, in Germ bei Podsemelj. Viele Tumuli waren Begräbnißstätten blos für einzelne Personen; in einem großen auf dem Winiwerch bei St. Canzian lag ein Häuptling mit seinem Pferde, auf dem Adamsberg waren in einer großen Gomile die Gräber zweier Krieger, durch Steinsatz getrennt, doch knapp aneinander, das eine mit Leichenbestattung,

das andere mit Leichenbrand; manche größere Tumuli waren Familiengräber. Zwei Riesengomilen an der Bezirksstraße bei Podsemelj bargen mehrere Hunderte von Leichen, ganz beigelegt oder mit Leichenbrand in Urnen, mit zusammengestürzten Grabkammern aus Steinsatz, auch mit bloßen Aufschüttungen von Kohle und Asche. Von den beigesetzten Leichen, selbst von den Skeletten war in den Gomilen meist nichts anderes übrig geblieben, als eine dunklere Färbung der Erdschichte. Ausgedehnte Flachgräber mit Tumulis abwechselnd kamen in Watsch und Slepschek bei Nassenfuß vor.

Zu den reichst ausgestatteten Begräbnißstätten gehören jene am Tersischehügel bei Zirknitz, auf dem Magdalenenberg bei St. Marein, die Hügelgräber um St. Margarethen und bei Germ, vor allen aber die berühmte Nekropole von Watsch ober einem fruchtbaren Hochplateau des Savethals, wo der Volkssage nach einst eine große Stadt stand am Abhang eines dolomitischen Bergkammes, von Klenik bis zum heiligen Berg reichend, mit Gräberstätten in Zwischenräumen, dann das bedeutende Todtenfeld am südlichen Rande des Nassenfußerthals ober Slepschek und Ostroschnik.

Die Bronzefunde dieser Gräber stimmen in ihrem Charakter, wie gesagt, wesentlich mit jenen von Hallstatt überein; es zeigen sich aber an ihnen auch merkwürdige Analogien mit den Funden aus den euganeischen Gräbern in Oberitalien, sowie endlich in den Funden einzelner dieser Grabstätten, so z. B. in Zirknitz, dann in Ostroschnik bei Nassenfuß ein gewisser localer Typus ausgeprägt ist. An allen diesen Fundstellen waren eiserne Kelte, Lanzenspitzen, Speere und kleine Messer sehr häufig. Kurzgriffige Dolche aus Eisen, in der dünnen verzierten Bronzescheide steckend, erscheinen selten, dagegen Pfeilspitzen aus Eisen oder Bronze ziemlich häufig, entweder flach, mit Widerhaken versehen, oder bei jenen aus Bronze pyramidal dreiflügelig mit der Dülle zum Anstecken und mit Giftloch. Eine merkwürdige Erscheinung ist das fast gänzliche Fehlen der dieser Culturperiode eigenthümlichen Schwerter; die einzige derartige Waffe, welche bis jetzt in Krain gefunden wurde, ist ein schönes bronzenes Hallstatter Kurzschwert, welches in der Grabkammer einer Gomile in Germ zwischen Gefäßen aufrecht im Boden steckte.

Umso auffallender ist das Vorkommen der in anderen Ländern sehr seltenen Bronzehelme in verschiedener Gestaltung. Aus Watsch kennt man deren fünf, vier davon befinden sich in dem naturhistorischen Hofmuseum zu Wien, einer im krainischen Landesmuseum; zwei derselben, aus Bronze gehämmert mit einfacher Schneide nach der Länge des Hauptes, stimmen mit den Helmen von Negau in Steiermark ganz überein, einer davon hat etruskische Schriftzeichen. Von drei weiteren Helmen ist einer aus Bronzeblechen zusammengenietet, einer mit Doppelkamm, ein zweiter mit Helmzier an der Kante zum Anbringen der herabhängenden Crista. Außerdem gab es auch große schüsselförmige Kopfbedeckungen aus Holzgeflecht, mit Leder überzogen und mit Bronzenägeln dicht beschlagen oder zwischen

den Nägeln mit kreisrunden Platten belegt, nach oben in eine Spitze endend. Solche benagelte flache Mützen und phalerentragende spitze Holzhelme kamen in den Hügelgräbern von Rowische und St. Margarethen vor, deren getreue Nachbildungen die Erzkünstler auf den Bronzegefäßen in getriebener Arbeit zur Darstellung brachten. Auf der berühmten Situla von Bologna tragen die Krieger alle in Krain vorgekommenen Formen der Helme und der Kopfbedeckung, die benagelten flachen Mützen mit vorstehendem Rande finden sich auf einer in Watsch gefundenen Situla, auf den Bruchstücken der ähnlichen Situlen von Morizing und von Windisch-Matrei in Tirol wieder, sowie auf mehreren Erzeugnissen oberitalischer Metalltechnik von Este. Die soeben erwähnte, im Bilde dargestellte Situla von Watsch wurde in der Nähe eines Kriegergrabes gefunden und bildet derzeit eine Zierde des Museums in Laibach; sie ist sowohl durch die Technik als auch durch ihre figuralen Darstellungen von großer Bedeutung für die Geschichte der archaischen Kunst und deßhalb eines der berühmtesten Fundstücke dieses Zeitalters geworden. Diese Darstellungen bringen festliche Scenen, Aufzüge und Kampfspiele zur Anschauung. Ein Seitenstück zu diesem Bronzegefäß bildet eine ebenfalls in Watsch gefundene, derzeit im Besitze des Fürsten Ernst von Windischgrätz befindliche Gürtelschließe, auf welcher zwei Reiter nebst einigen Nebenpersonen in kriegerischem Kampfe dargestellt sind. Es ist kein Zweifel, daß diese beiden merkwürdigen Schöpfungen archaischer Kunst lebhaft an ähnliche Erscheinungen altgriechischer Kunstentwicklung und an gleichartige Funde in Italien erinnern; dennoch spricht bei der Frage, ob die Situla und die Gürtelschließe von Watsch auf heimischem Boden entstanden oder Erzeugnisse etruskischer Technik seien, der Gesammtcharakter der Entwicklung der Hallstatter Cultur im Lande, namentlich aber die darauf vorkommende Darstellung von Scenen des Volkslebens und von Volkstrachten, deren Belege in den krainischen Gräbern enthalten sind, eher dafür, sie einer im Lande zu bedeutender Entwicklung gelangten Metalltechnik zuzuschreiben.

Auch der große Formenreichthum der Gewandnadeln (Fibeln) dieser Epoche spricht für die heimische Erzeugung; wären sie von auswärts bezogen worden, so hätte sich dieses Zierstück nur auf einige wenige, bei der Bevölkerung beliebte Formen beschränkt. — Die Fibeln aus den krainischen Gräbern der Hallstatt-Periode entsprechen zum großen Theil den Fibeln des Hallstatter Grabfeldes, zum Theil aber auch manchen oberitalischen, insbesondere den euganeischen, welche weiter im Norden nicht vorkommen, sie bilden also gewissermaßen das Bindeglied zwischen den beiden Fundgebieten. Die verschiedenen Formgattungen der Fibel, welche in ihrer Einfachheit durch die Namen Brillenfibel, Bogen-, Schlangen-, Nachen-, Armbrust- und Certosafibel gekennzeichnet werden, haben durch allerlei Abänderung oder Zuthaten die mannigfachste Ausgestaltung erhalten; bemerkenswerth ist im Besonderen die Bogenfibel, deren Bügel aus aneinandergereihten, meist über

einen eisernen Drahtkern gegossenen Knoten besteht und bisher einzig in Krain gefunden wurde, woraus zu schließen, daß sie ein Erzeugniß örtlicher Betriebsamkeit ist, weßhalb man ihr auch den Namen „Watscher“ oder „Krainer Fibel“ beigelegt hat. Später treten Fibeln mit Thierköpfen am Ende der Nuthe auf, ein beliebtes Motiv war der Jagdhund mit der vor ihm schwimmenden Ente. Mannigfach ist das Anhängsel der Fibeln, bald Ringe, bald hohle Kugeln, aus zwei Hälften zusammengenietet, bald an Kettchen hängende



Situla, Helm, Gürtel und andere Funde von Watsch.

Trommeln oder sonstiger, beim Gehen der Fibelträgerin rauschender, formenreicher Behang. Die Gürtel aus Bronze- oder Eisenblech, ein häufiger Zierat der Männer, sind theils glatt, theils mit Tremolirstich oder mit getriebener Arbeit verziert. Arm- und Fußringe, paarweise von gleicher Form, kamen an den Leichen häufig vor, zuweilen am Oberarm mehrere derselben dicht anschließend und eine Art Armschiene bildend; in den Brandgräbern lagen sie in hölzernen Behältern mit Leder umwunden als Beigaben, die meisten sind geknotet, gerippt, mit bandartigen Strichen versehen, nie offen, zuweilen an den Enden übergreifend, die dünnen Armringe der Kinder sind oft mehrspiralig. In den Gräbern der Reichen befanden sich auch hohle, aus dünnem Blech auf einen Holzkern gehämmerte Armringe.

Während der Typus der Haarnadel wenig Abwechslung bietet, was auch von den Fingerringen gilt, zeigen die Ohrringe einen größeren Formreichthum. An einem solchen einfachen Drahtring hängt zuweilen eine durchlöcherte Kaurischnecke, Cypraea moneta, die vielleicht damals hier im Lande wie jetzt bei den Negern in Afrika als Geld gedient hat; noch heutzutage schmücken die Mädchen im tiefen Unterkrain und weiter abwärts in den südslavischen Landen ihre Zöpfe und Gürtel mit diesem Conchyl und mit Gold- und Silbermünzen. — Eine besondere Art von Ohrgehängen bilden dünne Bronzeblechstücke von der Form seitlich geöffneter Cylinder; andere Ohrringe bestanden aus ein- oder zweifachen Spiralen, an welchen zuweilen wieder eine ganze Reihe von Ringen hing, die bis unter das Schlüsselbein herabreichten. Als sehr häufiger Halsschmuck der Frauen wurden Perlen aus Bernstein und aus ein- oder vielfarbigem Glas getragen; von ersterem kamen Stücke von ansehnlicher Größe vor, ein beredetes Zeugniß des damals von den alten Venetern schwunghaft betriebenen Handels mit diesem kostbaren Producte der Ostsee auf der uralten, über Carnuntum durch Krain nach Italien führenden Bernsteinstraße, wie der mit den Glasperlen der egyptischen Mumiensärge übereinstimmende, in den Gräbern vorkommende Glasperlenschmuck auf den phönizischen Handel in unseren Gegenden hinweist.

Gold kam nur in sehr dünn geschlagenen Lamellen und höchst selten vor; auf solchen Goldplättchen zeigt sich meist ein mit der Punze eingeschlagener Kreis mit Centralpunkt. Den Halsschmuck der Männer bildete der in der Regel gedrehte bronzene Torques, es kamen jedoch auch hohle, auf einem hölzernen Kern gehämmerte Halsringe vor (Adamsberg). Zur Aufbewahrung der Salben dienten Büchsen aus Horn oder Bein, an der Außenseite mit Kreisen verziert.

Von dem Kleingeräthe zum Gebrauche der Frauen verdienen die schönen Nadelbüchsen aus Bronzeblech mit an Kettchen hängenden Blechen, thönerne Spinnwirtel und Webstuhlbeschwerer hervorgehoben zu werden. Bronzesicheln kamen nur am Hügel Tersische bei Zirknitz vor.

Von den Bronzegefäßen dieser Periode sind die Ciste, die Situla, der Kessel mit Tragreifen und große, einhenkelige Schalen vertreten, deren dünn ausgetriebenes Metall sich sehr oft in pulvrige Patina aufgelöst hat; nur die stärkeren Gefäßtheile an der Öffnung sind zuweilen erhalten geblieben. Viel zahlreicher und zumeist gut erhalten sind die mit freier Hand angefertigten Thongefäße, mit glänzend schwarzem, graphitähnlichem Überzug versehen; sie sind oft Nachbildungen der Metallgefäße, wie denn überhaupt der damaligen Keramik unverkennbar der Stempel der ihr als Vorbild dienenden Metalltechnik aufgedrückt ist.

Große bauchige Aschenurnen, im Grabe gewöhnlich mit roh gearbeiteten Schüsseln bedeckt, tragen als Verzierung vorstehende Leisten, torquesartige Bänder, Umbonen,

hornähnliche Ansätze, Reihen knopfartiger Erhöhungen oder großer Nietnägel, eingedrückte schmale Streifen in Voluten auslaufend; das Ornament des sogenannten Wolfszahns, das sind wechselweise schraffirte Dreiecke, ist häufig. Nichts Schablonenartiges ist an diesen nicht ohne Geschmack hergestellten Thongefäßen wahrzunehmen. An einzelnen Urnen befand sich an der Hohlkehle der Mündung ein Beleg aus dünnem Bronzeblech, einige derselben trugen an der Außenseite eingedrückte Bronzeknöpfe. Bezeichnend für eine gewisse Epoche dieser Cultur, die man mit dem V. Jahrhundert v. Chr. schließen läßt, sind die rothen Urnen mit hohlem Fuß, von eiförmiger oder bauchiger Ausweitung mit breitem Graphitband in der Mitte oder an dessen Stelle mit graphitirten Strichen verziert. In dieser nämlichen Zeit treten auch die enggerippten Bronzecisten auf, als Nachahmung derselben in Thon mit eingedrückten Schnüren statt der hervorstehenden Rippen stellt sich eine rothe Urne mit flachem Deckel vom Adamsberg dar. Wie in der Keramik der Pfahlbauten fehlt es auch hier nicht an Kinderspielzeug aus Thon. Die eine Riesengomile in Germ bei Podsemelj lieferte zwei Pferdchen, eines davon auf vier Räderchen, dann hohle Klappern mit Steinchen im Innern, in den Formen des Flaschenkürbis und der Gans.

Die Eisenzeit in Krain. La Tène-Periode. Die Eroberungszüge der Gallier aus dem Westen Europas über Oberitalien und das südliche Noricum in die pannonische Niederung und weiter über Macedonien bis nach Kleinasien, deren Beginn man in das V. Jahrhundert v. Chr. setzt, haben bleibende Spuren in den von ihnen durch Jahrhunderte besetzten Ländern zurückgelassen. Die von ihnen ausgegangene Cultur, gekennzeichnet durch sorgfältige Bearbeitung des Eisens zu wahren Meisterwerken der Waffenschmiedekunst, verbreitete sich auch unter den illyrischen Stämmen der Japoden und Latobiker. Die gleichen Waffen, das nämliche Kleingeräth, wie es in Bononia (Bologna), dem früheren, von den Galliern eroberten und durch Jahrhunderte innegehabten etruskischen Felsina, dann in dem von Julius Cäsar eingenommenen gallischen Hauptsitze Alesia (jetzt Alise-Sainte Reine) oder auf der Fundstelle La Tène am Neuenburger See, von wo diese Cultur den Namen der La Tène-Cultur führt, dann zu Stradonitz in Böhmen, einem der Hauptsitze der gallischen Bojer, sowie auch an verschiedenen Orten in Ungarn auftritt, haben erst vor kurzem die in Krain gemachten Aufdeckungen der gallischen Gräber zu Walitschendorf bei Seisenberg, Slepschek in Ostroschnik nächst Nassenfuß und in Germ bei Möttling zu Tage gefördert, womit die bis nun bestandene Lücke zwischen der im Lande so reich vertretenen Hallstatter und der erst nach etwa vierhundert Jahren nachfolgenden römischen Cultur ausgefüllt wurde.

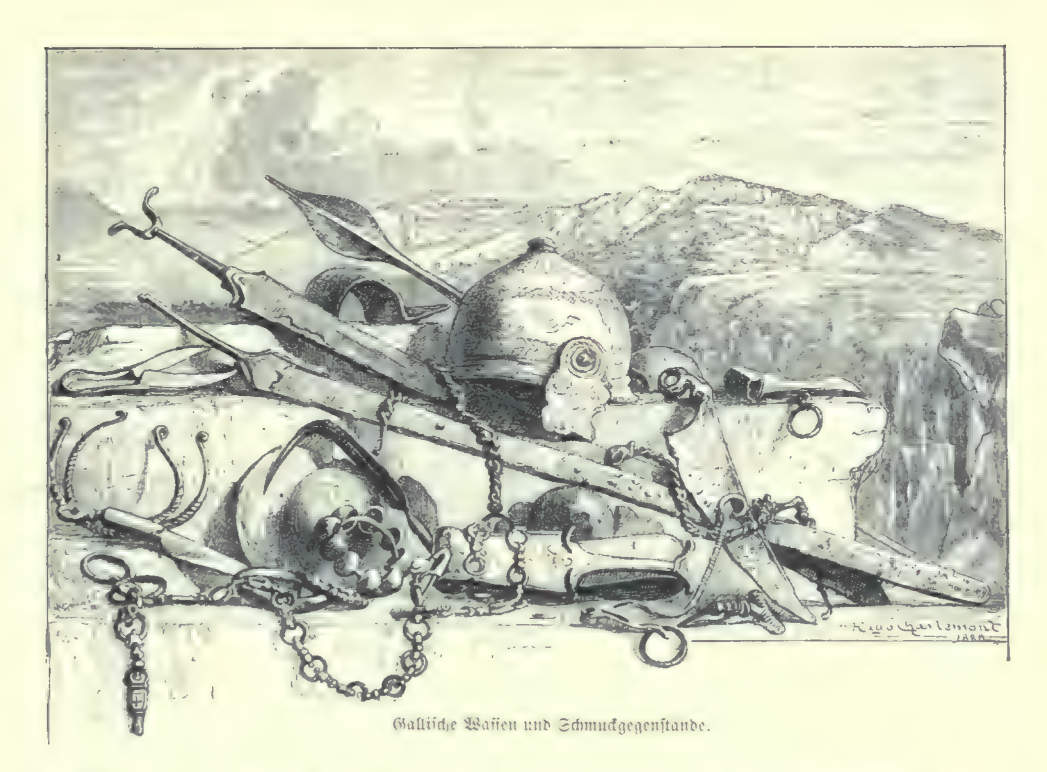
Ihre Gräber bestanden in Slepschek, von wo die Hauptfunde herrühren, aus cylindrischen Aushöhlungen im Dolomitfels von 30 Centimeter Durchmesser, worin zu unterst die nach dem Leichenbrande gesammelten Knochen, dann darauf geschütteter feiner

Sand und dazwischen die meist absichtlich verbogenen eisernen Schwerter mit oder ohne Scheide, Ketten, Haumesser, Zierat und sonstiges Kleingeräth lagen.

Das aus weichem Eisen gearbeitete zweischneidige Schwert, fast ein Meter lang, ohne Mittelrippe, mit parallelen Schneiden und breitem Griff, nicht zugespitzt, sondern am Ende abgerundet oder stumpfwinkelig, wurde nicht als Stich-, sondern als Hauwaffe gebraucht; im Kampfe beim Hieb oft gekrümmt, trat es der Krieger nach dem Zeugniß römischer Schriftsteller mit dem Fuße wieder gerade. Es ist von der nämlichen Form wie jenes der gallischen Scharen des Brennus, vor denen Rom erzitterte. Die Gallier trugen es an der rechten Seite an einer eisernen Kette als Wehrgehänge, auch diese lag in den Gräbern von Slepschek bei den Waffen. An der aus dünnem Eisenblech kunstvoll gearbeiteten Schwertscheide treten als neues Ornament Vogelköpfe oder das Triquetrum mit geschwungenen Linien auf, welche in Voluten oder Ranken enden. Wuchtige Haumesser von einer in der Bronzezeit nicht vorgekommenen Größe und Form sind am Griffende zu einem Ring ausgehämmert; die viel breiter und mannigfacher gewordenen Lanzenspitzen tragen eine sehr verschmälerte lange Dülle; Schilde mit eiserner Schildfessel vervollständigen die Rüstung der Krieger. Eines der schönsten Fundstücke dieser Zeit ist ein Bronzehelm von Weißkirchen mit Kappenschild am Nacken, mit rundem Eisenknopf an der Spitze und mit beiderseitigen Backenklappen aus Bronzeblech, mit getriebenen Palmetten verziert.

Geben die Beile mit der Schneide parallel laufendem Schaftloche ein Zeugniß bewundernswerth entwickelter Schmiedekunst, so kennzeichnen anderseits die aus Bronze oder Eisen verfertigten Fibeln durch ihre eigenthümliche Form die ganze Zeitperiode. Als Armschmuck erschienen solide oder hohle eiserne Ringe, zuweilen mit Knoten versehen, oder ein verschiebbarer Drahtring; sehr charakteristisch sind bronzene Armringe aus hohlen aneinander gereihten Halbkugeln. Als Halsring wurde von Männern der gedrehte bronzene Torques getragen, wie ihn die römische Kunst in der berühmten Marmorstatue des sterbenden gallischen Fechters dargestellt hat. Die Gürtel bestehen ganz aus Ringen mit eingeführten bandartigen Zwischengliedern und tragen als Schließe einen Pferdekopf. Das berühmte gallische Email ist durch einen Knopf aus rother Pasta als Verzierung des Bügels an einer La Tène-Fibel aus Germ vertreten. Die früher häufigen Bernstein- und Glasperlen vermißt man bei uns in den gallischen Gräbern gänzlich; es scheint der Handel mit diesen beiden Artikeln seinen einstigen Weg durch Krain verlassen zu haben, dagegen wurden Armbänder und Fingerringe aus Glas gefunden.

Die barbarischen Silbermünzen der Gallier erscheinen zum erstenmal im Lande, sie sind Nachahmungen der Tetradrachmen Philipps des Zweiten von Macedonien. An der Vorderseite mit reichbehaartem männlichen Kopf und breitem Perlendiadem, auf der Rückseite mit einem Pferd oder einem Reiter; zuweilen erscheint auf denselben der Name



Gallische Waffen und Schmuckgegenstände.

Adnamat; solche Münzen kamen in St. Michael, in Nauportum (Oberlaibach) und im Sitticher Bezirk vor. Sehr kleine Silbermünzen von Linsengröße, zu Oberlaibach gefunden, erinnern in der Präge an griechische Vorbilder. Die ohne Sorgfalt roh gearbeiteten Thongefäße mit Henkeln sind noch immer mit freier Hand angefertigt.

Mit der La Tène-Periode schließt die Urgeschichte Krains ab, ihr folgt die Eroberung des Landes durch die Römer. — Die ursprünglich friedlichen Beziehungen Roms zu den benachbarten Japodenstämmen wurden zwar durch wiederholte räuberische Einfälle derselben gestört, ohne daß die Republik, damals mit der Unterwerfung Macedoniens und Dalmatiens beschäftigt, zur Bändigung der beutegierigen Stämme geschritten wäre; sie begnügte sich mit der durch den Consul Ämilius Scaurus im Jahre 128 vollzogenen Eroberung des Landes südlich der Alpen, wonach das jetzige Wippacher Thal mit dem angrenzenden Karstgebiet in römischen Besitz kam und seitdem zu Italien gehörte.

Erst von Julius Cäsar, nach welchem der Gebirgszug des Birnbaumerwaldes den Namen der julischen Alpen führt, wurde ein große Ziele verfolgender Kriegsplan in dieser Richtung entworfen. Cäsar besuchte auch unser Land, um, wie er sagte, „diese Gegenden und Völker kennen zu lernen“; er zeichnete den römischen Eroberungen den weiteren Weg durch das Saveland bis zur Donau vor. Zum Vorgehen nach diesem Plane gaben abermalige Raubzüge der Japoden gegen Tergeste (Triest) und Aquileja Anlaß. Nach Cäsars

Ermordung führte sein Neffe Octavian persönlich die Legionen gegen die Japoden und Latobiker, er nahm die Bergkastelle an der oberen Poik ein, zog dann auf der durch die Wälder am mons Albius (dem heutigen Schneeberg bei Laas) gebahnten Heerstraße in das Laaserthal, wo ihm die befestigte Japodenstadt Metullum (am Hügel Ulaka bei Altenmarkt) heldenmüthigen Widerstand leistete. Octavian wurde beim Sturm zweimal verwundet; die Vertheidiger, von der Übermacht erdrückt, fanden mit den Ihrigen in den Flammen der angezündeten Stadt den Tod. Von Metullum weiter ins Innere des Landes vordringend, unterjochte der Kaiser die an der Gurk ansässigen Latobiker und beendete mit der Einnahme des wichtigen, an dem Einfluß der Kulpa in die Save gelegenen Segesta, des späteren Siscia der Römer (Sissek), den siegreichen Feldzug, als dessen hervorragendste Thaten die Bezwingung der norischen Kastelle und Bergkuppen (norica castella et tumuli) von den Dichtern Virgil und Horaz gefeiert wurde. Nochmals flackerte der Unabhängigkeitsgeist der unterjochten Bevölkerung in den wiederholten pannonischen Aufständen auf in den Jahren 15 v. Chr. und 6 bis 9 n. Chr., nach deren grausamer Unterdrückung durch Tiberius und Drusus unser Land durch zwei Jahrhunderte Frieden genoß.

Wie überall wurden auch hier vorerst Militärcolonien gegründet, denen sich bürgerliche Ansiedlungen anschlossen. Die wichtigste derselben war Emona (Laibach), mit deren Aufblühen Nauportum (Oberlaibach), die ehemalige Verladestation für den Schiffsverkehr auf der Laibach und Save, immer mehr verfiel. Das Standlager von Emona bezeichnet noch heutzutage das ziemlich erhaltene massive Mauerviereck auf dem „deutschen Grund" („mirje"), 412 Meter lang, 317 Meter breit. Die Civilstadt breitete sich an den beiden Ufern der Laibach aus und besaß einen zweiten befestigten Punkt auf dem im Osten sich erhebenden Schloßberg. Eine Wasserleitung, gespeist von den Quellen Dragomer und Slategg bei Gleinitz, eine Wegstunde außer Laibach, Tempelreste, Mosaikböden, Mauern von Gebäuden mit bemaltem Estrich, heizbare Bäder, Reste von Statuen kamen bei Ausgrabungen namentlich am linken Laibachufer im Burgstallviertel zutage. Aus dem Standlager führte die Militärstraße nordwärts zur Save und weiter nach Celeja (Cilli). Längs derselben erstrecken sich ein Kilometer lang beiderseits die Gräberstätten der Stadt. Zur Gemarkung Emonas gehörten auch mit Inbegriff von Nauportum die Ansiedlungen am Fuße der Waldberge jenseits des Moors, unter denen die des heutigen Igg ein blühendes Gemeinwesen bildeten, dann jene längs der Save bis zur Einmündung der Laibach. Den Gründungen aus der julischen Zeit dürften auch beizuzählen sein der wichtige Commandoplatz Praetorium Latobicorum in Treffen und das ausgedehnte Neviodunum an dem einstigen Ufer der Save nach ihrem Austritt aus der Thalenge bei Gurkfeld. Diese Stadt, sowie der Vorort der Latobiker wurden unter Vespasian zu Municipien erhoben. Nicht blos in größeren Standlagern, auch in zerstreuten Wachtposten war die Militärmacht

im Lande vertheilt. In die eingenommenen Castelle der Eingebornen schickte man kleine Besatzungen, um die Bevölkerung der einzelnen Gaue im Zaum zu halten.

In der Nähe der alten Gradische kommen in Krain sehr häufig auch römische Gräber vor, wohl zumeist der dort stationirten Soldaten und ihrer Familienglieder, wie in Ilowa gora bei Obergurk, in Walitschendorf im Gurkthal, in Katzendorf nicht weit vom großen Gradische auf dem Adamsberge, in Otok und Podsemelj unter dem befestigt gewesenen Kutscherhügel. Eine solche Hochwarte, speculum, deren lateinischer Name sich in dem slavischen Bergnamen špega erhielt, war der von der Save vor Sagor durch die Bergspalte bei Renke sichtbare Berggipfel ober Billichberg am Abschluß einer Seitenschlucht des Savethals, an seinem westlichen Abhang befinden sich Römergräber nicht weit von den Ansiedlungen der einstigen Urbewohner. Eine ähnliche Hochwarte stand auf dem höchsten Berggipfel ober den Quellen der Gurk in Oberkoren an der Stelle des dortigen Gradische; ein daselbst gefundener Grabstein des Marcius Blandus bezeichnet denselben als Veteran und Decurio einer norischen Legion. Auch der Römerstein von der Bergkuppe Trebinetz-Werch ober Neudegg mit einer römischen Verschanzung im einstigen Gradische erwähnt einen Soldaten der dortigen, der vierten aquitanischen Cohorte angehörigen Besatzung.

Die Strenge, womit Tiberius den im Savelande ausgebrochenen Aufstand unterdrückte, und die hierauf erfolgte Einreihung der wehrbaren Mannschaft in die römischen Legionen entzog den Eingebornen die Kräfte und Mittel zur Fortsetzung des Aufstandes, manche grollende Gemüther wurden durch das Gefühl der Angehörigkeit zu einem großen Staatswesen mit den neuen staatlichen Einrichtungen ausgesöhnt, Mischehen knüpften engere Familienbande, aus denen eine Generation hervorging, die zu den treuesten Anhängern Roms zählte. Neben römischen Familiennamen kommen häufig auf Grabsteinen jene der japodischen Familien des Landes vor, so namentlich auf den Steinen aus der Umgebung von Nassenfuß, von Igg und im Laserthal. Solche Namen sind: Adnomatus, Buco, Buio, Coromara, Emo, Epono, Eppo, Feuco, Lasciontia, Lassonia, Moiota, Nertomar, Oppo, Plaetor, Secco, Tetta, Turio, Viburna, Voltaro, Voltrex, Voltupar und andere mehr. Dies gestattete den Römern eine bedeutende Verringerung der Militärmacht im Lande; schon im Jahre 30 n. Chr. wurde die neunte Legion aus dem Savelande nach Afrika gesendet, im Jahre 47 ging die achte (Augusta) nach Mösien ab, so daß als Besatzung nur mehr die fünfzehnte (Apollinaris) übrigblieb.

Nach seiner politischen Eintheilung bildete Krain keine für sich abgeschlossene Provinz, es gehörte in seinem nördlichen Theile zu Noricum, in seiner ganzen südlichen und südöstlichen Ausdehnung längs der Flüsse Save (Savus), Gurk (Corcaras) und Kulpa (Colapis) zu Oberpannonien. Unter Kaiser Hadrian wurden die Grenzen Italiens bis zur Station Adrans — dem heutigen Trojana — wo Noricum begann, vorgeschoben; Emona wird von

damaligen Schriftstellern als die erste italische Stadt bezeichnet. Von Soldaten angelegte, gut erhaltene Straßen dienten dem freien Verkehr ohne lästige Mauthschranken und Steuern.

Die Hauptstationen auf der Route Aquileja—Celeja waren: Fluvio frigido (Heidenschaft), ad Pyrum in alpe julia (Hruschize), Longaticum (Loitsch), Emona (Laibach), Savo fluvio (Tschernutsch), ad Quarto decimum (in der Umgebung von Mannsburg), ad Publicanos (Lukoviz), Atrans (Trojana); auf der Route Emona—Siscia: das schon früher erwähnte ad Acervos (St. Veit bei Sittich), Praetorium Latobicorum (Treffen), Crucium (Grüble bei St. Bartelmä), Neviodunum (Dernovo-Malenze) und Romula (Mokriz). Es gab auch ein Netz von Nebenstraßen, welche später als Saumwege noch bis ins vorige Jahrhundert benützt wurden, eine derselben führte aus dem Laaserthal mit einer Abzweigung nach Igg ins Gurkthal, mit welchem auch die Kulpaniederung von Möttling-Tschernembl in Verbindung stand, wo Gräber und Denksteine in Streklovitz, Tschernembl, Tributsche und anderen Orten einstige römische Ansiedlungen bezeichnen und bei Tschernembl eine gut fundirte Römerstraße in ziemlicher Strecke erhalten ist.

Auch ist nicht zu bezweifeln, daß der bis zur Eröffnung der Südbahn erhaltene Treppelweg für die Schiffszüge auf der Save stromaufwärts schon in Römerzeiten benützt wurde; drei auf dieser Strecke bei Piauschko gegenüber Reichenburg zusammengefundene Meilensteine tragen die Namen der Kaiser Maximius, 238 n. Chr., Trebonianus Gallus 252, Constantius Chlorus und des Mitkaisers Maximinus Daza 306; zwei derselben haben die Bezeichnung 35 Meilen von Celeja. An dieser Straße vermittelte bei Ratschach gegenüber der Station Steinbrück eine Brücke über die Save die Verbindung mit dem Sannthal und mit Cilli. Wichtige Schifferstationen zwischen Emona und Neviodunum befanden sich in Werneg und in Saudörfl.

Die Verwaltung im Lande war eine bürgerlich-militärische, erst unter Diocletian und Constantin erfolgte ihre Trennung. In erster Instanz wurden die Geschäfte durch die Gemeinden besorgt, die Verwaltung war eine billige, denn alle Beamten dienten ohne Gehalt. Es gab keine Staatsschuld. Der Kataster diente als Basis für die Grundsteuer, welche nur zwei Procent des Ertrags und einen mäßigen Zuschlag an Naturalien betrug.

Was die Religionsverhältnisse betrifft, so beziehen sich die meisten Überbleibsel des Cultus — Altäre und Votivsteine — auf römische Gottheiten, so auf Jupiter, Herkules, Neptun, Äsculap, Bacchus, Ceres, Diana, Hekate, Luna, jedoch auch Localgottheiten wurden verehrt, wie Äcorna, Genius loci, Noreja, Sedatus, Silvanus; der Flußgott des Hauptstroms des Landes, Savus, und die Flußgöttin des Sannflusses, Adsaluta, erscheinen auf Votivsteinen längs der Save. Der Mithrasdienst hatte seine Cultusstätten in Atrans, Praetorium Latobicorum und Neviodunum; das merkwürdigste hierher gehörige Denkmal ist die in einen Naturfelsen eingehauene lebensgroße Darstellung des den Stier

tödtenden Gottes in Roschauz bei Tschernembl. Es ist wohl anzunehmen, daß auch das Christenthum schon in der ersten Kaiserzeit seine Bekenner im Lande gehabt hat, obschon dafür die Gräberfunde keine Belege geliefert haben. Außer den Namen mehrerer Kaiser, Würdenträger und sonstigen Bediensteten in der Civil- und Militärverwaltung des Landes, ferner von Sclaven und Freigelassenen erscheinen auch bürgerliche Beschäftigungen, wie z. B. die Zunft der Schiffsleute, der Zimmerleute, der Schmiede, der Grobtuchmacher auf den Inschriftsteinen angeführt. Das schönste Denkmal der bildenden Kunst ist die fast lebensgroße bronzene, stark vergoldete Statue eines hohen römischen Würdenträgers, welche in Laibach beim Bau des Casinos ausgegraben wurde.

Die hierlands gefundenen Schmuckgegenstände aus Metall tragen den Charakter romanisirter Provinzialtypen, wie er auch an ähnlichen Gegenständen in Kärnten und Steiermark angetroffen wird. Die Keramik richtete sich in Formgebung, Verzierung und Relief an einzelnen Gefäßen nach römischem Geschmack; von eigenthümlichem Typus sind die geschlossenen bauchigen, nach oben spitzen Urnen mit einer viereckigen Fensteröffnung aus den Gräbern von Neviodunum, welche an die altitalischen Hausurnen erinnern. Im Allgemeinen gilt auch in Krain die in allen Alpenländern gemachte Beobachtung, daß die neue Cultur die alte Art der Metalltechnik und der Keramik völlig verdrängte; der alte Formenreichthum weicht der fabriksmäßigen Einförmigkeit der Erzeugnisse, die Thonwaaren werden auf der Töpferscheibe angefertigt und nur in einigen römischen Provinzialtypen hat sich ein Anklang an die Kunstformen früherer Zeit erhalten.

Mit dem beginnenden Verfall Roms wurde auch Krain von Drangsalen heimgesucht, als Durchzugsland für die Usurpatoren des Reiches, als Pforte Italiens für die andrängenden Völkerschaften des Ostens. Als im Jahre 238 der Thracier Maximinus seinen Rachezug nach Rom unternahm, um den Senat für seine Achterklärung und die Erhebung der Gordiane zur Imperatorwürde zu züchtigen, traf er die erste Stadt Italiens, Emona, menschenleer; alle Einwohner waren, dem Befehl des Senates folgend, geflohen, nachdem sie die Thüren der Heiligthümer und die Häuser in Brand gesteckt und alle in der Stadt oder auf dem Lande befindlichen Vorräthe theils fortgeschleppt, theils verbrannt hatten, so daß weder für Menschen, noch für Vieh Nahrungsmittel vorhanden waren. Das Heer überstieg ganz erschöpft die Alpen; aber vor dem belagerten Aquileja erlag es der Kriegsnoth, und hier wurde Maximinus mit dem Sohne Maximus von den meuterischen Soldaten ermordet.

Im Gegensatz zu diesem verhängnißvollen Geschick hielt Kaiser Theodosius 388 in Emona einen glänzenden Triumphzug, nachdem er den Gegenkaiser Maximus, welcher die Stadt lange Zeit belagerte, bei Siscia besiegt hatte. Bei der Verfolgung des Feindes nach Aquileja betrat er die befreite Stadt, wo ihn alle Stände, der freie Adel, die Patricier,

die Rathsherren in ihren weißen Gewändern, christliche Bischöfe und heidnische Priester an den mit grünen Kränzen behängten Thoren der Stadt erwarteten; der Kaiser durchzog unter dem Jubel des Volkes, unter Gesang und Schellenklang beim Schein unzähliger Fackeln die mit Teppichen überdeckten Straßen. Einige Jahre später zog Theodosius abermals durch Emona im Kampfe gegen den zweiten Kronprätendenten Eugenius, den er jenseits der Alpen am Frigidus besiegte, nachdem eine heftige Bora, wie sie auch jetzt in jenem Thale auftritt, mit unbeschreiblicher Gewalt auf die Fronte des Feindes vom Alpengebirge herabgestürzt war und die Reihen der Krieger untereinandergeworfen hatte. Während der Völkerwanderung hörte das Land der julischen Alpen auf römisch zu sein.



Römische Statue. Graburnen und andere Funde.



Zur Geschichte Krains.

Das Jahr 568, in welchem die Langobarden die weiten Ebenen Pannoniens verlassen und gegen die sonnigen Gefilde Italiens vertauscht hatten, bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der geschichtlichen Entwicklung der südöstlichen Alpenländer, zu denen auch unser Krain in seinem jetzigen Umfange gerechnet wird. Denn nach dem Abzuge der Langobarden erfüllen im Gefolge der Avaren die Slovenen, von der unteren Donau vordringend, den classischen Boden Pannoniens und Noricums. Insbesondere die breiten Thäler der Save und der Drau werden von den neuen Ankömmlingen besetzt und

Schloß Auersperg bei Groß-Laschitz mit der Kapelle auf dem St. Achatiusberg

ihre Wohnsitze bis an die Drau- und Rienzquellen vorgeschoben. Hier, auf dem Toblacher Felde, kam es im letzten Jahrzehnt des VI. Jahrhunderts, nach dem Bericht des Paulus Diaconus, zwischen den Baiern und Slovenen zu wechselvollen blutigen Kämpfen, in denen sich die Baiern schließlich als die stärkeren erwiesen und dem weiteren Vordringen der Slovenen ein Ziel setzten.

Allein nicht als ein freies, eroberndes, staatenbildendes Volk erschienen die Slovenen in dem Alpengebiete. Schwer lastete auf ihnen das harte Joch der Avaren und das Auftreten Samo's (623 bis 662) brachte ihnen nur eine vorübergehende Erleichterung dieser Bedrückung. Um sich des wilden Reiter- und Nomadenvolkes ganz zu erwehren, ruft der Slovenenfürst Borut (748) seine deutschen Nachbarn, die Baiern, gegen die Avaren zu Hilfe. Diese wird in wirksamer Weise geleistet, allein hiedurch die baierische Oberhoheit über Karantanien, wie nun das Kernland der Slovenen im ehemaligen Noricum genannt wurde und welches auch den größten Theil unseres heutigen Krain umfaßte, begründet und zugleich die Christianisirung der karantanischen Slovenen durch die Kirche von Salzburg angebahnt. Der tragische Untergang des baierischen Stammesherzogthums unter Thassilo (788) hatte den Anfall Karantaniens an die große Frankenmacht, sowie das thatkräftige Eingreifen des Patriarchates von Aquileja in das Bekehrungswerk der Alpenslovenen zur Folge.

An den wuchtigen Schlägen, mit welchen Karl der Große die Avarenmacht in Pannonien zertrümmerte, nahmen die karantanischen Slovenen lebhaften Antheil. Erich, der Markgraf der von Karl dem Großen an der Ostgrenze Italiens errichteten Mark Friaul, zu der Karantanien und somit auch Krain etwa seit 803 gehörte, erstürmte gemeinsam mit dem Karantanenfürsten Vojnimir im Jahre 795 den Hauptring der Avaren und versetzte dadurch ihrer Macht den Todesstoß. Überhaupt scheinen die Franken die Verwaltung Karantaniens wenigstens theilweise noch den slovenischen Stammeshäuptlingen anvertraut zu haben, bis das Slovenenvolk an die Verfassung und Sitte des Siegers sich einigermaßen gewöhnt hatte und dann geräuschlos seine politische Freiheit einbüßte. Den äußeren Anlaß zu dieser tief einschneidenden Veränderung gab die Empörung Ljudevits (gestorben 828), des Fürsten der pannonischen Slovenen zwischen der Save und der Drau. Erst seit dieser Zeit und seit der mit der Empörung Ljudevits mittelbar im Zusammenhange stehenden Auftheilung der Friauler Mark wurden die slovenischen Stammeshäuptlinge ganz durch fränkische Reichsbeamte ersetzt und Kärnten mit seinen Marken zum Herzogthum Baiern geschlagen.

Der große Sieg, den Otto I. im Jahre 955 auf dem Lechfelde über die Magyaren gewann, eröffnete auch der Colonisation durch deutsche Einwanderung ein weites Feld. Insbesondere das Bisthum Freising wurde reich bedacht. Am 30. Juni 973 schenkte

Otto II. zu Tribur dem Bischof Abraham von Freising einen großen Gütercomplex, „gelegen im Herzogthum (Heinrich des Zänkers) und in der Grafschaft des Grafen Popo, welche „Carniola“ geheißen und allgemein „Creina marcha“ genannt wird“. Zum erstenmale begegnen wir hier der Mark Krain, zum erstenmale hören wir den Namen eines krainischen Markgrafen, zum erstenmale lernen wir durch diese Urkunde in unserem Lande eine Menge Örtlichkeiten slovenischer Benennung kennen, als deren Mittelpunkt Lonca („Bischoflack“) am Zeyerflusse erscheint. Alle diese Besitzungen werden in einer zweiten von Heiligenstadt am 23. November 973 datirten Urkunde wieder als in der allgemein „Chreine“ genannten Region, und zwar „in der Mark und der Grafschaft des Grafen Popo“ gelegen bezeichnet. Wann diese Mark errichtet worden, darüber gibt uns keine Urkunde einen Aufschluß; es erübrigt uns nur anzunehmen, die Markgrafschaft Krain sei kurz vor dem Jahre 973 ins Leben getreten. Erst in den Jahren 989, 1002 und 1004 nennen uns die Urkunden den Grafen Waltilo, im Jahre 1011 den Grafen Ulrich und im Jahre 1040 den Grafen Eberhard als Vorsteher von Krain, von denen der letztere ausdrücklich als Markgraf bezeichnet wird. Über die Ausdehnung der Mark Krain in dieser Zeit sind wir nicht unterrichtet, sie wird ohne Zweifel das Flußgebiet der oberen Save mit Krainburg als Vorort umfaßt haben.

In dieser Markgrafschaft entwickeln sich nun nahe bei einander zwei bedeutende Immunitätsgebiete, der Besitz des Bisthums Freising und jener des Bisthums Brixen. Nur die freisingische Herrschaft Lack umfaßte im Jahre 1160 bereits 261 Huben mit 4.700 Joch Land; überdies begegnen wir zahlreichen Verleihungen an dieses Bisthum auch in anderen Theilen von Krain. Sowohl für die Colonisirung als auch für die Christianisirung unserer Heimat war die Thätigkeit der Freisinger Bischöfe von entscheidender Wirkung; mit welchem Ernst sie namentlich die Arbeit im Weinberge des Herrn betrieben, dafür zeugen uns die noch jetzt in München erhaltenen, in slovenischer Sprache verfaßten Homilien und Gebete des Bischofs Abraham (957 bis 994), in denen wir das älteste Denkmal der slovenischen Sprache verehren.

Das Immunitätsgebiet von Brixen lag zwischen der Wurzner und der Wocheiner Save mit der Herrschaft Veldes als Mittelpunkt. Die erste Verleihung an dieses Bisthum datirt vom 10. April 1004; an sie reihen sich bald viele andere an, so daß das Patriarchat Aquileja, zu welchem Krain seit dem Jahre 811 in kirchlicher Beziehung rechtlich gehörte, gegen die beiden genannten Bisthümer bedeutend zurücktritt. Von den übrigen Eigengebieten des X. und XI. Jahrhunderts sind zu nennen: jenes des Slovenen Pribislav an der Mündung der Zeyer in die Save, vermuthlich mit der Burg Görtschach als Mittelpunkt; ferner der Besitzstand des Grafen Wilhelm von Zeltschach an der Neiring im heutigen Unterkrain als ein Theil des Sannganes und das Gebiet des Grafen Wernhard

von Istrien, welches sich nordöstlich von Lack gegen Krainburg ausgedehnt haben mag. Der Neffe dieses Wernhard, Namens Ulrich, ein Sohn des Grafen Popo von Weimar-Orlamünde, erscheint in der Zeit von 1058 bis 1070 als Markgraf von Krain und Istrien, betheiligt sich als solcher an dem Zuge Heinrichs IV. gegen den König Bela I. und führt des letzteren Tochter Sophie von Ungarn als Gemalin heim (1062). Der reiche Eigenbesitz dieses Grafen erstreckte sich in Krain südöstlich von jenem Brixens, etwa zwischen Radmannsdorf und Stein.

Als der Markgraf Ulrich im Jahre 1070 mit Hinterlassung minderjähriger Söhne gestorben war, wurde die Markgrafschaft Krain nach einer siebenjährigen Vacanz vom Kaiser Heinrich IV. am 11. Juni 1077 zu Nürnberg dem Patriarchen Sieghard von Aquileja verliehen, um während des Investiturstreites diesen mächtigen Kirchenfürsten an den Thoren Italiens dauernd an das Interesse des Kaisers zu fesseln. Allein die Mark scheint schon dem Nachfolger Sieghards (gestorben 1077, 14. August), dem Patriarchen Heinrich, der anfangs zu den Parteigängern Gregors VII. gehörte, entzogen und an den Eppensteiner Heinrich, einen Bruder des Kärntner Herzogs Luitpold, verliehen worden zu sein. Als jedoch Heinrichs Bruder, dem kaisertreuen Ulrich, das Patriarchat von Aquileja zutheil geworden, wurde dieses zum zweitenmale (1093) mit der Mark Krain belehnt. Kaiser Friedrich I. entzog aber dem Patriarchen neuerdings Krain, ohne daß wir über die Gründe dieser Maßregel näher unterrichtet wären, und verlieh dasselbe um das Jahr 1180 an das Haus der Andechs-Meraner.

Der neue Markgraf Berthold III. stammte mütterlicherseits von den Grafen von Weimar-Orlamünde ab, von denen er reichen Grundbesitz in Istrien und Krain überkommen, diesen aber durch die Gunst des Kaisers, sowie durch eigene Thatkraft und Energie vermehrt hatte. Auf Berthold III. (gestorben 1188) folgte sein Sohn gleichen Namens (bis 12. August 1204). Da Bertholds IV. ältester Sohn, Otto VII., mit der Hand der Tochter des burgundischen Pfalzgrafen Otto zugleich die Pfalzgrafenwürde in Burgund erhalten hatte, trat er all sein Eigengut und seine Reichslehen in Istrien und Krain an seinen Bruder Heinrich IV. ab. Allein dieser, der Theilnahme an der Ermordung des Königs Philipp von Schwaben beschuldigt, wurde 1209 der Markgrafschaften Istrien und Krain verlustig erklärt und mit denselben Ludwig von Baiern belehnt; doch wurde Krain schon am 8. Mai 1210 wieder dem Patriarchen Wolfger von Aquileja verliehen, so daß das Patriarchat nun schon zum drittenmale im Besitze Krains als Reichslehens erscheint. Als es jedoch Heinrich gelang, seine Unschuld darzulegen, wurde er rehabilitirt und ihm sein Eigenthum in Krain zurückgegeben. Nach seinem Tode (1228) erhob sein Bruder Otto VII. von Burgund Ansprüche auf die Markgrafschaft Krain, wurde jedoch veranlaßt, am 25. Juli 1230 zu Gunsten seines Bruders Berthold, der die



Krainburg.

Patriarchenwürde von Aquileja bekleidete, darauf Verzicht zu leisten, und Krain blieb nun definitiv beim Patriarchate.

Daneben taucht im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts auch eine „marchia Hungarica“ oder „Slavonica“ auf. So nannte man nämlich jenen Theil Krains, welcher zwischen der Gurk und der Kulpa um Möttling gelegen und zu Kroatien gehörig im Besitze der Könige von Ungarn erscheint, später in jenen der Andechse und Sponheimer übergeht, und als im Laufe des XIII. Jahrhunderts die politische Lostrennung desselben von Kroatien eintrat, unter dem Namen der Windischen Mark einen besonderen Theil Krains bildete, bis allmälig derselbe auf ganz Unterkrain bis hinauf gegen Laibach ausgedehnt wurde.

Die territoriale Entwicklung Krains gehört zu den schwierigsten, noch nicht ganz durchforschten Gebieten heimatlicher Geschichte. Wir begegnen im XI. und XII., zum Theil noch im XIII. Jahrhundert einem bunten Durcheinander von großen und kleinen Eigengebieten und Kirchenlehen der verschiedensten Adelsgeschlechter. Neben Aquileja, welches in ganz Krain als Diöcesankirche und mit einigen Unterbrechungen seit 1077 auch als Inhaber der Markgrafenwürde auftritt, bestehen die großen Immunitätsgebiete von Freising und Brixen mit zahlreichen durch ganz Krain zerstreuten Besitzungen; daneben begegnen wir dem theils ererbten, theils erworbenen Eigengebiete der Andechs-Meraner, die vorübergehend zugleich als Markgrafen im Besitze der Reichslehen erscheinen; ferner machen sich die Sponheimer geltend, die von den Eppensteinern nicht nur die Herzogswürde in Kärnten geerbt, sondern auch das gesammte Eigengebiet derselben in Krain an sich gebracht und vielfach vermehrt hatten. Laibach, Krainburg und Landstraß sind die Mittelpunkte desselben. Die Grafen von Bogen, die Ortenburger, die Heunburger und die Sternberger, das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Gurk, die Klöster von Viktring und St. Paul, ja selbst das ferne baierische Dießen erscheinen in Krain begütert. Daneben treten seit der Mitte des XI. Jahrhunderts zahlreiche krainische Adelsgeschlechter deutscher Herkunft auf. Im Jahre 1060 wird uns der erste Auersperg urkundlich genannt und fast gleichzeitig begegnen wir in der Geschichte des Landes Krain den Scharfenbergen, Gallenbergen und Osterbergen.

Allmälig treten jedoch diese vielen Eigen- und Lehensgebiete zurück gegen die Erwerbungen zweier aufstrebender Adelsgeschlechter, gegen die der Babenberger und der Sponheimer. Leopold VI. der Glorreiche wurde vom Freisinger Bischof Gerold am 5. April 1229 mit jenen um Gutenwert und St. Kanzian in Unterkrain gelegenen Gütern, die durch den Tod des kinderlosen Andechsers Heinrich von Istrien seinem Stifte wieder heimgefallen waren, gegen 1.650 Mark Silber belehnt. Zu diesem Lehensgute erhielt Friedrich der Streitbare mit der Hand der Andechserin Agnes,

einer Nichte des oben genannten Markgrafen Heinrich, auch die gesammten in Krain gelegenen reichen Güter der Andechs-Meraner, so daß er sich mit Recht den Titel eines „Herrn von Krain" beilegen konnte. Allein auch die seit dem XI. Jahrhundert in Krain reich begüterten Sponheimer hatten im Laufe der Zeit ihre Besitzungen daselbst so sehr erweitert und vermehrt, daß Bernhard, Herzog von Kärnten, im Jahre 1235 den Titel eines „Dominus Carniolae et Marchiae" anzunehmen berechtigt war. Noch mehr aber stieg der Reichthum und die Macht der Sponheimer, als Herzog Bernhard gegen jedes Recht des durch den Tod Friedrich des Streitbaren erledigten Freisinger Lehensgutes sich bemächtigte und dessen Sohn Ulrich im Jahre 1248 mit der von dem letzten Babenberger geschiedenen und seitdem verwitweten Andechserin Agnes sich vermählte, durch ihr Heiratsgut seine Besitzungen in Krain arrondirte und nun den Kampf mit Aquileja, dessen Territorial- und Lehensherrschaft nur noch eine nominelle war, aufnehmen konnte. Im Besitze des größten Theiles von Krain, mußte es Ulrich gelingen, die Landeshoheit an sich zu reißen und sich in Krain zum Landesfürsten aufzuschwingen. Und so konnte auch Ulrich in seinem Testamente vom 4. December 1268 Ottokar II. von Böhmen zu seinem Nachfolger in Kärnten und Krain ernennen. Dieser eroberte im Kampfe gegen den legitimen Erben, Ulrichs Bruder Philipp, Laibach, Stein und Landstraß und ergriff im Jahre 1270 Besitz von Krain, dem er jedoch im Wiener Frieden 1276 zu Gunsten Rudolfs von Habsburg entsagen mußte. Die Verwaltung Krains wurde von Rudolf seinem Bundesgenossen, dem Grafen Meinhard von Tirol übergeben, unter dessen Führung auch die krainischen Ritter an der Entscheidungsschlacht zwischen Rudolf und Ottokar auf dem Marchfelde am 26. August 1278 theilnahmen. Diese sollte auch für Krains weitere Schicksale von entscheidender Bedeutung sein.

An diesem wichtigen Abschnitte angelangt, wollen wir einen kurzen Rückblick werfen auf die culturellen Verhältnisse, wie sich dieselben vom IX. bis gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts gestaltet hatten. Mit dem Heimfall unseres Landes an die Frankenmacht war der gesammte Grund und Boden königliches Gut geworden und wurde nun theils als Lehen vergeben, theils als freier Besitz verschenkt. Der ohnehin nicht zahlreiche heimische Adel trat gegen die deutschen Reichsbeamten und Lehensträger in den Hintergrund, um schon im X. Jahrhundert spurlos zu verschwinden. Die slovenische Bevölkerung mußte dem neuen Herrscher den Bodenzins, der Kirche den Zehent entrichten; nach und nach büßte sie ihr freies Eigenthum ein und wurde auf den Nießbrauch der Güter beschränkt; von diesem bis zur vollständigen Unfreiheit ist nur ein Schritt: frei blieb nur der deutsche Besitzer, während der Name des Slaven die Bedeutung des Sclaven erhielt. Die ersten Keime christlicher Gesittung wurden von Aquilejas Patriarchensitze aus nach Krain verpflanzt; seine Thätigkeit knüpft sich an die Entstehung der ältesten Pfarrkirchen

in Altlack, Weißkirchen (1074) und St. Veit bei Laibach (1085), deren Zahl im Laufe des XII. und XIII. Jahrhunderts bedeutend vermehrt wurde. Von Aquileja ist auch die erste Klostergründung in Krain ausgegangen. Drei Edelleute, Dietrich, Heinrich und Meinhalm, schenkten 1132 dem Patriarchen Peregrin, einem Freunde des heiligen Bernhard, ihr Gut im Orte Sittich mit der Bitte, ein Mönchskloster zu errichten. Der Patriarch erfüllte ihre Bitte, indem er Mönche aus dem steirischen Kloster Rein nach Sittich berief, welches jedoch erst 1136 bezogen wurde und sich später der besonderen Gunst des Markgrafen Heinrich (gestorben 1228) und seiner Gemalin Sophie erfreute. Der Markgraf liegt auch in Sittich begraben. Ein Jahrhundert nach der Stiftung Sittichs entstand das Kloster der Dominicanerinnen zu Michelstetten in Oberkrain (1221) und fast zur selben Zeit stiftete Markgraf Heinrich das Hospital St. Anton am Boksruck (1228) zur Erhaltung des über die Steiner Alpen aus dem Neul- ins Sannthal nach Oberburg führenden Saumweges, sowie zur Aufnahme armer Reisenden. Als ein besonderer Gönner der krainischen Klöster erscheint der Sponheimer Herzog Bernhard: er berief (1223) die ersten Franciscaner nach Laibach, stiftete (1234) die Cisterze Mariabrunn bei Landstraß und ungefähr zwei Decennien später (1255) die Karthause Freudenthal. In der Klosterkirche zu Landstraß wurde er mit seiner Gemalin, der böhmischen Königstochter Jutta, beigesetzt.

Mit der zunehmenden Colonisation des Landes gewinnt auch das Städteleben immer festere Umrisse. Neben der alten Markgrafenstadt Krainburg entstand bald nach der Lechfelder Schlacht auf den Ruinen des alten Emona Laibach, das sich im Laufe der Jahre namentlich als Pfalz der Sponheimer eines immer größeren Ansehens erfreute. Hier hat Herzog Bernhard öfters Hof gehalten und mit Vorliebe in der nächsten Nähe, in der Burg „ober dem Thurm“, geweilt. Von den Sponheimern erhielt Laibach auch seinen ersten Stadtrichter (1269). Lack blühte unter Zuwanderung deutscher Gewerbsleute auf; Stein (1205), Gutenwert (1251) und Weichselburg (1269) werden uns als Märkte bezeichnet und unter dem Loibl an der stark besuchten Handelsstraße nach Kärnten entstand (vor 1261) statt des vom Košuta-Berge verschütteten Marktes ein neuer Ort, Neumarktl. Um dieselbe Zeit begannen auch die Freisinger Bischöfe die Erzlager von Eisnern auszubeuten.

Die siegreiche Schlacht auf dem Marchfelde hatte den König Rudolf zum Herrn von Steiermark, Kärnten und Krain gemacht. Er beschied den Clerus und den Adel dieser Länder, deren Verwaltung er dem Grafen Meinhard von Tirol übergeben, nach Judenburg, um ihre Huldigung entgegenzunehmen. Allein schon im Mai 1281 ernannte er seinen Sohn Albrecht zum Reichsverweser in den drei Ländern und am 27. December 1282 belehnte er unter Zustimmung der Kurfürsten denselben mit Krain und der Windischen Mark, die jedoch bis 1335 als Pfand vorläufig im Besitze Meinhards und später seines Sohnes Heinrich verblieben. Beide Fürsten wären dem Bürgerstande und der Kirche

gewogene Herrscher und mancher Fortschritt in Krain knüpft sich an ihre Namen. Der Adel, der sich in Laibach niedergelassen, wurde im Jahre 1320 von Heinrich verhalten, alle Lasten der Bürger zum Schutz und zum Fortschritt der Stadt mitzutragen. Der in Oberkrain neu entstandene Markt Radmannsdorf erhielt von Herzog Heinrich Stadtfreiheiten. Zu jener Zeit wurden die Klöster der Clarissinnen zu Münkendorf (1287) und zu Lack (1331) gestiftet. In diese Periode fiel auch die Ansiedlung von tirolischen Colonisten aus Innichen, welche der Bischof Emicho von Freising ins obere Selzacher Thal verpflanzte, wo von ihnen (1283) Zarz gegründet wurde.

Nach dem Tode Heinrichs von Kärnten (4. April 1335) hatten die habsburgischen Herzoge Albrecht der Weise und Otto der Fröhliche von Krain Besitz ergriffen. Zwar machte ihnen König Johann von Böhmen, dessen Sohn Johann Heinrich seit 1330 mit Margaretha, der Tochter Heinrichs von Kärnten, verheiratet war, Krain und Kärnten streitig, allein durch den Frieden vom 9. October 1336 wurde der Streit um Herzog Heinrichs Erbe zu Gunsten der beiden Habsburger beendet und Krain für immer für Österreich gewonnen. Und welche Wichtigkeit die österreichischen Herzoge auf den Besitz dieses Grenzlandes legten, dafür ist uns die Regierungsthätigkeit Rudolf des Stifters ein sprechender Beweis. Am 27. März 1360 erschien er in Laibach, um die Huldigung des Landes zu empfangen, umgeben von einer glänzenden Versammlung hochansehnlicher Fürsten. Es handelte sich auf dieser Fürstenversammlung um wichtige Angelegenheiten: die Übergriffe der Republik Venedig auf das Gebiet des Aquilejer Patriarchen und die Ansprüche, welche dieser auf Adelsberg und Wippach erhob, scheinen den Gegenstand der Verhandlungen gebildet zu haben. Die letztere Frage wurde zu Gunsten des Habsburgers gelöst, schon 1361 befand er sich im unbestrittenen Besitze der genannten Schlösser. Wegen weiterer Ansprüche des Patriarchen entbrannte übrigens zwischen diesem und Herzog Rudolf ein Krieg, in welchem der Patriarch besiegt wurde; er mußte dem Herzog infolge dessen das Schloß Laas, die Pfarren Krainburg und St. Peter in Laibach abtreten und alle Lehen Aquilejas in Krain und in der Windischen Mark den Herzogen von Österreich verleihen. Außerdem war Rudolf auf die Erwerbung weiteren Besitzes in Krain bedacht. Die Grafen von Görz hatten nämlich frühzeitig im heutigen Krain theils vom Patriarchate, theils von anderen Besitzern bedeutende Lehen erworben. Die Gebiete am Karst, Wippach, Senosetsch, Prem, Adelsberg und Idria gehörten ihnen; in der Windischen Mark besaßen sie Möttling, Tschernembl, Seisenberg, Weichselburg, Schönberg und Maichau, welche sie im Jahre 1248 nach dem Tode Ottos von Andechs-Meran geerbt hatten; ferner war die Grafschaft Mitterburg in Istrien von den Eppensteinern in ihren Besitz gekommen. Bei der Theilung des Görzer Hauses in eine tirolische und eine görzische Linie waren alle diese Besitzungen den Grafen von Görz anheimgefallen. Nun schloß Herzog Rudolf am

6. Juni 1364 mit dem Grafen Albert IV. von Görz einen Erbvertrag, in welchem dieser für den Fall, daß er ohne Nachkommen sterben sollte, die Herzoge von Österreich zu Erben der oben genannten Gebiete einsetzte. Dieser Fall trat früher ein, als man erwarten konnte. Schon 1374 war Albert IV. ohne Nachkommen mit Tod abgegangen, worauf, dem Erbvertrage gemäß, die Grafschaft Istrien, das Gebiet an der Poik und die Herrschaft Möttling an die österreichischen Herzoge, Rudolfs Brüder Albrecht und Leopold, übergingen und zu Krain geschlagen wurden. Da dasselbe auch mit dem oberen Karst vermehrt wurde und die Herren von Duino den österreichischen Herzogen sich unterwarfen, erreichte Krain (1465) durch diese Abrundung seines Gebietes die Küste des adriatischen Meeres, welchen Umfang es bis 1815 behielt.

Rudolf legte im Jahre 1364 den Titel eines „Herrn von Krain" ab und nannte sich nun „Herzog von Krain". Er war es auch, der am 7. April 1365, also wenige Monate vor seinem Tode, am Gurkflusse in der Windischen Mark eine neue Stadt, das nach ihm benannte Rudolfswerth, gründete und mit wichtigen Privilegien und Freiheiten ausstattete, ihr namentlich Sitz und Stimme im Landtage verlieh, so daß sie, derart begünstigt, bald zum Mittelpunkte Unterkrains aufblühte. Ebenso fällt die Entstehung der deutschen Sprachinsel Gottschee in diese Zeit. In einer Urkunde vom 1. Mai 1363 erläßt der Patriarch Ludwig II. della Torre von Aquileja Anordnungen für die Seelsorge in den neuen Niederlassungen in Gottschee, Pölland, Kostel, Osilniz und Göttenitz, in Gegenden, „die bisher unbebaut und unbewohnbar waren". Auch in Laibach begünstigten Rudolf und seine Brüder Albrecht und Leopold, welch letzterem Krain bei der Hauptländertheilung 1379 zugefallen war, sorgfältig das bürgerliche Element. Herzog Rudolf verlieh 1364 dem Stadtrichter von Laibach das Blutgericht über die Unterthanen des Deutschen Ordens und des Pfarrers von Laibach und seine Brüder Albrecht und Leopold gaben den Laibachern das erste Gemeindestatut, nach welchem die zwölf Geschwornen des Rathes den Stadtrichter frei wählen durften. Ungefähr zwei Decennien früher erhielt Laibach die erste Humanitätsanstalt — das Bürgerspital —, gegründet von der verwitweten Königin Elisabeth von Ungarn, die nach dem Tode ihres Gemals, des Königs Karl Robert, auf einer Durchreise nach Neapel sich in Laibach aufhielt; gleichzeitig wurde auch das Kloster der Elisabethinerinnen und 1366 jenes der Augustiner vor der Spitalsbrücke gestiftet. — Nach dem Tode Leopolds III. führten seine Söhne theils gemeinsam, theils abwechselnd die Regierung in Krain, bis im Jahre 1411 Herzog Ernst der Eiserne dieselbe allein übernahm. Da im Jahre 1416 die Ungarn einen räuberischen Einfall nach Krain machten und bis Billichgraz plünderten, erließ er den Befehl, Laibach zu befestigen. Diese Vorsorge für die wichtigste Stadt des Landes ist wohl sehr nothwendig gewesen, denn ein neuer gefährlicher Feind, die Osmanen, zeigte sich an den Landesgrenzen. Aber auch hervorragende

Werke des Friedens und des Fortschritts haben wir aus der Regierungszeit Ernst des Eisernen zu verzeichnen. Im Jahre 1418 bewilligte er den Laibacher Bürgern und dem Pfarrer von St. Nikolaus Jörg Hewgenreuter die Wiedererrichtung der schon zu den Zeiten der Aquilejer Patriarchen bei der Kirche St. Nikolaus bestandenen Schule, aus der sich später das erste Gymnasium des Landes entwickelte.

Der unter Ernst des Eisernen Nachfolger Friedrich und seinem Bruder, dem Herzog Albrecht, ausgebrochene Bürgerkrieg gab den Krainern Gelegenheit, ihre Treue und Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus auf das schönste zu documentiren. Als Albrecht mit dem Grafen Ulrich von Cilli, der dessen Partei ergriffen hatte, im Jahre 1442 vor Laibach erschien, um es Friedrich zu entreißen, hielten sich die Bürger so tapfer, daß die Feinde unverrichteter Dinge abziehen mußten. Ebenso standhaft behauptete sich Rudolfswerth; Krainburg ging zwar verloren, wurde jedoch von den Kaiserlichen zurückerobert. Der Kaiser lohnte die Treue der Laibacher damit, daß er ihnen das Recht ertheilte, mit rothem Wachs zu siegeln, und ihnen alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigte. Und für den Antheil, welchen die Krainer an der Rettung des Kaisers im Jahre 1462, als derselbe in seiner eigenen Burg in Wien von den Anhängern seines Bruders Albrecht belagert wurde, genommen hatten, „besserte" der Kaiser mit der Urkunde vom 12. Jänner 1463 den krainischen Ständen ihr Wappen; sie erhielten das Recht, in ihr weiß-blau-rothes Wappen statt der weißen die Goldfarbe aufzunehmen. Den Auerspergen, die bereits das Oberkämmereramt besaßen, wurde aus diesem Anlasse das Erbmarschallamt, dem kaiserlichen Hauptmann in Möttling Andreas Hohenwart das Erbtruchseßamt verliehen und den Brüdern Jörg und Kaspar Tschernembl das Erbschenkenamt zu Lehen gegeben. Auch lohnte der Kaiser den Krainern reichlich ihre Treue und Opferwilligkeit. Gottschee erhielt 1471 Stadtrechte, Gurkfeld, Weichselburg und Laas wurden 1477 zu Städten erhoben, den Krainburgern und Steinern ihre Rechte und Freiheiten neu bestätigt und erweitert. Von der größten Wichtigkeit und Tragweite war jedoch die über Veranlassung des Kaisers am 6. December 1461 erfolgte Errichtung des Laibacher Bisthums, die nun auch der kirchlichen Abhängigkeit des Landes von Aquileja ein Ende machte.

In die Regierungszeit des Kaisers Friedrich III. und seines Vaters Ernst fällt auch der Beginn der verheerenden Osmaneneinfälle in Krain, die sich durch dritthalbhundert Jahre unausgesetzt wiederholten. Die Zeit der Türkenkriege ist die glorreichste Periode der krainischen Geschichte und niemals erglänzte der Patriotismus der Krainer in hellerem Lichte als damals, wo es galt, in fast täglichen Kämpfen gegen den Erbfeind der Christenheit und der Civilisation die Interessen nicht nur der eigenen Heimat, sondern auch des gesammten Reiches mit Gut und Blut zu schirmen. Die Türken hatten nämlich nach der siegreichen Schlacht bei Nikopolis (1396), an der auch die Krainer unter der Anführung

ihres Landeshauptmanns, des Grafen Hermann von Cilli, theilnahmen, ihren ersten Einfall nach Innerösterreich gemacht, die untere Steiermark geplündert und Pettau eingeäschert. Wenige Jahre später waren sie zum erstenmale in Krain erschienen; am 9. October 1408 überfiel eine türkische Räuberschar Möttling und Tschernembl und verheerte namentlich die daselbst liegenden Besitzungen des Deutschen Ordens. 1425 und 1429 werden uns neue Einfälle osmanischer Räuberscharen nach Krain gemeldet.

Obwohl in den nächsten hierauf folgenden Jahren Kaiser Friedrich III. in den Kriegen mit Matthias Corvinus, in seinem Trachten nach der Erwerbung der Krone Böhmens und in dem Kampfe mit seinem Bruder Albrecht seine Kräfte zersplitterte, ließ er doch die Vertheidigungsanstalten in Innerösterreich nicht ganz aus den Augen. Er traf 1447 Anordnungen zur Vertheidigung der Stadt Laibach, 1451 zur Wehrhaftmachung der Stadt Stein und erließ 1464 den Möttlingern auf vier Jahre die Hälfte der ihm zu leistenden Steuer, damit sie mit der anderen Hälfte ihre Stadt in Vertheidigungszustand setzten. Im nämlichen Jahre verlieh der päpstliche Legat dem ersten Bischof von Laibach, Sigmund von Lamberg, das Recht, eine Türkensteuer einzuheben und aus dem Ertrage derselben passende Vorkehrungen gegen den Erbfeind zu treffen; der Kaiser gebot einen fünfjährigen allgemeinen Landfrieden in den innerösterreichischen Landen und forderte die Bevölkerung auf, zu beten und zu wallfahrten, damit Gott die drohende Türkengefahr abwende. Auf des Kaisers Bitte schrieb auch Papst Paul II. am 2. Mai 1468 einen Ablaß für alle jene aus, die in der Windischen Mark zum Schutze der Grafschaft Möttling gegen die Türken im Kampfe stünden. Auch die innerösterreichischen Landstände trafen auf ihren gemeinsamen Landtagen zu Leibnitz (1462) und zu Graz (1468) Anstalten, um der Türkengefahr zu begegnen. Aber alle diese Vorkehrungen waren unzulänglich, wie die Ereignisse des Jahres 1469 deutlich bewiesen.

Am 23. Juni 1469 unternahm der achtzigjährige Weich-Beg von Bosnien über die Unna und Kulpa einen Einfall nach Krain mit 10.000 Türken, die sich vor Möttling lagerten, wo sie eine ganze Woche verblieben. Die Gegend wurde von ihnen verheert und ausgeplündert, die Stadt selbst gänzlich zerstört. Die hart bedrängte Bevölkerung zog sich in das feste Schloß des Möttlinger Hauptmanns Andreas Hohenwart zurück, um welches herum in der Folge die noch jetzt bestehende Stadt Möttling entstand. Hohenwart hatte viel zu schaffen, um sich des Feindes zu erwehren und alle Flüchtlinge aufzunehmen und zu verpflegen. Vor Möttling theilte sich der Feind in drei Scharen. Mit dem einen Corps blieb Weich-Beg zu Weiniz an der Kulpa, um den Rückweg zu sichern; von den beiden anderen Scharen schlug die eine den Weg gegen den nordwestlich gelegenen Markt Gottschee ein, der sammt den umliegenden Dörfern eingeäschert wurde, zog dann sengend und plündernd das Reifnitzer Thal hinauf, stieg bei Igg in die Laibacher Ebene herab,



Rudolfswerth.

verheerte Maténa am Rande des Laibacher Moorgrundes, St. Marein und andere südöstlich von Laibach gelegene Ortschaften. Die dritte Türkenschar zog über das Uskokengebirge gegen Rudolfswerth und Landstraß und schlug bei St. Bartelmä im Felde ihr Lager auf. Die krainischen Stände rüsteten sich zur Gegenwehr. Es erging ein allgemeines Aufgebot, jedes Haus mußte einen Mann stellen und binnen neun Tagen sollen gegen 20.000 Mann zusammengekommen sein. Doch bevor es zum Kampfe kam, wichen die Türken, nachdem sie bitteres Elend über die Windische Mark gebracht, mit reicher Beute beladen zurück. Nach Valvasor sollen die Osmanen 8.600, nach Unrest 9.000, nach Dlugoß sogar 20.000 Christen in die Gefangenschaft geschleppt und 6.000 Personen niedergesäbelt haben; von den gefangenen Christenkindern soll der Weich-Beg 500 der schönsten Knaben und Mädchen ausgewählt und dem Sultan als Geschenk gesendet haben.

Zwei Jahre später wurde Krain neuerdings von verheerenden Einfällen der Osmanen heimgesucht. Im Frühjahr 1471 erhob sich Isaak Pascha mit 15.000 Rennern aus Bosnien und fiel, mit Feuer und Schwert Alles vernichtend, über Kroatien nach Krain ein. Ohne belästigt zu werden und ohne daß der Landesfürst irgend welche Vertheidigungsanstalten getroffen hätte, raubten sie daselbst und schleppten 20.000 Krainer in die Gefangenschaft. Nachdem die Türken die gefangenen Christen in ihren bosnischen Festungen verwahrt hatten, erschien dieselbe Horde zum zweitenmale auf demselben Wege etwa in der Stärke von 10.000 Mann in Krain, verwüstete das Land bis Laibach und schleppte unbelästigt abermals gegen 20.000 Menschen in die Gefangenschaft. Am Pfingstsonntag erschien Isaak Pascha zum drittenmale mit 15.000 Mann bei Weiniz, ritt mit seinen Rennern die ganze Nacht hindurch und schlug am Pfingstmontag bei Rašica unweit Auersperg ein Lager auf, von wo aus er die „Sackmänner" um Auersperg und bis gegen Laibach, Igg und Presser ausschickte, dann aber mit der Hauptmacht gegen Laibach aufbrach. Der Rauch brennender Dörfer verrieth den Laibachern die Ankunft des Erbfeindes, so daß sie sich rasch rüsteten und noch rechtzeitig die Stadt bewehrten. Vor Laibach theilte der Pascha seine Renner in mehrere Abtheilungen. Die eine Räuberschar brach längs der Save gegen Krainburg und die Kanker auf und äscherte das Dorf und das Kloster Michelstetten ein. Die zweite wendete sich über die Steiner Alpen ins Sannthal, zerstörte unterwegs das Kloster Münkendorf durch Feuer und verbrannte und mordete Alles ringsumher. Dreißigtausend Menschen wurden theils getödtet, theils gefangen fortgeschleppt. Die dritte Räuberschar wüthete, sengte und mordete um Sittich, Maichau und Möttling. Im Herbst desselben Jahres wurden auch das Karstgebiet und das blühende Wippacher Thal bis vor die Thore von Görz von den Türken verwüstet. Wir wollen nicht das Elend, welches die Ungläubigen dieses Jahr über Krain gebracht haben, wo sie sich im Ganzen volle drei Monate aufhielten, genauer schildern und führen nur aus dem

ergreifenden Berichte, den die Hauptleute von Cilli am Montag nach St. Viti 1471 an den Reichstag nach Regensburg schickten, einige Daten an. Da heißt es: „Das schöne Sittich liegt in Asche, Pletriach ist verwüstet, Gairach zerstört, im Sannthal sind zwei Klöster (Oberburg und Nazareth), desgleichen in den Vorstädten Laibachs zwei eingeäschert, Michelstetten und Münkendorf ausgeplündert, die Nonnen geschändet oder entführt. In Krain wurden 40, in Steiermark 24 Kirchen zerstört oder beschädigt, fünf Märkte wurden verbrannt, 200 Dörfer ausgeplündert und angezündet und Alles versengt und vernichtet, was ihr Schwert erreichen konnte".

Seit dem Jahre 1471 waren die Osmanen bis zum Tode Friedrichs III. noch sechzehnmal unter Mord, Raub und Verwüstung in Krain eingefallen. Man kann im Allgemeinen sagen, daß kein Flecken krainischen Bodens von den türkischen „Sackmännern und Bluthunden", wie sie der Chronist Unrest nennt, verschont blieb und daß es nur zu leicht erklärlich ist, wenn der Türkenname bis auf den heutigen Tag dem slovenischen Volke in Krain den Inbegriff alles Schrecklichen bezeichnet.

Die Vertheidigungsanstalten, die der Kaiser und die Landschaft in dieser Zeit der Gefahr, des Elends und des Jammers trafen, bezogen sich auf die Erhebung einer allgemeinen Leibsteuer und des Wochenpfennigs, auf die Aufstellung eines kleinen Söldnerheeres, auf die Bestellung eines Feldhauptmanns, auf die Ausstattung von Orten, die bei den feindlichen Einfällen besonderen Schaden gelitten (Gurkfeld, Weichselburg, Gottschee und Laas), mit städtischen Rechten und Privilegien, auf langwierige Verhandlungen mit mehreren deutschen Reichstagen wegen der Türkengefahr, die jedoch ohne thatsächlichen Erfolg blieben und meistens im Sande verrannen. Von Kaiser und Reich im Stich gelassen, sann das Volk selbst in seiner bitteren Noth auf zweckentsprechende Vorkehrungen zu einer besseren Vertheidigung des Landes. Die Türkeneinfälle waren vorzüglich deßhalb so verderblich, weil sie mit unglaublicher Raschheit erfolgten — der Feind war ja beritten — und das Volk ganz unvorbereitet und unbewehrt fanden. Um sich vor Überrumplung wenigstens theilweise zu schützen und Gut und Leben vor den Räubern zu retten, wurden seit 1471 allenthalben in Krain sogenannte „Tabore", das heißt Thürme und Befestigungen auf nicht schwer zugänglichen und leicht zu vertheidigenden Anhöhen angelegt, die bei plötzlichen Überfällen als Zufluchtsorte dienen sollten. Auch einzelne Kirchen wurden mit hohen Mauern und Befestigungsthürmen umgeben und auf diese Weise in Tabore verwandelt. Da sich der Feind auf eine längere Belagerung nicht einließ, gewährten die Tabore der bedrängten Bevölkerung oft eine sichere Zufluchtsstätte. Noch heutzutage bezeugen uns den Standort solcher Vesten zahlreiche „Tabor" genannte Ortschaften und Ruinen in ganz Krain von der Kulpa bis an die Karavanken, von der Save bis an den Isonzo. In Dürrenkrain, Gutenfeld, im Reifnitzer Thal, in der Umgebung von Planina,

Zirknitz und Adelsberg flüchteten sich die Bewohner mit ihrem Vieh und ihrer sonstigen beweglichen Habe oft in die zahlreichen Karsthöhlen, wie noch heutzutage die Volkstradition bezeugt. Um den erfolgten Türkeneinfall rasch dem ganzen Land bekanntzugeben und die Bevölkerung vor der drohenden Gefahr zu warnen, wurden auf den Bergen Kreidfeuer (vom spanischen crido, italienisch grido, slovenisch grmada) angezündet und Kreidschüsse abgegeben. Noch jetzt bezeichnen zahlreiche, meist sehr schöne Aussichtspunkte darbietende, „Grmada“ (= Scheiterhaufen) benannte Bergspitzen von der Kulpa bis an die Alpen die Standplätze solcher Kreidfeuer.

Allein alle diese Vorkehrungen boten nur einen geringen Schutz gegen die Einfälle des Erbfeindes, die sich Jahr aus Jahr ein mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholten. Mit kurzen schlichten Worten haben uns gleichzeitige Chronisten die Einfälle geschildert, aber aus jeder Zeile ihrer ungeschminkten Erzählung tönt uns ein Schrei des Jammers und Entsetzens entgegen über die bestialische Grausamkeit und Zerstörungswuth, von welcher diese Verheerungszüge in unser Land immer begleitet waren. Ergreifend schildert die Landschaft 1474 in einem Schreiben an den Papst Sixtus IV. die traurige Lage des Landes: „Niemand leistet uns Hilfe; in acht Zügen haben die Türken das Land verwüstet, verbrannt und verödet; wenn wir nicht Hilfe erhalten, so bleibt uns, den Bewohnern Krains, der Windischen Mark, Möttlings, Istriens, des Karstes und noch viel anderer christlicher Länder, Herrschaften und Gegenden, die an uns stoßen und gleiche Noth wie wir gelitten haben, nichts übrig, als das Land, die Städte und die Schlösser zu räumen und die Heimat zu verlassen“. Kein Wunder, daß in diesen Jahren des Jammers und der Noth von einem Fortschritt, von einer Culturarbeit, von einem geistigen Leben und Regen in Krain keine Spur zu finden ist.

Auch unter Friedrichs III. Nachfolger, dem Kaiser Maximilian I., erfolgten in den ersten Jahren seiner Regierung mehrere Streifzüge türkischer Räuber nach Krain, die zu wiederholten Malen vor Laibach erschienen und namentlich die Windische Mark gräulich verwüsteten. Und wenn sich in den späteren Jahren der Regierung Maximilians Krain auch einer verhältnißmäßig ziemlichen Ruhe von Seite der Türken erfreute, da diese ihre Waffen gegen Asien gekehrt hatten, so blieb unser Land doch von der Kriegsfurie nicht ganz verschont. Der Kaiser verwickelte sich nämlich im Jahre 1508 in einen langwierigen Krieg mit der Republik Venedig, der ihm große Opfer an Geld und Blut auferlegte und die Verwüstung Innerkrains durch die Venetianer zur Folge hatte. Adelsberg wurde zweimal von ihnen besetzt, Wippach eingeäschert und seine Bewohner niedergemetzelt. Erst das Jahr 1518 endete den wenig ruhmvollen Krieg. Allein noch war die Fehde mit den Venetianern nicht beendet, als Krain von einem gefährlichen Bauernaufstande (1515) heimgesucht wurde. Die Ursachen desselben lagen vorzugsweise in socialen Verhältnissen,

namentlich in der Vermehrung und Erhöhung der Lasten, welche die Unterthanen zu tragen hatten. Infolge der Türkeneinfälle war Krain verarmt, die Landesvertheidigungsanstalten erforderten enorme Opfer, in vielen Gegenden hatte sich die Bevölkerung gelichtet, viele Gründe und Huben lagen unbebaut; trotzdem war man mit der Forderung immer größerer Geldleistungen an die Krainer herangetreten. Der achtjährige Krieg mit den Venetianern machte neue Geldbeiträge nothwendig und die allzu rasch steigende allgemeine Landessteuer erzeugte in allen Bevölkerungsschichten große Unzufriedenheit. Daneben ist jedoch auch bei den Grundherren ein Streben nach Vermehrung ihrer Einkünfte deutlich wahrzunehmen. Man begnügte sich nicht mehr mit den in den Urbarien verzeichneten Geldgiebigkeiten, Frohnden und Lasten, sondern suchte durch „neue Fündlein" das Einkommen zu steigern. Die Bauern klagten, daß eine und dieselbe Steuer zwei- oder dreimal eingehoben werde, daß die Roboten über Gebühr vermehrt würden, so daß ihnen kaum Zeit zum Essen übrig bleibe. Sie jammerten ferner über die vielen neuen Mauthen, über die Beschränkung des Fischerei-, Holz- und Weiderechtes, über die Entwerthung des Geldes u. s. w.

Allen diesen „neuen Fündlein" setzten die Bauern ihre „stara pravda" (ihr „altes Recht") entgegen und verlangten die Abschaffung der Neuerungen. Die unmittelbare Veranlassung zum Aufstand gab der tyrannische Pfandinhaber der Herrschaft Gottschee, Georg von Thurn, und dessen gewaltthätiger Pfleger Sterzen, welche im Jänner 1515 von den gereizten Gottscheern überfallen und getödtet wurden. Der Aufruhr verbreitete sich mit großer Schnelligkeit über Billichgratz, Lack, Eisnern, Radmannsdorf, Veldes und die Wochein. Die Bauern bildeten einen Bund, der bald gegen 20.000 Mitglieder zählte und durch Krain, Untersteiermark und Südkärnten ertönte das aufrührerische Lied: „Le vkup, le vkup, le vkup, uboga gmajna!" — „Nur zusammen, du armes Bauernvolk!" Die krainischen Stände wendeten sich an den Kaiser um seine Vermittlung, und als dessen Commissäre im April 1515 in Laibach erschienen, fanden sie daselbst 5.000 bis 6.000 Bauern versammelt, welche beschlossen, eine Abordnung an Maximilian zu schicken und ihm ihre Beschwerden vorzutragen. In Augsburg trafen sie den Kaiser, der sie geduldig anhörte und dann aufforderte, die Waffen niederzulegen und auseinanderzugehen, wogegen er Abhilfe versprach. Die Bauern gaben dem Kaiser das Versprechen innezuhalten, was sie jedoch nicht hielten. Denn nachdem sich auch die Bürger von Rudolfswerth der Bewegung angeschlossen hatten, begann die Berennung und Plünderung der herrschaftlichen Schlösser. Schwerenbach bei Rudolfswerth, Maichau, Arch, Thurn am Hart, Nassenfuß, Savenstein, Ruckenstein, Neudegg fielen in ihre Hände, während sie Ortenegg, Reifnitz und Rothenbüchel bei Stein erfolglos belagerten. Da der Aufstand auch nach Steiermark und Kärnten hinübergriff und wiederholte kaiserliche Mandate zum Auseinandergehen erfolglos blieben,

bestellten die drei innerösterreichischen Länder einen gemeinschaftlichen Feldhauptmann in der Person des Georg von Herberstein, der die Aufständischen bei Cilli entscheidend schlug, hierauf bei Reichenburg über die Save setzte und auch in Unterkrain den Aufruhr dämpfte. Die Bauernschaft wurde strenge bestraft und jeder Urbarsmann verhalten, von seiner Hube zum ewigen Andenken seinem Grundherrn „den Bundpfennig" zu entrichten; ebenso sollten die Bürger der Märkte und Städte, die sich dem Aufstande angeschlossen hatten, je zehn Gulden bezahlen.

Hierauf verhandelten die Stände mit dem Kaiser über die zu treffenden Reformen, verlangten die Errichtung eines Zeughauses auf dem Schloßberge in Laibach, die Niederreißung der Tabore auf dem flachen Lande u. s. w. Aber trotz aller Reformversuche blieben die alten Mißstände erhalten und wurden die Veranlassung zu späteren Bauernaufständen (1525, 1573, 1585, 1602, 1635, 1662).

Unter des Kaisers Maximilian nächsten drei Nachfolgern, Kaiser Ferdinand I., Erzherzog Karl und Erzherzog, später Kaiser Ferdinand II., nahmen zwei Landesangelegenheiten von größter Tragweite, die Ausbreitung der Reformation und die Vertheidigung der Landesgrenze gegen die Türken, sowohl die Aufmerksamkeit des Landesfürsten als auch die Thätigkeit der Stände in Anspruch. Die Lehre Luthers hatte bereits 1525 in Laibach die ersten Wurzeln geschlagen; sie fand insbesondere an den beiden Laibacher Domherren, dem energischen Primus Truber und dem unerschrockenen Paul Wiener begeisterte und hingebungsvolle Jünger, die zähe an dem Werke ihres Lebens festhielten. Und da auch in den übrigen Städten und Märkten Krains überall lutherische Prädikanten auftraten und trotz gewisser von Ferdinand I. ihnen in den Weg gelegter Hindernisse so erfolgreich wirkten, daß bald die Mehrzahl des krainischen Adels und der Bürger der neuen Lehre anhing, konnten die krainischen Protestanten im Jahre 1564 an eine feste Organisation ihrer Kirche schreiten. In Bezug auf die Hebung des allgemeinen Culturlebens war die Reformation in Krain von großen, noch heute nachwirkenden Folgen begleitet. Die Begründung des neuslovenischen Schriftthums durch Truber und seine Jünger (1550), die Anfertigung der ersten slovenischen vollständigen Bibelübersetzung durch Dalmatin (1584), die grammatikalische Fixirung der neuslovenischen Schriftsprache durch Bohorizh (1584), die Eröffnung des ersten ständischen Gymnasiums in Laibach (1563), die Einrichtung der ersten Druckerei in Krain durch den Laibacher Bürger Hans Manlius (1575 bis 1580) sind unstreitig ihr Werk. Eine Grundlage für ihren rechtlichen Bestand erhielt die evangelische Kirche in Krain erst durch die Brucker Pacification im Jahre 1578, als Erzherzog Karl, der sich damals wegen der Vertheidigung der Landesgrenzen in einer Nothlage befand und an die Opferwilligkeit der Stände große Anforderungen stellte, auf dem daselbst versammelten Landtage die mündliche Zusicherung

gab, daß die Adeligen für sich und ihre Angehörigen Religionsfreiheit genießen und auch die Städte und Märkte in ihrem Gewissen nicht beschwert werden sollen, nur dürften sie keine Prädikanten bei sich aufnehmen und die Protestanten müßten sich gegen die Katholiken ruhig verhalten und jede Aufhetzung gegen dieselben unterlassen.

Wenn jedoch auch die Brucker Pacification, die übrigens von kirchlicher Seite für ungiltig erklärt wurde, den Protestanten einen größeren Spielraum gewährte, so brachte sie dem Lande doch nicht den religiösen Frieden. Man begann mit der Abschaffung der Prädikanten aus den Städten und Märkten, mit der Bestrafung der Bürger, die an der evangelischen Predigt in benachbarten Schlössern des Adels theilnahmen, mit der Entsetzung evangelischer Stadtrichter und mit der Entfernung der Evangelischen von den einflußreichen Hofämtern. Doch muß man sagen, daß Erzherzog Karl dabei noch mit Schonung vorging, während der Bischof von Brixen in Veldes und jener von Freising in Lack gegen die Evangelischen mit Gewalt einschritten und ihre Unterthanen zwangen, entweder katholisch zu werden oder Habe und Gut zu verkaufen und auszuwandern. Auch in den übrigen Orten Krains waren seit der Übernahme der Regierung durch Erzherzog Ferdinand, seit der Ernennung des Thomas Chrön zum Bischof von Laibach (1597 bis 1630) und seit der Berufung der Jesuiten nach der Landeshauptstadt die Stunden des Protestantismus gezählt. Denn ein Mandat des Erzherzogs vom 22. October 1598 befahl sämmtlichen in Laibach sich aufhaltenden Predigern und Schulmeistern Augsburger Confession am Tage der Kundmachung vor Sonnenuntergang Laibach und binnen drei Tagen die Erblande zu verlassen. Der Bischof Chrön nahm am 1. November 1598 von der Spitalskirche, in welcher die Evangelischen ihren Gottesdienst zu halten pflegten, feierlich Besitz. Im Jahre 1600 wurde die katholische Reformationscommission eingesetzt, zu ihrem Vorsitzenden der Bischof bestellt und der Landeshauptmann und der Vicedom angewiesen, die von derselben verhängten Strafen zu vollziehen. Und nun wurde die Gegenreformation von Chrön sowohl in Laibach, wie auf dem Lande mit aller Strenge und nicht selten unter Anwendung drakonischer Mittel durchgeführt. Die evangelischen Stände verhielten sich in dieser sie so nahe angehenden Angelegenheit durchaus nicht passiv. Allein alle ihre Vorstellungen beim Erzherzog Ferdinand, bei den Kaisern Rudolf II. und Matthias blieben ohne Erfolg, da sich Ferdinand an die Brucker Pacification nicht gebunden erachtete. Und als auch ihre letzte Hoffnung, die sie auf den böhmischen Aufstand setzten, durch die Schlacht auf dem Weißen Berge zunichte wurde, that Kaiser Ferdinand II. den letzten entscheidenden Schritt, indem er im August 1628 allen evangelischen Adeligen befahl, binnen Jahr und Tag Krain zu verlassen. Die einen wurden katholisch, die andern verließen das Land ihrer Väter und wanderten nach Deutschland aus. Krain wurde nun ein ausschließlich katholisches Land.

Und parallel mit diesem Ringen um die Religionsfreiheit läuft der grimme Kampf mit dem Erbfeinde der Christenheit. Kaum hatte Maximilian I. die Augen geschlossen, als die Türkennoth mit allen ihren Schrecken von neuem losbrach. Und als gar nach der Schlacht bei Mohacs 1526 zwischen Ferdinand I., Suleyman und Johann Zapolya der langwierige Kampf um Ungarn begann, hatte Krain von den türkischen Rennern und Brennern Unsägliches zu leiden. Jede größere Unternehmung Suleymans gegen Ferdinand in Ungarn wurde von einem türkischen Raubzuge nach Krain begleitet; nur in den Jahren 1528 und 1530 wurden die Windische Mark und Innerkrain achtmal von den türkischen Raubscharen heimgesucht und weit und breit verwüstet; ebenso fanden auch in den weiteren Jahren bis zum Tode Ferdinands I. außer dem täglichen Parteigängerkriege wiederholte Osmaneneinfälle nach Krain statt, welche das Land zu keiner gedeihlichen Entwicklung, die Stände zu keiner Ruhe kommen ließen. Das ganze Sinnen und Trachten der letzteren auf den Landtagsversammlungen und Ausschußtagen ist nebst der Wahrung der Gewissensfreiheit auf die Landesvertheidigung gerichtet und vorzüglich ihre an den Erzherzog Ferdinand seit dem Jahre 1520 gerichteten Bitten und Vorstellungen gaben den ersten Anstoß zur Errichtung der späteren Militärgrenze. Große Sorgen verursachte den krainischen Ständen seit 1530 auch die Unterbringung der bosnischen Überläufer — „Uskoken“ — die sich über Unterkrain und den Karst ausbreiteten und zu einer neuen Landplage zu werden drohten, bis dieses „edle klainot“, — wie die Uskoken von den Ständen gelegentlich genannt wurden — endlich 1533 glücklich auf den Herrschaften von Sichelburg und Maichau feste Wohnsitze fand und, durch neue Zuzüge vermehrt, als Kundschafter und Grenzsöldner sich trefflich bewährte.

Wenn uns die heimische Chronik auch die Thaten vieler Tapferen aus dieser kriegerischen Zeit überliefert hat und das Volk noch heutigentags das Andenken der Heldenfamilien der Lamberge und der Rauber in seinen schönen Liedern verherrlicht, keines krainischen Ritters Ruhm leuchtet in einem helleren Glanze als der Name des durch soviele Heldenthaten hervorragenden und durch sein tragisches Ende bekannten „krainischen Wallenstein“ — Hans Kazianer —, der sein ruhmvolles Leben, des Verrathes beschuldigt und selbst verrathen, durch Mörderhand beschließen mußte (gestorben 1538). Nach Kazianer zeichneten sich in den Kämpfen an der kroatischen Grenze namentlich Erasmus von Thurn und seit 1539 Hans Lenković aus. Unter der Führung der letzteren erwuchs dem Lande in dem wackeren Herbart von Auersperg ein neuer Held, der von seinem achtzehnten Jahre an in der Grenze, deren Vertheidigung später ganz seiner bewährten Hand anvertraut wurde, tapfer und umsichtig mit dem Feinde stritt, daneben in seiner Stellung als Landeshauptmann (1566 bis 1574) in einer sehr stürmischen Zeit den größten Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Landes, namentlich auf den

Gang der Reformation nahm, bis er am 22. September 1575 in dem blutigen Kampfe bei Budački an der Radonja in einen Hinterhalt gerieth und mit seinem Kriegsgefährten Friedrich von Weichselburg tapfer kämpfend fiel.



Hofkriegsrath Andreas Eberhard von Rauber.

Die unglückliche Schlacht bei Budački, der ein verheerender Einfall der Türken nach Krain folgte, spornte die Stände zu neuen Opfern an Geld und Blut für die Vertheidigung der Grenze an. Sie zeigten auf dem Landtage zu Bruck bei dem Entwurf einer neuen Defensionsordnung, die auf der allgemeinen Wehrpflicht von Adel und Volk beruhte, große Opferwilligkeit und erklärten durch fünf Jahre 94.000 Gulden zahlen zu wollen. Ebenso steuerten sie zum Bau der Festung Karlstadt (1578) volle 50.000 Gulden bei,

obwohl durch die Errichtung dieses Waffenplatzes das krainische Rudolfswerth, welches bis dahin die Grenze mit Waffen und Lebensmitteln versorgte, in seinem Erwerbe bis zur Verarmung verkürzt wurde. Alle diese Opfer vermochten jedoch die Türken nicht von den Grenzen unseres Landes zu bannen. Die Jahre 1578, 1584 und 1592 sind durch neue Türkeneinfälle und neue Verwüstungen bezeichnet und im letztgenannten Jahre deckten 4.000 gefallene Christen den Kampfplatz vor Karlstadt. Am 10. Juni 1592 fiel die wichtige Grenzfestung Bihač Hassan Pascha von Bosnien in die Hände, im nächsten Jahre erschien er vor Sissek. Mit 18.000 Mann lagerte er vor der Festung, die von zwei Geistlichen, Fintić und Jurak, vertheidigt wurde, erst am 16. Juni 1593 begann die Beschießung derselben. Da nahte ein christliches Entsatzheer von 4.000 bis 5.000 Mann, bestehend aus Krainern, Kärntnern, Steirern, Kroaten und deutschem Fußvolke, geführt vom Befehlshaber von Karlstadt, dem tapfern Andreas Auersperg, und von anderen Rittern, griff muthig den überlegenen Feind an und erfocht am Achatiustage, den 22. Juni 1593 einen glänzenden Sieg über die Türken. Achttausend Feinde deckten die Wahlstatt oder ertranken in der Kulpa und nur wenigen gelang es zu entkommen. Unter den Gefallenen war auch Hassan Pascha. Reiche Beute wurde den Siegern zutheil, unter derselben befand sich auch die „Kazianerin", das ist eine mit dem Wappen Ferdinands I. geschmückte Kanone, die nach der Niederlage Kazianers am Unglückstage von Esseg (10. September 1537) in die Hände der Türken gefallen und auf welcher der tapfere Vertheidiger von Szigeth, Niklas Zrinyi enthauptet worden war. Aus dem erbeuteten Goldstoffmantel Hassans verfertigte man je eine Casula und eine Stola für die Laibacher Domkirche und für die Achatiuskirche bei Auersperg. Noch heutzutage verrichten die Priester alljährlich am 22. Juni, mit dieser Stola und Casula angethan, in beiden Kirchen den Gottesdienst, und ein schönes slovenisches Volkslied verherrlicht noch jetzt den großen Tag von Sissek.

Die Folgen des Sieges entsprachen jedoch nicht den daran geknüpften Erwartungen. Auersperg stand eine zu geringe Truppenmacht zur Verfügung, um den Sieg ausbeuten zu können. Wenige Wochen hierauf erschienen die Türken von neuem mit großer Macht vor Sissek und eroberten die Festung am 24. August 1593, was über ganz Innerösterreich panischen Schrecken verbreitete. 1594 rückte Erzherzog Ernst, der Regent der innerösterreichischen Länder, als Hoch- und Deutschmeister unterstützt vom Deutschen Orden, selbst ins Feld und eroberte Petrinja, während die Türken das nicht mehr haltbare Sissek anzündeten. In den folgenden Jahren wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft und obwohl der Oberst der kroatischen und der Meergrenze, Georg von Lenković, Wunder von Tapferkeit verrichtete, konnten einzelne Raubzüge der Türken nach Krain, die z. B. 1598 einen Streifzug bis Laibach unternahmen, nicht vereitelt werden. Das verarmte und ausgesogene Land, welches bis 1613 nur für die kroatische und die Meergrenze über

zehn Millionen Gulden beigesteuert hatte, athmete erst auf, als vor den Mauern Wiens im Jahre 1683 der Glanz des Halbmondes erblichen und unter den wuchtigen Schlägen des Prinzen Eugen von Savoyen die Osmanenmacht an der Save und Donau zusammengebrochen war. Seit dem Karlowitzer Frieden blieb Krain, zwei kleinere Einfälle in den Jahren 1724 und 1736 abgerechnet, von den türkischen Rennern und Brennern verschont.



Herbart von Auersperg.

Das XVII. und XVIII. Jahrhundert sind in Krain in historischer Beziehung eine stille Zeit. Wenn jedoch die politische Geschichte in dieser Periode bis auf die französische Invasion 1797 kein besonders hervorragendes Ereigniß zu verzeichnen hat, so ist hingegen auf mehreren Gebieten des menschlichen Schaffens ein sehr reges culturelles Leben zu bemerken. Namentlich läßt sich nach der Wiederherstellung des Katholicismus ein größerer Einfluß der italienischen Cultur und insbesondere der italienischen bildenden Künste constatiren, welche in Krain, vor Allem in Laibach, Werke von bleibendem Werthe schufen, die noch heutzutage der krainischen Landeshauptstadt ihr eigenthümliches Gepräge

verleihen. Und auch auf dem Gebiete der Wissenschaft entfaltete sich in dieser Zeit reiches Leben, welches in der ersten wissenschaftlichen Gesellschaft Krains, in der im Jahre 1693 gegründeten „Academia Operosorum“ seinen Brennpunkt fand. Neben dem Historiker Schönleben, dem Vater der krainischen Geschichte (1618 bis 1681), auf dessen Anregung Krain 1678 wieder die erste Buchdruckerei seit der Reformationszeit erhielt, neben dem Annalisten Thalnitscher (Dolničar) von Thalberg (1655 bis 1719), neben dem hervorragenden Juristen Johann Daniel von Erberg und dem berühmten Arzt Markus Gerbez erglänzt insbesondere in hellem Lichte der Name eines der edelsten Söhne des Krainerlandes, des Johann Weichard Freiherrn von Valvasor (1641 bis 1693), der in seinem groß angelegten, mit seltener Opferwilligkeit, hoher Gelehrsamkeit und unermüdlichem Sammelfleiße verfaßten Werke: „Die Ehre des Herzogthums Krain“ (1689) sich und seinem Vaterlande ein Denkmal von unvergänglichem Werthe setzte, an dessen reichem und herrlichen Inhalte noch die spätesten Geschlechter Krains sich zur wahren Vaterlandsliebe begeistern werden.

Die Reformen der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Josef II. waren auch für Krain von einschneidender Wirkung und wiesen den materiellen Bestrebungen wie dem geistigen Leben neue Bahnen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft (1785), die ersten Schritte zur Trockenlegung des Laibacher Moores durch die Anlegung des Zorn'schen Grabens (1769 bis 1781) und durch die Vollendung des Gruberkanals (1773 bis 1780), die Übergabe des Jesuitengymnasiums an weltliche Lehrer, die Gründung der Ackerbaugesellschaft (1767) und des Commerzienconsesses, die Ausdehnung der bereits von Karl VI. begonnenen neuen Handelsstraßen, die Durchführung der Saveregulirung und des Baues der großen Savebrücke bei Črnuče, die Erweiterung von Laibach infolge der begonnenen Niederreißung der Wälle und Stadtthore, die Errichtung der Normalschule (1775), die Klosteraufhebung, von welcher Maßregel in Krain zehn Klöster, darunter die ältesten des Landes, Sittich, Landstraß und Freudenthal, getroffen wurden, und die infolge dessen ermöglichte Gründung vieler neuen Landpfarren und des Civil- und des Militärspitals in Laibach, die Einverleibung der bis dahin zur Hauptmannschaft Tolmein gehörigen Bergstadt Idria (1780) und die Übergabe des bis dahin krainischen Fiume (1776) an Ungarn, knüpfen sich theils an den Namen der großen Kaiserin, theils an jenen ihres Sohnes. Von besonderer Bedeutung für unser Land ist der Umstand, daß in dieser Zeit auch wissenschaftliche und überhaupt literarische Bestrebungen neu belebt und gefördert wurden, wofür die Wirksamkeit der beiden großen Naturforscher Balthasar Hacquet in Laibach und J. A. Scopoli in Idria, sowie des Geographen Pfarrers Dismas Floriančič, des Verfassers der ersten großen Karte Krains (1744), und des Hofkammerrathes von Steinberg, des Topographen des berühmten Zirknitzer Sees (1758), ein

sprechendes Zeugniß gibt. Auch die slovenische Literatur befreite sich von den engen Fesseln der Ascese und zog, nach Inhalt und Form vertieft, die Poesie und die Aufklärung des Volkes in ihren Gesichtskreis. Den Mittelpunkt jedes literarischen Strebens, wissenschaftlichen Forschens und wirthschaftlichen Unternehmens bildete gegen das Ende des vorigen und im Anfang des laufenden Jahrhunderts in Krain ein Mann, der mit großem Reichthum seltenen Adel des Herzens und umfassende Gelehrsamkeit, mit großer Welt- und Menschenkenntniß Sinn für alles Gute und Schöne und unermüdlichen, echt wissenschaft-



Sigmund Freiherr von Zois Edelstein.

lichen Sammelfleiß verband. Als freigebiger und theilnehmender Mäcen versammelte Sigmund Freiherr von Zois-Edelstein (1743 bis 1819), in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens kränklich, gelähmt und an sein Studirzimmer gefesselt, einen großen Kreis von Männern um sich, die, wie der Historiker Anton Linhart, der Schulmann Blasius Kumerdej, der Dichter Valentin Vodnik, der spätere Bischof Matthäus Ravnikar, der Slavist Bartholomäus Kopitar, durch ihn unterstützt, geleitet und gebildet, unserem Lande zu glanzvoller Zierde gereichen, wie anderseits seine reichhaltigen, jetzt dem Landesmuseum gehörigen mineralogischen Sammlungen und seine durch seltene Slavica und Carniolica hervorragende Bücherei, die nach seinem Tode für die Laibacher

Studienbibliothek erworben wurde, dem von lebhaftem Wissensdrange und edelster Vaterlandsliebe begeisterten Mann in den Herzen der nachkommenden Geschlechter ein bleibendes Denkmal sichern.

Doch nicht lange sollte sich Krain des von Maria Theresia und Kaiser Josef II. inaugurirten friedlichen culturellen Strebens und wirthschaftlichen Fortschritts erfreuen. Kein Geringerer als Napoleon war es, der die Kriegsfurie nach einem zweihundert Jahre langen Frieden von neuem auch in Krain entfesselte. Die unglückliche Wendung des italienischen Krieges 1796 und der Fall von Mantua am 2. Februar 1797 hatten den Rückzug der österreichischen Armee nach Kärnten und Krain zur Folge. Während Massena über Pontafel den Österreichern nachrückte, nahm Bernadotte seine Richtung gegen Krain, besetzte am 23. März 1797 Idria, ließ am 27. März Murat in Adelsberg einrücken und zog, nachdem er am 29. März von Loitsch aus eine Proclamation in französischer, deutscher und slovenischer Sprache an die Bewohner Krains gerichtet, am 1. April 1797 mit seinem Generalstab in Laibach ein. Daselbst herrschte panischer Schrecken; ein Drittel der Einwohner war aus Furcht vor den Franzosen aus der Stadt geflohen; doch Bernadotte hielt, manchmal unter Anwendung martialischer Strenge, eine musterhafte Ordnung aufrecht. Zur Beruhigung der Gemüther trug wesentlich auch eine dreisprachige Proclamation bei, die Bonaparte am 2. April 1797 von Klagenfurt aus an die Krainer erlassen hatte, in welcher er den Schutz der Religion, der Sitten und des Eigenthums zusicherte und keine Kriegscontribution aufzuerlegen versprach; überdies wurde vom Obergeneral eine aus angesehenen Laibacher Bürgern und Würdenträgern bestehende provisorische Regierung eingesetzt. Diese erste Invasion der Franzosen in Krain dauerte nur fünf Wochen. Nach dem Abschlusse des Präliminarfriedens von Leoben erschien am 28. April 1797 Bonaparte, begleitet von Massena, Murat und anderen hervorragenden Generalen, selbst in Laibach, stieg im Bischofspalast ab, empfing, nachdem er sich eine kurze Ruhe gegönnt, alle französischen Officiere, zeigte sich am offenen Fenster der zahlreich zusammenströmenden Volksmenge und speiste dann mit den Generalen in seinem Absteigequartier, indem er auch einen gemeinen Grenadier von der Wache zur Tafel zog. Um zwei Uhr Nachmittags reiste er gegen Triest ab. Am 7. Mai 1797 übergab Bernadotte die Regierung von Krain an den österreichischen General Meerveldt und Tags darauf verließen die letzten Franzosen Laibach. Bernadotte hatte sich durch sein uneigennütziges Wirken und humanes Benehmen in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Krain die Sympathien der Bevölkerung erworben.

Im Winter des Jahres 1805 sah Krain zum zweitenmal die Franzosen innerhalb seiner Grenzen. Die Katastrophe von Ulm machte den Rückzug des Erzherzogs Karl aus Italien zur gebieterischen Nothwendigkeit. Massena folgte demselben auf dem Fuße und

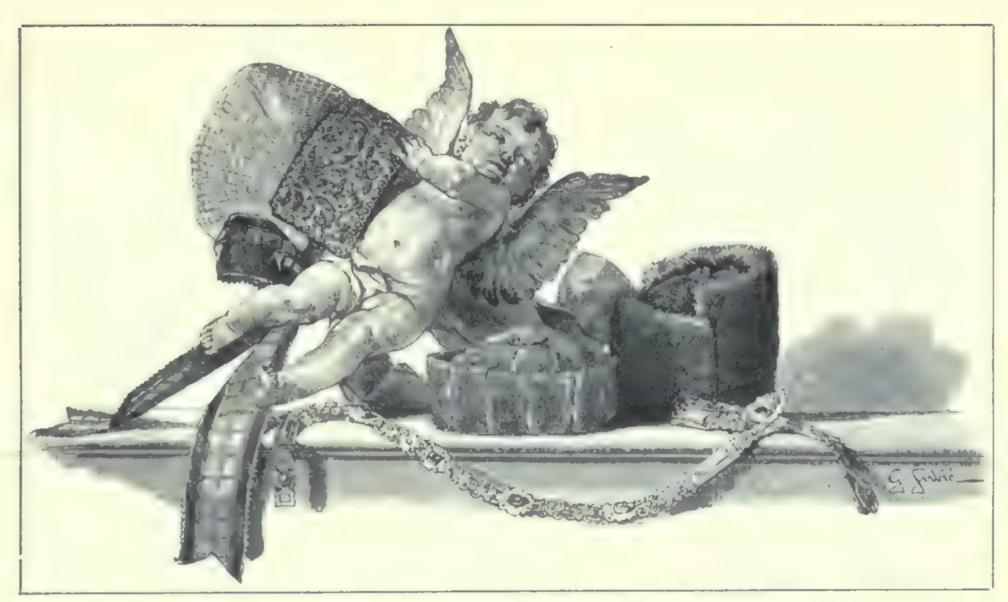
besetzte am 28. November 1805 Laibach, wo er sich durch Requisitionen, Brandschatzungen und Erpressungen, sowie durch die Festnehmung von Geiseln als übermüthiger Sieger schmerzlich fühlbar machte. Zum Glück verließ er schon am 4. Jänner 1806 mit seinen wenig disciplinirten Truppen Laibach.

Länger sollte die dritte Invasion der Franzosen dauern. Während Napoleon im Jahre 1809 längs der Donau seinen Siegeslauf gegen Wien verfolgte, mußte die österreichische Armee unter Erzherzog Johann ihren Rückzug aus Italien antreten. Krain, namentlich die Übergänge auf dem Karst, in den julischen Alpen und bei Laibach wurden von den Österreichern in Vertheidigungszustand gesetzt, um dem Feinde das weitere Vordringen zu wehren oder wenigstens den Rückzug des Erzherzogs Johann zu decken. Allein der französische General Macdonald nahm die Schanzen von Präwald, Podvelb und Loitsch mit Sturm, machte die Besatzung derselben kriegsgefangen und schüchterte den altersschwachen Commandanten der Citadelle von Laibach derart ein, daß er am 22. Mai 1809 muthlos capitulirte. So waren Inner- und Oberkrain in den Händen des Feindes, während Unterkrain noch die Kaiserlichen besetzt hielten und einen Landsturm gegen die Franzosen organisirten, der insbesondere in der Umgebung von Rudolfswerth und in Gottschee durch drakonische Maßregeln unterdrückt wurde. General Graf Baraguay d'Hilliers übernahm unter dem Namen eines Generalgouverneurs das militärische Obercommando über Krain und die eroberten Nachbarprovinzen, während mit der Organisirung ihrer Verwaltung Graf Daru als Generalintendant betraut wurde. Krain sollte eine Kriegscontribution von 15,260.000 Francs entrichten, dieselbe wurde jedoch nur zum geringsten Theil wirklich gezahlt, da das Land im Schönbrunner Frieden (14. October 1809) mit Oberkärnten, Görz und Gradiska, Triest, Istrien, dem ungarischen Litorale, mit Civil- und Militärkroatien an Frankreich abgetreten und mit diesen Ländern, vermehrt durch das venetianische Istrien, Dalmatien und Ragusa, später auch durch das Pusterthal, unter dem Namen der illyrischen Provinzen zu einem selbständigen Ganzen mit Laibach als Hauptstadt vereinigt wurde. Der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, wurde Generalgouverneur von Illyrien, Laibach seine Residenz, wo er am 3. November 1809 eintraf und von wo aus er während seines fast anderthalbjährigen humanen Waltens mit Energie und unter Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse Krain nach französischem Muster organisirte und manche zeitgemäße Einrichtung ins Leben rief, welche die französische Occupation überdauerte. Im Mai 1811 wurde Marmont vom General Bertrand abgelöst, der durch fast zwei Jahre die Organisation des Landes im Geiste Marmonts fortsetzte und beendete. Als ihn im Frühjahre 1813 Napoleon zur Armee nach Deutschland abberief, wurde Junot sein Nachfolger, der jedoch bald nach seiner Ankunft in Laibach in Wahnsinn verfiel und durch Fouché ersetzt wurde. Dessen Amtswirksamkeit als Generalgouverneur

dauerte nur vom 29. Juli bis 25. August 1813. Denn inzwischen war Österreich in die Reihe der Bekämpfer Napoleons getreten und von allen Seiten waren die Kaiserlichen auch gegen das französische Krain im Anmarsch begriffen. Der Vicekönig Eugen Beauharnais eilte aus Italien herbei, um Illyrien zu vertheidigen, allein da seine Truppen in Oberkrain zurückgedrängt, in Unter-, beziehungsweise Innerkrain aber bei St. Marein, bei Weichselburg, Groß-Laschizh und Zirknitz geschlagen wurden, mußte er am 28. September Krain räumen und sich nach Italien zurückziehen. Die Kaiserlichen rückten vor Laibach und begannen am 4. October die Beschießung des Castells, dessen französische Besatzung Tags darauf capitulirte. Freudigst begrüßt hielt am 13. October der zum Civil- und Militärgouverneur Illyriens ernannte Feldzeugmeister Freiherr von Lattermann seinen feierlichen Einzug in Laibach. Bei dem weiteren Gange der Kriegsereignisse war die Wiederherstellung der französischen Herrschaft in Krain ein Ding der Unmöglichkeit geworden, und schon am 12. Februar 1814, dem Geburtsfeste des Kaisers Franz, demnach vor dem formellen Abschlusse des Friedens, wurde jener kaiserliche Adler, welcher unter Karl VI. auf der Fronte des Rathhauses angebracht, zur Zeit der französischen Occupation abgenommen, von den treuen Laibacher Bürgern aber sorgfältig aufbewahrt worden war, unter großem Jubel der Bevölkerung feierlichst an seiner alten Stelle befestigt und darunter die Devise gesetzt: „OLYMPIADE EXUL DIRA REDUX AUGUSTIOR NATALE FRANCISCI P. F.“ Und dieser Doppelaar ist noch heutigentags am Laibacher Rathhause zu sehen als ein bedeutsames Wahrzeichen der milden, weisen und gerechten Regierung der Habsburger in Krain.



Landeswappen, Stadtwappen von Laibach und Richterstab des Laibacher Stadtrichters aus dem Jahre 1500.



Kopfleiste: Haube der Frauen, die Billichmütze der Männer und der Frauengurtel.

Zur Volkskunde Krains.

Das Volksleben der Slovenen.



Die Slovenen Krains, obschon gleichen Stammes, sind doch nicht durchwegs gleicher Art. Der an den Alpen wohnende Oberkrainer ist nicht nur rüstig und thatkräftig, sondern auch intelligent und wißbegierig; der an den Rebenhügeln der Gurk fröhlich dahinlebende Unterkrainer ist wohl schwächlicher, aber gemüthvoller, dabei auch leichteren Sinnes und wenig überlegend; der unter den Borastürmen des unwirthlichen Karstes aufgewachsene Innerkrainer ist ebenso wetterfest als entschlossen, freilich auch wenig zugänglich und mehr schlau berechnend. Daß hierbei Klima und Nahrung auf Jeden von wesentlicher Wirkung sind, ist wohl selbstverständlich, aber ebenso unleugbar dürfte es sein, daß auf den Charakter des ersteren die Nachbarschaft der Deutschen, auf den des letzteren die Berührung mit Romanen nicht ohne Einfluß geblieben ist. Trotzdem aber finden sich bei allen dreien der gemeinsamen Züge noch so viele, daß die Race unverkennbar als eine eigenartige bezeichnet werden muß. Im Allgemeinen ist den Krainern der Sinn für Frömmigkeit und Gottesfurcht, die Liebe zum Vaterland und die Anhänglichkeit an den Landesfürsten angeboren (vse za vero, domovino in cesarja).

Jedem Fremden, der zum erstenmal nach Krain kommt, muß die Menge Kirchen und Kapellen auffallen, die ihm allenthalben von Berg und Thal entgegenschimmern. Denn gibt es schon wenig erhabene Punkte im Lande, die Alpengipfel etwa ausgenommen, wo nicht ein Kirchlein stünde, — ja zuweilen trifft man auch zwei und sogar drei neben einander, wie in Primskau — so ist die Ebene noch mehr damit bedacht: jedes Dorf, jeder Weiler hat sein Gotteshaus, ja selbst in Einöden wird man nicht selten durch den Anblick eines solchen überrascht, während alle Wege und Stege mit Kapellen, Bildstöcken oder Kreuzen bezeichnet sind. Und wenn der Landmann seinen Sohn in die Stadt gibt, in die Mittelschule, so ist dies fast immer nur das Gymnasium; denn der Bauer wünscht, daß sein Sohn ein Herr werde, das heißt ein Geistlicher, der in seinen Augen vorzugsweise der Herr ist. Der Krainer Slovene spricht auch vom Geistlichen wie vom Vater und von der Mutter, wohl auch von Onkel oder Tante immer nur in der Mehrzahl: der Herr sind gekommen — die Mutter haben gesagt (gospod so prišli — mati so rekli). In welchem Ansehen der Priesterstand beim einfachen Landmann steht, davon gibt die Primiz eines Bauernsohnes Zeugniß. Wie einst bei den olympischen Spielen nicht nur der Sieger ausgezeichnet wurde, sondern ein gut Theil seines Ruhmes auch auf sein Geschlecht, ja selbst auf seine Vaterstadt überging, so fühlt sich durch die hohe Würde der Priesterweihe nicht blos der junge Primiziant gehoben, sondern auch seine Verwandten, ja das ganze Heimatdorf geehrt, für seine Eltern aber gibt es keine größere Seligkeit, als das heilige Abendmahl aus den Händen ihres Sohnes zu empfangen. Solcherlei Gesinnungen bekunden auch die Sprichwörter: „Wenn Gott nicht seine Hand ausstreckt, alle Heiligen können es dir nicht zuwenden. — Gott schlägt eine Thür zu, öffnet aber hundert andere. — Um alten Glauben, alte Leute und altes Geld sollst du dich jederzeit kümmern. — Wen Gottesdienst aufhält, der versäumt nichts.“ Bloße Bigotterie dagegen scheint ihm zuwider, denn er meint: „Wer viel auf den Knien umherrutscht, dem wird bald die Arbeit lästig.“

Auch durch die Art und Weise, wie die Krainer Slovenen die kirchlichen Feste begehen, bekunden sie ihren religiösen Sinn. Daß sich nebenbei mancher Rest des einstigen Heidenthums erhalten hat und mancher abergläubische Brauch mit unterläuft, muß freilich auch zugestanden werden, ist aber hier wie anderwärts leicht erklärlich. An den Vorabenden (24. December, 31. December und 5. Jänner) der drei Weihnachtsfeste geht an vielen Orten der Hausvater unter Gebet und Räucherungen durch alle Räume seines Hauswesens, während die ihn begleitende Hausmutter unter Segenswünschen Weihwasser umhersprengt. Im Winkel der Wohnstube, dort, wo sonst ein Kruzifix hängt, wird gewöhnlich eine Krippe (jaslice) aufgestellt, vor welcher die Hausbewohner vor dem Schlafengehen den „freudenreichen“ Rosenkranz beten. Auf dem weißgedeckten Tische liegen schon die drei Weihnachtsbrode, eines aus Roggenmehl, ein zweites aus Buchweizen,



Weihnachtsräucherungen.

das dritte (poprtnik) aus Weizenmehl, letzteres mit allerlei Zieraten im Teig. Vermöglichere backen wohl auch Nuß- und Honigkuchen (povitica, potica) oder eine Art Kletzenbrod, in dessen Teig kleingehacktes Dürrobst gemischt ist. Gekochtes Dürrobst bildet gewöhnlich auch das Abendessen am Weihnachtsabend, die Brode aber werden nacheinander an den drei Hauptfeiertagen angeschnitten, also daß der poprtnik erst am Dreikönigstag an die Reihe kommt. Den weihevollen Christbaum kennt das Volk nicht, einen gewissen Ersatz dafür bietet ihm die humorvollere Nikolausbescherung. Am Dreikönigsabend aber werden über alle Thüren zwischen die Jahreszahl und zwischen Kreuze die Anfangsbuchstaben der Namen der drei Weisen (z. B. 18+C+M+B+88) mit Kreide geschrieben, und dies bleibt bis zum nächsten Jahre so.

Vom Christabend bis gegen Lichtmeß hin ziehen Kinder, gewöhnlich in weiße Laken gehüllt und in ungerader Anzahl, von Haus zu Haus und singen Lieder, welche auf die innerhalb jenes Zeitraumes fallenden Feste Bezug haben oder des Himmels reichsten Segen über das jeweilige Haus herniederrufen. Milde Gaben, meist in Victualien bestehend, lohnen die jungen Sänger. Den heidnischen Ursprung dieses Umzuges beweist außer dem Namen auch der Umstand, daß, nach älteren Angaben, diese Lieder in früheren Zeiten schalkhafter Natur waren.

Die Meinung, daß in der Christnacht alle Thiere in prophetischem Geiste mit einander reden, welche Sprache jedoch nur ein Frommer vernehme, daß eine helle, heitere Christnacht auf ein Mißjahr deute, daß die Seelen Derjenigen, welche am Christtag sterben, geraden Weges zum Himmel fahren und dergleichen mehr ist unter den Slovenen allgemein verbreitet, während man durch manche, auch anderwärts geübte abergläubische Bräuche die Zukunft zu erforschen oder Glück herbeizuführen trachtet.

Die Kerzenweihe (am 2. Februar), und wäre es auch nur ein Wachsstöcklein um zwei Kreuzer, wird so wenig versäumt als die Palmweihe, zu der die Krainer Slovenen, in Ermangelung von Palmen und selbst Ölzweigen, Bündel von Haselgerten, Weidenruthen und anderen Hölzern, mit Wachholder oder einem anderen immergrünen Zweig an der Spitze, herbeibringen. Ebenso wird der Blasinssegen (3. Februar) und die Einäscherung (am Aschermittwoch), wo diese vorgenommen werden, eifrig aufgesucht.

Höher noch als die Weihnachtsfeier scheint dem Slovenen das Osterfest zu stehen. Schon der Umstand, daß er dazu das ganze Haus einer gründlichen Reinigung unterzieht und er selbst gern, wenn es nur möglich ist, in einem neuen Kleide erscheint, weist auf die Bedeutung, welche er diesem Feste beilegt. Hat er für die Weihnacht nur die Ausdrücke: sveti večer (der heilige Abend) und božič (das Gotteskind), so ist ihm Ostern velika noč (die hohe Nacht) und die ganze Charwoche selbst veliki teden (die hohe Woche). Möglich, daß der so mancherlei Druck erleidende und deßhalb mehr ernst

gestimmte Slave überhaupt mehr Verständniß hat für den göttlichen Dulder auf Golgatha als für die Menschwerdung desselben, daß ihm daher auch das tiefbedeutsame Osterfest mehr zusagt als die heitere Weihnacht, — gewiß ist, daß die Feier jenes Festes freier ist von abergläubischem Brauch und heidnischem Beiwerk als dieses, daß dafür christliche Symbolik hier mehr platzgreift. Trachtet schon jede Hausfrau am Charsamstag einen Feuerbrand vom geweihten Scheiterhaufen für ihren Herd zu gewinnen, so sucht auch die ärmste einige Nahrungsmittel, bestehend in Fleisch und Brod, zur Weihe zu bringen, reichere schicken ganze Körbe voll dahin. Ein so ausgestatteter Korb muß neben Brodlaiben und Lammfleisch einen geräucherten Schinken (krača), Würste (klobase), einen



Ostersegen.

kranzförmigen Nuß- und Honigkuchen (kolač), roth gefärbte Eier (pirhi) und einige Wurzeln Meerrettich (hren) enthalten. Die krača bedeutet den Leib Christi, die spiralförmig abgeschnittenen Schalen der weißen Rübe (Brassica Rapa rapifera) sollen die Fesseln Christi andeuten (an der Luft getrocknet, werden sie bis zur Fastenzeit aufbewahrt, wo sie, wie ein Gemüse zubereitet, auf den Tisch gebracht werden), der kolač die Dornenkrone, die pirhi bedeuten die Blutstropfen auf Gethsemane und Golgatha, die klobase die Wunden, der hren endlich stellt die letzte Labung des Heilands, Essig und Galle, vor. Dieser das Leiden Christi versinnbildende Ostersegen wird mit besonderer Andacht genossen; nur Kinder treiben mit den Ostereiern einige gewinnsüchtige Spiele, wozu das Eierstoßen (turčanje) und Eierhacken (sekanje) gehören. Bei ersterem Spiele werden zwei Eier auf die Festigkeit ihrer Schale geprüft. Das Ei, dessen Schale beim Anprall

des anderen einbricht, ist an den Besitzer des festeren verfallen. Beim Eierhacken legt Einer ein Ei hin, der Andere sucht es mit einem Kreuzer so zu treffen, daß die Münze darin stecken bleibt: gelingt ihm dies, so hat er das Ei gewonnen, fehlt er aber, so hat er den Kreuzer verloren. Dabei kommt wohl mancher Schwindel vor; entweder wird eine roth gefärbte Eierschale mit Pech ausgefüllt oder der Rand des Kreuzers zugeschärft. Verachtung und böser Leumund straft Denjenigen, der darüber ertappt wird. Wie hoch der Krainer die Ostern hält, davon zeugt auch der Umstand, daß in den ärmsten Gegenden, wo sonst nie Fleisch auf den Tisch kommt, dafür gesorgt wird, daß am Ostersonntag Fleisch da ist, und wären es auch nur ein Paar geselchte Rippen. Sagt doch ein slovenisches Sprichwort: „Am Ostersonntag beißt ein Vogel den anderen, nur um Fleisch zu essen."

Allem zu diesem Feste Geweihten werden besondere Kräfte zugeschrieben. Ein Zweiglein von den am Palmsonntag geweihten Bündeln, bei nahendem Gewitter auf dem Herde verbrannt, schützt das Haus vor Blitzschlag. Ebenso, meint man, schützt ein am Charsamstag geweihter brennender Span, noch glimmend an den heimatlichen Herd gebracht, das Haus vor Feuersbrunst. Die Schalen der Ostereier aber, an die Fensterbrüstungen gestreut, hält man für das beste Schutzmittel gegen Ameisen und anderes Ungeziefer.

Auch das Frohnleichnamsfest wird hochgehalten, von allen Processionen im Jahre ist die an diesem Tage abgehaltene immer die besuchteste, Alt und Jung betheiligt sich daran. Die schönsten Kleider, die man besitzt, werden dazu angelegt; wo es an solchen fehlt, muß blütenweiße Wäsche aushelfen. Daher kommt es, daß manche Bäuerin dabei in weißen Hemdärmeln erscheint, ist auch die Luft noch so rauh, oder daß mancher Bauer den Mantel umnimmt, und schiene die Sonne auch noch so heiß.

Unter den Umzügen, die sonst im Lande üblich sind, nimmt wohl den nächsten Rang derjenige ein, welcher am Feste des heiligen Achatius (22. Juni) in Idria veranstaltet wird, als an dem Tage, an welchem im Jahre 1508 (?) das eigentliche Quecksilberlager aufgefunden worden sein soll. Schon am Tage vor diesem Fest schmückt sich die ganze Bergstadt mit Blumengewinden und Maibäumen, auch werden an vier in der Geschichte des Bergwerks besonders denkwürdigen Stellen Altäre errichtet. Am Abend wird im k. k. Werkstheater gespielt und gesungen. Am Festtage selbst beginnt um neun Uhr früh der feierliche Umzug, wobei die Beamten in der Uniform, die Bergknappen in der Montur, Geistlichkeit und Volk in Festkleidern erscheinen. Der Zug, den Veteranen als Ehrenwache begleiten, bewegt sich von der Barbara- und Achatiuskirche durch die Bergstadt an den vier Altären vorbei, an deren jedem ein Evangelium gelesen und mit dem hochwürdigsten Gute, vor dem weißgekleidete Mädchen Blumen streuen, der Segen ertheilt wird. Ein Hochamt schließt die Feier am Vormittag; Nachmittags ist noch in der Kirche feierliche Vesper und dann ein Volksfest auf der Montanguts-Wiese Zemlja, wo nicht nur für



Die Achatius Procession in Idria.

verschiedenartige Unterhaltung, sondern auch für Speise und Trank gesorgt ist. Ein Feuerwerk bildet den Schluß des Festes.

Die Kirchweihfeste, das sind die Tage, auf welche ein Kirchenpatron fällt, werden auch an anderen Orten feierlich begangen — in Oberkrain bäckt man sogar für solche Feste einen eigenen Kuchen (štrukelj), der aus Weizenmehl, Rosinen und Weinbeeren oder mit Honig und Nüssen besteht —, doch sind die Kirchweihfeste nur dort von größerer Bedeutung, wo sich ein vielbesuchter Wallfahrtsort befindet; das aber ist in Krain wieder sehr verschieden. Während nämlich Innerkrain keinen namhaften Wallfahrtsort aufweisen kann, zählen Zaplaz, Primskau und Möttling in Unterkrain zu jenen Gnadenorten, zu denen die Waller aus weiter Ferne gepilgert kommen. Oberkrain hat auch hierin die Oberhand, indem es wohl ein halbes Dutzend Kirchen besitzt, zu denen viel gewallfahrtet wird (zu Dravlje, Dobrova, Großgallenberg, Ehrengruben, St. Jodok, Podbrezje).

Die noch an die alten Sonnwendfeste erinnernde Johannisfeier ist ein wundersames Gemisch von heidnischem und christlichem Brauch. Die Fußböden der Wohnstuben werden am Abend des 23. Juni mit Farrnkraut überstreut, an die Fensterladen Zweige der Spierstaude (spiraea filipendula) gesteckt, bei sinkender Nacht aber auf allen Bergen Scheiterhaufen angezündet, deren Brand stundenlang erhalten wird. Glockengeläute und das Knallen der Pistolen und Pöller mischt sich in das Singen und Jauchzen der Jugend, die vor Muthwillen wohl auch durch die Flammen springt und dabei singt:

Brenne, brenne, lichte Loh',
Schwing' dich auf zum Himmel froh!
Hier entfalte deine Macht
Und erfreu' uns diese Nacht;

Doch bescheiden sei im Haus,
Fahr' zum Schornstein nicht hinaus,
Nicht ins Dorf und nicht aufs Dach:
Gib doch unsern Bitten nach!

An der Kulpa ziehen am Johannisabend je vier Sängerinnen (kresnice) unter Anführung eines Pfeifers von Dorf zu Dorf; sie sind angezogen wie die koledniki zu Weihnachten oder vermummt nach Art der orientalischen Frauen. Auch sie singen nicht gerne umsonst; wo ihnen das begegnet, da rächen sie sich mit einem Spottlied.

Sehr verbreitet ist der Glaube, daß am Großfrauentage (15. August) auf jedem Obstbaum eine Schlange sitzt; doch hält man dafür, daß innerhalb der Frauentage (med mašami) die Luft am reinsten sei, weßhalb in dieser Zeit (15. August bis 8. September) die Winterkleider, Bettzeug und dergleichen zum Lüften ausgehängt werden.

Es mag nicht unpassend erscheinen, hier zu erwähnen, daß nahezu die halbe weibliche Bevölkerung Krains den Taufnamen: Maria (Mica, Micika, Marička) führt; die andere Hälfte theilt sich in die Namen: Agnes (Neža), Ursula (Urša), Katharina (Katra), Elisabeth (Špela), Barbara (Barba), Margareth (Marjeta), Gertrud (Jerica), Helene (Lenka), Lucia (Lucija), Aloisia (Lojza). — Bei der männlichen Bevölkerung

sind in erster Linie die Namen: Johann (Janez), Josef (Jože), Anton (Tone), Matthias (Matija), Andreas (Andrej), Martin, Franz (France), Matthäus (Matevž) vertreten, erst in zweiter Linie finden sich auch Namen wie: Stefan, Nikolaus (Miklavž), Michael



„Katzenmusik“ am Vorabend eines Namensfestes.

(Miha), Peter, Paul (Pavel), Gregor (Grega), Blasius (Blaž), Laurenz (Lorenc), Florian (Florijan). — Diese Heiligen bilden neben den erwähnten hohen Feiertagen die Fixpunkte, von denen der Krainer Bauer weiter oder zurück zählt, wenn er ein Datum angeben soll; er sagt, um ein Ereigniß gefragt, beispielsweise nur, es wäre am Tag vor St. Katharina oder acht Tage nach Martini geschehen oder am Gründonnerstag gewesen. Unter der Jugend werden die Namensfeste auf eine ziemlich drollige Art gefeiert.

Am Vorabend eines solchen Tages versammeln sich die Gespielen leise vor der Thür des zu Feiernden, ausgerüstet mit etwa vorhandenen Musikinstrumenten, sonst mit Pfannen, Topfdeckeln (Stürzen), Schäfern, Pfeifen und dergleichen. Auf ein gegebenes Zeichen bricht nun plötzlich durch das Blasen und Anschlagen all des Geräthes ein so betäubender Lärm los, daß einem Hören und Sehen vergeht. Der so Gefeierte bedankt sich für die Aufmerksamkeit gewöhnlich mit einem Glas Wasser, mit dem er die ungebetenen Musikanten begießt, wenn nicht ein Mitverschworener früher alles Wasser bei Seite geschafft hat. Man nennt eine solche Katzenmusik ofreht (wahrscheinlich eine Verballhornung von Hofrecht); der Brauch dürfte übrigens heidnischen Ursprungs sein, wie sich ja überhaupt neben dem Christenthum noch manche Reste heidnischer Bräuche und heidnischen Aberglaubens im slovenischen Volke erhalten haben. Auch die an die genannten Feste und Namen anknüpfenden Wetterregeln dem Aberglauben beizuzählen, dürfte nicht ganz gerechtfertigt erscheinen, da doch viele derselben reicher Beobachtung entsprossen sind; allein zu den abergläubischen Ansichten gehört ohne Zweifel die Meinung, daß der Freitag ein Unglückstag sei. „Wer am Freitag lacht,“ sagt man, „muß am Sonntag weinen“; doch hält man Haar- und Nägelschneiden am Freitag für gerathen, letzteres, meint man, bewahre sogar gegen Zahnschmerzen. Beim ersten Wiederläuten der Glocken am Charsamstag eilt Alles zum Wasser, denn man meint, wer sich in diesem Augenblick wasche, sei für das ganze Jahr gegen Hautausschläge gefeit. Eine eigenthümliche Ansicht ist über Meteore verbreitet. Leuchtet eine Feuerkugel auf, so glaubt man den Himmel offen zu sehen und hofft auf Erfüllung alles dessen, was man sich während der Erscheinung wünscht; im Platzen des Meteors will man das Zuschnappen der Himmelsthür hören. Wenn Jemand von einer giftigen Schlange gebissen wird, so muß er trachten, vor der Schlange zum Wasser zu kommen, denn wer sich verspätet, muß sterben. Sterben muß auch Derjenige, welcher von einem Wiesel angefaucht wird. Die Kreuzspinne dagegen kann dem Menschen Glück bringen, wenn er sie in eine Flasche bringt, in der sich die Zahlen 1 bis 90, auf Zettelchen geschrieben, befinden; die Nummern, welche die Spinne in ihr Netz zieht, kommen nämlich bei der Ziehung bestimmt heraus.

Allgemein verbreitet ist der Glaube an den Wassermann (povodni mož, Tatrman), vor dem sich besonders leidenschaftliche Tänzerinnen in Acht nehmen müssen; der Glaube an das Umherirren der Seelen jener Kinder, welche vor der Taufe gestorben sind (Movje, Navje); an Gespenster (duhovi, strahovi), unter denen die Trud (mora) eine Hauptrolle spielt; an Hexen, die einem allen erdenklichen Schaden, hauptsächlich aber durch Hagelschlag zufügen können; endlich der Glaube an Zauberer, zu denen besonders die Studenten der „schwarzen Schule“ (črne šole dijaki) gezählt werden. Durch ein unerklärliches Winseln, das durch die Luft zittert, macht sich Movje bemerkbar; wer sogleich Wasser in

die Höhe sprengt, kann es retten. Vor der Mora sucht man sich zu wahren, indem man das Schlüsselloch an der Zimmerthür verstopft; der Gespenster überhaupt erwehrt man sich, wenn man sich bekreuzt. Den Klang der geweihten Kirchenglocken vertragen die Hexen nicht; deßhalb trachtet man bei nahendem Gewitter noch immer, sie durch das sogenannte Wetterläuten zu vertreiben. Die Schüler der „schwarzen Schule“ freilich sind im Stande, all den Hexenspuk zunichte zu machen, weßhalb man sich bemüht, die Gunst Derjenigen zu erwerben und zu erhalten, welche man für solche Schwarzkünstler hält; gegen sie selbst kann man sich ja doch nicht schützen, da sie mit dem Teufel im Bunde sind.

Der Krainer liebt sein Vaterland wie irgend Einer. „Liebes Daheim,“ sagt er, „wer es recht zu halten weiß“, und meint: „Wer aus dem Lande hinaus will, mit dem sich sonnen, ist gefährlich“. Darum hat er es auch immer mit der größten Energie vertheidigt, namentlich gegen die Venetianer und die Türken; er ist ja tapfer, denn er denkt: „Besser ehrlich sterben als schmachvoll leben.“ Allein nicht nur sein engeres Vaterland, auch das Reich, dem er angehört, liebt er aus voller Seele: „Österreich über Alles,“ sang sein populärster Dichter Vodnik. Und daß er auch dem angestammten Herrscherhause von ganzem Herzen anhängt, hat er oft genug auf dem Schlachtfelde bewiesen, so daß Koseski (Pseudonym für Vessel) mit Recht sagen konnte:

„Hrast se omaja in hrib, zvestoba Slovencev ne gane.“
„Wankt auch Eiche und Berg, des Krainers Treue, die wankt nicht.“

Sein Weib schätzt der Krainer, er behauptet sogar: „Die Frau stützt am Hause drei Ecken, der Mann nur eine.“ Er ist aber auch in der Wahl seiner Lebensgefährtin meist sehr vorsichtig. Gewöhnlich läßt sich der Heiratslustige in dieser Angelegenheit von seinen Eltern oder, in Ermangelung dieser, von älteren Verwandten berathen; er überläßt denselben auch die einleitenden Schritte, die zunächst in der Brautschau (ogled), das ist in der Erforschung dessen, was die junge Frau mitbekommen könnte, bestehen. Zu dem Ende verfügen sich die Eltern oder deren Stellvertreter an einem Sonntag in das Haus der Auserwählten, nachdem sie sich vorher versichert haben, alle maßgebenden Persönlichkeiten zu Hause zu finden. Ein Gespräch über das Wetter, über die eben vorzunehmenden Arbeiten und, wenn die Jahreszeit darnach, über die nächsten Ernteaussichten leitet die Verhandlung ein. Das gibt natürlicherweise Veranlassung, über die Arbeitskräfte zu sprechen, die jedem der beiden Häuser zur Verfügung stehen, wobei begreiflicherweise die präsumtiven Brautleute nicht schlecht wegkommen. Die auf Brautschau Gekommenen rühmen selbstverständlich die Tüchtigkeit der Auserkorenen und die Angehörigen derselben, wenn sie mit dem längst durchschauten Zweck des Besuches einverstanden sind, loben wieder die anerkannte Verwendbarkeit und Arbeitslust, die Solidität und Männlichkeit des vermeintlichen Werbers. Unterbleibt letzteres, dann wissen die Besuchenden, daß sie umsonst gekommen. Erfolgt

aber Rede und Gegenrede in der angedeuteten Weise, so gibt ein Wort leicht das andere; bald findet man, daß die beiden Leutchen trefflich zu einander passen würden, daß ein Ehebund zwischen ihnen wünschenswerth wäre, daß die Begründung dieses neuen Hausstandes auf keine unübersteiglichen Hindernisse stoße u. s. w., bis bei einer Flasche Wein das Project als nicht ganz aussichtslos bezeichnet wird.

Ist die Sache so weit gediehen, dann betritt der Bursche selbst den bereits geebneten Weg, doch auch jetzt nicht gerne allein, sondern meist in Begleitung des starejšina, eines älteren und redseligen Vertrauensmanns, der zum Ordner der ganzen Angelegenheit, namentlich zum Leiter der Hochzeitsfeierlichkeit ausersehen ist. Mit diesem geht er an einem Mittwoch oder Samstag Abends in das Haus der Auserwählten, deren Eltern nun der starejšina ohne weitere Umschweife von dem Zweck des Besuches unterrichtet. Sind die Eltern und ihre Tochter dem Werber geneigt, so wird gewöhnlich schon an diesem Abend bestimmt, wann die Hochzeit stattfinden könnte, was die Braut mitbekommen soll und so fort. Da die Ausstattungen meist sehr einfach, häufig schon zum großen Theile vorbereitet sind, so wird bei günstiger Aufnahme der Werbung schon ein nächster Mittwoch oder Samstag dazu benützt, daß die Brautleute sich als solche dem Pfarrer vorstellen. Nun sind die Ehestandscandidaten vielfach mit dem Nachholen des aus dem Katechismus bereits Vergessenen und dem Ausfragen (izpraševanje) darüber im Pfarrhofe zur Genüge beschäftigt und deshalb genöthigt, die weiteren Schritte Anderen zu übertragen. Der Bräutigam wählt sich zwei Brautführer (družbi), die Braut zwei Kranzeljungfern (svatevci), beide noch einen Hochzeitsbitter (pozavčina); endlich muß auch eine erfahrene Köchin gewählt werden. Vorläufig ist jedoch das Amt der Hochzeitsbitter das wichtigste.

Diese gehen nun, nachdem sie im Hause der Braut mit Blumen und Bändern geschmückt und mit den nöthigen Weisungen versehen worden sind, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Mancherorten ist noch der Gebrauch, den einen mit einer Trompete, den anderen mit einer Trommel auszustatten, damit sie durch Lärm die Aufmerksamkeit auf sich lenken könnten, wo es nicht schon durch ihren Aufzug und die mancherlei Späße geschieht, welche sie auf ihrem Wege treiben. Auch die Einladungen, welche sie da und dort zu machen haben, bringen sie erst nach allerlei Schwänken und Scherzen unter den drolligsten Redensarten an, schließlich bittend, ja gewiß zu erscheinen und keinerlei Ausflüchte zu suchen wie die Geladenen des Evangeliums. Da die Hochzeitsbitter überall bewirthet werden, so kommen sie nur langsam vorwärts; ihr Amt dauert deßhalb, wo größere Gelage geplant sind, wohl mehrere Tage. Haben sie aber endlich ihre Sendung hier erfüllt, so ist ihre Aufgabe damit noch lange nicht gelöst: ihnen obliegt nämlich auch die Schlachtung der Thiere, deren Fleisch beim Schmause verzehrt werden soll, die Herbeischaffung des Weines, der dabei getrunken werden könnte, die Beistellung des

nöthigen Eßgeschirrs, überhaupt die Besorgung der nöthigen Tische und Sitze; endlich sind die Hochzeitsbitter diejenigen, welche beim Mahl die Gäste zu bedienen haben.

Am Vorabend des entscheidenden Tages versammeln sich die Nachbarn im Hause des Bräutigams, um festzustellen, wie viele Wagen erforderlich und wer den, wer jenen fahren werde. Am Hochzeitstag selbst herrscht große Bewegung in und vor dem Hause des Bräutigams; Wagen auf Wagen mit bunt geschmückten Pferden kommt daher gefahren, weithin schallt das Geklingel der Schellen, das Knallen der Peitschen und das Krachen der Pistolen. Durch das Abfeuern der letzteren besonders soll der Nachbarschaft die Bedeutung des Tages kundgegeben werden. Dem Krainer scheint überhaupt jede Feier erst vollständig, wenn dabei geschossen wird. Bei dem Streben, recht starke Detonationen hervorzubringen, wird das Geschütz oft überladen, infolge dessen es häufig platzt und nicht geringe Verletzungen der Umstehenden verursacht.

Nach eingenommenem Frühstück ordnet sich der Zug und lustig geht es nun, unter Anführung des starejšina, zum Hause der Braut. Doch bei diesem angelangt, findet man es fest verschlossen, keine lebende Seele scheint darin zu sein. Auf wiederholtes Klopfen läßt sich endlich doch ein mürrisches: „Wer ist es? Was wollt ihr?“ aus dem Innern hören. Auf die Antwort des Führers, es wären gute Freunde, welche hier ein Lämmchen suchen, das ihnen abgeht, — oder es wären Gärtner, welche einer seltenen Blume nachforschen, die hier blühen soll, wird das Thor halb geöffnet und der Hausvater erscheint, um mit den Angekommenen ein längeres Examen, bestehend in allerlei Räthseln und kniffigen Fragen, anzustellen. Er scheint mit den Antworten zufrieden zu sein, denn er zeigt sich willfähriger, führt jedoch den Werbern nur ein altes Weib vor, fragend, ob das die gesuchte Blume sei. Der Ordner geht in den Scherz ein, weist aber das Weib den Musikanten oder einem der Gäste zu und beharrt auf seiner Bitte um die eigentlich Gesuchte. Selbstverständlich wird diesem Wunsche bald willfahrt und der ganze Zug bewegt sich nun wie im Triumphe zur Kirche.

Nach vollzogener Trauung fährt Alles dorthin, wohin einer der beiden Theile zugeheiratet hat. Auch auf diesem Wege bieten sich, namentlich wenn fremde Dörfer passirt werden müssen, oft Schwierigkeiten dar; die jungen Bursche legen gerne den Neuvermählten Balken quer über die Straße oder ziehen Seile darüber, auf solche Weise eine Art Mauthschranken bildend, welcher erst entfernt wird, wenn die Fahrenden durch ein Geschenk sich loskaufen. Muthwillige Knaben aber singen mitunter Spottlieder, wie:

Mitze, Mitze, Matze,
Weib, du bist 'ne Katze!
Wolltest du nur sterben,
Mir die Haut vererben;

Möcht' die Haut verkaufen
Wohl um Goldes Haufen,
Und das Geld verschlemmen —
Eine andere nehmen.

Wo sie hinkommen, wird die Neuvermählte an der Schwelle von der Köchin mit einem Laib Brod und einem Messer empfangen; sie ergreift beides und durchschneidet das Brod zum Zeichen, daß sie von nun an hier Brod backen und vorschneiden werde. Hierauf wird der Zugeheiratete von seinem Ehegemahl den Eltern vorgeführt mit der Bitte, den neuen Hausgenossen freundlich aufzunehmen, was selbstverständlich immer geschieht und häufig tief rührende Scenen veranlaßt.

Nun geht es zum Hochzeitsmahl, bei dem gewöhnlich die Hochzeitsbitter Aufwärterdienste versehen. Anfangs wird von Alltagsdingen gesprochen: wenn jedoch das Nahrungsbedürfniß befriedigt ist und der Wein die Stimmung etwas gehoben hat, dann gehen die Trinksprüche bunt durcheinander, es wird gescherzt und gelacht, es werden Anekdoten erzählt und Räthsel aufgegeben, als: „Wie viele Sprossen hat die Himmelsleiter? (A. 10, der Dekalog.) — Auf welcher Straße ist noch Niemand gefahren? (A. Auf der Milchstraße.) — Was thun wir Alle, bevor wir aufstehen? (A. Wir legen uns.) — Was fehlt einem guten Schuh? (A. Das Paar) — u. s. w." Auch Gesang und Tanz unterbrechen angenehm das Gelage: kurz, es bemächtigt sich Aller eine ungebundene Fröhlichkeit, die umso größer ist, je besser es der starejšina, der die Seele des Ganzen, versteht, immer Neues in Gang zu bringen. Wann ihm die Stimmung am günstigsten scheint, eröffnet er die Sammlungen der Spenden für die Braut, für die Musikanten und für die Köchin. Die Sammlung für die Braut wird meist von einem der Musikanten mit versificirten Apostrophen an die Gäste begleitet, wie:

„Vojarna (Brautmutter)! was ihr schenket,
Man freundlich euch gedenket."

„Tovarš (Brautvater), kein schlechter Zahler,
Gibt einen harten Thaler!" u. s. w.

Ist die Nacht schon vorgeschritten, so suchen die Näherwohnenden ihre Schlafstellen daheim auf; die Gäste aus der Ferne finden eine Ruhestätte im Festhause oder einem Wirthschaftsgebäude. Am nächsten Morgen versammeln sich Alle wieder und Schmaus und Unterhaltung nehmen ihren nur wenig unterbrochenen Fortgang wieder auf, denn die ganze Feier dauert bei reichen Leuten gewöhnlich vom Sonntag oder Montag bis zum Freitag. Den Schluß der Mahlzeit bildet ein großer Kuchen (pogača) oder eine Schüssel Klöße (štruklji). — Bei der ärmeren Classe ist freilich vieles einfacher, auch weisen die verschiedenen Landestheile mancherlei Varianten auf.

Allgemein ist der Gebrauch, daß der Freier erst einen Werber (snubač) vorausschickt und nur, wenn dieser günstig aufgenommen worden, selbst auftritt. Die Hochzeitsbitter werden meist nur mit Blumensträußen und Bändern geschmückt; bei einfacheren Verhältnissen besorgen dieses Amt der Bräutigam (ženin) mit dem Brautführer (drug) einerseits, die Braut (nevesta) mit der Brautführerin (družica) anderseits. Da entfällt auch die vojarna, es vertritt sie die leibliche Mutter der Braut oder des Bräutigams,

doch niemals fehlt der starejšina, ein gesetzter, findiger Mann, dem die Leitung der ganzen Hochzeitsfeier obliegt. Das Brautkleid ist nicht weiß, sondern bald von lichter, bald von dunklerer, doch in der Regel nur von einer Farbe, das Haar der Braut ist dagegen mit bunten Bändern durchflochten, zwischen welche Rosmarinzweige gesteckt werden. Je weiter gegen Süden und Südosten von Krain, desto mehr herrscht das Bunte



Weiße Krainer.

vor, am meisten an der Kulpa. Während im Innern des Landes die Braut oft außer den Rosmarinzweigen im Haar nur ein schwarzsammtenes Stirnband noch trägt, erhält bei den weißen Krainern die Braut einen eigenthümlichen Kopfputz (šapelj), bestehend aus Flittergold und Glasperlen. Wo die Mittel es nicht gestatten, mehrere Musikanten zu dingen, da begnügt man sich mit einem Geiger (godec), der dann gewöhnlich auch die Rolle des Lustigmachers übernimmt, allerlei Schnacken und Schnurren erzählt (deßhalb godčeva = ein Geigerstücklein), Spottlieder singt (zabavljice), zum Tanze aufspielt, auch in einem drolligen Aufzug, mit zerbrochenem Kochgeschirr ausgerüstet, für die Köchin

eine Collecte veranstaltet, schließlich aber auch für sich unter allerlei Schwänken Gaben sammelt. In solchen Fällen ist natürlicherweise die ganze Feierlichkeit an einem Tage beendet. Heiratet Jemand zum zweitenmale, so geschieht es nicht selten, daß die muthwillige Jugend das Brautpaar auf seinem Gange mit einem Charivari begleitet. Auch die Eckensteher (voglarji), welche jedes Hochzeitshaus als ungeladene Gäste umlungern, treiben allerhand Schabernak, bis sie mit einer reichlichen Gabe Wein befriedigt werden.

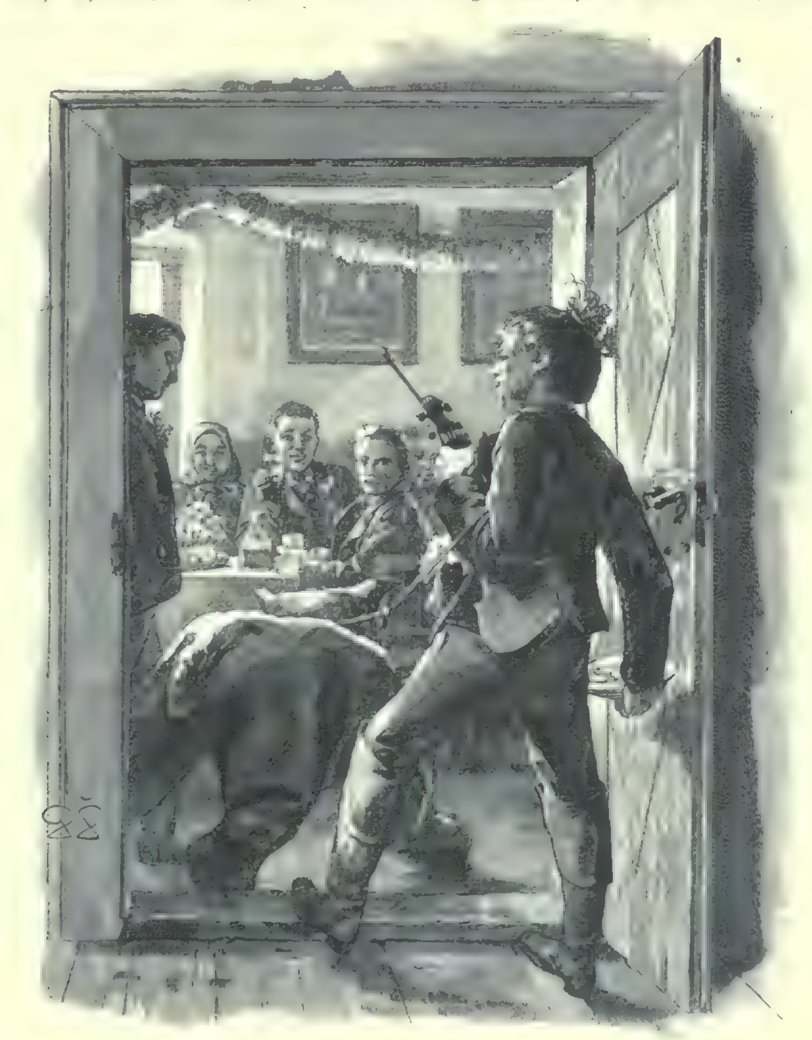
Doch mag auch das Gelage je nach den Verhältnissen des neuen Ehepaares sich richten, hier kurz und einfach, dort weitläufig und opulent sein; die gegenseitigen Geschenke bestehen meist nur in seidenen Tüchern, selbst die Eheringe sind häufig nicht aus Gold, sondern aus Silber. Denn der Slovene ist, wenn auch im Essen und Trinken nicht immer mäßig, doch sonst im Allgemeinen sparsam; er weiß ja: „Nach Faden sammelt sich das Vermögen, nach Seilen verliert es sich"; auch meint er: „Besser ein erspartes Ei als ein verzehrter Ochs". Und hier ist wirklich oft das Ei erspart, aber der Ochs verzehrt. Denn der Slovene ist nicht nur ehrgeizig und behauptet: „Ein guter Ruf reicht ins neunte Dorf," sondern er ist auch von Prahlsucht nicht ganz freizusprechen, das heißt, er spart lieber an den Seinigen, nur um sich Anderen gegenüber zeigen zu können.

Einen eigenen Tanz haben die Slovenen nicht; was auf Hochzeiten, Kirchweihen oder sonst im Lande getanzt wird, ist die Polka oder ein verwilderter, theilweise an den Czardas erinnernder Walzer. Nur zwischen dem Uskoken-Gebirge und der Kulpa kommt wohl auch der südslavische Kolo vor.

Die Weiber obliegen meist bis zum letzten Augenblick ihrer gewohnten, nicht immer leichten Arbeit, und selbst wenn ihre Stunde kommt, leistet ihnen häufig nur die Mutter oder sonst eine ältere Frau Beistand. Der Mann aber, und selbst der ärmste, sorgt in dieser Zeit dafür, daß es der Wöchnerin nicht an Wein fehle.

Seine Kinder liebt der Krainer und schreckt selbst vor einer größeren Anzahl nicht zurück, denn er tröstet sich: „Zehn wohlgerathene Kinder elf Glücksfälle"; seine Frau hält er deßhalb um so höher. Doch wird den Kindern keine besondere Pflege zutheil, nur werden sie gewöhnlich bis zum ersten Jahr hin gesäugt; die sagenhaften Recken Klepec und Štempihar sollen sogar bis ins siebente Jahr gestillt worden sein. In den ersten Jahren läßt man die Kinder im bloßen Hemde umherlaufen; alles, was in dieser Zeit für sie gethan wird, ist, daß sie von der Mutter beten lernen. Aber schon mit fünf, sechs Jahren werden sie als Hirten verwendet, wo dieses Geschäft nicht etwa ein Greis versieht, der keine schweren Arbeiten mehr verrichten kann, — Gemeindehirten sind nämlich in Krain nicht üblich. So müssen denn Kinder und Greise bei der Arbeit aushelfen; denn im Allgemeinen haßt der Slovene den Müßiggang, der ihm „des Teufels Fangnetz" scheint. Hat er doch auch seine Frau nicht auf dem Tanzboden, sondern bei der

Arbeit kennen gelernt, denn das sogenannte Fensterln ist im Lande nicht Sitte. Vielmehr besucht der Bursche das Mädchen, auf das er ein Auge geworfen, in der Spinnstube, wo er nach Thunlichkeit mithilft. Darum verlangt er auch als Hausvater, daß in der



Geiger, zugleich Lustigmacher bei allerlei Festlichkeiten.

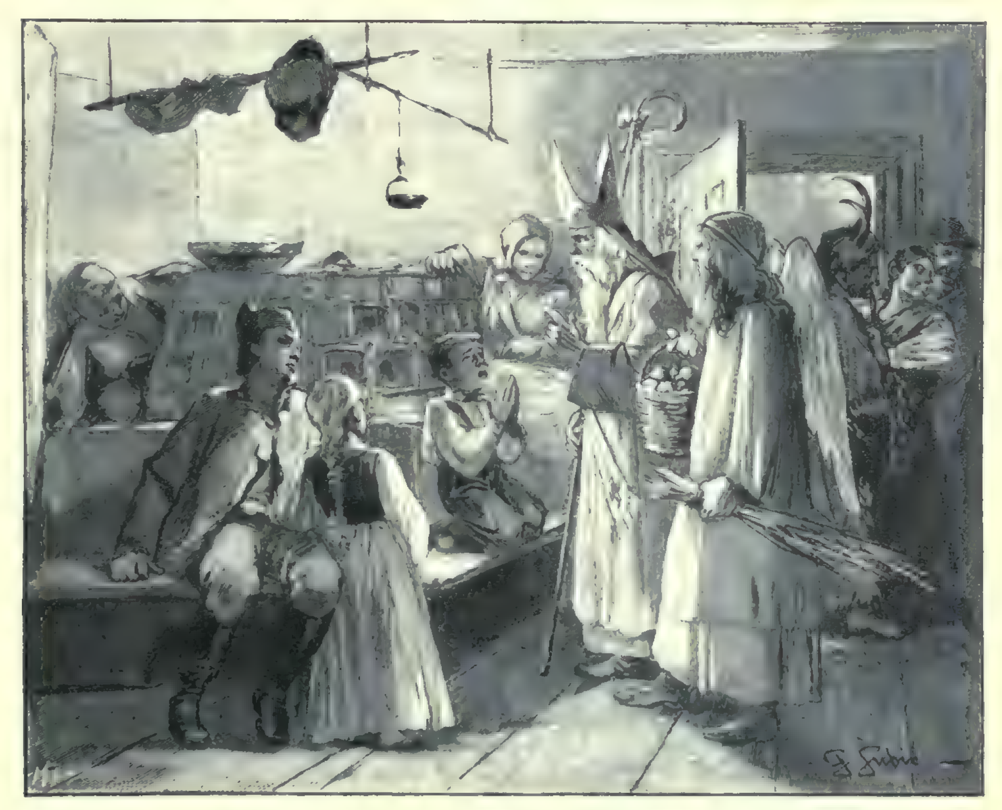
besseren Jahreszeit Alles zugreife, die Kinder nicht ausgenommen. Diesen bleibt trotzdem noch genug Zeit, ihre Jugend zu genießen und sich mit ihresgleichen zu vergnügen.

Zu den beliebtesten Kinderspielen in Krain gehören: das Klettern, vornehmlich auf den Maibaum (mlaj), der gewöhnlich erst zu Frohnleichnam aufgerichtet wird; das Richterspiel, wobei es auf das Errathen Desjenigen ankommt, der Einen ungesehen geschlagen hat; das Hüpfen auf einem Bein über in den Boden gerissene Striche (Šolanje);

der Ballschlag (žogo biti); das Schlagen von an beiden Enden zugespitzten Hölzchen (klinčkati); das Spielen mit Schusserkügelchen („frnikole“ igrati); das Farbenspiel, wobei es auf das Errathen der Farbe ankommt, die Jemand gewählt hat, und dergleichen. — Und wenn der Winter kommt, dann ist es zunächst das Nikolaifest, das die Kinder interessirt; sie zittern zwar vor den Barteln (parkeljni), die in umgewendeten Pelzen, mit schwarzen Larven vor dem Gesicht und gewaltigen Rindshörnern auf den Köpfen daherbrüllen und mit den ihre Hände umschließenden Ketten rasseln; voll Angst geben sie auf die Fragen des würdigen Nikolo (Miklavž) verworrene Antworten; allein wenn der Rummel vorüber, dann freuen sie sich auf die Bescherung, die ihnen während des Schlafes werden soll und für die sie nicht nur Teller und Schüsseln, sondern auch Mützen und Stiefeln aufstellen. — Kommt dann das Fest der unschuldigen Kinder (28. December), so ziehen sie mit zusammengeflochtenen Weidengerten von Haus zu Haus, Alle schlagend, von denen sie ein Geschenk erwarten, und ihnen „frisch und gesund!“ wünschend (tepeškati). — Im Fasching aber wird ein Schneemann (pust) errichtet, mit einer scheinbaren Tabakspfeife im Mund und einem Stock in der Hand; je gelungener die menschliche Figur nachgeahmt ist, desto größer die Freude.

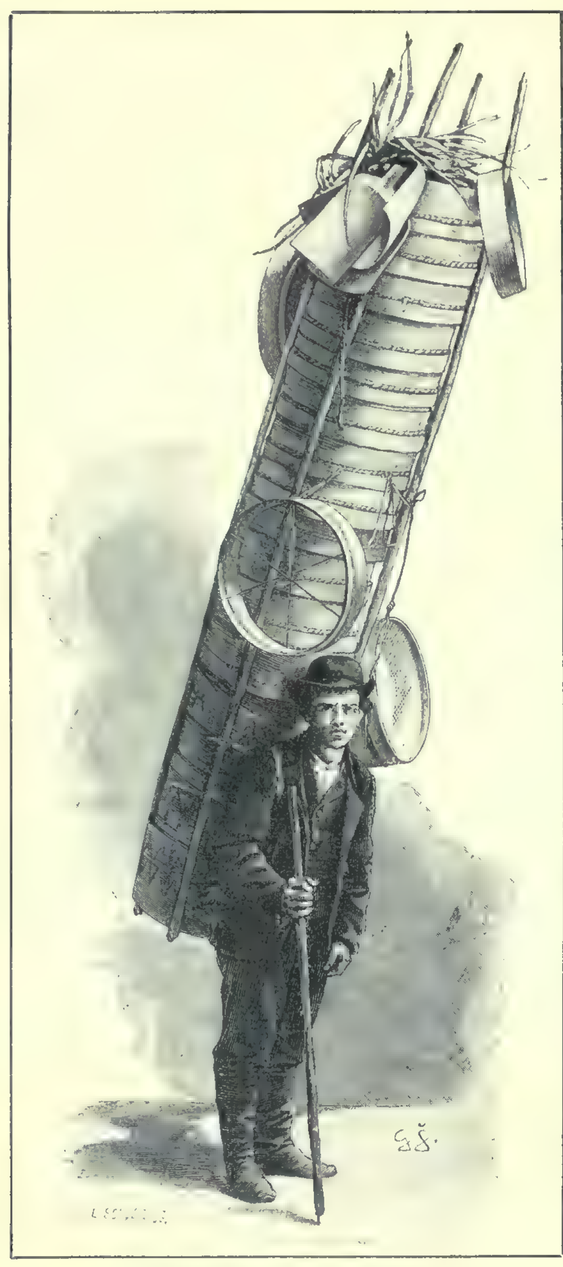
Doch wie der Junge heranwächst, wird er immer mehr zur Arbeit herangezogen. Läßt ihm auch der Vater sonst ziemlich seinen Willen — er sagt ja: „Der Sohn mein, der Kopf sein“ — so wird ihm doch keine Anstrengung erlassen, wo es sich um die Bestellung des Feldes, um die Wartung des Viehes oder um sonstigen Erwerb handelt, und namentlich im letzteren ist der Krainer ebenso erfinderisch wie ausdauernd. Es ist hier nicht der Ort, von der Gewerbthätigkeit des Volkes zu sprechen, doch möge die Bemerkung gestattet sein, daß manche Erzeugnisse des krainischen Gewerbefleißes, wie die Haarsiebe von Stražiše, die Holzwaaren von Reifnitz, weithin versendet werden. Unter ihren Stammesgenossen hausiren die Erzeuger selbst mit ihrer Waare, und es gewährt oft einen höchst seltsamen Anblick, wenn man etwa einen Reifnitzer, mit seinem trockenen Kram (süha roba) auf dem Rücken, daherkommen sieht. Die verschiedenen Schäffer, Reitern und andere Holzgegenstände sind so in einander geschoben und aufgethürmt und überragen ihren Träger so sehr, daß dieser aus einiger Entfernung wie ein wandelndes Riesenteleskop aussieht. Niemals jedoch zeigt sich die Ausdauer des Krainers in so hervorragender Weise als beim Billichfang, denn er muß auf dieser Jagd die Nacht zu Hilfe nehmen, und zwar gerade im Herbst, also zu einer Jahreszeit, wo schon der Tag seine Kräfte zur Genüge in Anspruch nimmt. Wenn es nämlich ein buchelreiches Jahr gibt, was freilich im besten Falle nur etwa alle fünf Jahre eintrifft, da die Buche nicht jedes Jahr Frucht trägt, dann treten in den Inner- und Unterkrainer Wäldern die Billiche (Mioxus Glis, der Siebenschläfer) in solcher Menge auf, wie kaum noch in irgend einer anderen Gegend

des gemäßigten oder südlichen Europa. Das ist nun eine Gelegenheit, welche der Krainer, der behauptet: „Für den Fleißigen liegt hinter jedem Busch ein Stück Brod, unter jedem Stein ein Kreuzer“, nicht ungenutzt mag vorübergehen lassen. Kann er doch, wenn er es geschickt anstellt, einige Hunderte dieser Thierchen fangen, und das ist doch kein unbedeutendes Erträgniß, da das Stück mit 10 bis 20 Kreuzern bezahlt wird. Dieser Preis wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß das Billichfett in Krain für ein Universal-



Nikolo.

Heilmittel gegen äußere und innere Schäden, ja sogar als ein Specificum bei Lungensucht gehalten wird, daß das Fleisch eine beliebte Speise, namentlich in Verbindung mit dem etwas trockenen Maismehl, liefert, daß endlich das Fell als ein ebenso treffliches wie billiges Pelzwerk geschätzt wird, gehört doch die Billichmütze seit Jahrhunderten zur winterlichen Volkstracht des krainischen Bauern. Darum wird auch die Jagd auf diese Thierchen, nach denen sogar einige Ortschaften, wie Billichberg, Billichgraz benannt sind, in allen dem Billichfang günstigen Jahren mit großem Fleiße betrieben. Etwas mag zu diesem Eifer wohl auch der Umstand beitragen, daß die an sich nicht beschwerliche, nur



Reifnitzer mit Sieben auf dem Rücken.

die Aufopferung der Nachtruhe erfordernde Arbeit den Reiz einer nächtlichen Campagne für sich hat. „Man denke sich die Majestät eines üppigen Buchenwaldes, das von Fackeln beleuchtete bereits fahle Laub der Baumkronen, die Colonnaden der sich im Hintergrunde verlierenden Stämme und die im Vordergrunde wuchernden Farrnbüsche, dazu das tolle Treiben der von Ast zu Ast hüpfenden, im gierigen Fraße knurrenden Billiche, das unablässige Fallen der abgelösten Buchelhülsen, endlich die nach und nach erwachenden unheimlichen Schnalzlaute der Nachteulen" — so hat man die volle Scenerie, die den Billichfänger umgibt, während er begierig auf das Zuklappen der aufgestellten Fallen horcht. Eine solche Falle (samojster) besteht im Wesentlichen aus einem ausgehöhlten, viereckigen Stück Holz von ungefähr 25 Centimeter Länge und 10 Centimeter Breite. Die Höhlung ist durch einen leicht beweglichen Schuber schließbar, welcher beim Aufstellen mittelst einer Schnur, an deren Ende ein Stützhölzchen mit dem Köder sich befindet, in die Höhe gezogen, bei Berührung des Köders aber durch einen elastischen Holzbogen zugeschnellt wird. Als Köder dient entweder frisches Obst oder in Öl getränktes Dürrobst, die Fallen werden theils um die als Billichhöhlen (polšine) bekannten Erdlöcher gelegt, theils auf Stangen befestigt an die Baumstämme angelehnt. Die erlegten Thierchen werden auf Ranken der Waldrebe, welche man durch

ihre Schnauzen zieht, gereiht und der heimkehrende Jäger behängt sich mit diesen eigenthümlichen Fruchtgewinden, daß ihm die Billiche wie ein Mantel von den Schultern hängen. — Der Krainer sucht nicht nur zu erwerben, er trachtet auch das Erworbene zu erhalten, obschon er, wie erwähnt, meint: „Nach Faden sammelt sich das Vermögen, nach Seilen verliert es sich“; er ist sparsam, wenn auch nicht geizig. Er ist für seine Person genügsam und hält auch die Seinigen dazu an; denn er sagt: „Kurzes Nachtessen, langes Leben.“ Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Hülsenfrüchten, Knollengewächsen und Kraut neben einer eigenen Art Mehlsuppe (močnik) und seinem Lieblingsessen, dem Heidesterz (ajdovi žganci), einem Seitenstück zur Polenta der Südländer, wohl auch schon der Innerkrainer. Allein das hindert ihn nicht, oder vielmehr befähigt ihn eben, gegen Fremde sich gastfrei zu erweisen. Wenn schon der Bettler nicht leicht ohne Gabe von der Thüre gewiesen wird, so wird dem Gast das Beste vorgesetzt, was Küche und Keller vermögen. Es heißt ja: „Hungers sterben ist schlimmer als verbrennen“. Ja, wenn es in den Weingegenden, namentlich in Unterkrain, ein gutes Jahr gegeben hat, da kommt man dort im Herbst bei einem offenen Weinkeller nicht so leicht vorbei. Da wird auch der nicht Durstende eingeladen auf ein Glas Wein, aus dem gewöhnlich mehrere werden. Ist es eine gute Qualität, dann hört man wohl das Prahlerische: „Kostet mal, was wir heuer erfechst“; ist es eine geringere Sorte, so heißt es nur: „Kostet, was uns Gott beschert hat“.



Lacker Bauer mit Zwerchsack.

Wie diese Fechsung oder Gabe Gottes zuweilen verwendet wird, davon wissen leider einige Unterkrainer Bezirksgerichte nichts Erfreuliches zu melden. Denn während der Oberkrainer, wie der Alpenbewohner überhaupt, mehr aus natürlichem Drang, seine Kraft zu bethätigen, gerne rauft, so verspürt diese Lust der Unterkrainer, sobald er Wein getrunken hat, dann aber wird er mitunter auch gar zu gewaltthätig. Dieser unselige Hang hat schon mehrere ins Verderben gebracht als andere Laster, wie der Slovene eher raubt als stiehlt. Denn im Ganzen ist er ein offener, ehrlicher Kerl, er liebt ebenso die Wahrheit, wie er den Betrug haßt. Er weiß ja: „Wo die Lüge zu Mittag speist, dort ißt sie nicht zu Abend." Auch behauptet er: „Zwischen Recht und Unrecht gibt es keinen Mittelweg" und meint: „Maß und Gewicht hilft in den Himmel". Allein obschon er selbst ehrlich ist, hält er nicht viel von der Rechtlichkeit Anderer; er vertraut oft kaum den Seinen, gegen Fremde ist er sehr mißtrauisch. Um im Handel nicht übervortheilt zu werden, bedient er sich gerne eines Zwischenhändlers (mešetar), der Käufer und Verkäufer zusammenzubringen, diesem zur Ermäßigung des Preises, jenem zur Erhöhung des Anbotes zu rathen und beide zur Abschließung des Handels zu drängen hat. Oft dauert eine solche Scene stundenlang, der Käufer entfernt sich, der Unterhändler bringt ihn wieder zurück und redet beiden neuerdings zu, dem Einen wie dem Anderen die Vortheile auseinandersetzend. Das viel Reden macht ihn dürsten, er ladet die beiden Parteien zum Wein; der Verkäufer versteht den Wink und läßt Wein bringen, oder alle drei gehen ins Wirthshaus. Hier endlich wird der Handel abgeschlossen, nachdem auch der Käufer Wein hat bringen lassen. Der mešetar ist natürlicherweise bei diesem Kauftrunk (likof) nur Schmarotzer und erhält noch schließlich von beiden Theilen für die geleisteten Dienste irgend ein Geldstück.

Sucht sich aber der Krainer vor Betrug zu schützen, so lehnt er sich noch mehr gegen jede Verkürzung seiner Rechte auf, ja schon der bloße Schein einer Übervortheilung regt ihn zu vollem Widerstande an und er jubelt in seltener Befriedigung auf, wenn es sich zeigt, daß er recht hat (pravica se je skazala!). Man kann es nicht leere Proceßsucht nennen, es mag vielmehr ein hervorragender Rechtsinn sein, der den Slovenen oft drängt, Advocat und Gericht zu beschäftigen, Haus und Hof aufs Spiel zu setzen, um zu seinem vermeintlichen Recht zu gelangen. Auch vor gewaltthätiger Selbsthilfe scheut er nicht, wenn er meint, daß ihm ein Unrecht geschehen. Sonst ist er gegen den Nachbar dienstfertig bis zum äußersten; Hab und Gut stellt er ihm zur Verfügung, den Ochsen leiht er ihm wie der eigenen Arme Kraft, er sagt: „Du für mich, ich für dich, Gott für Alle."

Diese Hilfebereitschaft dürfte wohl ein altes Erbstück des Slovenen sein, Neuerungen ist er schwer zugänglich. Wie lange brauchte es, bis statt der Brache die Wechselwirthschaft so ziemlich allgemein wurde! Der Lacker webte schon lange nicht mehr das Tuch für seine Landsleute, ging aber doch nie ohne den kleinen Webekamm im Zwerchsack aus. Mit den



Der Billichfang der Inner- und Unterkrainer.

Webestoffen aus anderen Ländern kam auch mancher neue Kleiderschnitt nach Krain, doch die lederne Kniehose mit den hohen Röhrenstiefeln, der kurze, nur an die Lenden reichende Oberrock (kamžola) über der vielknöpfigen Weste, der Schafpelz und die Billichmütze im Winter haben sich in der slovenischen Männerwelt bisher erhalten. Bei den Weibern ist zwar die Haube mit der breiten schwarz- oder goldgestrickten Borte und der im Bogen herabhängende Gürtel nurmehr selten zu sehen, dagegen ist das große weiße Kopftuch (peča), welches so um den Kopf geschlungen wird, daß ein langer Zipfel über den Rücken hinunterhängt, wie das seidene, Brust und Nacken bedeckende Halstuch (ruta) noch immer gebräuchlich.

Doch nicht nur in der Kleidung, sondern auch in Sitte und Brauch ist schon mancher Wechsel eingetreten. Dem Ernst unserer Tage mußte der Humor früherer Jahrhunderte schon vielfach weichen. Wohl gilt noch immer: „Von des Armen Mastschwein und des Reichen Krankheit wird viel geredet", oder: „Wessen Dach schadhaft ist, der bittet nur um schönes Wetter", oder: „Goldene Waffen, sicherer Sieg". Allein das Sprichwort: „Das Brod ist nur theuer, wo kein Geld ist" hat bei der zunehmenden Verarmung des Volkes ein trauriges Übergewicht im ersten Theile erhalten. Aus demselben Grunde ist das Sprichwort: „Um eine Mücke webt die Spinne nicht ihr Netz" nur noch giltig, wenn man es bejaht. — Wohl bedient sich noch der Krainer zuweilen mancher Schimpfwörter, wie: Avša (= Tölpel), šentana para (= verdammte Mähre), božji volek (= Herrgotts Öchslein) u. s. w., die er im aufwallenden Zorn gegen Taugenichtse ausstößt. Allein das Hänseln der Weixelburger mit „der angeketteten Schnecke", der Reifnitzer mit dem „Aufs Hungern dressirten Pferde" und dergleichen wird kaum noch gehört. — Zwar hängen Brechlerinnen noch immer dem Vorübergehenden gerne einen Flachsschweif an und am Faschingdienstag wird noch mancherorten ein in Lumpen gehüllter Strohwisch als Prinz Carneval (kurent) „begraben", das ist verbrannt oder ins Wasser geworfen. Allein die Äpfel- und Lebkuchenkanonade, mit welcher an jedem Ostermontag die Jugend in der sogenannten Türkenschanze, einer Sandgrube bei Laibach, bedacht wurde (zur Erinnerung an den hier 1584 über die Türken erfochtenen Sieg), hat mit dem Jahre 1872, da man das erwähnte Terrain zum Friedhof einbezog, von selbst aufgehört. Ebenso ist die Gewohnheit, die heiratsfähigen Junggesellen und Jungfrauen am Aschermittwoch zum Blockziehen (ploh vleči) zu verhalten, schon gänzlich erloschen.

Noch hat sich der Gebrauch, jedes Kind gleich nach der Geburt zur Taufe zu tragen, um es möglichst bald der Christengemeinde einzuverleiben, in Krain allgemein erhalten, wie auch der Taufschmaus am achten Tage nach der Geburt (sedmina). Doch andere Bräuche, welche auf die Erforschung der Zukunft des Kindes oder auf die Feiung desselben gegen allerlei Übel abzielten, eine Erhöhung der Tauffeier oder eine Festigung des



Volkstrachten aus Krain: Slovenen.



Verhältnisses zwischen Eltern und Pathen bezweckten, sind im Abnehmen begriffen. Aber heute noch ist es allgemein Sitte, daß bei einem Todesfall sich die Nachbarn am Abend im Hause des Verstorbenen versammeln, für ihn beten und heilige Lieder singen, noch pflegen die Uskoken die Leiche auf jene Stelle der Stubenbank zu legen, wo der Lebende



Blockziehen der Ledigen am Aschermittwoch.

gesessen hat, und dem Eingesargten eine kleine Larve aufs Gesicht zu legen, noch wird nach dem Begräbniß den Verwandten ein Leichenmahl gegeben. Doch wie bei den Uskoken und weißen Krainern die Klageweiber schon ziemlich abgekommen, so sind manche Gewohnheiten, welche die Würde des Todten und die Bedeutung des Verlustes darlegen oder den Verwandten das Beileid ausdrücken und Trost spenden sollten, schon vielfach im Verlöschen begriffen. Nur ist noch allgemein Sitte, dem Verstorbenen irgend etwas Liebes

in den Sarg zu legen und eine Handvoll Erde ins Grab zu werfen, auf dem Heimwege aber kann man wohl hören: „Die Alten mäht der Tod, die Jungen schießt er“, oder auch: „Das menschliche Leben ist wie ein Regentropfen an einem Zweige“.

Mythen, Sagen und Volkslieder der Slovenen.

Märchen und Sage, zwei nur der Form nach verschiedene Erzeugnisse des schaffenden Volksgeistes, enthalten bei den Slovenen Krains eine Fülle mythologischer Anschauungen, Überreste des alten heidnischen Götterglaubens. Es liegt in der Natur der Sache, daß das siegende Christenthum seine Macht gegen die Hauptgottheiten der Neubekehrten richtete, sie entweder vollständig aus dem Gedächtniß des Volkes verdrängend oder ihnen, zu Dämonen umgewandelt, ein kümmerliches Dasein im Bereiche des Volksaberglaubens anweisend. Daher finden wir in der traditionellen Literatur der Krainer Slovenen nur spärliche Überlieferungen, die uns die alten Götter vorführen. Hingegen behaupteten sich, weil von der Kirche weniger beachtet, die mythischen Wesen niederen Ranges in der Phantasie des Volkes und leben noch heutzutage auf den Höhen der Berge und Wälder, im Thalesgrund, in der Tiefe der Seen und Flüsse.

Als die wichtigsten obenan zu stellen sind die Sonnenmythen. Der stets siegreich endende Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, wie er in dreifacher Erscheinung immer wiederkehrt, als Kampf der Sonne gegen die heranziehende Gewitterwolke, der täglich sich erneuende Streit des Himmelsgestirnes gegen die Dunkel der Nacht, endlich der einmal im Jahresringe zum Abschluß gelangende Proceß der Abnahme der Sonnenkraft, ihr völliges Unterliegen, der Sieg der jugendlichen Frühlingssonne über die ihr feindlichen Dämonen des Winters, — das ist der Hauptinhalt aller Sonnenmythen. Das Himmelslicht ist in verschiedenen Wunderdingen zu erkennen, die der Heldenjüngling gewinnen muß. Es ist ein Apfelbaum, der täglich einen goldenen Apfel trägt; dieser wird von der Vila (Wolke) gestohlen. An Stelle der Vila tritt ein böses Weib oder der goldgefiederte Vogel Vedomec, der Alles weiß. Das goldmähnige Zauberpferd aus dem neunten Lande, die goldene Flüssigkeit, mit der sich der Held die Haare golden färbt, sind Symbole des goldenen Sonnenlichtes. Der versiegende Schloßbrunnen, der absterbende Goldapfelbaum, die siechende Königstochter sind Bilder des dahinwelkenden Sonnenhelden, der abnehmenden Kraft des Jahresgestirnes. Der Heldenjüngling erscheint als Ritter in goldglänzender Rüstung, der die Feinde dreimal besiegt und sich eine holde Braut erringt. Diese ist von solcher Schönheit, daß sie anstatt der Thränen funkelnde Demanten weint und Blumen ihrem lächelnden Munde entsprießen.

Die Lichterscheinungen, bisher noch Wunderdinge und Wundermenschen, werden ganz anthropomorphisch dargestellt. Die der Macht des Winters unterliegende Natur ist

die Jungfrau, die als jährliches Opfer dem Drachen preisgegeben wird: Marjetica, von ihrer Stiefmutter dem Drachen geopfert, wird von ihrem Bruder, dem heiligen Georg, gerettet, indem sie ihren goldenen Gürtel über das Unthier wirft, wodurch es vom Helden gebändigt und erschlagen wird. Die Jungfrau wird geraubt vom Winterdämon Trdoglav, von den Pesoglavci, welche sie so lange in ihrem Schlosse gefangen halten, bis ein junger Königssohn sie befreit. Mit dem Teufel, der ein Mädchen geraubt, ringt ein Schmied, so stark wie zwölf Gesellen, und entreißt ihm die Beute. Dasselbe Motiv wird auch auf historische Personen übertragen. Raub und Errettung schöner Frauen ist ein beliebtes Sujet des Volksliedes und der Volkssage geworden, wobei auf Kralj Matjáž hingewiesen werden möge.

Den Raub der Erdenjungfrau vertritt ein neues Motiv: die Versteinerung, Verzauberung in Thiere, als Hund, Igel, Hirsch, Schlange. Dementsprechend ist die Errettung Wiederbelebung des erstarrten Königreiches oder Rückverwandlung in die ursprüngliche Menschengestalt. Die Entzauberung gelingt nicht immer, der dazu Auserwählte ergreift die Flucht. Sie vollzieht sich allmälig, indem der Held allerlei nächtlichen Spuk mannhaft aushält, oder durch wiederholte Schläge mit der Haselgerte. Diese ist die Wünschelruthe, die verzaubert und den Zauber bannt, verborgene Schätze öffnet und das Wasser theilt, daß man trockenen Fußes hindurchgehen kann. Sie kann ersetzt werden durch Wunder- und Zauberkräuter, von denen die Springwurzel genannt sei. Die Errettung wird durch die Ehe, das alte mythische Symbol der Vereinigung der jungen Frühlingssonne mit der neuerwachten Erdenbraut, besiegelt.

Wider lichte Wesen erheben sich ihnen verwandte, die jenen zum Verderben gereichen. Die Stiefmutter verfolgt die Stieftochter, legt ihr schwierige Arbeiten auf, welche der Verfolgten mit wunderbarer Hilfe (Thiere, Christus) gelingen. Die Schwiegermutter verleumdet ihre Schnur beim abwesenden Gemal, daß sie ihm statt eines schönen Knäbleins einen schwarzen Kater geboren hat. Ein Zauberer (der Teufel) verfolgt den auf einem abgemagerten Rosse fliehenden Sonnenhelden, der Bürste, Striegel, Salz hinter sich wirft, wodurch Wälder, Felsabgründe, Sümpfe entstehen und den Verfolger aufhalten. Die Schwester tödtet ihren eigenen Bruder; die zwei älteren verständigen Brüder verfolgen und erschlagen aus Neid den jüngsten, den Thoren, dem aber Alles wohl gelingt. Hiermit hat der Sonnenmythus seine Grenze erreicht und geht in das ethische Märchen über.

Nicht so zahlreich sind die Mondesmythen. Der Mann im Monde, der zur Strafe, daß er sich von Christus dem Herrn unter den drei gestatteten Wünschen nicht den Himmel ausgebeten, fortschmiedet und sich zwölfmal im Jahre verjüngen muß, ist das Symbol des Mondes selbst. Eine Variation davon sind die Märchen vom Schmied oder Kurent, der den Tod überlistet und weder in den Himmel noch in die Hölle Einlaß

findet. Hierher gehört auch das Lied von der schönen Vida, die, vom Mohren nach dem fernen Spanien entführt, um ihre Lieben trauert:

„Vida steht am Fenster alle Tage,
Weint um Vater, Kind und Mann mit Klage."

Schön Vida ist die von Meer zu Meer wandelnde Mondesgöttin.

Perun, der Donnergott der alten Slaven, lebt in der Legende vom heiligen Elias, der durch die Wolken fahrend den Donner erregt. Die Funken der Pferdehufe sind die Blitze, der Rosse Schweiß der Regen, die niederfahrenden Donnerkeule seine Geschosse.

Das unabänderliche Gesetz der stets sich gleich bleibenden Folge der Jahreszeiten bildete in dem Naturmenschen die Vorstellung von Schicksalsgottheiten, bei den Slovenen Rojenice genannt. Sie erscheinen als drei Schwestern, schöne weißgekleidete Frauen. Brennende Kerzen, das Symbol des Lebenslichtes, in den Händen haltend, treten sie an die Wiege des Neugebornen, dessen Schicksal sie bestimmen. Durch den Spruch der letzten wird das, was die ersten zwei Glückliches dem Kinde zugedacht, verringert oder in das Gegentheil umgewandelt. Selten ist der Spruch der Rojenice ein günstiger. Ihrem Urtheil kann der Mensch nicht entgehen, je mehr er sich bemüht, das Fatum abzuwenden, um so gewisser eilt er ihm entgegen.

Verwandt mit den Rojenice sind die Vile, die Personification der Wolken. Wie diese die mannigfaltigsten Gestalten annehmen, als weiße Wolken wohlthätiges Naß der Erde spenden oder als schwarze Gewitterwolken Blitz und Donner in ihrem Schoße bergen, so gibt es Vile entweder weiße dem Menschen wohlgesinnte Frauen oder böse, verderbliche Wesen, die dem Sterblichen oft Unglück bringen. Sie wohnen auf luftigen Bergeshöhen und werden als schöne, schlanke Jungfrauen in weißen Gewändern, mit goldenen Haaren gedacht. Als böse Wesen werden sie im Volksmund mit den Rojenice verwechselt und beide tragen in Oberkrain deutliche Züge, die von den saligen Frauen der Deutschen entlehnt sind. Die Märchen von den Vile sind bei den Uskoken, welche so Manches aus der Tradition in reinerer Ausgestaltung erhalten haben, heimisch.

In den Wäldern der Niederungen haust Čatež, der Pan der Slovenen. Halb Mensch, halb Bock sonnt er sich gerne auf steiniger Halde. Er ist hilfreich, solange man ihn nicht verspottet. Wehe aber dem, der ihn verlacht oder mit den Fingern die Hörner zeigt. Der erzürnte Waldgeist wälzt Felstrümmer in die Tiefe und begräbt ganze Gehöfte.

Ein Bewohner des Waldes ist auch Škrat oder Malik, das rauhhaarige Wichtelmännchen mit grünem Rock und rother Kappe. Er zeigt unterirdische Schätze und bringt Glück zum Hause. In Oberkrain haust der wilde Mann (Divji Mož, Gorni Mož) und tobt in den Quatemberzeiten, sowie in den Rauchnächten die wilde Jagd, beide durch deutsche Ansiedler hierher verpflanzt, da das Wocheiner und obere Savethal einst



Das Lied von der schönen Vida.

Eigenthum der Brixener Bischöfe waren. Dasselbe gilt von Perhta, die als Perhta-Baba in Oberkrain bis Neumarktl und längs der Steiner Alpen im Märchen fortlebt.

Nicht minder lebendig erhalten sind die Dämonen des Wassers. In der Save, der Ljubljanica, in den Seen von Veldes und Wochein wohnt der Wassermann (Vodni Mož). Manches Mädchen hat er in seinen grünschimmernden Palast hinabgezogen. Im Volksliede erscheint er als galanter Tänzer unter der Linde und reißt die stolze Dorfschöne, die jeden Tänzer verschmäht hat, in sausendem Wirbel mit sich in die Fluten.

Daran reihen sich die Sagen von den Seen. Von mythologischer Bedeutung ist der See des Paradieses. Er liegt hinter einem sehr hohen Berge, dem Glasberg, seine Wellen glitzern wie Silber, goldene Schwäne schaukeln darauf, ein goldener Schlüssel liegt auf seinem Grund, der das Himmelsthor öffnet, nur ein goldener Schwan kann ihn aus der Tiefe holen. Der Däumling (Palček) bringt den Menschen zum Glasberg und an den See des Paradieses. Dorthin versetzt das Märchen auch das Schlaraffenland, Indija genannt. Andere Sagen enthalten Erinnerungen an die Entstehung und den Abfluß der Seen. Durch das Christenthum wurden sie in ethische Sagen verwandelt, welche die Entstehung der Seen als Strafe für den Frevelmuth der Menschen hinstellen (Veldes, Feistritz bei Stein). Auf des See's Grund ruht eine Glocke, deren sanfte Töne man in stillen Mondnächten aus der Tiefe klingen hört. Anstatt der versunkenen schickt der heilige Vater eine neue Glocke mit so kräftigem Segen, daß jedem, der an ihrem Strange zieht, alle Wünsche in Erfüllung gehen: es ist das allbekannte Wunschglöcklein von Veldes. In die Entstehung des Zirknitzer See's ist ein mit Hero und Leander gleichlautendes Motiv verflochten. Aber in der Seen Tiefe haust auch der Lindwurm (Pozoj, Zmaj). Wenn er sich aus dem See erhebt, entsteht ein gewaltiges Gewitter. In der Kanker, bei Neumarktl, wo er einen Felsabsturz und die Verschüttung des alten Marktes unter der Košuta bewirkte, in der Wochein, bei Logatec finden sich Sagen vom Lindwurm.

In hohem Grade verbreitet ist der Glaube an den Volkodlak (Werwolf). Die Volkodlaki sind verzauberte Menschen, die solange Wölfe sein müssen, bis sie Jemand befreit, oder die hier und da bei Nacht sich in Wölfe verwandeln, bei Tag aber ihren menschlichen Beschäftigungen obliegen. Durch Darreichen von Brot, der Gabe Gottes, können sie erlöst werden. Die Reifnitzer Gegend ist besonders reich an Sagen vom Volkodlak. Dieser bedeutet auch den Vampyr. Darunter versteht das Volk solche Verstorbene, die im Grabe nicht verwesen, sondern dort fortleben von dem Blute ihrer Verwandten, die sie des Nachts aussaugen. Die von einem Vampyr Heimgesuchten siechen langsam dahin und werden ebenfalls Vampyre. Man kann sich des Vampyrs erwehren, indem man Erde von seinem Grabe oder sein Blut in Speisen mischt und genießt. Will man einen Vampyr befreien, so muß man das Herz des Leichnams mit einem Pfahle aus

Weißdorn durchstoßen. Der Vampyrismus hat sich bis heute so lebendig erhalten, daß er im benachbarten Istrien sogar das Einschreiten des Gerichtes zur Folge hatte. Volkodlak und Vampyr führen local auch die Namen Premrl (der Erstarrte) und Vedomec (der Wissende). Gemeiniglich aber ist Vedomec das persönlich gedachte Irrlicht. Gleich häufig ist der Glaube an Zauberer, Zauberinnen und Hexen.

Verwandt mit Volkodlak ist Mora, die Todesgöttin der alten Slaven, die heutzutage nur noch als ein die Schläfer ängstigendes Gespenst gefürchtet wird (der Alp, die Trud). Andere Dämonen von geringerer Bedeutung sind noch Netèk, der Vielfraß, Glodež, das Nagegespenst, welches die Weiber bis auf die Knochen benagt, wenn sie in der Christnacht über elf Uhr spinnen, Kurent, der Bacchus der Slovenen, Torka (oder Torklja), die den Hausfrauen den Spinnrocken verwirrt, wenn sie in den Quatemberzeiten die häuslichen Arbeiten nicht lassen können, Juterman, der vor Sonnenaufgang den Thau über die Wiesen streut, Mitalo, ein Dämon in Hundsgestalt, der Stürme auf dem Meere erregt &c.

Eine eigene Gruppe bilden die Schlangenmärchen. Die Hausnatter (ož, vož), schützt das Hauswesen vor Unglück. Die Kinder gedeihen, solange sie ihren Antheil Milch erhält; wird sie erschlagen, so müssen auch jene bald ihr junges Leben lassen: sie ist der Genius des Hauses. In gesteigerter Auffassung ist sie die Schlangenkönigin (kačja kraljica), die Mutter aller Schlangen. Sie trägt eine Demantkrone, deren Zauberkraft den Gegenstand, zu dem man sie legt (Getreide, Gespinnst, Geld), niemals ausgehen läßt. Dem Menschen ist sie wohlgesinnt und schenkt ihrem Wohlthäter einen Zauberring, der dem Besitzer alle Wünsche erfüllt. Doch furchtbar rächt sie sich als weiße Schlange (bela kača) an dem Schlangenbeschwörer, der mit seiner Pfeife Schall alle Schlangen in den Bannkreis des Feuers lockt und vernichtet: sie reißt ihn mit sich in den Flammentod. Die Schlange ist endlich eine verzauberte Jungfrau und hütet unterirdische Schätze.

Im Laufe der Zeiten haben viele Märchen die mythische Bedeutung völlig eingebüßt. Sie wurden die Form, in welche das Volk seine ethischen Anschauungen kleidete, wohl auch seinen Witz und Humor spielen ließ. Zu den ersteren gehören die Teufelssagen. Der Teufel ist infolge der Christianisirung eingedrungen und hat den Gewitterdrachen ersetzt. Doch diese Auffassung wird ganz verdunkelt durch die ethische Bedeutung des Höllenfürsten. Das ethische Märchen stellt sich überall auf Seite des Rechtes und führt zu dem von der Volksmoral geforderten Ende. Besondere Erwähnung verdienen jene Märchen, die den Ursprung von Gegenständen in der Natur oder deren Eigenschaften angeben, z. B. von den drei Schwesterflüssen Drava, Sava, Soča; warum die Slovenen mit Vorliebe das Haidekorn anbauen; wie die Biene entstanden und warum die Linde ein so schöner Baum ist. Jeder Mensch hat einen Stern; derselbe

ergänzt bei seiner Geburt und erlischt in seiner Todesstunde: Kain und Abels Sterne sind nicht erloschen, sondern leuchten noch im Sternbilde Kastor und Pollux.

Überreich quillt der Born der Legende. Die ältere Legendendichtung verfolgt den Zweck, die Mythen des Heidenthums vergessen zu machen. Nicht selten wurden nur die Namen vertauscht, an die Stelle der früheren Dämonen christliche Heilige gesetzt, der übrige Inhalt jedoch wenig geändert. Der heilige Elias vertrat den Donnergott Perun, der heilige Georg übernahm die Rolle des Drachentödters, der heilige Aloisius erscheint als Mann im Monde, der heilige Andreas, der zweimal geboren wurde, erinnert an den sich erneuernden Sonnengott Svarožič, während die Legende vom heiligen Matthias Anklänge an die Oedipussage enthält. Die jüngeren Legenden stehen im Dienste des Mariencultus. Außerdem entwickelt die Legendendichtung einen fast vollständigen Canon der Moral, wie sie durch das Christenthum dem Volke eingeprägt worden war.

Die Thiermärchen endlich erzählen von der Wahl des Königs (župan), vom Zaunkönig (kraljič), der mit List den Storch, selbst den Adler im Hochfluge übertraf, vom Esel, der den Löwen betrog und König der Thiere wurde; insbesondere ist der glorreiche Kampf des treuen Haushundes Belin gegen den Wolf der Gegenstand des Thiermärchens, während das Volkslied der Thiere Hochzeit darstellt und vom Käuzlein und der Eule singt.

Die Sagen im engeren Sinne sind jüngeren Ursprunges und knüpfen in vielen Fällen an die Zeit der Türkenkriege an. Eine allgemeine Bedeutung wohnt ihnen nicht inne. Die meisten sind Localsagen. Sie berichten von goldsuchenden Wälschen (Črna Prst), von heldenmüthiger Vertheidigung befestigter Kirchen (Tabor) und Schlösser (Mehovo), Errettung gefangener christlicher Helden durch Türkenmädchen, Befreiung geraubter Jungfrauen aus türkischer Gefangenschaft, Vernichtung feindlicher Horden durch das Landesaufgebot. Andere, auf Schlössern und Burgen heimisch, sind Geister- und Gespenster-Geschichten oder bezeugen, daß Ritterleben und Ritterbrauch auch durch das Krainerland im Schwunge war, denn blutige Fehde, Mädchenraub und ritterlicher Zweikampf bilden ihren Inhalt. Die Familien derer von Lueg, Rauber, Schnitzbaum, Lamberg, Rožek und andere leben in diesen Sagen fort. Besonderer Beliebtheit erfreute sich das Volkslied, worin der Zweikampf des krainischen Ritters Lamberg mit dem Riesen Pegam geschildert wird.

Ähnlich klingen die Sagen von riesig starken Helden, die im Stande waren, mit ihrer Körperkraft ein Saumpferd sammt dessen Last zu heben, einen beladenen Wagen umzukehren und selbst Meister Petz zu meistern. Solche waren Peter Klepec aus Osilnik in Unterkrain, der einen hundsköpfigen Türkengoliath überwand; Štempihar, dessen Schauplatz Oberkrain und von dem das in ganz Krain bekannte Sprichwort stammt: stark wie Štempihar; Martin Krpàn, der, ein zweiter Lamberg, einen Riesen siegreich niederschlug. Schon in diesen, noch mehr in anderen Sagen und Märchen, kommt der Volks-

Humor und Volkswitz zur Geltung, als dessen Vertreter Pavliha, der slovenische Eulenspiegel, und Tràp, der dumme Hans der deutschen Märchen, zu nennen sind. Eigenthümlich den Krainer Slovenen sind die Erzählungen vom zehnten Bruder (deseti brat) und der zehnten Schwester (desetnica). Das Volk sagt, wenn in einem Hause zehn Knaben hintereinander geboren worden, so muß der zehnte das Elternhaus verlassen und in die Fremde ziehen; dasselbe gilt vom zehnten Mädchen.



Zweikampf des krainischen Ritters Lamberg mit dem Riesen Pegam.

Nicht aus dem Innern des Volksgeistes geschaffen, sondern lediglich durch äußere Einflüsse ins Volk hineingetragen sind die Pesoglavci (Hundsköpfe), Polkonji (Hippo Centauren), Riesen, die Berg auf Berg thürmen, um den Himmel zu ersteigen, Vögel mit eisernen Schnäbeln und Klauen, Amazonen, welche Gestalten merkwürdigerweise sämmtlich in ein einziges Volkslied zusammengedrängt sind. Von diesen haben sich nur die Pesoglavci eingebürgert und sind zu einem integrirenden Bestandtheil der Volksliteratur geworden. Sagen davon sind allenthalben verbreitet. Fremden Ursprungs sind schließlich die Žembilje (die Sibyllen); sie wohnen in Felshöhlen, wo sie ihre Bücher verborgen haben. Ihre Prophezeiungen beziehen sich auf Krieg und die daraus entstehenden Nöthen. Mit den Žembilje hängen die Erzählungen vom Antichrist zusammen.

Die Slovenen, nach dem Sprichworte weich wie Holz vom Lindenstamm, sind dem Gesang mit Leidenschaft ergeben. Kein Wunder daher, daß auch die Slovenen Krains

mit des Gesanges Gabe gesegnet sind und der Quell des Volksliedes nie versiegt. Das Volkslied ist die Blüte des nationalen Lebens. Wo dieses sich selbständig und eigenartig entwickelt, stellt sich auch jenes ein und umgekehrt, läßt sich aus der Reichhaltigkeit des Liederschatzes auf die Mannigfaltigkeit in den Äußerungen des Volkslebens schließen. Wie aber das Volksleben in ein öffentliches und privates zerfällt, so gliedert sich das ihm entsprechende Lied in den religiösen und historischen, anderseits den häuslich-lyrischen Sang. Aus dem Heidenthum hat sich kein Lied vollständig erhalten, sammt und sonders sind sie mit christlichen Zuthaten versetzt. Doch läßt sich ihr mythischer Inhalt unschwer feststellen. Hierzu gehören die Lieder vom Schlaraffenland, vom Wassermann, Trdoglav, vom verzauberten Prinzen, den Vida entzaubert, von der schönen Vida, das Gebräuchelied, sowie die Gesänge vom Kralj-Matjáž. Nach Einführung des Christenthums änderte sich naturgemäß das heidnische Gebräuchelied. Es verlor seine Bedeutung oder wurde zum Kirchenlied. Dieses ist rein lyrisch, sofern es während des Gottesdienstes gesungen wird, der episch-mythische Inhalt aber wandelte sich in die Legende um.

Das Volkslied begleitet die wichtigsten in das Leben des Volkes tief einschneidenden historischen Ereignisse. Solche waren für Krain die Einfälle der Türken. Seit der Vereinigung des Landes mit der Krone der Habsburger kämpften Krains Söhne in allen Kämpfen und Kriegen, die das Geschick über die Gesammtmonarchie verhängte. Aber die ruhmvollste Periode aller Slovenen, der Krainer im Besonderen, ist die Zeit der Türkenkämpfe. Nicht nur unter der Führung österreichischer Feldherrn, sondern auch unter dem Banner ihrer eigenen Landesbefehlshaber Kazianer, Thurn, Lenkovič, Rauber, der Grafen Andreas und Herbart Auersperg nahmen sie einen selbständigen Antheil an jenen blutigen Kämpfen gegen den Halbmond. Die Aufgabe, welche der erweiterten Ostmark zugefallen war, die Wacht zu halten gegen die culturvernichtenden Scharen der Osmanen, halfen auch die Krainer lösen zu ihrem nicht geringen Ruhme. Ihr Land war durch seine Lage den Einfällen der bosnischen Begen vor allen ausgesetzt. Deßhalb wurden Städte und Schlösser befestigt, Kirchen und Friedhöfe in Tabore verwandelt, Signalfeuer bereit gehalten. Hatte der Landesfeind die Kulpa überschritten, so verkündeten Flammenzeichen, von Berg zu Berg aufleuchtend, durch das ganze Land die drohende Gefahr. Das ist die Heldenzeit der Slovenen, die Glanzepoche in Krains Landesgeschichte. In diese fällt die Entwicklung eines eigenen Volks- und Ritterlebens und damit im Zusammenhang eines epischen Volksgesanges. Aus der Zeit der Türkenkämpfe stammen die balladen- und romanzenartigen Lieder, aus ihnen schöpften die Volksdichter die mannigfaltigsten Motive. Die Personen, deren Thaten gefeiert werden, sind theils einheimische Helden und Ritter, theils von den südslavischen Stammesbrüdern entlehnt, mit denen die Slovenen in den Kämpfen an der Save und Kulpa in häufige, innige Berührung kamen. Aus diesen

Kämpfen brachten sie die Gestalt des Králjević Marko, des Haupthelden im serbischen Liederschatz, in die Heimat, ebenso des Vojvoden Janko (Johann Hunyady), des glorreichen Türkenbesiegers. Bei weitem volksthümlicher jedoch ist der in Lied und Sage gefeierte Kralj Matjáž. Ein ganzer Sagencyclus hält diese Gestalt umschlossen. Von ihm singen vier Lieder. Das erste berichtet, wie der Held seine neuvermählte Gattin Alenčica aus den Händen der Türken errettet. Drei Tage ist er vermählt mit ihr. Da ruft ihn der Krieg an die Grenze. Während seiner Abwesenheit wird jung Alenčica von hurtigen Rennern geraubt. Als er es vernommen, eilt er auf laufbewährtem Rosse hinab ins tiefe Türkenland. Dort unter „grünen Linden drei" drehen sich die Türken mit Alenčica in fröhlichem Tanze. Er zahlt den Tanz mit einem gelben Matjáž-Ducaten und führt fein Alenčica zum Reigen. Während des Tanzes gibt er sich zu erkennen:

„Er nimmt sie bei der weißen Hand,
Schwingt sie vor sich aufs Pferd gewandt,
Fliegt übers Feld zum Saverain
Wie ein geflügelt Vögelein.
Sein Arm den nackten Säbel schwingt,
Am Griff sich eine Schlange ringt,
Der Spitz' entlodert Feuers Glut,
Matjáž weiß ihn zu führen gut.

Matjáž haut beider Seiten drein,
Sie duckt sich beider Seiten fein,
Nach Blitzesart sein Säbel geht,
Zu Schwaden wird das Korn gemäht,
Das Heu sinkt hinterm Mähder ein
Und hinter ihm der Türk in Reih'n."

Im zweiten Liede erfahren wir, daß Kralj Matjáž im vierten Feldzuge von den Türken gefangen und von Marjetica, des Türkenkaisers jüngstem Töchterlein, befreit wurde. Das dritte führt den Helden in die Unterwelt, wo er durch seiner Fiedel Spiel den Höllenfürsten erweicht, daß er ihm gestattet, seine Gemalin mitzunehmen. Da sie aber unterwegs gegen das Verbot zu sprechen begann, mußte sie wieder in die Unterwelt zurück. Der Schauplatz des vierten Liedes ist das weiße Cilli, das heitere Städtchen der lebensfrohen Cillier Grafen. Kralj Matjáž büßt sein unrechtmäßiges Verlangen nach einem Bürgersweib mit dem Tode. Die ersten drei Lieder bergen ohne Zweifel mythischen Inhalt. Der Name unseres Helden ist der des großen ungarischen Nationalkönigs Matthias Corvinus (1458 bis 1490), auf den das slovenische Volk die ruhmvollen Feldzüge seines Vaters Johann Hunyady, sowie der mächtigen Grafen von Cilli (Friedrich II., Ulrich II.) Thun und Treiben übertragen hat. Des Kralj Matjáž junge Gattin Alenčica ist gleichfalls ein mythisches Wesen. Nach dem Märchen ist sie der Morgenröthe holdes Töchterlein, das die Rojenice in goldener Wiege geschaukelt haben. Sie ist nicht gestorben, sondern erhob sich empor zu den lichten Wolken, ihrer ursprünglichen Heimat. Vervollständigt wird das mythische Bild dieser Hauptfigur des Volksliedes durch die in prosaischer Form erhaltenen Sagen, welche unter Kärnten besprochen werden.

Von einzelnen hervorragenden Ereignissen der Türkenzeit verherrlicht das Lied die zum Entsatze von Sissek am 15. Juni 1593 gelieferte Schlacht, an der Andreas von Auersperg und Adam Rauber zu Weinek mit ihren krainischen Hilfsvölkern den rühmlichsten Antheil nahmen. Das Lied vom Herrn Rauber gehört zu den originellsten und bestens erhaltenen historischen Liedern. Die zweite Belagerung Wiens hat ebenfalls ihren Sänger gefunden. Auch Heldenjungfrauen werden besungen, wie jene Alenka, die, den Tod ihres Bruders Gregor zu rächen, sich in männliche Kleider hüllt und wie im Vogelflug ins Türkenlager saust. Und dort:

„Sie sprengt im Lager kreuz und quer,
Ihr Säbel trifft die Türken schwer,
Daß hinter ihr sie sinken her,
Wie Korn wohl hinter Schnittern knickt,
Wie Gras wohl hinter Mähdern nickt,
Wenn Gott ein gutes Jahr geschickt."

Die Türkenplage erforderte die größte Anspannung aller Kräfte. Nach Beseitigung derselben erfolgte Ermattung. Die schaffende Kraft des Volksgeistes begann abzunehmen und allgemach zu versiegen. Dazu kam, daß die ferneren Kämpfe gegen die Türken nicht mehr von der Masse des Landesaufgebotes, sondern von regelrechten Heeren ausgefochten wurden. Doch die geistige Theilnahme erlosch erst, als die Kriege gegen den Erbfeind unter Laudons ruhmvoller Führung ein Ende nahmen. Das Lied „Laudon vor Belgrad" beschließt den historischen Sang. Die Reformation und Gegenreformation, die Bauernbewegung, später die Kämpfe gegen die Franzosen fanden im Liede schwachen Wiederhall.

Außer dem eigentlichen historisch epischen Liede erzeugte jene Heldenzeit eine Fülle von Balladen und Romanzen, deren Motive aus dem Bereiche des häuslichen Lebens genommen sind. In ihnen spiegelt sich das Thun und Lassen der edlen Herren und schönen Frauen auf ihren weißschimmernden Burgen. Das Liebesleben ist eines der häufigsten Motive. Heutzutage gehört auch diese Gruppe von Volksliedern der Vergangenheit an, nur das Gebräuchelied behauptet sich noch immer. In neuerer Zeit hat sich in Oberkrain an Stelle des alten, das scharfe Gepräge nationaler Eigenart an sich tragenden Volksgesanges nach einem Übergangsstadium durch den Einfluß des benachbarten Kärnten der Vierzeiler, in der Volkssprache Vize (Weisen) genannt, herausgebildet.

Zur Technik des slovenischen Liedes sei bemerkt, daß das Metrum durch die Jahrhunderte lange Überlieferung gelockert und stellenweise gänzlich zerbröckelt ist. Am häufigsten sind vierfüßige Jamben und Trochäen, seltener fünf- und dreifüßige Trochäen. Charakteristisch sind die plastischen Wiederholungen nicht blos einzelner Ausdrücke und Wendungen, sondern auch ganzer Verse und Verspartien:

„Liegt dort, liegt dort die schöne Ebne,
Lange Ebne, breite Ebne."

oder:

„Steht, dort steht ein weißes Städtlein,
Cilli, heitres, schönes Städtlein."

Reizend die zahlreichen, oft sich häufenden Diminutiva:

„Was that darauf Alenka fein (Alenčica),
Alenka, Gregors Schwesterlein?
Sie zeigt schön schwarze Zöpfchen zwei,
Sie zeigt schön weiße Brüstlein zwei". —

Episch malend die Epitheta, das weiße Schloß (Wien, Brief, Tag, Thaler, Tod, Hand, Straße), schwarze Nacht (Blut, Erde), gelbe Ducaten (Sonne, Weizen), helle Thränen, breite Ebene, schmaler Pfad u. s. w., sowie die häufige Anwendung gewisser Zahlen, die ursprünglich mythologische Bedeutung haben:

„Schwarzamsel hat Provinzen neun,
In jedem Land der Schlösser drei,
In jedem Schloß der Liebsten drei,
Von jeder Liebsten Söhnlein drei,
Ein jedes Söhnlein Röcke drei,
In jedem Rocke Taschen drei,
In jeder Tasche Ducaten drei."

oder:

„Geharret hab' ich sieben Jahr,
Trauern will ich sieben Jahr."

Die älteste Kunde über das slovenische Volkslied stammt vom Friauler Geschichtsschreiber Nicoletti, der um 1550 berichtet, daß die Tolmeiner den König von Ungarn Matthias und andere berühmte Helden ihres Stammes besingen. Valvasor erwähnt das Lied vom Lamberg und Pegam. Der erste bekannte Sammler war Dismas Zakotnik (gestorben 1793), in dessen Sammlung befanden sich die Lieder Lamberg und Pegam, Jurij Kobila, Kralj Matjáž, Lepa Vida, die Linde auf dem alten Markt. V. Vodnik, der erste Kunstdichter, war auch ein eifriger Sammler und gab „das Turnier zwischen den beiden Rittern Lamberg und Pegam" im Jahre 1807 sammt deutscher Übersetzung heraus. Vodniks Beispiel fand Nachahmung von A. Smolè, A. Rudež, M. Ravnikar, dem Bibliothekar Kastelic und dem Dichter Fr. Prešeren. Sie überließen ihre Manuscripte einem zu Laibach internirten Polen, E. Koritko, auf dessen Anregung die erste Volksliedersammlung in fünf Heften erschien: „Slovenske pesni krajnskega naroda. V Ljubljani 1839 do 1844." Die Sammlung, werthvoll durch ihre Reichhaltigkeit, entbehrt der kritischen Sichtung und ist in das Gewand des veralteten Bohoričica Alphabetes gekleidet, wodurch ihr der Weg zur übrigen Slavenwelt versperrt blieb. Zugleich erschien eine auf das streng Volksthümliche sich beschränkende Sammlung von Stanko Vraz: „Narodne pesni etc. V Zagrebu 1839." Eine mit dichterisch feinem Geschmack getroffene Auswahl der duftigsten Blüten slovenischer Volkspoesie gab A. Grün in seiner Übersetzung der „Volkslieder aus Krain. Leipzig 1850." Die große handschriftliche Sammlung des Stanko Vraz ist Eigenthum der „Matica Slovenska" in Laibach. Ein reicher Schatz an Volksliedern liegt zerstreut in Zeitungen und Zeitschriften. Gegenwärtig wird eine kritische Gesammtausgabe der slovenischen Volkslieder vorbereitet.

Burgen, Ortsanlagen und Typen von Bauernhäusern.

Schloßbauten, deren Alter in die vorgothische Periode zurückreicht, gibt es in Krain nicht. Die Burg Stein oder Katzenstein bei Vigaun, die, nach den Thürmen, Erkern und Galerien in Valvasors Abbildungen zu schließen, zu seiner Zeit noch Bautheile romanischen Stils hatte, ist jetzt eine Ruine, nur die große, feste Burgmühle hat die Zeiten überdauert.

Die älteren Burgen, welche mehr weniger ihren ursprünglichen Zustand bewahrt haben, wurden zum Schutze gegen die Türkeneinfälle erbaut, erweitert oder neu befestigt in jener schrecklichen Zeit, in welcher die Kraft des Adels zur Abwehr dieser anderthalb Jahrhunderte andauernden furchtbaren Plage gesammelt und in steter Bereitschaft gehalten werden mußte. Schon vor dieser Zeit wurden die hohen, schwer zugänglichen Bergkuppen verlassen und Örtlichkeiten gewählt, welche Straßenzüge, Thal- und Flußübergänge beherrschten, sowie durch locale Besonderheiten, durch einen Fluß, durch dessen hohes jähes Ufer, durch Steilränder einer vorspringenden Bergnase Schutz gewährten.

Es lassen sich zweierlei Typen dieser Bauten unterscheiden. Ein größeres zweistöckiges Gebäude steht in dem durch hohe Mauern umschlossenen Hofe, dessen Ecken durch vorgeschobene halbrunde oder eckige Thürme verstärkt sind. Das Wohngebäude, an welches später auch Flügel angebaut wurden, bildet an der wenigst gefährdeten Seite der Umwallung einen Theil derselben und hat entsprechend dicke Mauern; die Maueröffnungen, Schießscharten, sind erst in ziemlicher Höhe. Die Hofseite des Herrenhauses erscheint als die Front mit Thor, größeren Fenstern und Erkern, die Außenseite hat ein verschlossenes düsteres Aussehen. Um die Vertheidigung auf einen kleineren Raum zu concentriren, wurde der Maierhof außerhalb der Burg verlegt. Die Ringmauer hatte im Hofe einen hölzernen gedeckten Gang, über dem Thorbogen erhebt sich ein größerer Aufbau.

Wördl bei Rudolfswerth auf einer Insel der Gurk, die hier schon wasserreich als ansehnlicher Fluß sich ausbreitet, reizend gelegen, hat sein altes Aussehen bewahrt und bringt diese Art der Burgbauten klar zur Anschauung. Je eine hölzerne Brücke verbindet die Insel mit beiden Ufern. Die großen, mit eisernen Platten beschlagenen Thürflügel zeugen von den Stürmen, die sie auszuhalten hatten, sie sind mit Kugeleindrücken, Scharten und Einschnitten von Piken und Äxten bis über Manneshöhe reichlich bedeckt. Ein kleiner Schlupf inmitten des einen Flügels vermittelte den Einlaß von einzelnen Personen. Der Hof hat die Form eines unregelmäßigen Vierecks, der Erbauer schmiegte den Grundplan dem Terrain an und hatte mehr die Zweckmäßigkeit als das Richtscheit im Auge. Außer dem die Rückseite des Hofes bildenden großen, von einem eckigen Thurm überragten Tract ist ein zweiter kleinerer in den Hof vorgebaut und mit ersterem durch einen Querbau verbunden.

Viele kleinere Schlösser sind ähnlicher Anlage. Stermol am Südabhange der Karavankenvorberge hat ein nüchternes Herrengebäude ohne äußere Gliederung als die dem Berge zugekehrte Rückseite des Hofes, dessen Ummauerung durch vier eckige Thürme verstärkt ist. Lueg bei Rudolfswerth ist mit der Rückseite an die unzugängliche Felswand einer Schlucht gelehnt und hat die großen eckigen Thürme bewohnbar eingerichtet. Neudegg in Unterkrain, erwähnt zuerst 1250, steht auf einer isolirten Hügelkuppe, deshalb steht auch das Herrenhaus mitten in dem von Rundthürmen flankirten Hofe.



Ruine Stein bei Vigaun.

Der größte Bau dieser Art ist Freithurn oder Freienthurn am Steilrande des linken Kolpa-Ufers im Bezirk Černembl. Die Burg war eine wichtige Grenzfeste, beherrschte den hier leicht zu übersetzenden Fluß und gewährte nicht nur den Herren Schutz gegen die Türken, welche hier ein Einfallsthor ins Land hatten, sondern nahm auch das flüchtige Landvolk der Umgebung auf. Über die Entstehung des Namens meint Valvasor, die Burg heiße Freienthurn, weil sie nie von den Türken bezwungen wurde. Eine hohe starke Mauer, an den Ecken und gefährdeten Stellen mit runden und eckigen Thürmen, schließt einen großen Platz, den ehemaligen Markt ein; noch vor 50 Jahren standen daselbst die Häuschen und Hütten, welche zur Zeit der Gefahr von den Flüchtlingen bezogen wurden. Der über den

umliegenden Boden erhöhte Turnierplatz ist noch kenntlich. Innerhalb der ersten trennt eine zweite Mauer vom Markte den eigentlichen Burghof, an dessen nordöstlicher Ecke ein längliches Viereck von klafterdicken Mauern, die Burg, steht; mit den runden Eckthürmen ist sie eine Veste für sich und war die letzte Zuflucht der Insassen. Es muß auch der Feind bis hierher gedrungen sein, denn der wuchtige eisenbeschlagene Flügel, mit dem noch jetzt das spitzbogige, etwas erhöhte Thor geschlossen wird, hat Scharten und Einschnitte. Zur Linken des geräumigen Vestibuls nimmt ein einziger großer Raum den Bau ein, zur Rechten bildet ein kleineres Gemach den Kern zwischen zwei Gängen, die zu den Eckthürmen führen. Die Disposition in den beiden Stockwerken ist der ebenerdigen gleich, nur sind die Räume nicht in gleicher Ebene. Es ist bemerkenswerth, mit wie wenigen und auch nicht besonders großen Räumen sich die Ritter und Burggrafen begnügten. Der riesige, ebenso starke wie tapfere Erasmus von Burgstall, der „die Türken sammt dem König Johannes wacker geklopft", Obrist und Gubernator von Ungnar, hauste in diesen, für den hochgewachsenen Herrn auch niederen Räumen. Erst im XVII. Jahrhundert wurde unter Beseitigung eines Eckthurmes der sogenannte Generalsbau angefügt.

Im zweiten etwas jüngeren, aus dem ersten hervorgegangenen Typus der krainischen Burgbauten schließen feste Wohngebäude den Hof von allen Seiten ein, an den Ecken und wichtigeren Stellen ragen Rundthürme vor, die Gebäude sind zwischen den Thürmen eingespannt. Die größte derartiger Bauten ist Seisenberg in Unterkrain. Auf einem jäh aus dem Gurkflusse sich erhebenden Bergvorsprung wachsen mächtige Mauern mit Erkern und Erkerchen zwischen sieben vorspringenden Rundthürmen empor, ein breiter, eckiger ragt mitten über die Masse der Dachflächen hinaus. Diese Thalsperre, „so überaus groß und mit vielen runden Thürmen prangt", meint Valvasor, gibt einen Begriff von der Macht und dem Reichthum der Auersperge, in deren Besitz sie in der Mitte des XVI. Jahrhunderts gekommen und bis jetzt verblieben ist. Der große Hof ist ein unregelmäßiges längliches Viereck und abschüssig. Eine Freitreppe führt zu den geschlossenen Gängen, welche die verschiedenen Tracte und Gemächer verbinden. Außen stellt sich die Burg als einheitlicher Bau ohne Merkmale einer verschiedenen Entstehungszeit der einzelnen Theile dar, doch beweisen der eckige hohe Thurm, welcher die umliegenden Gemächer eigensinnig durchbricht, die winkeligen, auf- und absteigenden Gänge, ein wahrer Irrweg, die Verschiedenheit in der Größe und Form der Fenster im Hofe, ferner ganz kleine Winkelhöfe, daß am Bau stets geändert und bis ins XVII. Jahrhundert fortgearbeitet wurde. Um die Rundthürme gegen den Markt führt auf vorgekragten Steinen eine Galerie, der eine ist durch Guirlanden und Ornamente flachen Reliefs geziert.

Ein ähnlicher Bau, jedoch von geringerer Ausdehnung, ist die Burg Auersperg, das Stammschloß des weitverzweigten Geschlechtes der Grafen und Fürsten, aus welchem



Burg Wördl bei Rudolfswerth.

seit dem Mittelalter bis auf unsere Zeit dem Lande und dem Reiche berühmte Männer erstanden. Es steht über dem Schlusse des Jschzathals hoch über der Thalsohle auf einem vorspringenden Rücken am Eingang zur Hochebene von Reifnitz-Gottschee und von Gutenfeld und sperrt den Zugang von der Laibacher Ebene her. Ein Erdbeben zerstörte 1511 den alten von Konrad von Auersperg 1067 gegründeten Bau derart, daß in den nun erfolgten Neubau nur wenige Theile des alten aufgenommen werden konnten. An drei Ecken ragen Rundthürme vor, der südöstliche, gegen den gleichnamigen Markt gelegen, ist besonders mächtig und weit ausladend. Über der mittleren Höhe dieses Thurmes ist ein kolossales von weitem sichtbares Wappen eingemauert, ein weißer, ehemals vergoldeter Ochs auf braunem Grunde in einer Umrahmung, die schon der Renaissance angehört, während das Relief selbst die Merkmale hohen Alters an sich trägt. Ernst und verschlossen ist das äußere Aussehen der hohen Mauern, ein starker durchlaufender Wulst schließt den Unterbau aus Quadern von den darüber lagernden Wohnbauten ab. Die Westseite erscheint durch das 1612 erbaute Eingangsthor etwas freundlicher. Der längliche Hof ist steil ansteigend und durch vorgebaute Tracte unregelmäßig. Vom alten Bau wird unter Anderem die alte sogenannte Lutherkapelle im Erdgeschosse der östlichen Flanke geblieben

sein. Die Wände, sowie das einfache spitzbogige Tonnengewölbe sind mit gothischen Wandmalereien bedeckt. Sehenswerth sind auch die zwar kleinen, jedoch gut erhaltenen Gemächer mit Täfelung und Seidentapeten aus dem XVII. Jahrhundert, sowie das fensterlose Verließ im Erdgeschosse des großen Thurmes.

Krupp im Bezirk Černembl, mit fünf vorspringenden Rundthürmen, war gleichfalls eine Schutzburg zur Aufnahme der Bevölkerung zur Zeit der Türkennoth. Der ausgebreitete Bau auf dem Laibacher Schloßberge zeigt trotz mancher Änderung immer noch die Grundidee des von Thürmen mit zwischenlagernden Gebäuden umschlossenen Hofes; Mokritz an der Save, nahe der kroatischen Grenze, ist gleichfalls ein größerer Bau dieser Art.

Dieser zweite Typus blieb maßgebend für den Bau der größeren Schloßbauten, die nach den Türkeneinfällen entstanden. Da die Zeiten ruhiger wurden und die Widerstandsfähigkeit der Bauten nicht mehr in erster Linie in Betracht kam, wurde ebener Boden gewählt, die Flanken zogen sich in gerade Linien aus, der Grundriß wurde zum regelrechten Viereck, der Aufbau der Stockwerke erfolgte in gleichem Niveau, die Mauerdurchbrüche wurden größer und dichter, die Eckthürme behielten nur mehr decorative Bedeutung, denn an die Stelle der Rücksicht auf Vertheidigung trat jene der Repräsentation.

Gebunden an das belebende Element des fließenden Wassers liegen die Ortschaften den Bächen und Flüssen entlang. Wo diese tief eingerissene Thalrinnen ausgewaschen haben, wie die Save, Kanker und Zeier in der Ebene von Oberkrain, sind die Thalränder besiedelt, die zwischen den Gewässern liegenden Culturen von stundenweiter Ausdehnung leer von Häusern. In engeren Thälern und im Hügellande sind die der Sonne offenen Gelände bevorzugt. In den Kesselthälern von Unter- und Innerkrain, wo die Gewässer nach kurzem Lauf in der Erde verschwinden und jenseits eines Bergriegels wieder zum Vorschein kommen, liegen die bedeutenderen Orte in den ausgedehnteren Thalgründen und auf den Plateaux, die zahlreichen Weiler sind in den kleineren Einsenkungen zerstreut.

Am Zusammenflusse zweier Wasserläufe, öfters in der Gabelung derselben — Krainburg, Neumarktl, Bischoflack — liegen die Märkte und Landstädte. Es ist ihnen noch anzusehen, daß bei der Wahl der Örtlichkeit zur Zeit ihrer Entstehung im XII. und XIII. Jahrhundert in erster Linie die Rücksicht auf Schutz nach außen, auf ausgiebige Vertheidigung maßgebend war; ein Plateau mit steilen Rändern, die Anlehnung an einen schwer zu ersteigenden Berg im Rücken erschien dazu besonders geeignet und schränkte die nur durch Mauern zu schützenden Seiten wesentlich ein. Auf beschränktem Raume zusammengedrückt gruppiren sich die schmalfrontigen Häuser dieser Orte um eine längere zum Marktplatz erweiterte Straße, mit welcher eine oder zwei schmale Gassen parallel laufen und mit ersterer durch Quergäßchen verbunden sind; nur das Schloß und die Anlagen der Kirche dehnen sich räumlich bequemer aus. Der Vortheil der alten Zeit, die

Burg Seisenberg.

eine leichtere Vertheidigung ermöglichende Gestaltung des Terrains, ist durch die veränderten Lebensbedingungen zum Nachtheil, zu einem Hinderniß geworden, welches mit anderen die Ausbreitung dieser Orte hemmt. Bis auf das Verschwinden der Ummauerung bietet ein solches Städtchen jetzt kein wesentlich verändertes Bild zu jenem aus der Zeit seines Emporblühens, dem XV. oder XVI. Jahrhundert. Nur die Landeshauptstadt, gelegen an der Kreuzung von Straßen des großen Verkehrs, macht eine glückliche Ausnahme; Laibach ist die einzige Stadt des Landes, welche sich auf den am linken Ufer des gleichnamigen Flusses gelegenen, für Ausbreitung günstigen Gründen seit dem Schlusse des Mittelalters ausgiebig vergrößert hat.

Der Bauer liebt das Zusammenwohnen im Dorfe, Einzelnhöfe sind Ausnahmen und nur dort zu finden, wo die Kargheit des Bodens eine dichtere Besiedelung nicht zuläßt. Auch im niedrigeren Gebirge, welches einen bedeutenden Theil des Landes einnimmt, sind die Bewohner zum Dorf oder Weiler zusammengerückt, wo dies ein Plateau oder eine günstige Lehne zuließ. Selbst der einzeln hausende Gebirgsbauer findet in dem Bergkirchlein seiner weit zerstreuten Gemeinde den sichtbaren Ausdruck der Zugehörigkeit zu seinesgleichen und benennt seinen Hof immer auch nach dem Schutzheiligen der Gemeinde.

Als Muster für die Anlage eines Bauernhofes erscheint ein aus alter Zeit überkommener Typus, welcher sich im nordwestlichen Winkel des Landes am reinsten erhalten hat; nach Süden, gegen das Küstenland, hat diesen Typus die südländische Art, im Südosten die im benachbarten Kroatien übliche Bauweise beeinflußt.

Bei der Annäherung zu einem Dorfe gewahrt man zwischen den Baumgruppen der Obstgärten zunächst einige Strohdächer, hier und da blinkt eine weiße Mauer durch, nur der Kirchthurm überragt die weitästigen Nußbäume. An der sonnigsten Seite außerhalb des Dorfes stehen die einzeiligen, langgestreckten Harpen mit den schmalen Bretterdächern in Gruppen nicht weit auseinander. Die Länge der Harpe, die Anzahl ihrer Fenster gibt einen richtigen Maßstab für die Größe des Ackerlandes der einzelnen Hube, sowie die Anzahl der Harpen für den Grundbesitz des ganzen Dorfes. Die Höfe der Bauern, der Ganz- und Halbhübler, reihen sich in ungleichen Zwischenräumen an beiden oder auch an einer Seite der Dorfstraße, während die Keuschen und die Häuser, zu denen wenige oder keine Grundstücke gehören, meist als durch Zufall hingestellte Anhängsel des Dorfes sich darbieten. Die Straße wird von den Giebelseiten der Häuser und von den niedrigen Mauern und Einplankungen der Gehöfte eingefaßt. Biegen wir in die Einfahrt — die niedere Thür ist zugelehnt und soll nur dem Vieh den Durchgang verwehren —, so kommen wir zum Hausthor, neben welchem eine Bank nicht fehlen darf. Die Thürpfosten sind aus grünlichem Sandstein, haben bogenförmigen Sturz, im Schlußstein ist die Jahreszahl der Erbauung eingegraben, darüber die Hausnummer mit schwarzer Farbe gemalt. Die

einflügelige Thür ist angelehnt, es sind Leute daheim. Über eine, zwei Stufen betreten wir das Vorhaus, welches die ganze Tiefe des Wohngebäudes einnimmt. Im Winkel an der gegenüberliegenden Wand ist vor der Öffnung, welche zum Stubenofen führt, ein schmaler länglicher Herd, daneben an der Hinterwand ein großer eingemauerter Kessel zum Kochen des Schweinefutters, zum Einsieden der großen Wäsche und, falls das Obst gerathen, zum Brennen der Maische. Der große Speisekasten, in welchem die Hausfrau die Vorräthe für den täglichen Bedarf zur Hand hält, lehnt etwas weiter an derselben Wand. In der



Ein Bauernhof aus dem oberen Savethal bei Radmannsdorf

Nähe des Herdes hängt das Gerüst für die thönernen Schüsseln, auf einem Brette sind die schwarzen Kochtöpfe gereiht; im Winkel hinter der Thür lehnen Schaufeln, Feldhacken und anderes Geräthe. Ist nicht das ganze Vorhaus überwölbt, so muß wenigstens der hintere Theil desselben der Feuersicherheit wegen ein Gewölbe haben. Links betreten wir die Stube, zwei Fenster führen auf die Straße, zwei in den Hof: das Gitter aus Rhomben mit gewellten Seiten, die in den Winkeln durch Flachringe verbunden sind, ist in die äußere Fenstereinfassung aus Sandstein fest eingelassen. Im Winkel zwischen den Fenstern steht der große Tisch aus Ahornholz, dessen Weiße und Reinheit, der Stolz der Hausfrau, durch tägliches Waschen makellos erhalten wird. In der Tischlade ist Schwarzbrod und

das große Messer, um jedem Eintretenden sofort angeboten werden zu können. Im Winkel hinter dem Tische hängt das Crucifix, daneben sind in primitiver Farbenkraft die dauerhaften Heiligenbilder auf Glas schief zur Wand gehängt. Hinter einer Tafel steckt der kleine Bauernkalender, damit er als das für den Landmann inhaltreichste Büchlein jederzeit und für Jedermann zugänglich sei, der sich über Feiertage, Namensfeste und über das zu erwartende Wetter Rath holen will. Hinter dem Tische sind an beiden Wänden breite, festgemachte Sitzbänke und greifen an die anstoßenden Wände theilweise aus. Im Winkel dem Tische quer gegenüber steht der große grüne Ofen, in welchem das ganze Jahr gekocht und Brod gebacken wird, nur im Sommer und für Backwerk heizt die Hausfrau auf dem Vorherde ein. Zwischen Wand und Ofen ist in seinem oberen Theile jederseits ein Raum frei, im Winter der beliebte Aufenthalt der Kinder und anderer Wärmebedürftiger. Auch um die beiden der Stube zugekehrten Seiten des Ofens ist eine feste schmälere Sitzbank geführt, auf das Holzgeländer um denselben werden Kleider zum Trocknen gehängt. In dem Hohlraume der Untermauerung des Ofens findet man Hacken, Ketten und in einem Kistchen die nöthigsten Werkzeuge gesammelt. Bei der Thür neben dem Ofen hängt die Schwarzwälderuhr, an der anderen Seite der Thür das Weihwasserbecken und der geschnitzte Korb für die hölzernen Eßlöffel. Ein starker Unterzug mit abgefasten Kanten stützt in der Mitte die über ihm der Länge nach zusammenstoßenden Glieder der Decke, schmale Dielen sehr schönen Fichtenholzes, rein gehobelt, mit bis an die Dielenköpfe abgeschrägten Kanten; die gleichbreiten Zwischenräume der unteren Dielenlage werden durch eine zweite obere geschlossen. Unter der Decke sind ein paar lange Bretter festgehängt, auf welchen im Winter die Milch in grünen Schüsseln zum Säuern aufgestellt wird, auch die Hausbibliothek, die Jahresbücher des Hermagoravereins, frommen und belehrenden Inhalts, finden daselbst ihren Platz. Diese Stube von mäßiger Ausdehnung, niedrig jedoch hell, da die Fenster, wenn auch unter dem Mittelmaß, gut gestellt sind und weite Nischen haben, ist der Wohn- und Gesellschaftsraum der Hausgenossen, hier werden die Gäste empfangen und bewirthet; an Sonn- und Feiertagen, an denen Besuche zu erwarten sind, wird der Tisch mit einem Linnen überhängt.

Aus dem Vorhause rechts führt die Thür zum Speicher; das Ehebett, große, buntbemalte Kleidertruhen, Speck- und Schmalzkübel, Rauchfleisch und Selchwürste füllen den Raum aus. Im Keller unter dem Vorhause wird das sogenannte Rohzeug, Rüben, Erdäpfel, aufbewahrt und steht der große Sauerkrautbottich. Im ersten Stock, zu dem man aus dem Vorhause aufsteigt, wiederholt sich die ebenerdige Eintheilung; über der Stube sind die Schlafstellen der Haustöchter und Mägde und deren Kleidertruhen, über dem Speicher die großen Getreidekasten. Der mit Brettern verplankte Giebel hat auf die Straße einen offenen Gang, auf dessen Brüstung Tegel mit buschigen Rosmarin- und

tief hinabhängenden Nelkenstöcken stehen und anzeigen, daß das Haus erwachsene Töchter oder junge Mägde beherbergt. In gleicher Flucht mit dem Wohngebäude schließen sich an dieses der Pferde- und der Rinderstall, zuletzt der Streuschupfen an. Während das Haus auch außen geweißt ist, haben die Stallräume nur Rohbewurf. Außer der eigentlichen festen Thür ist jeder Stall mit einem niedrigen Holzgatter verschließbar, um zur warmen Jahreszeit Luft und Kühlung einzuführen. Über den Stallungen sind die Futterräume, über der Scheune die Dreschtenne aus dicken in Eichenpfosten verfalzten Brettern verstärkt mit Kreuzverband. Zur Dreschtenne führt die angeschüttete und in ihrer Höhe unterwölbte



Aus Krem, Innerkrain.

Auffahrt, der beladene Wagen wird in die Tenne gezogen und kann durch die Futterräume bis zum Hause geschoben werden. An der Hofseite führt die Futterräume entlang ein hölzerner Laufgang (Galerie), zu dem man auf einer Treppe neben dem Hause und von der erwähnten Auffahrt gelangt. Eine weite hölzerne Röhre dient zum Hinabschieben des Futters vor die Stallungen. Unter der Galerie läuft eine eiserne Stange, auf welcher der wachsame Beschützer des Hofes, der „Sultan“, seine Kette das Gebäude entlang schleifen und bis nahe ans Hausthor reichen kann. Das lange sattelförmige Strohdach erhebt sich über dem Wohnhause etwas höher als über dem Wirthschaftsgebäude. Vor den Stallungen wird der Dünger aufgeschichtet, auch der kleine Holzbau des Schweinestalls hat hier seinen Platz. Der Hof geht nach hinten in den Garten über.

Unebenheit des Bodens, die Vertheilung und Form der Grundparcellen bedingt Abweichungen von der vorgeführten Art der Anlage. Das Haus steht mit der Front zur Straße, der Hof, zu welchem eine zweite Thür des Vorhauses führt, ist hinter dem Hause, die Wirthschaftsgebäude, mit dem Hause parallel, bilden dessen zweite Seite. Auch im rechten Winkel stoßen die Nebengebäude an das Wohnhaus, die dann mit dem Zwinger einen geschlossenen Hof bilden. Statt mit dem ersten Stock wird das Haus durch den Anbau einer Kammer neben der Stube ebenerdig erweitert und, da die gleiche Breite durch das ganze Gebäude beibehalten wird, gewinnt das Vorhaus eine größere Tiefe und Platz für eine kleine Küche, neben dem Speicher entsteht der sogenannte obere Keller. Auch solche verbreiterte Häuser haben ein erstes Stockwerk in der Breite der Stube, sehr oft als Blockbau; das Dach reicht hinten, an der Seite der Kammer, tief hinab, in der Front ist es hoch und weit vorragend, es überdacht die um die Front- und Giebelseite des Oberbaues geführte Holzgalerie. Das moosbedeckte Strohdach, auf welches die schattigen Äste eines Nuß- oder Birnbaumes niederhängen, die vom tiefen Braun ins Hellgrau spielende Farbe des Holzes, das Schattenspiel der Ausschnitte der Galerie und Verschalungen über den weißen Wänden verleihen einem solchen bäuerischen Heim auch malerischen Reiz.

Solcher Art Anlagen sind im oberen Savethal bis zur Neumarktler Feistritz, im Pöllander- und Zeierthal üblich; in letzterem findet man Stuben von außergewöhnlicher Größe mit neun und zehn Fenstern, an welchen die Webestühle standen, als daselbst noch Segeltücher für Triest gewebt wurden. In der Ebene, die sich zwischen Bischoflack, Stein und Laibach ausdehnt, wird der hohe Giebel selten, das Satteldach bekommt Schopfflächen und behält sie durch das ganze Land bis an die kroatische Grenze.

In dieser Ebene ist ausnahmsweise die Ortschaft Winklern kein Gassendorf, indem sich die Gehöfte der meist wohlhabenden Leute um einen Teich lagern. Auch das neue Ideal des Bauernhauses ist in dem der Landeshauptstadt näheren Theile dieser Gegend erfunden worden, welches bei Um- und Neubauten, wenn nur möglich, verwirklicht wird. Es ist einstöckig mit der Kammer und entsprechend breit, hat Giebelzimmer unter den Schopfflächen des Schieferdaches; das Hausthor mit geradem Sturz umgeben Pfosten aus dunkelgrauem Marmor, dessen mattgelassene Flächen polirtes Ornament, die vergoldeten Anfangsbuchstaben des Namens des Eigenthümers und die Jahreszahl der Erbauung tragen. Über dem Thore erhebt sich aus dem Dach heraus ein Risalit, welches auch vorgebaut und durch zwei Säulen abgestützt wird. Es ist nicht zu leugnen, daß ein solches Haus mit dem sauberen Verputz, den größeren Fenstern und grünen Jalousien, an einer Giebelseite das kleine Blumengärtchen, welches mit einem dichten Holzgitter geschützt ist, nett und freundlich aussieht und unter den älteren Gebäuden den Eindruck einer sonntäglich geputzten Wohlhabenheit macht.

Mehr noch als in Oberkrain ist der Übergang aus dem Holz- in den Steinbau in Innerkrain durchgeführt, wie es ja bei dem Überflusse an Stein und dem Mangel an Holz in den Karstgegenden nicht anders zu erwarten ist. Je näher Triest und dem Küstenland, desto ausgesprochener zeigen sich die Abweichungen, welche von der furchtbaren Kraft der Bora mitbedingt werden. Die Häuser sind niedrig, die zur Straße gekehrten Giebel vermauert und haben in der Mitte eine runde Öffnung. Das Dach ist auch sehr niedrig gehalten, mit nach Rinnen gelegten Hohlziegeln bedeckt und mit schweren Steinen belastet.



Ein Einzelnhof in Grible.

Von Haus zu Haus ist eine Mauer mit überwölbter Einfahrt ohne Dach gezogen, der mit Steinplatten gepflasterte schmale Hof ist nur nach dem rückwärts gelegenen Garten zu offen. Im Grunde des Vorhauses ist ein sehr niedriger geräumiger Herd, um dessen Feuer im Winter die Leute hocken und es vorziehen, von der einen Seite zu frieren, von der anderen sich anbrennen zu lassen, statt im Stubenofen zu heizen; es existirt schon hier die den Südländern eigene Abneigung gegen künstlich erwärmte Stubenluft.

Die Ortschaften sowohl wie die einzelnen Gehöfte in den Kesselthälern und auf den Hügelgeländen Unterkrains haben im Vergleich zu der gemächlich sich ausbreitenden Behäbigkeit des Oberkrainers ein ärmliches, auch verwahrlostes Aussehen; nur die Besitzer, denen außer ihren Grundstücken irgend eine geschäftliche Quelle zum Wohlstand verhilft,

haben schönere Gehöfte. Vorherrschend ist der Holzbau, jedoch nicht als Blockbau, der vereinzelt vorkommt, sondern als durch Pfosten gefestetes Dielenhaus, welches innen und außen Mauerbewurf hat, verputzt und getüncht ist. Die Dielung in der Stube vertritt meist der Erd-Estrich, der Rauchfang ist eine Ausnahme von der Regel, der vom Dache offen gelassene Giebel ist auch nur mit Flechtwerk aus Haselstäben geschlossen. Das stattlichste Stück des Gehöftes ist nicht selten die große Doppelharpe von praktischer und sehr fester Zimmerung; in solcher Höhe über dem Boden, daß ein Heuwagen leicht einfahren kann, ist auf starken Unterzügen der Futterraum gleichsam in der Schwebe erhalten, damit die Seiten der Harpe beiderseits bis zum Dach freien Luftzutritt bekommen. Vor dem Futterraum ist ein Laufgang, zu dem eine Treppe führt. Südlich des Gorjanz-Gebirges, das in weitem Bogen ein gegen die Kolpa in seichten Wellen auslaufendes Hügel- und Kesselland umfaßt, offenbart sich der Einfluß des kroatischen Nachbarlandes nicht minder in der Bauweise, wie in Sitten und Tracht des Volkes. Die Gehöfte ordnen sich nicht nach der Straße, sondern in zwanglosen Gruppen, immer am Rücken oder Abhang des Terrains, nie im Grund des Kessels, jedes Gehöft in der Gruppe ist für sich abgeschlossen, die Dörfer sind Gruppen von Einzelnhöfen. Der Bauer nennt sein Gehöft „das Bergel“ und meint damit das Wohn- und die Nebengebäude sammt dem dazu gehörigen, von einem niederen Flechtzaun umschlossenen Hof, der den Schweinen zum Tummelplatz dient.

Die Gebäude sind durchaus von Holz, ausgenommen der Theil der Wand des Wohnhauses, an welche sich im Vorhause der Herd und in der Stube der große Kachelofen anlehnt. An das Vorhaus, welches über dem Herde mit angeworfenem Flechtwerk gedeckt, sonst zum Dachstuhl offen ist, reiht sich gegenüber der Stube der dritte Theil des Wohngebäudes an; er enthält zwei kleinere Räume, den Speicher und das mit dem Ofen versehene und geweißte Stübchen für das Familienhaupt und dessen Frau. Außer der Dreschtenne und der Scheune, welche über dem Stalle situirt sind, hat der Bauer ein zweites kleineres „Haus“, bestehend aus einem einzigen Raum zur Aufbewahrung der Kleidertruhen und der Getreidevorräthe. Bei diesem zweiten Hause findet man in einem kleinen angebauten Raume die Handmühle, eine für die Gegend nothwendige Einrichtung, da die Mühlen an der Kolpa auch bei mäßig hohem Wasserstand im Frühjahr und Herbst wochenlang den Betrieb einstellen müssen.

Musik und Volksmusik in Krain.

Krain, dessen Hauptstadt nie die Residenz eines souverainen weltlichen oder geistlichen Hofes war, mußte auf die Vortheile der Anwesenheit eines solchen Hofes für Stadt und Land von jeher verzichten. Denn nicht selten waren dieselben Heimstätten und Pflanzschulen für Wissenschaften und Künste. Die Entwicklung der Musik war daher

ausschließlich auf die natürliche Begabung des Volkes angewiesen, ihre Pflege dem Kunstsinn der Krainer überlassen. Die natürliche Begabung des Volkes für Gesang und Musik offenbart sich in dem reichen Schatze von Volksliedern, welche, aus alter Zeit bis heute erhalten, in den Hochthälern des Oberlandes sowohl als auch auf den grünen Weinhügeln des Unterlandes, in der traulichen Stube im Dorfe wie vom Chore der freundlichen Dorfkirche ertönen. Wenn daher der Krainer trotz seiner guten musikalischen Veranlagung auf dem weiten Gebiete des Kunstgesanges und der musikalischen Erfindung nur in verhältnißmäßig wenigen hervorragenden Namen vertreten ist, so offenbart sich doch der Sinn des Volkes für Musik bei jeder Gelegenheit, so weit wir auch in der Chronik des Landes und seiner Hauptstadt zurückblättern mögen. Das Volk tanzte singend im Chore um seine geheiligte Linde vor der Kirche oder vor dem Schlosse und auf den Marktplätzen die Bürgerschaft bei „fröhlichem Saitenspiel". Das bekannte deutsche Lehrgedicht „Der junge Lucidarius", welches die Eigenthümlichkeit der österreichischen Völker charakterisirt, sagt vom krainischen Volke:



Denkmünze auf Arnold von Prugkh.

Ze Kraine si wir des gebeten
Daz wir windischen[1] treten[2]
Nach der Blâterpfifen.[3]

Unter den bedeutenderen Musikern und Componisten, welche theils in Krain geboren wurden, theils dem Lande durch jahrelanges Wirken in demselben angehörten, nennen wir den Bischof von Wien Georg Slatkonia, einen geborenen Laibacher, der als vorzüglicher Tonkünstler genannt wird und zugleich Kapellmeister Kaisers Maximilian I. war. Slatkonia wurde 1477 zum kaiserlichen Hofcaplan in Wien, 1503 zum Dompropst in Laibach ernannt, wurde sodann als Bischof in Pedena (in Istrien) mit der Propstei Rudolfswerth dotirt und 1514 Bischof in Wien, als welcher er den 26. April 1522, wie seine Grabschrift im Stefansdom in Wien bezeugt, starb. Sein Portrait befindet sich unter den 18 Brustbildern in den Chorstühlen neben dem Hochaltar zu St. Stefan. Es war damals nicht selten, daß hohe kirchliche Würdenträger der kaiserlichen Hofcapelle in Wien vorstanden, so Slatkonia, so der nachmalige Bischof von Laibach Urban Textor, der als Hofcaplan die Hofcapelle dirigirte, so endlich auch der berühmte Tonkünstler Arnoldus de Prugkh, Domdechant zu Laibach.

Arnold von Prugkh (auch Arnoldo de Ponto) wurde 1480 zu Brügge geboren, kam, unbekannt wie, nach Laibach, wurde 1530 zum Domdechant in Laibach ernannt und später „obrister Capellmeister der kaiserlichen Hofmusikcapelle" in Wien, als welcher er 1545

[1] Der windische (visoki ples) Tanz der Slovenen. [2] Tanzen. [3] Dudelsack.

starb. Seine Compositionen bestehen in Motetten, Hymnen, Liedern, darunter auch Gesänge Martin Luthers, und wird denselben insbesondere nachgerühmt, daß sie contrapunktisch meisterhaft gearbeitet sind. Die mit Jahreszahlen versehenen Ausgaben seiner Compositionen datiren von 1533 bis 1544. Gehörte Prugkh dem Lande Krain nicht durch Geburt an, so ist dies fast zweifellos der Fall bei dem berühmtesten krainischen Compositeur, zugleich einem der bedeutendsten Contrapunktisten der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, Jacobus Gallus oder nach der deutschen Benennung Jakob Hänel oder Handl. Sämmtliche Geschichtsschreiber der Tonkunst lassen Gallus in Krain geboren sein, ohne jedoch seinen Geburtsort selbst zu nennen. Soviel ist gewiß, daß seine Eltern bemittelte Krainer waren, daß er um 1550 geboren, im Jünglingsalter Capellmeister des Bischofs von Olmütz und bald darauf kaiserlicher Capellmeister wurde, daß seine äußeren Verhältnisse sehr glücklich waren und er selbst zu den rechtschaffensten und wohlgebildetsten Männern seiner Zeit gehörte, sowie daß er mit Hinterlassung eines Sohnes Martin am 4. Juli 1591 zu Prag verstorben ist. Die Strahower Bibliothek bewahrt eine ganze Sammlung auf seinen Tod verfaßter Gedichte, beredte Zeugen der Beliebtheit, der sich Gallus erfreute. Er erhielt vom deutschen Kaiser 1588 ein Privilegium zur Herausgabe seiner Werke auf zehn Jahre. Denselben wird Größe der Conception, sowie künstlerische, an Palästrina gemahnende Thematik und dabei Einfachheit und Innigkeit nachgerühmt. Eine Composition von ihm, „Ecce quomodo moritur justus“. soll, wie Mendel erzählt, neuerdings Repertoirstück des Berliner Domchors geworden sein.

Der dem krainischen Volke eigenthümliche musikalische Sinn äußert sich jedoch nicht nur durch das Hervortreten einzelner bedeutenderer Namen, sondern auch durch die seit Jahrhunderten bestehende Sorge, der Musik durch Errichtung von Schulen und anderen Institutionen Pflegestätten zu bereiten. So lesen wir von einer landschaftlichen Musikschule schon im XVI. Jahrhundert; der Abt von Sittich unterhielt in seinem Kloster eine solche Schule; am 18. Juni 1652 errichteten die Jesuiten in Laibach eine Musikgesellschaft. War das Strebeziel dieser musikalischen Lehranstalten zwar zunächst kirchlichen Zwecken gewidmet, so wurde dadurch doch auch der Grund zur Entwicklung der Musik überhaupt, also auch der weltlichen gelegt. So unterhielten die landschaftlichen Stände ein Musikcorps, die sogenannten „landschaftlichen Trompeter und Heerpauker“, das einen Theil der landschaftlichen Miliz bildete. Deßgleichen unterhielt die Stadt Laibach für ihre Bürgermiliz ein eigenes Musikcorps, die sogenannten „Stadtthurner“. Beide Corps verfielen allmälig ganz und aus dem Trompeterfonde wurden 1815 die Mittel zur Errichtung einer öffentlichen Musikschule entnommen. Im Jahre 1702 fand die Musik in Laibach eine neue Heimstätte, die damals gegründete philharmonische Gesellschaft, welche als Zeuge eines frühreifen Culturlebens

unserer Stadt bis auf den heutigen Tag fortbesteht und die älteste Musikgesellschaft Österreich-Ungarns ist, 110 Jahre älter als die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, 91 Jahre älter als das Conservatorium in Paris. Zur Erklärung dieser gewiß auffallenden Erscheinung muß man einen Blick werfen auf das Leben jener Zeit überhaupt, auf das geistige Leben Laibachs insbesondere. Damals zogen die Söhne der Laibacher Bürger an die Universitäten nach Italien, um sich für ihren künftigen Beruf in der Heimat auszubilden, insbesondere häufig nach Bologna. Und mit dem Fonde reichen Wissens, das sie dort gesammelt, brachten sie auch verfeinerte Sitten aus den Centren italienischer Cultur in die Heimat zurück und gründeten wissenschaftliche und künstlerische Vereine, wie sie solche in Italien kennen gelernt. So errichteten sie 1670 die „Societas militaris“, „die streitende Gesellschaft“, 1693 die „Academia operosorum“ (beides wissenschaftliche Vereine) und 1702 die „Academia Philoharmonicorum“. Die Chronik berichtet uns hierüber: „Am 8. Jänner 1702 hat die Academia der H. H. Philoharmonicorum den Anfang genomben. Der Anfenger ist Herr J. Berthold von Höffer, bei dem sich vierzehn eingefunden und den Schluß gemacht und ihme zum Director gesituirt.“ Und weiter: „Am 30. Juli (desselben Jahres) hat die Academia der H. H. Philoharmonicorum Ihre erste acta publica am Wasser Stromb Laybach mit Feyerwerch solemniter gehalten, welch acta zu sehen die ganze Stadt zugeloffen und alle Schüff biß auf ein Dienst gehabt, auch nicht genug vorhanden waren, die leuth zu bedienen.“ Die philharmonische Gesellschaft ist nun durch fast zwei Jahrhunderte der Träger des musikalischen Gedankens in Stadt und Land, die Heimstätte der Musikpflege geblieben. Eine rührende Episode in der Geschichte der Gesellschaft bildet die Thatsache, daß sie im Jahre 1809, als Krain unter französische Herrschaft kam, ihre Thätigkeit gänzlich einstellte, weil ihr das nützlicher schien, „als sich einem erzwungenen Vergnügen zu unterjochen“, und sie erst 1814 nach dem Abzug der Franzosen durch eine feierliche Serenade wieder eröffnete, dem österreichischen Gouverneur Freiherrn von Lattermann vor der festlich beleuchteten Burg dargebracht. Die Tage höchsten Glanzes jedoch sah die philharmonische Gesellschaft im Jahre 1821, als Laibach Seine Majestät den Kaiser Franz, den Kaiser von Rußland, den König von Neapel und mit diesen eine große Anzahl von Staatsmännern, Diplomaten und hohen Würdenträgern anläßlich des hier tagenden Congresses in seinen Mauern sah, wo deutsches Theater, italienische Oper und philharmonische Concerte in bunter Reihe abwechselten und Künstler ersten Ranges in letzteren mitwirkten. Die Concertzettelsammlung der Gesellschaft zeigt übrigens, daß dieselbe mit Ausnahme einer italienisirenden Richtung in den Dreißiger Jahren stets die edelste Geschmacksrichtung bewahrt hat. Es konnte nicht fehlen, daß eine so alte und stets rührige Musikgesellschaft allmälig die Sympathien der Mitwelt gewann und ihr

Ruf ein über die Grenzen des Landes hinausreichender wurde. Die bedeutendsten Tonkünstler rechneten es sich zur Ehre, in die Gesellschaft als Ehrenmitglieder aufgenommen zu werden. Dussek (1794), Haydn (1800), Gänsbacher (1820), Paganini (1824), Anselm Hüttenbrenner (1830), Conradin Kreutzer (1839), Marie Milanollo (1843) und viele andere waren Ehrenmitglieder. Den höchsten Werth legt die Gesellschaft darauf, daß Beethoven im Jahre 1819 zum Ehrenmitglied ernannt wurde; den eigenhändigen Brief, in welchem sich Beethoven für die Ernennung bedankte, bewahrt die Gesellschaft als ein Kleinod in ihrem Archive. Das Werk, welches Beethoven der Gesellschaft in dem Briefe verspricht, dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach die Pastoralsymphonie sein, deren Partitur Einzeichnungen über Tempi u. s. w. enthält, die mit Rothstift von Beethovens Hand geschrieben sind. Auch dieses Manuscript bewahrt die Gesellschaft als werthvolle Reliquie in ihrem Musikalienarchiv auf. Die philharmonische Gesellschaft unterhält seit 1821 auch Musikschulen und ist die 1815 gegründete öffentliche Musikschule mit ihr in jüngster Zeit vereinigt worden. Die Gesellschaft ist als eine Blüte der italienischen Cultur zu betrachten, ihren Fortbestand durch fast zwei Jahrhunderte dankt sie vorzugsweise deutschem Einflusse.

Neben dem italienischen und deutschen Element trat in neuerer Zeit auch ein drittes auf, das slovenische. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts componirte der auch auf anderen Gebieten des Wissens und Könnens hervorleuchtende Freiherr von Zois slovenische Lieder als Einlagen für die Oper der Nobelbühne und auch später taucht da und dort bei festlicher Gelegenheit, im Theater und im Concert der philharmonischen Gesellschaft ein und das andere slovenische Lied auf. Erst die Bewegung des Jahres 1848, noch mehr aber die nationale Bewegung der jüngsten Zeit hat auch auf die Pflege des slovenischen Kunstgesanges eingewirkt; die im Jahre 1872 gegründete Glasbena matica hat sich diese Pflege zur Aufgabe gestellt und sucht sie durch Herausgabe von Chören und Liedern, durch Veranstaltung von musikalischen Aufführungen und in neuester Zeit auch durch Unterhaltung einer Musikschule zu erreichen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß ein Verein zur Pflege der Kirchenmusik, der Cäcilienverein, sich um die Hebung dieser Musik insbesondere dadurch, daß er eine Orgelschule unterhält, viele Verdienste erwirbt, sowie von Seite der Lehrerbildungsanstalt auf die musikalische Ausbildung der Lehrer Nachdruck gelegt wird.

Wer aber in die musikalische Veranlagung des slovenischen Volksstammes einen Einblick sich verschaffen will, der versenke sich in den reichen Schatz des slovenischen Volksliedes. Sind es hierbei zwar vorzugsweise die Volksdichtungen, die unser ganzes Interesse wachrufen, ein Interesse, welches durch die Übersetzungen Anastasius Grüns in die weitesten literarischen Kreise getragen wurde, so sind es aber auch die

der älteren die Gesellschaft
meiner Achtung, werde ich
jederzeit mich dazu bereit
finden lassen —

der philharmonischen
Gesellschaft

ergebenster
Ehrenmitglied
Ludwig van Beethoven

Wien am
4ten Mai
1819

Ludwig van Beethoven: Schluß des Briefes an die philharmonische Gesellschaft in Laibach.

Singweisen, welche durch Klangschönheit und Originalität unserer vollsten Berücksichtigung würdig erscheinen.

Man kann nicht eigentlich von einem krainischen Volksliede sprechen, denn der unleugbare Einfluß des Bodens auf den Menschen und die geographische Lage Krains, welches zwischen das deutsche, italienische und südslavische Volkselement eingekeilt erscheint, haben es mit sich gebracht, daß das Volkslied des Slovenen in seiner Entwicklung von den Nachbarstämmen beeinflußt wurde und wird. Das Lied des Oberkrainers ähnelt dem Älplergesange, insbesondere dem kärntnischen, auch in ihm findet sich ein schwermüthiger Zug, doch ist ihm der Humor nicht fremd, selbst Anklänge an den „Jodler" finden sich nicht zu selten. Das Lied des Karstbewohners in Innerkrain zeigt sichtlich italienischen Einfluß, insbesondere im Rhythmus und in der Dehnung des Schlußaccords.

Die unverfälschteste slavische Eigenart zeigt dagegen das unterkrainische Lied, denn die es beeinflussen, sind ja ebenfalls verwandte Volksstämme, Kroaten und Serben. Im Unterkrainer Liede liegt der echt slavische Zug zur Schwermuth, selbst im heiteren; die Molltonart ist jedoch nicht überwiegend, der Rhythmus stets eigenthümlich, der musikalische Gedankenausdruck meist mit gesunder Sinnlichkeit gepaart. Wir geben hier ein Volkslied (Slovó = Abschied), der Abschied des Geliebten von seinem Mädchen, in welchem sich die Resignation eines treuliebenden Herzens in rührenden Worten ausspricht.





In deutscher Übersetzung lautet dieser „Abschied“:

Gott möge Gesundheit dir schenken
Und reich’ mir noch einmal die Hand,
Bewahr’ mir ein treues Gedenken,
Ob dein Herz auch ein Anderer fand.
Um Liebe nicht will ich dich fragen,
Nicht bitten dich je um die Hand,
Ich will dich im Herzen nur tragen,
Auch wenn es zerreißt, was uns band.

Gleichwie die alte malerische Volkstracht in unseren Alpenländern von der geschmacklosen neufränkischen verdrängt wird, so wird auch in Krain das alte Volkslied von modernen, nicht immer volksthümlich gehaltenen Gesängen umspielt; wir wollen aber hoffen, daß unser Volk an seinen schönen alten Liedern festhalten wird. Denn der krainische Volksstamm findet in seinem Liede stets beredten Ausdruck, sei es, daß er von der Schönheit seiner großen Natur, den stolzen Bergen, den spiegelnden Seen des Oberlandes, seinem goldig funkelnden Wein und den grünen Rebengeländen des Unterlandes spricht oder in sinnigen Melodien singt, sei es, daß er die verborgensten Saiten des Herzens, seine Gefühle und Leidenschaften in Klagelauten erklingen läßt.

Die deutsche Literatur in Krain.

An Offenbarungen des deutschen Geistes im Gewande der Dichtung fehlt es nicht in unserem Lande, wissen wir doch, daß schon der abenteuernde Ulrich von Lichtenstein in unsere Berge gezogen kam und von dem „windischen Theile des Adels“ als gralva Venus begrüßt wurde; deßgleichen finden sich in den Schloßarchiven und Bibliotheken unseres Landes manche Werke älterer deutscher Literatur, wie ein Band altdeutscher Predigten, eine rhythmische Bearbeitung der Bücher Moses, das Alexanderlied, Barlaam und Josaphat und andere, die Peter von Radics aus Staub und Spinnengewebe ans Licht des Tages gezogen hat.

Das erste dichterische Denkmal, das Krain selbst hervorgebracht hat, stammt aus dem XIV. Jahrhundert und führt uns „die Versuchung des Herrn durch den Satan“ in fortlaufenden Reimpaaren vor. Der Verfasser Otto von Rasp aus einem krainischen Geschlecht hat, wie es im Eingang heißt, das Buch gedichtet „mit krankem Sinne — auf hilf und trost der kuniginne — der wir haben oft genossen — und die lieplaich hat umbslossen — paide himmel und die erden — der hilfe muess mir werden . . .“ Demselben Jahrhundert gehört auch eine Pergamenthandschrift an, welche Bruchstücke einer in Krain verfaßten Marienklage enthält; an sie reiht sich „ain guet und schoens gepet von der heiligen jungfraw sancta Katharina“ in 48 paarweise gereimten Versen.

Geradezu sang- und klanglos war die folgende Zeit, in der das Volk mit steter Angst nach den Gipfeln der Berge schaute, ob nicht ein emporloderndes Flammenzeichen den Einbruch des Halbmondes verkünde. Dazu traten die Bauernaufstände, bei denen manche stattliche Herrenburg in rauchende Trümmer sank, so daß ein Volkslied von den krainischen Bauern aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts den Sieg des Adels preist, der sich mit freiem Muth emporgeschwungen hatte, den Aufstand zu dämpfen. „Der bauern Schaar“ heißt es in dem Liede, „was rueffen dar — stara prauda — die lantzknecht tetten prangen — mit spiessen und mit stangen — leukhup, leukhup, leukhup, leukhup boga gmajna — der bauren pundt was zertrent — ir khainer west umb das endt.“

Ein reges geistiges Leben erwachte mit dem Einzuge der Reformation. Aus den Ringmauern der Burgen und Städte zog nun die krainische Jugend nach den Hoch- und Mittelschulen Deutschlands, um den Wissensdurst zu stillen; anderseits kamen deutsche Prediger und Schulmeister ins Land, welche nicht nur in Laibach, sondern auch in kleineren Städten, wie Krainburg, Idria, Gurkfeld ꝛc. den Samen der Bildung ausstreuten. Außerdem erhielt Laibach die erste protestantische Lateinschule, an der neben Männern wie Budina, Crellius, Bohoritsch ein Nicodemus Frischlin thätig war, dessen lateinisches carmen vom Zirknitzer See zu einem Denkmal der Erinnerung an den unglücklichen Dichter

geworden ist. Wenn nun auch die lateinische Sprache im Mittelpunkt des Unterrichts stand, so wurde doch die Pflege der deutschen nicht vergessen. Davon zeugen der deutsche Katechismus und Psalter, in welche die Jugend eingeweiht wurde, davon das deutsche Kirchenlied, das neben dem slovenischen ertönte. Ja man spricht sogar von satyrischen Schmähliedern gegen Papst und Antichrist, die im Umlaufe waren; doch bleibt bei ihrem Verlust unentschieden, ob sie in deutscher oder slovenischer Sprache geschrieben waren. Was sonst das XVI. Jahrhundert an deutschen Dichtwerken hervorgebracht hat, entbehrt der Bedeutung: sowohl der in Verse gebrachte Zug des Ritters Hans Ferenberger gegen den Türken und die rhythmische Bearbeitung der Genealogie der Edlen von Rain, die in der ersten, aber bald gesperrten Druckerei des Hans Mannel in Laibach erschienen waren, als auch die sprachlich ungefüge Lebensbeschreibung des krainischen Landeshauptmanns Josef von Lamberg, die in mehr denn 1.600 Versen mit ihren eingestreuten Ermahnungen die Geduld des Lesers ermüdet. Werke aber, wie jene des rechtsgelehrten Pegens oder des vielgereisten Sigmund von Herberstein entziehen sich ob ihres Inhalts und der lateinischen Sprache, in der sie geschrieben sind, unserer Betrachtung.

Mit der Gegenreformation verschwanden alle Spuren des geistigen Lebens, welches der Verkehr mit dem protestantischen Deutschland angebahnt hatte. Die Väter der Gesellschaft Jesu beherrschten nunmehr Schule und Wissenschaft. Sie nahmen auch das protestantische Schuldrama auf, um es im Dienste der Kirche zu verwerthen. Zumeist schöpften sie ihre Stoffe aus Bibel und Legende, seltener aus der Welt- oder vaterländischen Geschichte. Alle diese Dramen, die durch scenische Pracht die Augen der Zuschauer blendeten, waren lateinisch; nur selten, daß man sich zu ganz deutschen Aufführungen oder zu Dramen herbeiließ, deren lateinischer Text, wie bei Stefan Fadinger, mit deutschen Versen unterbrochen war.

Gefährliche Nebenbuhler der Jesuiten wurden die hochdeutschen Komödianten, mit denen um die Mitte des XVII. Jahrhunderts das deutsche Drama in Laibach einzog. Mit der Bekehrung und dem Martertode des heiligen Eustachius trat der Schauspieler H. Ernst Hoffmann vor das dankbare Publicum, das sich bald an den Späßen einer derbkomischen Bedientenfigur erheiterte, bald sein Auge an scenischen Überraschungen, wie dem Ballet der wilden Thiere, an Christus über den Wolken u. s. w. weidete. Von diesen fliegenden Truppen begeistert, dichteten zwei Krainer, Martin Händler und Melchior Harrer, ein dreiactiges Drama: „Der verirrte Soldat" oder „Des Glückes Probirstein".

Um dieselbe Zeit, als Jesuiten und Komödianten um den Vorrang der Bühne in Laibach stritten, saß in seinem romantisch einsamen, wipfelumrauschten Bergschloß Wagensperg der berühmteste Sohn seines Landes, Freiherr von Valvasor, und schuf der Heimat zu Ehren „Die Ehre des Herzogthums Krain". Valvasor, dessen Ahnen einem

lombardischen Adelsgeschlecht entstammten, war zu Laibach 1641 geboren. Jesuiten waren seine ersten Bildner, die Fremde sein bester Lehrmeister. Mit Erfahrung und Wissen bereichert, kehrte er in die Heimat zurück und starb nach einem Leben vielseitiger Thätigkeit, das er dem Vaterland und der Wissenschaft gewidmet hatte, 1693 zu Gurkfeld in Unterkrain. Der „Ehre des Herzogthums Krain" hatte er sein Hab und Gut geopfert, nichts war ihm geblieben als das Bewußtsein, die Heimat mit einem Werke bereichert zu haben, in dem die Geschichte, Natur und Sitte derselben zwar nicht kritisch durchforscht, aber liebevoll zusammengetragen zu den Söhnen des Landes spricht. Wir müssen Valvasors Schriften mit ihrer zwar rauhen, aber treuherzigen Sprache, wie sie auch in den Reimstrophen zu seinem Todtentanze nach Holbein zu Tage tritt, um so freudiger begrüßen, als man sonst der lateinischen Gelehrsamkeit huldigte und lateinisch dichtete, wie dies die Arbeiten vieler krainischen Gelehrten aus dem XVII. und dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts, vor Allem jene eines Schönleben, Thalberg, Gerbetz, Pelzhofer oder die sinnreichen Distichen Sigmunds von Hallerstein beweisen. Der geistige Verkehr mit Italien und die vorherrschende Geschmacksrichtung für die romanischen Literaturen in jener Zeit läßt uns, wenn auch nicht ausschließlich, diese Erscheinung begreifen.

Nach dem Vorbild der italienischen Akademien wurde auch am Ende des XVII. Jahrhunderts die Akademie der Operosen ins Leben gerufen, welche mit dem Fleiße der Biene, die sie zu ihrem Sinnbild genommen hatten, das wissenschaftliche Feld bearbeiten wollten. Aber von den Jesuiten angefeindet, starb die Akademie schon mit den Gründern und ersten Mitgliedern aus, um erst im Josefinischen Zeitalter zu neuem Leben zu erwachen. Zwar war auch diesmal die Dauer derselben nur eine kurze, doch entfaltete sie unter Graf Edling und Freiherrn von Gussitsch eine so ersprießliche Thätigkeit, daß Ersterer in seiner Idylle „Der Isenz und die Laibach" unseren heimatlichen Fluß freudig das Haupt schütteln läßt, weil sich „mit dem sanften Rieseln seiner Wellen so manchmal ein Lied durch die fruchtbaren Wiesen hinunterschlich oder im Schattengewölbe erhabener Eichen tönte, seit ihm Minerva in Gussitsch einen so empfindsamen und thätigen Musensohn geschenkt hatte." Auch Anton Linhart, dem wir die erste kritische Bearbeitung der ältesten Heimatsgeschichte verdanken, rührte, von Klopstock begeistert, die Saiten der Harfe. Ein krainischer Sined, verherrlichte er ferner, wie schon vor ihm Professor Harmayr, Kaiser Josef und Kaiserin Maria Theresia und schlug endlich in seinen Übertragungen aus dem Italienischen und Slavischen, wie dem Turnier zwischen Lamberg und Pegam, einen Ton an, der empfänglichen Nachhall fand. Auch der Bühne, auf welcher der Huldblick eines Baron Sigmund von Zois ruhte, schenkte er ein Drama: „Miss Jenny Lowe". War doch die Theilnahme für dramatische Aufführungen in dem Grade gewachsen, als die hochdeutschen Komödianten immer häufiger und auf längere Zeit

nach Laibach gekommen waren. Dieselben hatten sogar 1730 zu Krainburg und Laibach auf öffentlichem Platze ein deutsches Passionsspiel in 15 Vorstellungen aufgeführt, wobei es nicht „an häufigen Thränen von Seite der Zuschauer“ mangelte. Dann wieder



Johann Weichhart Freiherr von Valvasor.

vergnügte man sich an zeitweiligen Kasperlschwänken oder Staatsactionen, hörte einen italienischen Singsang an oder drängte zu den Dramen der Jesuiten, mit denen sogar die Kapuziner zu wetteifern begannen, wie dies aus der Aufführung des Kapuziner-Schauspieles „Bellidur“ im Jahre 1743 hervorgeht. So machte sich allmälig das Bedürfniß nach einem eigenen Schauspielhause geltend, welches in der Mitte der Sechziger-Jahre auf demselben Platze zustande kam, wo uns heutzutage die leergebrannten

Mauern unseres Musentempels traurig mahnend entgegenschauen. Von nun an war der Sieg des deutschen Dramas entschieden. Wenn man auch noch dramatische Machwerke, wie das Trauerspiel „Diego und Lenore“, oder die Singspiele „Die verfolgte Unbekannte“, „Pyrrhus von Epirus“ in Kauf nehmen mußte, so kündete doch schon Leisewitz' „Julius von Tarent“, unter Schikaneder aufgeführt, jene bessere Zeit an, in der mit dem Jahre 1800 der Genius Schillers mit den „Räubern“ seinen triumphirenden Einzug hielt. Schon zeigte sich Schillers Einfluß in den Dichtungen des Professors Z. A. Zuppantschitsch, der im Wochenblatt von 1806 mit seinen Fragmenten illyrischer Poesie aufgetreten war. Das liebenswürdige Talent dieser mehr sanften, ideal angelegten Natur entfaltete sich weniger in seinen vaterländischen Dramen als in den balladenartigen Erzählungen. Ein freudiger Schaffenstrieb hatte sich der Geister bemächtigt. Poesie und Wissenschaft wetteiferten in beiden Sprachen, dem Namen der Josefinischen Zeit auch im fernabgelegenen Krainerlande Ehre zu machen. Mehr als ein berühmter Name leuchtet uns entgegen, sowohl von Fremden als Einheimischen, die mit ihrer Gelehrsamkeit auf die Bildung des Landes gewirkt haben. Sogar den Vater der slovenischen Kunstpoesie, Valentin Vodnik, riß es hin, seinem Freunde Linhart in einer deutsch geschriebenen „Geschichte von Krain, Görz und Gradiska“ nachzueifern, während Andere ihre Lorbeern auf dem Gebiete der Sprach- und Naturkunde suchten und fanden.

Das edelste Streben, die deutsche Literatur in Krain zu fördern, beseelte den begeisterten Herold Schillers, Professor Richter, der in einem denkwürdigen Aufruf vom Jahre 1817 alle Freunde des Schönen aufforderte, sich um sein Banner zu scharen und die heimischen Schätze zu heben; so erhielt Laibach in den „Illyrischen Blättern“, welchen sich später die kurzlebige „Carniolia“ gesellte, ein Organ, in dem berufene und unberufene Musensöhne aus der vormärzlichen Zeit ihre poetischen Gaben niederlegten. Im Geiste der Romantik beschwor man in den „Galerien berühmter Krainer“ Männer aus dem Sarge, die durch Feder und Schwert Großes geleistet, verwerthete in Balladen und Erzählungen heimischen Sagenstoff, besang in Liedern und Oden die Wunder des Krainerlandes, lauschte, wie Milko und Thomschitz, den Klängen des slovenischen Volksliedes, pflückte von den Früchten fremder Kunstliteratur und gab endlich der angestammten Liebe und Treue zum Kaiserhause gelegentlichen Ausdruck. Formell am reinsten ist der beschauliche Hermann von Hermannsthal, der einige Zeit „als Fremdling im Slavenlande“ lebte. Um ihn gruppiren sich der lehrhafte Karl von Ullepitsch, genannt Laurent, der auf fremden Bahnen geschickt wandelnde Hugo vom Schwarzthale, der Novellist Babnigg, Kordesch, Frank, Petruzzi, Laschan und andere. Mit rührender Theilnahme verweilen wir nur bei J. Emanuel Hilscher, der zwar ein Böhme von Geburt, doch mit vollem Rechte zu den Unsern gezählt werden darf. Schon in seinem zwölften Jahre nach Laibach kommend,

reifte er hier an der Hand seines Lehrers, des gebildeten Feldwebels Dahl, heran und goß, ein Dichter im Waffenrock des Gemeinen, den Aufschrei eines gefesselten Genius in ergreifende Klagetöne. Leben und Liebe predigten dem jungen Sänger Entsagung, so daß er ungesellig und kalt, „gleich dem Adler, der einsam die Luft durchschifft“, sich immer mehr auf sich selbst und den ihm geistig verwandten Byron zurückzog, dessen Manfred und hebräische Melodien er in ein schwungvolles Deutsch übertrug.



Mausoleum Anastasius Grüns.

Den Lorbeerkranz, den ihm erst die Nachwelt geflochten hat, schon von der Mitwelt empfangen zu haben, war das schönere Los des gräflichen Sängers Anastasius Grün. Als echten Sohn der Heimat zog es ihn immer wieder aus dem Geräusch des Lebens nach seinem idyllischen Thurn am Hart, wo er sich in der stillen Einsamkeit des Waldes poetische Stimmung holte. Die Sehnsucht nach der Heimat legte dem einundzwanzigjährigen Jüngling die Ode „Illyria“ auf die Lippen; das reizende Veldes mit dem grünenden Eiland und der Liebfrauenkirche hat an ihm einen begeisterten Lobredner gefunden. Aber am meisten danken wir ihm für die Übersetzungen der „Volkslieder aus Krain“, in welchen sich die Sagen, Sitten und Naturanschauungen der Slovenen eigenartig wiederspiegeln. Der Wunsch, den der Dichter im Gruß an Illyrien ausgesprochen:

Sei mir gegrüßt, Land meiner schönsten Träume,
Land, das mir Leben, Lied und Liebe gab,
Das liebend nährte meines Lenzes Keime,
Wie meine Wiege, sei du auch mein Grab!

ging in Erfüllung. In der Nähe des grünen Waldes erhebt sich auf einem weit ausschauenden freien Platze das Mausoleum, in welchem der Sänger der Rosen ruht. Bis zu

Grüns Tode hatten sich noch alle geistigen Kräfte des Landes zu einem friedlichen Wirken harmonisch vereinigt. Dankbar weihte Prešeren der deutschen Sprache einen Kranz von Gedichten, die sein schönes Talent auch für den Deutschen erkennen lassen. Und wie Prešeren haben fast alle slovenischen Musensöhne aus dem Born der deutschen Dichtung geschöpft. Viele von ihnen, wie Vesel, Cegnar, Toman, Voljavec, Cimpermann, haben sich übersetzend an Goethe und Schiller gewagt, ihre slovenischen Dichtungen im deutschen Kleide als Gegengeschenk gereicht oder sich der deutschen Sprache in selbständigen Dichtungen bedient, wie außer Prešeren Friedrich Vilhar, der die deutschen Ahnen und deren Nachkommen als Wächter des Rheins verherrlichte, und Luise Pessiak, die sich noch in jüngster Zeit durch einen Band deutscher Gedichte einen Weg „ins Kinderherz" bahnen wollte. Umgekehrt haben sich auch die Deutschen für slovenische Poesie erwärmt und Prešeren und Andere zu übersetzen versucht, so Melzer, Rizzi, Peen, Germonik, Graf Pace und endlich August Dimitz, der mit dem Fleiße des Forschers und der Liebe des Heimatsohnes die Geschichte von Krain geschrieben hat.

Die erotischen Phantasien eines Isleib, die harmlosen Erzählungen einer Henriette Grünewald, die schöngeistigen Aufsätze einer Hedwig von Radics-Kaltenbrunner sind die jüngsten Regungen der deutschen Literatur in Krain.





Die Steinwand in der Gottschee.

Gottschee und die Gottscheer.



Das Gottscheer Ländchen in Krain liegt in felsiger, schwer zugänglicher Gegend. Schon im October fängt daselbst der herbe Winter an und der Frühling erscheint erst in der Mitte des Mai! Keine Wintersaat gedeiht, man muß sich mit der Sommersaat begnügen. Der größte Theil des Landes ist bewaldeter Karst, der häufig den seltsamsten Urwaldcharakter annimmt. Ringsumher ziehen sich die Gebirge wie in einem Wirbel. Sie bilden kesselförmig manche schöne Thäler und angenehme Ebenen, die aber so sparsam mit Bächen und Brunnenquellen bewässert sind, daß man größtentheils gezwungen ist Schnee und Regenwasser aufzusammeln und für Vieh und Menschen vorräthig zu erhalten. Endlose Waldgründe erstrecken sich bis nach Kroatien hin. Häufig durchbrechen phantastisch gestaltete Felsenriesen den Wald, ebenso zahllose Grotten und Höhlen. Gebahnte Wege sind erst in neuerer Zeit entstanden. Zu Wagen im Lande herumzufahren, war früher unmöglich. Auch jetzt steigt man bei solchen Fahrten oft lieber vom Wagen und geht nebenher, oft an

Abgründen vorbei, steil bergan oder bergab. Bis in unser Jahrhundert herein wurden Lasten nur durch Saumrosse befördert. Selten gelangt man in ein Thal mit wirklich fruchtbarem Boden. Meilenweit sieht man öde Hutweiden, mit Steinen bedeckt, zwischen denen nur Farrnkraut wächst. Wo ein Fleckchen Erdreich sich zeigt, wird es fleißig mit Steinen ummauert und ein Gärtchen für Flachs und Gemüse angelegt. Hargrüblein heißen solche Gärtchen in Gottschee, wo noch das alte, nur im Oberdeutschen übliche Wort Har für Flachs gebraucht wird. — In diesem Ländchen von etwa 13 Geviertmeilen wohnen nun in 171 Ortschaften und Weilern gegen 25.000 Seelen. Ein deutsches Völklein in Urwalds-Abgeschiedenheit, abgeschieden seit Jahrhunderten vom deutschen Geistesleben und doch immer noch die besten Eigenschaften deutschen Wesens wahrend, die noch erhöhten Reiz erhalten durch alterthümliche Züge, die in dieser Abgeschiedenheit sich erhalten haben. Dies gilt von ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen und besonders von ihren Sagen und Liedern, in denen sich eine tiefe, innige Volksseele ausspricht. — Zehn Stunden südöstlich von Laibach liegt das Städtchen Gottschee, das der Eingeborne nur die Stadt nennt, die Gottschee nennt er das ganze Ländchen, auch das Land. Er betrachtet es nicht als einen Bestandtheil von Krain. — Rundumher, wohin er sich immer wende, sind des Gottscheers Nachbarn Kroaten und Slovenen, so daß sich natürlich die Frage aufdrängt: wann dieses deutsche Völkchen dahin gekommen und woher es gekommen? Hier scheint nun Eine Thatsache vor Allem wichtig, daß nämlich in dem ganzen Ländchen noch nirgends ein vorgeschichtlicher Fund gemacht worden ist, überhaupt keiner, der über das XIV. Jahrhundert zurückreicht. Alle Annahmen von uralten Ansiedlungen in der Gegend haben sich als unhaltbar erwiesen. Während in den meisten Gegenden Krains, ja selbst im Hochgebirge Oberkrains römische und vorgeschichtliche Alterthümer gefunden wurden, der mittelalterlichen gar nicht zu gedenken, fand sich in Gottschee noch keine Spur von dergleichen. Dieser Umstand gewinnt nun nicht wenig an Bedeutung durch eine Urkunde, die von der ersten Ansiedlung in Gottschee spricht und ausdrücklich hervorhebt, daß diese Gegend noch vor kurzem für unbewohnbar galt. Der Patriarch von Aquileja verleiht in derselben dem Grafen Otto von Ortenburg den 1. Mai 1363 das Patronat über Gottschee. Wir geben einen Auszug des lateinischen Schriftstückes in der Übersetzung: „Wir Ludwig, Patriarch von Aquileja, wollen die Kunde zu ewigem Gedächtniß bringen, die an uns gelangt ist: daß in einigen Hainen und Wäldern an der Grenze von



Das große Stadtsiegel von Gottschee (1471).

Reifnitz, die unbewohnbar waren und unbebaut, viele Menschenwohnungen entstanden und jene Haine und Wälder urbar gemacht sind, und daß keine geringe Menge Volks sich dort niedergelassen. In welchen Orten ..... neuerlich einige Kirchen erbaut sind, nämlich in Gottsche, Pölan, Costel, Ossiwniz und Goteniz ... mit Zustimmung und Erlaubniß des Grafen Otto von Ortenburg, in dessen Herrschaft und Gerichtssprengel sie liegen. Wir verleihen — ihm — das Recht — geeignete Priester zu bestellen. — — Gegeben in unserem Schloß zu Udine 1. Mai 1363."



Die Stadt Gottschee in der Gegenwart.

Die Geschichte des Ländchens ist nun klar. Die Gegend war eine unbewohnte Wildniß. Vereinzelt mögen Jäger eingedrungen sein und einzelnen Thälern Namen gegeben haben, noch bevor sie bewohnt waren. Um 1363 entstanden die ersten Niederlassungen. Der Vorort hieß urkundlich schon 1377 „unser Markt zu Gottschee".

Durch einen Türkeneinfall 1469 ganz zerstört, wurde der Ort 1471 wieder aufgebaut und durch Kaiser Friedrich IV. zur Stadt erhoben. Im Stiftsbrief wird das Wappen beschrieben: „ein plaber (blauer) schilt in des grund ein zaum in sein selb farb und darin ein befestigt haus und davor S. Bartelmä stehet, habend in der einen hand ein puch und in der andern ein messer mit weißen farben". — 1492 erhielten die Gottscheer das kaiserliche Privilegium, mit ihrem Vieh, Leinwand und anderen Erzeugnissen „auf das

Krobatische" und in andere Gegenden zu gehen, Handel zu treiben. Es folgten weitere ähnliche Begünstigungen des Hausirhandels 1571, 1596, 1774, 1780. Das arme Ländchen, das so wenig fruchtbaren Boden hat, konnte nur erhalten werden durch den Handel nach außen, dem sich nahezu die ganze männliche Bevölkerung zuwandte, was das Leben so eigenthümlich gestaltete. -- Die Stadt, die jetzt gegen 1.500 Einwohner zählt, ist ein freundlicher Ort, in dem nur das fürstlich Auersperg'sche Schloß bedeutend hervorragt. Das Ländchen, das seit 1624 Grafschaft hieß, kam an die Fürsten Auersperg, unter denen es 1791 endlich als Herzogthum erscheint, indem der regierende Fürst Auersperg den Titel eines Herzogs von Gottschee erhält.

Von der alten Tracht im XVII. Jahrhundert gibt uns noch ein Bild bei Valvasor eine Vorstellung. Jetzt hat nur der weibliche Theil der Bevölkerung noch die alte Volkstracht. Zu Sonnwenden (Johanni), was in Gottschee Schumitten heißt, kommen die Männer gewöhnlich nach Hause. Jubel ertönt zu der Zeit überall und man erlebt das merkwürdige Schauspiel, Männer zu sehen, mitunter in modernster Kleidung, mit Ringen an den Fingern, goldenen Uhrketten, an der Seite von Frauen in einer Tracht aus vergangenen Jahrhunderten, die etwas Nonnenhaftes hat und besonders eigenthümlich wirkt, wenn sie in Scharen einhergehen. Ein weißes Tuch leicht um den Kopf, eine lange weiße Tuchjoppe ohne Ärmel am Leib, die vorne offen ist. Darunter ein gefälteltes Hemd mit einem rothen Gürtel gebunden. Rothe Strümpfe, schwarze Schuhe.

Diese ungleichen Paare sieht man nun besonders Sonntags in Scharen, oft auf steilen Pfaden, nach oder aus der Kirche gehen. Die Gottscheerin bleibt sich immer gleich in ihrer einfachen Volkstracht, auch als Braut schmucklos. Bei alledem durchaus nicht unfein in ihrem Wesen, daß man von mancher denken möchte, sie dürfe nur die Kleider wechseln mit einer Städterin, und Niemand würde sie für eine Bäuerin halten. In jüngster Zeit beginnt nun auch bei ihnen die städtische Kleidung einzudringen. — Der Gottscheer ist stolz auf sein Volksthum. Er will kein Krainer sein und rühmt sich des Vertrauens, das man auf jeden Gottscheer setzen dürfe, ein Vertrauen, das in der That auch der Arme, der ohne Capital auf die Wanderschaft geht, genießt und rechtfertigt. „Von einem Gottscheer hat man nie was Schlechtes erfahren!" hört man sie oft selbstbewußt aussprechen. In der That ist auch Treue und Redlichkeit im ganzen Ländchen zu Hause.

Aus der Volksmundart wollen wir nur wenige Punkte hervorheben, um zu zeigen, daß die Mundart von Gottschee eine Mischung ist von verschiedenen deutschen Mundarten, die erst in Gottschee sich vollzogen hat. Wenn man Ausdrücke findet wie Ertag für Dienstag, dankh für links, die für die baierisch-österreichische Mundart bezeichnend sind, so möchte man die Mundart von Gottschee für baierisch-österreichisch halten. Wenn man aber wieder bemerkt, daß andere echt baierisch-österreichische Formen, wie z. B. ees werts

für „ihr werdet“ in Gottschee unbekannt sind, man sagt da ihr bert; wenn man ferner weiß, daß die Genitivform: weß? des Vaters in Österreich erloschen ist, indem sie in Gottschee noch lebt (besch bischt? Wûtersch! Wessen bist du? des Vaters!) und dergleichen, so fühlt man sogleich: das ist nicht österreichisch! Sowie manche Familiennamen schwäbisch klingen (Rankeli, Singeli, Kesele, Chrise), manche fränkisch, selbst niederdeutsch (Büttner, Focke, Temme, Koppe), neben echt österreichischen (Pachinger, Stampfel, Sumperer, Lampel), so finden wir auch in der Mundart diese verschiedenen Elemente in Eins



Alte Tracht der Gottscheer XVII. Jahrhundert.

zusammengeflossen. Dazu kommen noch besonders auffällige Züge der Mundart, die an die der sette Comuni und der Deutschen des Monterosa erinnern. So die Wandlung des s im Anlaut in weiches sch: wir bezeichnen es mit einer Cedille; z. B. Ş̧cheale für Seele; die Verwandlung des f oder v in w, z. B. Wuter für Vater; des w in b: Bain für Wein. Dieser Lautwechsel hat für den Fremden etwas Verwirrendes; man erwäge: Wald bedeutet Feld, Bald bedeutet Wald, Barlt bedeutet Welt! — ş̧chugen = sagen, ş̧chagen = sägen, schagen (scharfes sch) = schauen, ş̧chaagen (weiches sch) = saugen, ş̧châ n = sehen, schanen = säen, ş̧chainen = sein, schainen = scheinen. — Noch merkwürdiger ist die Verschiebung der Bedeutung in der Bezeichnung z. B. der Körpertheile.

Der Finger heißt: Negle, der Nagel: Schule (Schale); Wingarle bedeutet Ring, der Mund: Maul, das Maul: Käue u. s. f. — Das Wörterbuch von Gottschee, vom Verfasser dieses Artikels 1870 herausgegeben, gibt eingehende Auskunft über die Sprache. Die Orte sind den größeren Theil des Jahres über ohne Männer, beinahe alle sind auswärts auf der Wanderschaft; zwei unserer Bilder zeigen hausirende Gottscheer. Mit Sehnsucht erwartet zu Johanni die Familie den Ate (Vater), denn die Vorräthe vom vergangenen Jahr gehen zu Ende. Der Mann bringt Geld, das er auf der Wanderschaft erworben. Er hilft auch die etwaige Ernte heimbringen. Das arme Weib hat oft nur mit größter Sparsamkeit bei harter Arbeit sich mit Kindern, Gesinde und Hausvieh den Winter über durchgebracht. Überall wird die Tüchtigkeit des Weibes in Gottschee hochgerühmt. Es ist rührend, wenn man sieht, wie diese Weiber ihren heimkehrenden Männern oft meilenweit entgegengehen und einen weithin schallenden Freudenschrei erheben, wenn sie ihn erblicken! Mit Demuth blicken sie an ihn hinan, tragen ihm das Reisegepäck, schirren das Pferd aus, führen ihn in das schöne Zimmer, das nur er zu bewohnen berechtigt ist. — Bei der Männerlosigkeit des Landes den größeren Theil des Jahres über ist die Pflege des Gesanges Sache der Frauen. Dieser Umstand hat offenbar



Orangen verkaufender alter Gottscheer in Wien.

auf die Eigenthümlichkeit des Volksgesanges in Gottschee Einfluß gehabt. Mit typischer Monotonie der Singweise werden die ergreifendsten Balladen vorgetragen. In der Rockenstube im Winter, besonders im „Hinterland“, werden Sagen und Märchen erzählt, Räthsel aufgegeben und besonders auch Balladen gesungen, von denen oft die ganze Gesellschaft hingerissen wird mitzusingen, so daß kein einziges Spinnrädchen mehr zu hören ist, bis die Bäuerin sich genöthigt sieht, ans Nachhausegehen zu erinnern. — Besonders innige Züge bieten eine Reihe von Marienliedern, oft mit dichterisch empfundenen Wendungen. Wenn es z. B. heißt: Keine Wolke steht am Himmel und doch fällt nieder kühler Thau, es ist nicht kühler Thau, es sind die Zährlein Marias. Sie geht in den Rosengarten, sie pflückt lichte Rosen, sie flicht sie zum Kranz. Wo will sie hin mit dem Kranz? Sie will ihn hängen auf das heilige Kreuz! — Oder: Der Tag ist fort, die Nacht ist da, mein Jesus ist nicht gekommen. — Wer klopfet an so schaurig? Mach' auf, liebe Mutter mein! — Mit linker Hand öffnet, mit rechter empfängt sie ihn: Liebes Kind, wo warst du? — Oder: Wohl dort auf grüner Alm geht der Morgenstern auf, dort sitzet Maria, unsere liebe Frau. — Johannes, Johannes, du heiliger Mann, hast du nicht geseh'n Jesum, meinen Sohn? Ich hab' ihn



Orangen verkaufender junger Gottscheer in Wien.

wohl geseh'n: mit Stricken haben sie ihn gebunden, mit Geißeln ihn gegeißelt, sie haben ihn geschlagen an das heilige Kreuz, zwei Nägel in die Hände und einen in die Füße! — — Neben solchen Marienliedern sind Lieder im Schwung, die an andere heilige Personen gerichtet sind: an Paulus, die heilige Regina, den heiligen Martin, die heilige Barbara, den heiligen Stefan &c. Überall entdeckt man poetische und sinnige Züge. Zum Beispiel: Der heilige Stefan wird gesteinigt und liegt im Sterben; da kommen sein Vater und seine Mutter und sein Bruder und fragen ihn: wem er seine Güter vererben will? Da kam seine Geliebte und fragt nach seinen Wunden, nach seinen Schmerzen, und er sagt: Dir und der heiligen Jungfrau will ich meine Güter vermachen, du hast nicht gefragt nach meinen Gütern, nur nach meinen Wunden und Schmerzen!

Als Übergang zu den eigentlichen Balladen stehe hier nur noch das Rekrutenlied:

Es ist heut ein Schreiben kommen,
Daß die Buben ins Heer müssen geh'n.
Es hatte Einer eine Schöne, eine Liebe,[1]
Die wollte mit ihm geh'n.
„So bleib' du Liebe daheim!"
„Daheim bleibe ich nicht;
Ich geh' wahrhaftig mit dir!"
„Wo wirst du, Liebe, denn dann hingeh'n,
Wenn ich ins Feuer muß rücken?"
„Wenn du ins Feuer mußt geh'n,
An der Seite will ich dir steh'n."
„Wo wirst du, Liebe, nur dann hingeh'n,
Wenn mich die Kugel wird treffen?"
„Wenn die Kugel dich wird treffen,
Mein Herze mir wird zerspringen."
„Wo wirst du, Liebe, nur dann hingeh'n,
Wenn die Trommel zum Grab mir wird trommeln?"
„Wenn die Trommel zum Grab dir wird trommeln,
Werden die Glocken zum Grabe mir läuten."

Ein ebenso rührendes Seitenstück dieses Liedes hört man unter dem Titel: „Vom grünen Majoran." Ein Mädchen wird von ihrem Geliebten gebeten, daß sie ihm zum Abschied, da er auf die Wanderschaft geht, einen Strauß binde von Majoran. Der Abschied, die Trennung überwältigt ihr Herz und naiv spricht sich der Gedanke aus, daß sie ihn schmückt und er dann wohl auch einer Andern gefallen möchte:

Liebe, Liebe, bind' mir ein Sträußlein,
Ein Sträußlein von Majoran.
Wie will ich dir's binden,
Wenn mir die Zährlein heruntergeh'n?
Gleichwohl, gleichwohl will ich dir's binden,
Mit schwarzer Seide wird's gebunden sein,
Mit einem silbernen Stecknadlein:
Daß dich werden seh'n
Die deutschen Dirnlein werden seh'n.
So beug' dich nieder, hohes Berglein,
So heb' dich, heb' dich, tiefes Thal!
Daß ich sehe,
Wo mein Herzliebster wandern wird!

Und nun eine Gottscheer Ballade: „Die brave Stiefmutter".

Wie früh ist auf klein Lohndirnlein,
Sie begibt sich zur Hauswirthin:
„O Hauswirthin, ihr liebe mein,
Welch' wunderbarer Traum ist mir erschienen!
Wer mir den Traum auslegen könnte!
Alle Morgen geh'n mir zwei Sonnen auf

[1] Die Liebe, der Liebe sind in Gottschee immer die Bezeichnung von: die Geliebte, der Geliebte.

Und vor euerm Fenster eine Fahne steht."
„Klein Lohndirnlein, liebes mein,
Den Traum leg' ich dir selber aus:
Zwei Sonnen nicht können am Himmel steh'n.
Ich werde dir schwer erkranken thun,
Erkranken thun und sterben thun.
Du wirst heiraten meinen jungen Wirth.
Ich werde verlassen meine Waislein klein:
So mach' du ihnen, was gütlich ist,
Was gütlich und was menschlich ist
Wenn du deinen Kindern wirst geben weißes Brot,
Gib meinen doch mindestens schwarzes Brot.
Wenn deinen du gibst rothen Wein,
So gib meinen doch kühles Wasser nur.
Wenn du deinen bettest ein Federbett,
So gib meinen doch von Stroh eins!"
Erkranket ist die Hauswirthin,
Gestorben ist die Hauswirthin.
Jenes hat geheiratet den jungen Wirth.
Es hat gethan, was gütlich ist,
Was gütlich und was menschlich ist.
Den Waislein gab sie das weiße Brot,
Den eig'nen Kindern das schwarze Brot.
Den Waisen gab sie den rothen Wein,
Den eig'nen gab sie das kühle Wasser.
Den Waislein hat sie gebettet das Federbett,
Den eig'nen Kindern von Stroh ein Bett.
Da spricht zu ihr ihr schöner Hauswirth:
„Meine Hauswirthin, du Geliebte mein,
Warum gibst du nicht allen gleich?"
„Nur so, mein junger, mein lieber Hauswirth:
Deine erste Frau hat mir gesagt:
Ich soll thun, was gütlich ist,
Was gütlich und was menschlich ist!"

Als ein Zeugniß für den Zusammenhang des epischen Volksgesanges in Gottschee mit altdeutschen, romanischen und slavischen Liedern kann die Ballade „Hanschal jung" angeführt werden, deren Inhalt wir nur erzählen wollen. Der junge Hans hat auf einem Jahrmarkt ein schönes Dirnlein gesehen, nach der ihm das Herz unaussprechlich weh thut. Er klagt seiner Mutter sein Leid. Sie beruhigt ihn: Laß sein, mein lieber Sohn, wir wollen eine Mühle bau'n. Wenn alle Leute werden mahlen kommen, wird das schöne Dirnlein auch kommen. Alle Leute sind mahlen gekommen, schönes Dirnlein ist gleichwohl nicht gekommen. — Laß sein, mein lieber Sohn, wir wollen bau'n ein Kirchlein weiß. Wenn alle Leute werden zur Messe kommen, wird das schöne Dirnlein auch kommen. Alle Leute sind zur Messe gekommen, schönes Dirnlein ist gleichwohl nicht gekommen. — Laß sein, mein lieber Sohn, wir werden herrichten eine schneeweiße Leiche. Wenn alle Leute werden (mit Weihwasser die Leiche) besprengen kommen, wird das schöne Dirnlein auch kommen. — Und sie kam denn wirklich. Natürlich ist Hansal der Scheintodte. „Was ist das für eine wunderbare Leiche? Sie hält die Füße wie auf dem Sprung? Die Äuglein sind im Begriffe sich zu öffnen (die Aglein hobent schich auwen Sproß), die Hände sind im Begriff zu haschen?" Kaum hatte sie das Wort gesprochen, so springt die Leiche auf und umarmt das Dirnlein. Die aber sinkt entseelt dahin und er stirbt ihr nach, was mit den Worten gegeben wird: „Bist du gestorben wegen meiner, so sterb' ich wegen deiner!" Sie begraben an jeder Seite der Kirche Eines. Aus dem einen Grabe wuchs eine Rebe, aus dem anderen eine Rose. Die wachsen über die Kirche hoch und wie sie oben zusammenkommen, umarmen sie sich als wie zwei wirkliche Konleute (Gatten).

So wuchs aus Tristans Grab eine Rebe, aus Isoldens Grab eine Rose und Ähnliches kommt auch in schwedischen Liedern vor. In einem serbischen Liede wächst aus seinem Grabe eine Tanne, aus ihrem eine Rose. Am nächsten unserem Liede steht ein slovenisches Lied: „Der Scheintodte“, das in Anastasius Grüns Liedern aus Krain deutsch zu lesen ist. Es ist viel unvollständiger und kürzer. Der schöne Schluß fehlt ganz.

Eine andere merkwürdige Ballade besingt sehr skizzenhaft einen gelösten Fluch. Die Geliebte verflucht den treulosen Geliebten, der ihr gesagt hatte, er habe schon eine andere Geliebte, die an seinem Hauptkissen sitzt. Sie wünscht ihm Krankheit, daß das Fleisch ihm vom Gebein faule und die Seele sich vom Leib nicht könne trennen. Dies tritt ein und er sendet nach der verlassenen Geliebten, daß sie komme, um den Fluch zu lösen. Es erinnert dies an Tristan, der verwundet liegt, gepflegt von Isolde Weißhand, und nach seiner ersten Geliebten, der blonden Isolde, sendet. In unserer Ballade erwiedert die Verlassene auf zwei Sendungen: Er hat schon eine andere Geliebte, die bei seinem Hauptkissen sitzet. Erst auf die dritte Sendung kommt sie und nun löst sich seine Seele und fliegt als Taube zum Himmel. So ist auch die Ballade vom Ulinger, dem Mädchenmörder, in Gottschee zu Hause mit der schönen Variante, daß der Ritter auf die Frage der Entführten: was die Tauben singen (daß nämlich der Ritter schon eilf Jungfrauen umgebracht)? die Antwort gibt: sie singen so ein Lied, wie sie im Lande thun singen! — Das werthvollste Stück in literarischer Hinsicht ist aber die Ballade, die Bürgers „Lenore“ hervorgerufen hat. Sie wird in Gottschee gesungen, und obwohl der Name Leonore nicht vorkommt und der Text sich natürlich ganz eigenthümlich ausgestaltet hat, so fehlt doch selbst wörtlicher Anklang nicht, indem sonst das Ganze höchst kunstlosen ursprünglichen Volksliedcharakter trägt, so daß ein Einfluß der Ballade Bürgers nicht denkbar ist.

Es waren zwei Liebende,
Der Geliebte ist ins Heer geschrieben.
Ins Heer muß er marschiren.
Also spricht die Geliebte:
So komm nur, Geliebter, zu sagen,
Sei es lebendig oder todter,
Wie's dir im Kriege wird ergehn.

Einmal klopft an der Geliebte:
So thust du, Geliebte, nicht schlafen?
Oder thust du, Geliebte, wachen?
Ich thu, Geliebter, nicht schlafen
Ich thu, Geliebter, wachen.
Komm heraus, komm heraus, meine Geliebte.
Und heraus kommt die Geliebte.

Er nimmt sie bei schneeweißer Hand,
Er hebt sie auf sein hohes Roß;
Sie reiten dahin, weg.
So thust du, Geliebte, dich nicht fürchten?
Oder thust du, Geliebte, dich fürchten?
Wie werd ich, Geliebter, mich fürchten,
Wenn du, Geliebter, bist bei mir?

Wie edel (für helle) da scheint der Mond,
Wie leise reiten die Todten!
Sie reiten dahin zum Kirchlein,
Jawohl dahin auf den grünen Friedhof.
Also spricht da der Geliebte:
Ruck dich, ruck dich Marmelstein,
Spalte dich, spalte dich kohlschwarze Erde.

So verschlinge, du Erde, die Todten,
So laß die Lebenden bleiben! —
Als herum ist kommen der Morgen,
Keine Sprache hat sie nicht verstanden,
Keinen Menschen hat sie nicht gekannt.
Sie ist zurückgegangen sieben ganze Jahr,
Sieben ganze Jahr und drei Tage.

Offenbar will das Lied sagen: die nach dem Verschwinden des Bräutigams lebend zurückgebliebene Braut fand sich in weiter Ferne, wo sie weder die Sprache verstand, noch einen Menschen kannte. Der Weg, den sie zu Pferde in wenigen Stunden durchjagt hatte, wurde von hier nun in die Heimat zurückgelegt in sieben Jahren und drei Tagen.

Noch viel merkwürdiger ist eine andere Ballade, die geradezu an die Gudrun erinnert. Sie ist vielgesungen und allbekannt in Gottschee unter dem Namen: „Die schöne Meererin (di schéanne Merarin)". Schon der Ausdruck Meererin für Meeranwohnerin ist auffallend. Der Inhalt ist unbedeutend, erst wenn man an Gudrun denkt, gewinnt er an Bedeutung und ist dann eigentlich erst zu verstehen.

Um von der monotonen Singweise der epischen Volksdichtung in Gottschee eine Probe zu geben, theilen wir hier die Melodie dieser interessanten Ballade mit, die wir der Güte des Herrn Regierungsrathes Dr. Fr. Keesbacher danken.



Die schöne Meererin.

Wie früh ist auf die Meererin,
Die schöne, die junge Meererin.
Sie steht morgen gar früh auf,
Sie geht waschen die weiße Wäsche,
Zum breiten Meer, zur tiefen See.
Sie hebt an, sie wäscht schön.

Auf dem Meer, da schwimmt ein Schifflein klein,
Darin da sitzen zween junge Herrn.
Guten Morgen, du schöne Meererin,
Du schöne, du junge Meererin!
Schön Dank, schön Dank, ihr junge Herrn,
Viel gute Morgen hab ich wenig.

Von dem Finger er zieht ein Ringlein:
Nimm hin, du schöne Meererin!
Ich bin nicht die schöne Meererin,
Ich bin die Windelwäscherin!
Drauf setzen sie sie aufs Schifflein klein
Und fahren übers breite Meer.

Du bist gleichwohl die schöne Meererin,
Die schöne, die junge Meererin.
Sie nahm ein Tüchlein in die Hand
Und fuhr über's breite Meer.
Und wie sie dann hin ist gekommen,
Dort grüßen sie sie und halsen sie sie,
Und küssen sie die Meererin,
Die schöne, die junge Meererin!

Das ganz Eigenthümliche, daß in einer Gegend, die nicht am Meer liegt, von einer „Meererin" gesungen wird, erweckt schon den Gedanken: so etwas erfindet man nicht, das muß auf eine bestimmte Überlieferung zurückgehen. Die Gottscheer haben allerdings Handelsverbindungen mit Triest und Fiume, so daß ihnen das Meer nicht so fremd ist wie anderen Bewohnern von Binnenländern.

Wenn nun auch alle die anziehenden Erscheinungen im Leben des Volkes von Gottschee sich meist an Bekanntes in anderen deutschen Gauen anschließen, so erscheint doch Alles hier in so alterthümlicher Form bewahrt und von einem gut gearteten Volksgeiste getragen, daß es den Besucher überrascht und fesselt, ja einen unvergeßlichen Eindruck zurückläßt.



Gottscheerin in der Volkstracht.



Die slovenische Literatur.

Wie andere Theile des weitverzweigten Slavenstammes gelangten auch die Slovenen auf dem Wege des Christenthums zur Kenntniß einer phonetischen Schrift und wurden ihnen damit potentiell auch die Pforten der Literatur geöffnet. Zwar im Besitze einer Figurativschrift mochten sie sich, obgleich strenge genommen etwas Sicheres darüber weder für sie, noch auch für die Slaven überhaupt vorliegt, aber dafür in der Natur der Sache selbst begründet ist, immerhin befunden haben, sowie es weiter keinem Zweifel unterliegen kann, daß ihre Geistesthätigkeit in mancherlei Producten der traditionellen Literatur sich manifestirte, allein weder das Eine, noch das Andere kann an dieser Stelle unsere Aufmerksamkeit weiter in Anspruch nehmen und genügt es, den Gegenstand beiläufig wenigstens gestreift zu haben. Das Christenthum nun gelangte zu den Vorfahren der Slovenen zunächst von Salzburg durch deutsche und von Aquileja durch romanische Priester, nicht ohne daß die Neophyten dabei alsbald am Volksthum erheblichen Schaden gelitten, einer fremden

Oberlehensherrlichkeit sich unterworfen und nach einem kurzen Zeitraum schon die staatliche Individualität ganz und gar eingebüßt hätten. Das Kreuz und das Schwert machten auch hier gemeinsame Sache und führte diese Solidarität schließlich, und in diesem Falle ohne langwierige Kämpfe zur Unterwerfung. Die Möglichkeit einer näheren Verbindung mit der christlichen Culturwelt und ihren Idealen, die Aussicht auf höhere Gesittung und Bildung und was dergleichen mehr ist, Alles ward theuer genug erkauft, umsomehr, als die Resultate den gehegten Hoffnungen auch nicht annähernd entsprachen. Der Grund lag zum großen Theile wohl in der Natur des Bekehrungswerkes selbst, indem dasselbe, indirect wenigstens, durch ein fremdes Verkehrsmedium in Ausführung gebracht, schon an und für sich keine großen und dauernden Erfolge versprach, dann aber auch dadurch eine Schädigung erfuhr, daß die Glaubensboten, entgegen der eindringlichen Mahnung des erleuchteten und humanen Alcuin an den Salzburger Erzbischof Arno, alsbald mehr als Eintreiber der Zehnten denn als Verkünder der Christuslehre sich hervorthaten. Da die Katechumenen überdies merkten, daß ihre politische Freiheit auf dem Spiele stehe und ihr Volksthum gefährdet erscheine, machte sich wiederholt eine Reaction gegen den neuen Glauben und dessen Verkünder geltend und bedurfte es aller Energie seitens einheimischer Herzoge, sowie äußerer Machtelemente, um das Christenthum zu festigen und ihm schließlich dauernde Geltung zu verschaffen. Bei diesem Stande der Dinge ist an ein reges Pulsiren des Geisteslebens und eine kräftige Äußerung desselben in Denkmalen der Literatur nicht zu denken. In der That spähen wir nach solchen vergeblich aus und sind es lediglich die Freisinger Denkmäler, die aus der trostlosen geistigen Öde mehrerer Jahrhunderte wohlthuend sich abheben, obgleich deren Werthschätzung weniger in rein literargeschichtlicher als vielmehr und insbesondere in sprachlicher Beziehung zu suchen, aber hierin auch in reichem Maße begründet ist. Dieselben wurden im Kloster des heiligen Corbinian zu Freising aufgefunden (daher die Bezeichnung Freisinger Denkmäler) und sind gegenwärtig den Handschriften der königlichen Bibliothek in München einverleibt. In Lateinschrift aufgezeichnet, umfassen sie eine Homilie und zwei Formeln der allgemeinen oder offenen Beichte (confessio generalis), welche die Christgläubigen dem Priester nachzusprechen hatten. Das Alter dieser inhaltlich theils homiletischen, theils katechetischen Aufsätze anlangend, müssen dieselben aus paläographischen Gründen sicherlich dem X., wo nicht schon dem IX. Jahrhundert vindicirt werden und sind sonach an die Spitze aller bislang bekannt gewordenen slavischen Literaturdenkmäler zu stellen. Dieser und der weitere Umstand, daß sie das alleinige relativ sehr alte schriftliche Denkmal des karantanischen oder norischen Slovenisch repräsentiren, verleihen den Freisinger Denkmälern einen nicht hoch genug anzuschlagenden Werth. Man merkt es aber ihrem dürftigen Inhalte nicht an, daß in Kärnten speciell um die Mitte des XIII. Jahrhunderts

die slovenische Sprache noch die allgemein übliche war, wie denn auch der deutsche Minnesänger Ulrich von Lichtenstein in seinem 1255 verfaßten Gedicht „Frauendienst“ ausdrücklich hervorhebt, er sei auf seinem romantischen von Venedig aus um seiner Herrin willen unternommenen Zuge als Venus verkleidet an der Grenze Kärntens von dem Landesfürsten und den Rittern in slovenischer Sprache mit den Worten „buge waz primi gralva Venus!“ (Gott empfange euch, königliche Venus!) bewillkommt worden, und wie aus den fast gleichzeitigen Berichten der Reimchronik Otakars von Steiermark und des Chronisten Johannes von Viktring deutlich hervorgeht, welch ein Vorrecht der slovenischen

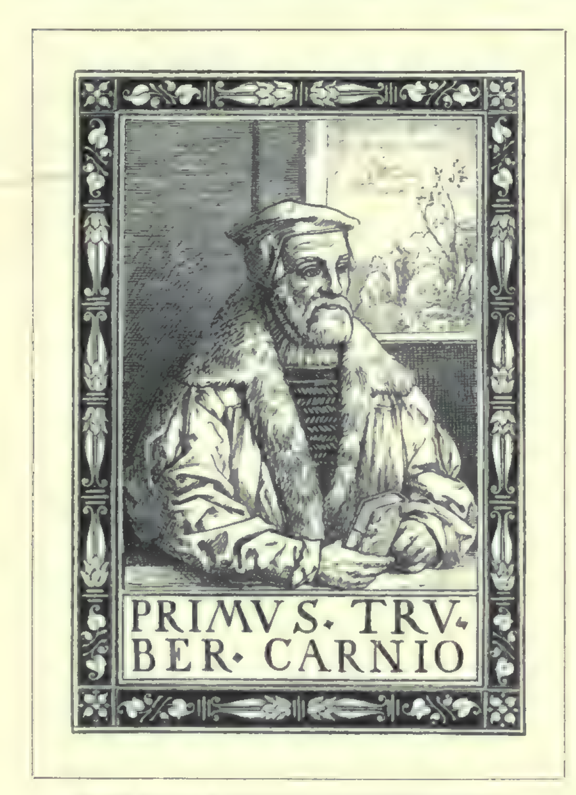
Neuslovenisch: Aus den Freisinger Denkmalern X. Jahrhundert.

Sprache selbst in der Eidleistungs- und Huldigungsceremonie bei der Feierlichkeit der Inthronisation der Kärntner Herzoge eingeräumt war. Nach dem allgemeinen Stande der Dinge nun konnten Jahrhunderte hindurch nur Geistliche Vertreter der literarischen Bildung sein und nur innerhalb dieses Kreises war eine literarische Production, zunächst natürlich im Sinne der christlich-abendländischen Cultur zu erwarten. In der That ist eine solche schon frühzeitig in Karantanien anzutreffen, aber diese in Erzeugnissen der geistlichen Dichtung sich manifestirende und durchwegs von Geistlichen herrührende literarische Thätigkeit hat die deutsche Sprache zum Organ und nirgends findet sich auch nur die leiseste Andeutung darüber, daß derartige biblische und homiletische oder andere solche Stoffe auch in slovenischer Sprache wären behandelt worden. Bringt man das eingangs Gesagte in Anschlag und hält sich überdies gegenwärtig, wie frühzeitig die karantanischen Slovenen

vollends in die Macht- und Interessensphäre eines fremden mächtigen Volksthums und Staatswesens gezogen und aller Attribute ihrer einstigen Selbständigkeit allmälig entkleidet wurden, dann finden wir jene Erscheinung nicht nur nicht auffallend, sondern schlechthin natürlich.

Ganz anders liegen in ihren Anfängen die culturellen und literarischen Verhältnisse bei den pannonischen Slovenen. Zwar wurden auch sie von Salzburg aus für das Christenthum gewonnen und Alles spricht dafür, daß auch ihre Hingabe an die neue Lehre zunächst eine rein äußerliche war und somit in intellectueller und literarischer Beziehung keine sichtbaren Erfolge aufweisen konnte, allein die Sachlage änderte sich mit einemmale, als die mit der segensreichen Wirksamkeit der Slavenapostel Kyrill und Method im nächsten Connex stehende nationale Kirchenverfassung in Pannonien zur Geltung gelangte. Mit Recht bemerkt der Chronist: „Und es frohlockten die Slovenen, als sie die Herrlichkeiten Gottes in ihrer Sprache vernahmen.“ Biblische und liturgische Schriften wurden in die Volkssprache übertragen, und was wir heute die ältesten glagolitischen und kyrillischen Denkmäler heißen, das wurzelt in Pannoniens Boden. Pannonien wurde damit zur Wiege der slavischen Literatur überhaupt, das pannonische Altslovenisch zum Sanskrit unter den übrigen Slavinen. Auf die Denkmäler selbst einzugehen, bleibt uns an diesem Orte versagt, sowie wir in der viel umstrittenen Frage nach ihrer sprachlichen Zugehörigkeit uns mit der Bemerkung begnügen müssen, daß historische wie sprachliche Gründe mit Entschiedenheit auf Pannonien als ihre Heimat weisen. Auf die späteren und heutigen ethnographischen Verhältnisse übertragen, wird strenge genommen zwar nur der auf dem ehemaligen Unterpannonien seßhafte Theil der Slovenen sein Eigenthumsrecht auf diese Denkmale geltend machen können, indessen ist und war die Sprache dieser Slovenen von jener aller übrigen nur dialectisch verschieden und wäre es eine Verkehrtheit sondergleichen, die beiden im Grunde nicht als identisch anzunehmen, wie denn auch unter anderem eine eminent einschlägige werthvolle Salzburger Aufzeichnung aus dem Jahre 872 das ethnische Moment richtig faßt, wenn sie Karantanien und Unterpannonien mit dem Namen Slavinien bezeichnet. Der mit den Namen der beiden Slavenapostel verknüpften segensreichen Literatur- und Culturthätigkeit sollte eine nur kurze Dauer beschieden sein. Sofort nach Methods Tode (885) gelangten in Kirche wie Staat Zustände zur Reife, die dieser Thätigkeit ein rasches Ziel setzten und sie zu einer bloßen, wenn auch glänzenden Episode machten. Methods Schüler, darunter der von ihm zum erzbischöflichen Nachfolger im Amte bestimmte Gorazd, wurden des Landes verwiesen und fanden bei den sprachverwandten Bulgaren gastliche Aufnahme und einen für ihre Geistesarbeit empfänglichen Boden. Die kirchlichen und politischen Zustände der pannonischen Slovenen wurden nun von jenen der karantanischen in nichts Wesentlichem verschieden und hatten da wie dort die geistige

Lethargie im Gefolge. Zwar denkmallos sind alle zunächst folgenden Jahrhunderte keineswegs, allein das Quantum und Quale derselben ist ein derartiges, daß es sich der Mühe nicht lohnte, ihrer hier weiter zu gedenken. Bemerkt wollen wir aber ausdrücklich haben, daß nach diesen Literaturresten und einigen sie ergänzenden historischen Nachrichten unter anderem das Factum der Continuität der slovenischen Sprache auch als Amtssprache (allerdings in mäßigem Umfange) keinem Zweifel unterliegt. — Aus dieser ihrer Lethargie wurden die Slovenen aufgerüttelt, als die Reformation in ihrem Siegeslaufe auch die von ihnen bewohnten Territorien berührte und unter ihnen die neue Lehre sofort den Adel und großentheils auch das Bürgerthum an sich fesselte. Um Gemeingut des ganzen Volkes zu werden, mußte die Verbreitung derselben durch das Medium der Volkssprache und dies nicht durch das lebendige Wort allein, sondern auch und insbesondere im Wege der Schrift erfolgen. Dieser Erkenntniß verschloß man sich in maßgebenden Kreisen keinen Augenblick und die Folge davon war das Aufblühen einer zunächst religiöse Zwecke verfolgenden Literatur. So wurde der erste Reformator unter den Slovenen, Primus Truber (geboren am 8. Juni 1508 zu Rašica in Unterkrain, gestorben am 29. Juni 1586 als protestantischer Pfarrer zu Derendingen in Württemberg), zugleich der Begründer der neuslovenischen Literatur, der Luther seines Volksstammes. Aus seinen zahlreichen Schriften leuchtet ebenso die felsenfeste Hingabe an die neue Lehre, als die glühende Liebe zu seinen Volksgenossen hervor, unter denen dauernd zu weilen und zu wirken es ihm als Exulanten nicht beschieden war. Berücksichtigt man die vielfache Ungunst der Verhältnisse, unter denen seine literarische Thätigkeit zu leiden hatte, und erwägt man überdies, daß er neben den Interessen seiner Connationalen auch für jene seines kroatischen Brudervolkes fördernd und aufmunternd zu wirken ohne Unterlaß bestrebt war, dann wird man seine Productivität



Primus Truber, Begründer der neuslovenischen Literatur.

umso höher anschlagen müssen. Dabei darf uns die Einseitigkeit des Charakters dieser Schriften nicht allzusehr stören, ist sie ja doch einerseits in der Natur der Sache selbst gelegen und stoßen wir anderseits trotzdem auch auf Producte, die über dieses Niveau sich erheben. So war es beispielsweise schon Primus Truber, der die fascinirende Wirkung des Liedes auf Herz und Gemüth richtig erkannte und, seiner individuellen Grundstimmung folgend, sein Volk mit einem reichen Schatze religiöser Lieder, theils eigene Schöpfungen, theils Nachdichtungen, beschenkte. Mit nur einer Ausnahme erschienen alle Schriften Trubers im Ausland, in Tübingen. In Württemberg, woselbst einige seiner Landsleute ziemlich einflußreiche Stellungen einnahmen (einer von ihnen, Magister Michael Tiffernus, war sogar Kanzler und erster Rath des Herzogs), fand er ein Asyl und an Herzog Christof einen hochherzigen Förderer seiner schriftstellerischen Bestrebungen. Außerdem brachten mehrere protestantische Reichsfürsten, freie Städte und das Heimatland bereitwillig materielle Opfer, um die bedeutenden Drucklegungskosten zu bestreiten. Doch als sein Mäcen obenan steht Baron Hans Ungnad, welcher, nachdem er infolge des Religionsedictes vom Jahre 1557 alle seine Ehrenstellen niedergelegt und zu seinem Aufenthalt Württemberg gewählt hatte, dem Unternehmen jede nur erdenkliche materielle wie geistige Unterstützung angedeihen ließ und noch auf dem Sterbebett in rührenden Worten seiner gedachte.

An Schaffenskraft überflügelt Truber die gleichzeitig oder wenig später wirkenden Schriftsteller, dagegen steht er an Gelehrsamkeit wie an Sprachkenntnissen (das für seine Zwecke so nothwendige und förderliche Griechische und Hebräische waren ihm ganz fremd) einigen von ihnen nicht wenig nach. Wie es ferner jeder Anfang naturgemäß mit sich bringt, ist auch seine Schreibart noch unvollkommen und inconsequent, die Sprache zu local gefärbt, wortarm und von fremden Elementen durchsetzt, die Diction vielfach schwerfällig und ungelenk.

Von diesen und ähnlichen Gebrechen und Mängeln möglichst freigehalten sind die Schriften Sebastian Krels (geboren 1538 zu Wippach in Krain, gestorben am 25. December 1569 als Superintendent in Laibach) und Georg Dalmatins (geboren unbekannt wann in Gurkfeld in Krain, gestorben am 31. August 1589 in Laibach), obgleich beide außer Truber keine Vorgänger hatten. Dalmatin ist unter seinen Genossen nicht nur der gelehrteste und sprachgewaltigste, sondern allen seinen Schriften ist nebst anderen Vorzügen eine gewisse Gefälligkeit und Sauberkeit in der Diction eigen, die wir sonst nur noch bei Krel antreffen. Unter seinen sieben Schriften ragt die nach dem Original veranstaltete Übertragung der ganzen Bibel (Wittenberg 1584) besonders hervor, ein Riesenwerk, welches noch heute unsere Bewunderung erregt und dem Autor in der slovenischen Literatur ein pietätvolles Andenken sichert für immerdar. Gleichzeitig unter-

nahm es Adam Bohorič, ein Schüler des Humanisten und Reformators Philipp Melanchthon, seine Muttersprache grammatikalisch zu fixiren (Arcticae horulae. Witebergae 1584) und ihre Orthographie zu regeln. Als erstes derartiges Unternehmen ist der Versuch im Ganzen als gelungen zu bezeichnen und für den nicht geringen Werth seiner Orthographie speciell spricht am besten der Umstand, daß sie sich bis in die Vierziger-Jahre unseres Jahrhunderts behaupten konnte. Nach der lexikalen Seite hin behandelte die slovenische Sprache zuerst der Historiograph Hieronymus Megiser (Dictionarium Graecii Styriae 1592), aber mit unzureichenden Mitteln und daher in wenig befriedigender Weise. Der Sprachschatz ist provinziell eingeschränkt, an Ungenauigkeiten und Mißverständnissen reich und macht sich besonders eine forcirte Fremdthümelei darin in abstoßender Weise breit.

Die genannten Männer im Verein mit einigen anderen ob ihrer minderen Bedeutung hier nicht weiter zu nennenden Genossen brachten die Literatur in dem kurzen Zeitraume von drei Decennien zu einer achtenswerthen Entfaltung. Doch sollte die Blütezeit nicht lange anhalten und das Begonnene durch die Gegenreformation ein jähes und tragisches Ende nehmen. Diese eröffnete ihre Wirksamkeit mit einem energischen Autodafé der protestantischen Bücher und wurde das Meiste davon in schier unglaublicher Menge schon in den Jahren 1600 und 1601 in Laibach und Graz den Flammen überantwortet und diese Procedur späterhin an verschiedenen anderen Orten wiederholt. Einen Rest erhielt das Collegium der Jesuiten in Laibach, und was davon diese nicht selbst verbrannten, ging bei der Einäscherung ihres Collegialgebäudes im Jahre 1774 zugrunde. So sind die meisten dieser Werke typographische Raritäten geworden und andere hat die völlige Vernichtung getroffen. Vertilgt wurde auch, statt sie den eigenen Zwecken dienstbar zu machen, die seit 1562 bestandene erste Buchdruckerei Laibachs, und da eine andere erst 1678 daselbst zu functioniren begann, mußte unzukömmlich genug der Bücherdruck wieder außer Landes besorgt werden. Der Gewaltact ist umso unbegreiflicher, als das Streben der Gegenreformation eingestandenermaßen auch darauf gerichtet war, möglichst rasch eine reiche literarische Thätigkeit im Dienste des Katholicismus in Gang zu setzen und damit auch auf diesem Felde die großen Verdienste der Gegenpartei, insoweit dies durch die Confiscation und Vernichtung ihrer Bücher nicht ohnehin schon geschehen war, erfolgreich zu paralysiren.

Doch damit hatte es allerdings noch seine guten Wege. Auch ohnedem verlor der Protestantismus in kurzer Zeit sein mit Mühe erobertes Terrain, und zwar durch sein eigenes Verschulden, worunter das schwerste und verhängnißvollste auf Rechnung einer verkehrten Maxime in seinem Unterrichtssystem zu stellen ist. Während man es nämlich nicht verschmähte, im Dienste religiöser Ideen nach der Volkssprache zu greifen, wurde

dieselbe nicht nur beim höheren, sondern auch beim elementaren Unterricht zu Gunsten einer todten oder fremden Sprache bei Seite geschoben und damit das Band zerrissen, welches die dereinstige Intelligenz mit dem Volke verbinden und sie insbesondere zu Trägern der Literatur befähigen sollte. Auf diese Weise bewegte man sich in fortwährenden Gegensätzen und würdigte sozusagen die eigenen Schöpfungen nicht, wenn man es grundsätzlich nicht zuließ, daß die Sprache, in der man selbst schriftstellerisch wirkte, zu höherer Geltung gelange und ihre Thätigkeitssphäre erweitere.

An dem gleichen Übel, wozu sich indeß noch andere gesellten, krankte aber auch das Lehrsystem ihrer Nachfolger, der Jesuiten, und wir schreiben es diesem Umstande in erster Linie zu, daß das ganze XVII. und mit Ausnahme der letzten zwei Decennien auch das XVIII. Jahrhundert qualitativ wie quantitativ so arm sind an literarischer Production. Zu allem Ungemach standen Adel und Bürgerthum, die vordem als große Förderer der Literatur sich erwiesen, derselben nun auf einmal mit verschränkten Armen gegenüber, kurz, die Verhältnisse schlugen möglichst zu ihren Ungunsten um und machen ihre rapide Decadenz leicht erklärlich. Den literarisch und pädagogisch thätigen, wie den meisten anderen Mitgliedern des Jesuitenordens ist es um die Pflege der einheimischen Literatur ganz und gar nicht zu thun und findet diese auch bei den aus der Jesuitenschule hervorgegangenen Autoren in der Regel keine, in Ausnahmefällen eine höchst untergeordnete Beachtung und geringe active Förderung. Beweis dessen ist nicht am wenigsten die 1693 begründete Akademie der Operosen (Academia Operosorum Labacensium), die alles Andere, nur nicht das Nächstliegende in ihrem Programm hatte und schon damit den Keim der Zersetzung in sich trug. Von dem Boden des eigenen Volksthums völlig losgelöst, konnte sie auf eine irgend allgemeinere Sympathie und Unterstützung nicht rechnen und nahm denn auch bald ein wenig rühmliches Ende. Den argen Mißgriff sahen die Nachfolger ein, und als infolge der Reformen der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Josef II. das geistige Leben auch unter den Slovenen reger zu werden begann und man die genannte Akademie wieder ins Leben rief, aber sie zugleich auf die natürliche, auf eine nationale Basis stellte, wurden ihre Erwecker unter Einem die thätigsten Förderer der slovenischen Literatur. Was bis zu diesem Zeitpunkt seit der Gegenreformation geleistet ward, ist der Mehrzahl nach, obgleich an fünfzig Schriftsteller sich an dieser Arbeit betheiligten, von ziemlich untergeordneter Bedeutung: viele Namen, aber ein Dalmatin ist nicht darunter. An die Leistungen der Reformation kehrte man sich nicht oder hatte keine Ahnung davon, so daß z. B. infolge des herostratischen Verfahrens mit sectirerischen Büchern selbst ein so unverfängliches und dabei unentbehrliches Werk wie Bohorič' „Arcticae horulae" Schriftstellern lange hindurch unbekannt blieb und für sie geradezu erst entdeckt werden mußte. Die Leistungen selbst treten aus dem Rahmen religiöser, paränetischer und erbauender

Stoffe nicht heraus, nur ab und zu wird auch die Sprache einer grammatikalischen oder lexikalischen Behandlung unterzogen, wobei sich auch Autoren aus Kärnten, Steiermark und dem Küstenlande zum erstenmal bemerkbar machen. Obgleich mittlere Leistungen überwiegend sind und auch die religiöse Dichtung — eine profane gibt es noch immer nicht — keinen nennenswerthen Fortschritt zeigt, findet sich doch auch manches über dieses Niveau einigermaßen Hinausreichende. Diesbezüglich erwähnt zu werden verdient schon das Haupt und der eigentliche Motor der Gegenreformation, Thomas Chrön, das ist Hren (1560 bis 1630), dessen reine, an Bohorič geläuterte Sprache zumal wohlthuend sich abhebt von der fremdthümelnden und regellosen Manier manches seiner Nachfolger und darunter auch solcher, die an seine Sprache die bessernde Hand anzulegen sich anmaßten. Dieser Tadel berührt M. Kastelec (1620 bis 1688) nicht, der in seinen zahlreichen Erbauungsschriften die äußere Form nicht vernachlässigt und auf Sprachcorrectheit Werth legt, ohne damit der Leichtfaßlichkeit Abbruch zu thun. Keine gewöhnliche Erscheinung ist auch Joannes Baptista a sancta Cruce (Janez Krstnik od Sv. Križa), der in seinen fünf stattliche Quartbände füllenden Homilien neben einer ungewöhnlichen Belesenheit in der kirchlichen wie profanen Literatur auch dialectische Routine und eine starke Anlage zur Reflexion zeigt, aber diese seine Vorzüge durch grobe stilistische und sprachliche Gebrechen erheblich schmälert. Voll Bizarrerie und aufdringlicher Ambition ist Pater Marcus Pohlin (1735 bis 1801), ein zwar vielseitiger, aber wenig gründlich unterrichteter Mann, der sich in der Rolle eines Sprachreformators am besten gefällt, obgleich er gerade für diese die geringste Eignung besitzt. Doch alle seine Schwächen und Mißgriffe werden dadurch reichlich wettgemacht, daß er einerseits durch seine zahlreichen, inhaltlich viel Abwechslung bietenden Schriften die Leselust neu belebte und den Leserkreis selbst bedeutend erweiterte, anderseits jüngere Talente für die Literatur zu gewinnen verstand und sie durch seine willkürlichen Neuerungen zum Selbstdenken und zu einer gesunden Opposition veranlaßte, sowie er auch durch seine sprachlichen Schrullen und Abgeschmacktheiten in weiteren Kreisen auf Widerstand stieß und Bekämpfungen erfuhr (beiläufig sei auf die zielbewußte und erfolgreiche Thätigkeit Oswald Gutsmanns hingewiesen), wodurch er einen rascheren Entwicklungsgang der Sprache und ein intensiveres Studium derselben herbeiführte. Auf diese Weise nützte er denn indirect weitaus mehr, als er direct schadete. Nicht unerwähnt bleibe noch, daß man über seine Aufmunterung nunmehr auch die weltliche Dichtung zu cultiviren begann. Ein Theil dieser ersten von A. F. Dev, M. Naglič, J. Mihelič, Val. Vodnik und Anderen herrührenden schüchternen Versuche gelangte in drei von Dev herausgegebenen Bändchen „Pisanice" (Laibach 1779 bis 1781) zum Abdruck und findet sich auch der erste slovenische Operntext („Belin" betitelt und von Jakob Zupan in Musik gesetzt) darunter.

Um diese Zeit wurde dem Slovenischen auch schon der Weg zur Bühne geebnet, indem bei Aufführungen italienischer Opern in Laibach häufig slovenische Lieder eingelegt wurden und stets eine zündende Wirkung erzielten. Alsbald gelangten auf derselben Schaubühne dramatische Piecen durch Dilettanten aus den besten Kreisen der Gesellschaft wiederholt zur Aufführung und faßt die zeitgenössische Kritik ihr Urtheil darüber dahin zusammen, es sei durch diese Vorstellungen in überzeugender Weise der Beweis erbracht worden, daß die slovenische Sprache Biegsamkeit, Geschmeidigkeit, Nachdruck und Melodie genug besitze und sich in Thaliens Munde gar gut hören lasse. Bezug genommen ist zunächst auf zwei von dem angesehenen vaterländischen Historiker Anton Linhart (1756 bis 1795) übersetzte Lustspiele (das eine ist Beaumarchais': „La folle journée ou le mariage de Figaro", das andere „Die Feldmühle" von Richter), die übrigens keine mechanischen Übertragungen sind, sondern freie Bearbeitungen mit Nationalisirung der Sujets und genauer Anpassung an Sitten und Anschauungen des Volkes, daher sie bis zur Stunde vom Repertoire noch nicht ganz verschwunden sind.

Unter dem Einfluß der erwähnten Reformen und sodann der Principien und Ideen der französischen Revolution beginnt mit Linhart, Bl. Kumerdej (1738 bis 1805) und Georg Japel (1744 bis 1807) die Renaissance der slovenischen Literatur. Der geistige Horizont erweitert sich und ein besserer Geschmack bildet sich allmälig aus. Die Sprache wird voller, reiner und glatter, wie dies schon an der von Japel im Verein mit Kumerdej und Anderen besorgten zweiten vollständigen Bibelübertragung zu beobachten ist und in der Folgezeit alsbald noch markanter hervortritt. War ferner insbesondere die poetische Production nach Inhalt wie Form bislang mit geringen Ausnahmen unvollkommen ausgestaltet, so sollte auch hierin eine Wendung zum Besseren eintreten. Japel bringt die rhythmischen Grundsätze der slovenischen Sprache in ein organisches Gefüge, oder eigentlich er exemplificirt sie in den eigenen Dichtungen und Nachdichtungen in wirksamer Weise.

Der erste bedeutende Dichter ist Valentin Vodnik (geboren am 3. Februar 1758 in Šiška bei Laibach, gestorben am 8. Jänner 1819 in Laibach), eine der sympathischesten Erscheinungen der slovenischen Literatur. Nach Absolvirung des Gymnasiums bei den Jesuiten in Laibach widmete er sich dem geistlichen Stande und war Jahre hindurch in dem romantischesten Theile seiner Heimat, in dem an Naturreizen aller Art reichen Oberkrain als Seelsorger thätig, wobei er die Natureindrücke voll auf sich einwirken ließ und sie in farbensatten poetischen Bildern reflectirte, wie denn das kräftige landschaftliche Colorit eine charakteristische Eigenheit seiner Dichtungen werden sollte. Mit der Großartigkeit der Natur harmonirte die Ursprünglichkeit, Kraft und Frische des Volkes und der krystallne Quell der Volkssprache und des Volksliedes wirkte erquickend, läuternd

und befruchtend auf Vodniks Dichtungen. Ein glückliches Geschick brachte ihn hier schon mit dem großen Förderer aller literarischen Bestrebungen seines Heimatlandes, dem feinsinnigen und kenntnißreichen Baron Sigmund Zois (1747 bis 1819) in nähere Berührung, der fortan nicht nur sein Mäcen, sondern auch sein Mentor wurde, indem er seine poetischen Leistungen einer ebenso liebevollen als sorgfältigen ästhetisch-kritischen



Valentin Vodnik.

Prüfung zu unterziehen pflegte und dadurch zu ihrer Vervollkommnung viel beitrug. Dieser Verkehr gestaltete sich noch reger, als Vodnik Lehrer am Gymnasium in Laibach wurde, diesen Posten mehrere Jahre hindurch mit Eifer und Umsicht versah und nach Occupation des Landes durch die Franzosen und der Umgestaltung des Studienwesens die Stelle des Leiters der lateinischen, später der Kunst- und Gewerbeschulen übernahm. Auch als in der Folge Vodniks äußere Verhältnisse wegen Mißdeutung einiger Stellen seiner vortrefflichen, inhaltschweren Hymne „Ilirija oživljena“ eine überaus traurige Wendung

nahmen, war es Zois, der ihm mit hilfreicher Hand tröstend und aufmunternd zur Seite stand und seinen bisher so regen Geist vor Erschlaffung bewahrte. Im Jahre 1806 veröffentlichte Vodnik die erste Sammlung seiner Gedichte (eine kritische Gesammtausgabe besorgte Fr. Levstik 1869), welche mit Recht eine ungetheilt günstige Aufnahme fanden, — ließen sie ja doch alle bisherigen Producte dieses Genres, seine eigenen in Devs „Pisanice" enthaltenen nicht ausgenommen, weit hinter sich. Da gibt es nichts Schales oder Schwächliches, kein falsches Pathos oder barocke Sentimentalität und was dergleichen mehr ist, Alles ist kraftvoll und markig, immer natürlich und doch niemals derb oder trivial. In die Denk- und Empfindungsweise des Volkes eingeweiht und mit den poetischen Äußerungen des Volksgeistes genau vertraut, gibt der Dichter gerne Stimmungen Ausdruck, die im Herzen des Volkes ihr Echo finden mußten, daher mehrere seiner Lieder geradezu Volkslieder geworden sind. Andere wieder schildern Land und Leute mit seltener Frische und Treue und sind anmuthige Bilder der poetischen Kleinmalerei. Aus allen aber spricht eine tiefe, glühende Liebe zur Heimat und zur Nation, welche der Dichter glücklich und geachtet zu sehen wünscht und zu dem Zwecke seine besten Kräfte bereitwilligst in ihren Dienst stellt. In der That ist es nicht der Poet allein, sondern auch der selbstlose Patriot, Pädagoge und Gelehrte, der hier thätig eingreift. Er verschmäht es nicht, mit Herausgabe eines Kalenders sich abzuplagen, nur um durch belehrende Aufsätze auf das Volk bildend und veredelnd einzuwirken. Er begründet die erste politische Zeitschrift in slovenischer Sprache, verfaßt eine den wissenschaftlichen Anforderungen Rechnung tragende Geschichte seines engeren Vaterlands und der angrenzenden Gebietstheile, codificirt die grammatikalischen Erscheinungen seiner Muttersprache, sucht ihren Wortschatz aus dem literarischen Bestande und dem Volksmunde zu heben, kurz er entfaltet neben seiner segensreichen lehramtlichen eine vielseitige und unermüdliche schriftstellerische Thätigkeit. Beide ergänzen einander und steigern bedeutend die Werthschätzung, die sich Vodnik als Dichter in ebenso hohem als verdientem Maße erworben hat.

Seit Vodnik entäußert sich die Literatur auch mehr und mehr ihres provinziellen Charakters, die Peripherie beginnt auf die geistigen Impulse des centralen Theiles immer lebhafter zu reagiren. In Steiermark machen sich L. Volkmer und St. Modrinjak, im Küstenland Valentin Stanič, in Kärnten Urban Jarnik als Dichter vortheilhaft bemerkbar. Vorerst jedoch wird wieder der Sprache besondere Aufmerksamkeit gezollt und deren Bau, beziehungsweise Wortschatz von Männern, wie dem später als Slavist berühmt gewordenen Bartholomäus Kopitar, von J. L. Šmigoc, P. Dajnko, Fr. Ser. Metelko, U. Jarnik, A. J. Murko einer ausführlichen, da mehr, dort minder gründlichen Darstellung, zum Theil selbst einer historisch-kritischen Analyse unterzogen. Auch ein lebhafter Krieg um die Orthographie entbrannte und drohte zu einer verhängnißvollen Spaltung zu führen, doch

verlief glücklicherweise die ganze Action im Sande und lieferte wieder einmal den Beweis, daß Alphabetreformatoren nach Art eines Vulfila oder Kyrill zu den größten Seltenheiten gehören. Bohorič behauptete nach wie vor das Feld, bis im Jahre 1844 seine Orthographie, ohne daß es einen irgend nennenswerthen Kampf abgesetzt hätte, durch die heute in Übung stehende einfachere und präcisere organische verdrängt wurde.

Nicht nur mit seinen Dichtungen, auch mit seiner klaren, kräftigen und sprachreinen Prosa machte Vodnik großen Eindruck und fand hierin bald tüchtige Nachfolger, den

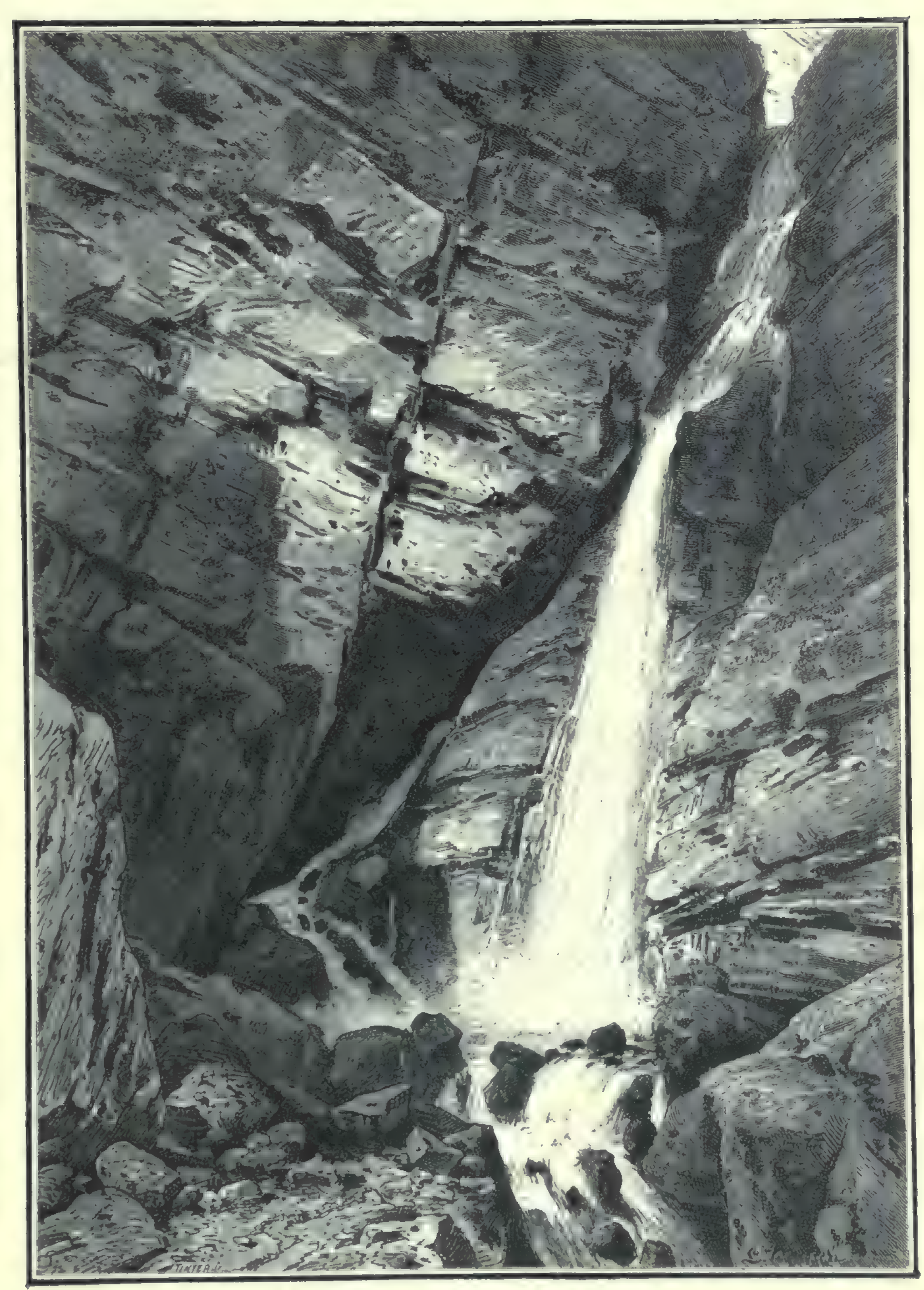


Franz Prešeren.

tüchtigsten, der ihn selbst weit übertraf, an Matthäus Ravnikar (1776 bis 1845), ferner an Metelko und mehreren anderen zunächst aus des letzteren Schule hervorgegangenen sprach- und stilgewandten Prosaisten. Für die poetische Production wurde über Anregung des sprachgelehrten und geistvollen M. Čop von M. Kastelec 1830 das periodische Sammelbuch „Kranjska Čbelica“, eine Art Musenalmanach, geschaffen, welches in seinen fünf Jahrgängen Beiträge von M. Kastelec, Jakob Zupan, Fr. Prešeren, Josef Zemlja, U. Jarnik, Bl. Potočnik, G. Grabner, G. Kosmač, Bartholomäus Levičnik, J. Ziegler, M. Tušek und Anderen enthält und worin nach Vodniks Vorgange auch Volksliedern ein entsprechender Platz angewiesen ist, wovon mit Ausschluß der im letzten Jahrgange dieses Buches zum Abdruck gelangten die meisten in die größeren Sammlungen slovenischer

Volkslieder von Stanko Vraz (1839) und Em. Korytko (1839 bis 1844, fünf Bändchen) Aufnahme fanden. Die kunstpoetischen Beiträge sind, wie dies ja anders auch nicht zu erwarten ist, von sehr verschiedenem ästhetischen Werthe, aber das Bestreben, von fremder Schablone sich thunlichst freizuhalten und dafür in seinem Denken und Fühlen jenes der Volkspsyche zu reflectiren, ist ein der großen Mehrzahl unter ihnen eigener, nicht zu unterschätzender Vorzug.

Eine glänzende Erscheinung unter den aufstrebenden Dichtern ist Franz Prešeren (geboren von bäuerlichen Eltern am 3. December 1800 zu Vrba nächst Veldes in Oberkrain, gestorben am 8. Februar 1849 als Advocat in Krainburg), insofern er sie alle sowohl an intensiver wie extensiver Geistesbildung, an natürlicher Begabung, schöpferischer Kraft und Gestaltungsvermögen, als auch in Bezug auf poetische Technik, Diction und Sprache weit überragt. Aber auch Vodnik übertrifft er in dem Maße, in welchem ein künstlerisch mäßig entwickeltes Talent vom Genie übertroffen werden kann. Ein paar Jahrzehnte nur trennen die Thätigkeit beider, aber welch ein Unterschied nach Inhalt wie Form zeigt sich nicht in ihren poetischen Erzeugnissen! Vodnik traf das Richtige, indem er nach einigem Schwanken sich für die accentuirende Rhythmik gegenüber der quantitirenden entschied, aber da er sich in Bezug auf die Versmaße an die Einfachheit des Volksliedes hielt und fast darauf beschränkte, sind diese, sowie zumal seine strophische Architektonik eintönig und wirken, da sie zu wenig Abwechslung bieten und überdies zuweilen auch zum behandelten Sujet nicht am besten passen, auf die Dauer fast abspannend. Welche Mannigfaltigkeit bei kunstmäßiger Exactheit dem gegenüber bei Prešeren! An Mustern der classischen und der Poesie mehrerer anderer Culturvölker trefflich gebildet, führte er eine Menge poetischer Formen in die Literatur ein. Er sang zuerst in männlichen und weiblichen Assonanzen, in der Nibelungenstrophe und in Distichen, in Terzinen und Ottaven und von ihm datiren die ersten Ghaselen und Glossen, Sonette und Epigramme, Romanzen und Balladen, Elegien und Satiren. Dabei kennt er den Geist jedes Versmaßes genau und trifft immer die richtige Wahl, sowie er durch den tadellos reinen, abwechslungsreichen Reim und das liebliche mundartliche Colorit der Sprache den Zauber seiner Poesie noch erhöht. So wird die poetische Darstellungskunst dem gedankentiefen inneren Gehalt in allen Richtungen gerecht und ist jedes einzelne dieser poetischen Gebilde ein organisches Kunstwerk für sich selbst, wie solche nur von genialen Naturen können geschaffen werden. Darum ist auch die Frage, ob des Dichters Individualität in dem unvergleichlichen lyrisch-epischen „Krst pri Savici" (Die Taufe an der Savica) oder in den einschmeichelnden Liedern im engeren Sinne, in Sonetten oder Ghaselen u. s. w. zu vollerer Entfaltung gelangt, von untergeordneter Bedeutung. Obzwar jede in ihrer Art, sind alle diese Schöpfungen doch gleichmäßig von reiner künstlerischer Schönheit und



Savicafall (Ursprung der Wocheiner Save in Oberkrain).

Grazie durchgeistigt und sichern dem Dichter den Ehrenplatz des ersten Classikers der slovenischen Literatur.

Eine neue Literaturperiode beginnt 1843 mit der Gründung der heute noch forterscheinenden Zeitschrift „Novice“ durch J. Bleiweis (geboren am 19. November 1808 in Krainburg, gestorben am 29. November 1881 in Laibach), welcher dieses Unternehmen durch fast vier Jahrzehnte mit seltener Umsicht, Kenntniß und Routine leitete und dabei auch eine vielseitige literarische Thätigkeit entwickelte. Das Blatt wurde zum Mittelpunkt der Literatur und es sind wohl nur äußerst wenige von den zeitgenössischen Schriftstellern, die es nicht durch Beiträge bereichert hätten. Obzwar zunächst landwirthschaftlichen und gewerblichen Interessen gewidmet, war doch schon zu Anfang darin der Belletristik, der traditionellen Literatur und der Volkskunde, sowie der Pflege verschiedener Wissenszweige mit besonderer Rücksichtnahme auf nationale Bedürfnisse und Zustände ein bevorzugter Platz eingeräumt. Geschichtliche, archäologische, ethnographische, linguistische, juridische, naturwissenschaftliche, cultur- und literargeschichtliche Abhandlungen und Aufsätze wechseln darin mit Novellen und Kunstdichtungen, mit Volksliedern, Märchen und Sagen, Mythen und Legenden, Sprichwörtersammlungen, Aufzeichnungen von Sitten und Bräuchen &c. Zumal in ihren ersten zwanzig Jahrgängen zeigen die „Novice“ den organischen Entwicklungsgang der Literatur in markanter Weise und nehmen auch auf alles außerhalb ihres Bereiches Erscheinende möglichst Bezug. Aus der Unzahl ihrer Mitarbeiter verdienen, insoferne sie namentlich auch anderwärts schriftstellerisch thätig auftraten oder Specialwerke veröffentlichten, eine besondere Erwähnung: M. Vertovec, M. Verne, Poženčan (M. Ravnikar), K. Robida, P. Hicinger, Orosl. Caf, Bož. Raič, J. Tušek, Fr. Levstik, M. Majar, Dav. Trstenjak, J. Trdina, J. Navratil, M. Cigale u. A.; ferner als Sammler von Producten der traditionellen Literatur: G. Kobe, Rodoljub Ledinski (Ant. Žakelj), Jak. Volčič, M. Valjavec, Trstenjak; endlich als Dichter: Poženčan, Rodoljub Ledinski, Bl. Potočnik, Fr. Jeriša, Mirosl. Vilhar, Lovro Toman, Sim. Jenko, A. Umek, Fr. Svetličič, Fr. Malavašič, Podgorski (L. Svetec), Fr. Cegnar, M. Valjavec und insbesondere J. Koseski-Vesel (geboren am 12. September 1798 zu Koseze in Oberkrain, gestorben am 26. März 1884 in Triest), welchen man, freilich mit mehr individueller Sympathie als kunstkritischem Verständniß gerne Prešeren an die Seite oder selbst über diesen stellt. Der Vergleich hinkt nicht nur, er ist überhaupt unzulässig, womit jedoch Koseskis gewiß nicht unbedeutende reale Vorzüge und Verdienste in keiner Weise geschmälert werden sollen. Diese liegen indessen viel weniger in seinen Originalschöpfungen, die seine poetische Individualität nur undeutlich und einseitig hervortreten lassen, als in der überaus fruchtbaren Thätigkeit, die er als Übersetzer griechischer, italienischer, englischer, deutscher und russischer Meisterwerke der Poesie entwickelte. Zwar ist er auch als solcher von

Anderen bald überholt worden (es sei nur an Cegnars vortreffliche Übertragungen von Schillers Wilhelm Tell, Maria Stuart und der Wallenstein-Trilogie erinnert), aber der Umstand, daß er der Erste war, welcher sich an eine mit Schwierigkeiten aller Art



Anton Martin Slomšek.

verbundene Aufgabe wagte, läßt manche bei deren Lösung zu Tage getretene Schwäche geringer erscheinen.

Drei Jahre nach der Gründung der „Novice" rief Anton Martin Slomšek (geboren am 26. November 1800 zu Slom in der Pfarre Ponigl in Untersteiermark, gestorben am 24. September 1862 als Lavanter Fürstbischof in Marburg) das Jahrbuch

„Drobtinice“ ins Leben, welches sich sofort in die weitesten Kreise Eingang verschaffte und zu einem wahren Familienbuche wurde. Obgleich um die „Drobtinice“ viele literarische Kräfte sich scharten (poetische Beiträge in großer Zahl lieferten namentlich Val. Orožen, Jos. Virk und Jos. Hašnik), so war doch Slomšek zeitlebens der eifrigste Mitarbeiter daran und stammen die meisten und besten Beiträge aus seiner Feder. Seiner intellectuellen Vielseitigkeit entspricht seine phänomenale productive Thätigkeit (die Gesammtausgabe seiner Werke ist vorderhand auf fünfzehn voluminöse Bände, wovon bis zur Stunde vier vorliegen, veranschlagt), welche in meisterhafter Diction und in volksthümlich frischer, reiner Sprache zum Ausdruck gelangt. Wo immer er thätig eingegriffen, überall hat er zum mindesten Bleibendes, theilweise aber auch Hervorragendes und selbst Classisches geschaffen, sowie er insbesondere als Biograph und Jugendschriftsteller bislang noch unerreicht dasteht.

Mit dem Jahre 1848 machen sich im politischen, socialen und nationalen Leben neue Strömungen, in der Literatur theils neue, theils verbreiterte Interessen geltend. L. Toman läßt seine zeitgemäßen „Glasi domorodni“ (Patriotische Klänge) erscheinen (1849): freiheitliche und patriotische Lieder, welche viel Feuer, Sturm und Drang, aber mehr rhetorischen als poetischen Schwung und eine ziemlich mangelhafte Technik bekunden. Vereine mit politischer und literarischer Tendenz, sowie mehrere neue Zeitschriften entstehen, welche letzteren jedoch, mit Ausnahme der gegenwärtig in ihrem 43. Jahrgange stehenden „Zgodnja Danica“, mit dem Eintritt der Reaction eingingen, um nach nicht langer Frist anderen, besseren Platz zu machen. Ferner greift die sogenannte „illyrische Bewegung“ ein und hat mehrere ebenso begeisterte als begabte und unterrichtete Anhänger in Wort und Schrift, aber in breitere Schichten vermag sie nicht zu dringen und verläuft, ohne eine andere nachhaltige Spur als das Gefühl arg getäuschter Hoffnungen zurückzulassen.

Unschätzbare Verdienste um die Literatur erwarb sich der zunächst als eifriger und sorgfältiger Grammatiker und Lexikograph hervorragende Anton Janežič (1828 bis 1869), indem er vom Jahre 1852 bis zu seinem Tode unausgesetzt als Herausgeber und Leiter periodischer Schriften eine ebenso aufopferungsvolle als unermüdliche und musterhafte Thätigkeit entwickelte. Seine belletristische und wissenschaftliche Monatschrift „Slovenski Glasnik“ (1858 bis inclusive 1868) machte Epoche und bildete den Sammelpunkt der besten Autoren, in erster Linie jener der jüngeren Generation, unter denen sich einige als glänzende Talente manifestirten. Daneben erschien dessen „Cvetje iz domačih in tujih logov“, worin umfangreichere Originalarbeiten (Romane, Gedichtsammlungen und epische Dichtungen) sowie Übertragungen (darunter Sophokles' Ajas, Xenophons Memorabilien, Vergils Georgica, Schillers Wilhelm Tell und Maria Stuart, sowie russische, böhmische und polnische, italienische und spanische poetische Werke u. s. w.) Aufnahme fanden. In trefflicher Weise ersetzt wurde der „Slovenski Glasnik“ durch Jos. Stritars „Zvon“

(1870; 1876 bis inclusive 1880) in welchem die Belletristik einen ungewöhnlichen Grad von Vollendung erreichte, woran dem Herausgeber selbst der Löwenantheil gebührt. Als natürliche Fortsetzer dieses Unternehmens mit theilweise erweitertem Programm sind Levecs „Ljubljanski Zvon", Skets „Kres" und Tavčars und Hribars „Slovan" (die erste illustrirte slovenische Zeitschrift) anzusehen, welche eine Fülle von belletristischen und wissenschaftlichen Arbeiten enthalten und einen großen Aufschwung der Literatur bekunden. Dabei bleibt es erwähnenswerth, daß daneben unter den etwa dreißig Zeitschriften von heute bereits eine Anzahl von Fachjournalen vorhanden ist, deren Thätigkeit speciellen Sphären der Literatur bestens zu statten kommt. Zum Zwecke specieller Literaturinteressen sind aber weiter besondere Institute ins Leben gerufen worden, welche ihrer Aufgabe mit bestem Erfolg obliegen. So die „Slovenska Matica", welche die Pflege der Wissenschaft sich zum Ziel gesetzt hat und soeben auf eine 25jährige erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken kann; das „Dramatično društvo" (Dramatischer Verein; existirt seit 1867), welches die Literatur bislang mit etwa hundert Bühnenstücken (theils Originalwerke, theils Übersetzungen) bereicherte und die 1852 begründete „Družba sv. Mohora" (Hermagorasverein), welche die Literatur allen Schichten der Nation reichlich zuströmen macht. Gegenwärtig zählt sie über 46.000 Mitglieder, von denen jedes alljährlich sechs Bücher im Gesammtumfange von nahezu hundert Druckbogen erhält, so daß also über eine Viertelmillion Bücher jährlich in die Hände der Theilnehmer gelangen, — wahrlich ein Institut, wie ein solches im Verhältniß zur Bevölkerungsziffer wohl keine andere Literatur wird aufweisen können. Alle diese Bücher sind im reinsten Schriftslovenisch abgefaßt, ein Beweis, daß die slovenische Literatur keine Treibhauspflanze ist, und zugleich die schlagendste Widerlegung der von Unberufenen zum Überdruß breitgetretenen Phrase, dem Volke sei die slovenische Schriftsprache unverständlich. — Soviel in flüchtigen Contouren über die hervortretendsten Sammelcentren der Literaturbewegung unserer Tage. Mußte auch auf jedwedes Detail verzichtet werden, so sollen doch mindestens die besten Dichter und Erzähler der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart hier ihren Platz finden. Unter den Ersteren sind Sim. Jenko, Fr. Levstik, Krilan (Jos. Pagliaruzzi), Sim. Gregorčič, Jos. Stritar und Gorazd (A. Aškerc) je nach dem Grade und der Art mit Prešeren congeniale Dichternaturen. Außerdem ragen hervor: Miroslav Vilhar, der das Talent des Dichters und Componisten in sich vereinigte, Rodoljub Ledinski, A. Umek, Fr. Cegnar, M. Valjavec, die Brüder Franz und Josef Cimperman, A. Funtek, Louise Pesjak, J. Jenko (Mirko) und einige kräftig aufstrebende Talente der jüngsten Dichtergeneration, wie Jos. Kržišnik, Fr. Gestrin und Andere. Reicher noch ist die Literatur an vorzüglichen Erzählern und seien namentlich erwähnt: Sim. Jenko, Val. Mandelc, Fr. Erjavec, Fr. Levstik, Val. Zarnik, Jos. Ogrinec, Samostal (M. Tonejec), J. Mencinger, J. Stritar, J. Trdina,

J. Vošnjak, J. Tavčar, J. Kersnik, J. Staré, Fr. Detela, A. Koder und als der hervorragendste unter ihnen Jos. Jurčič, der Prešeren des Romans und der Novelle, welcher nebstbei mit seiner Tragödie „Tugomer“ eine glänzende dramatische Begabung documentirte.

Gewinnt man über die zeitgenössische Entwicklungsphase der Literatur den nöthigen Überblick, dann ist es das Gefühl der Befriedigung, das uns darob erfüllt. In allen Sphären des geistigen Lebens ist ein erfreulicher Aufschwung wahrnehmbar. Überall herrscht eine rege Schaffensfreudigkeit wie niemals zuvor und die Zahl tüchtiger Arbeitskräfte nimmt von Jahr zu Jahr zu, — lauter Momente, welche zugleich einen erhebenden Ausblick in die Zukunft gewähren.

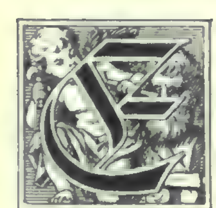




Die Bergkirche St. Peter bei Vigaun.

Architektur, Malerei und Plastik in Krain.

Das Mittelalter.



Erst als in anderen Ländern der Romanismus sich am kräftigsten entfaltete und seine schönsten Blüten trieb, begann in Krain die Entwicklung, welche die Grundlagen für eine baukünstlerische Bethätigung schuf. Im XII. Jahrhundert erst wuchsen die jetzigen Landstädte zu ansehnlichen Märkten an, von Aquileja aus wurde durch Gründung von Pfarren die kirchliche Organisation eingeleitet und im XIII. Jahrhundert weitergeführt, die wichtigeren Orte erfreuten sich bereits einer bedeutenden Blüte. Die Denkmale der vorgothischen Periode sind fast spurlos verschwunden. Von kirchlichen Bauten besteht eine halbrunde Apsis bei der Filialkirche zu Moistrana im Wurznerthale, ferner die Doppelkapelle der Kleinfeste zu Stein. Das Portal hat je zwei frei eingestellte Säulchen mit attischer Basis, Archivolten, in der Bogenscheide ein gleicharmiges Kreuz und, soweit durch die Tünche erkennbar, neben demselben je eine Vogelgestalt mit Buch. Den Scheidbogen des ebenerdigen Raumes zieren zwei Halbsäulen mit Eckblatt auf der jonischen Basis und mit einfachem Kelchcapitäl. Die Oberkirche ist eine weniger stilgerechte Wiederholung der unteren. Die Fensteröffnungen beider Räume sind romanisch. Die Kapelle bildete das östlich vorspringende Eck der Feste und hat, insoferne sie einen Theil der Befestigung ausmachte, auch sehr starke Mauern.

Fast die gleiche Armuth an Baudenkmalen herrscht in den älteren Abschnitten der gothischen Periode; im XIII. und XIV. Jahrhundert müssen wohl neue Bauten entstanden sein, denn es wurden nicht wenige neue Pfarren und Filialen errichtet, doch die furchtbare Zeit der Türkeneinfälle, beginnend 1396, zerstörte und verwüstete fast Alles. Über ein Jahrhundert sengten, mordeten und plünderten die Türken im Lande, und es ist nur erstaunlich, daß gerade in der Periode dieser furchtbaren Heimsuchungen so viele Kirchen gebaut wurden. Die Bevölkerung lernte nach und nach sich gegen die fliegenden Gäste einigermaßen vertheidigen, erbaute um die aus der Asche wiedererstandenen Kirchen Schutzmauern, und zahlreiche Tabors entstanden. Weder früher noch später ist je so viel gebaut worden als im XV. Jahrhundert, trotzdem Jahr aus Jahr ein die Ortschaften in Asche gelegt wurden.

Die Mehrzahl der Pfarrkirchen in Krain und eine Menge Filialkirchen wurden damals erbaut oder erweitert. Bei vielen Kirchen, deren gothischer Charakter verwischt ist, beweisen einzelne Bautheile, der Thurm, der Mauersockel, oft auch nur der Grundriß ihre Entstehung in dieser Zeit, und man wird zu der Annahme gedrängt, daß von den 1.321 jetzt bestehenden Kirchen Krains am Ende der Periode mindestens die Hälfte bereits bestanden hat. Prachtbauten sucht man wohl vergebens unter ihnen, es sind bescheidene Werke, wie sie das Bedürfniß erheischte und die geringen Mittel zuließen, kleine Landpfarr- und noch kleinere Filial- und mittlere Stadtkirchen, selten mit Anspruch auf eine reichere Erscheinung, noch seltener von feinerer Ausbildung der Zierglieder, jedoch ist die Sicherheit in den manchmal kühnen Constructionen nie zu vermissen; in dem freien, hin und wieder ins Spielende ausartenden Wechsel des Decorativen waltet ein nie schwankendes, sicheres Stilgefühl. Die größeren sind meist dreischiffige Hallenkirchen, die kleineren ein- und zweischiffigen hatten oft nur über dem Chor ein Gewölbe, über dem Schiff eine flache Holzdecke, welche, baufällig geworden, in den meisten Fällen später durch das Gewölbe eines anderen oder auch keinen Stils ersetzt wurde. Die organische Verbindung des Thurmes mit der Kirche kommt vereinzelt vor, er ist gewöhnlich zur Seite des Chores angelehnt und sein Erdgeschoß dient als Sacristei oder er steht frei neben der Kirche. Vor der Westfront der kleineren ist nicht selten eine durch Pfeiler gestützte Vorhalle. Diese gothischen Bauten sind über das Land, die Mehrzahl in Oberkrain, zerstreut, in der Hauptstadt besteht einzig die Kapelle des heiligen Georg auf dem Schlosse. Die kleinen Kirchen abgelegener Orte und jener Gemeinden, die zur Vornahme größerer Änderungen nicht die Mittel besaßen, haben ihre ursprüngliche Gestalt am besten bewahrt.

Der älteste gothische Bau, noch aus der Übergangsperiode, befindet sich in Scharfenberg bei Ratschach auf einem hohen Bergsattel, neben welchem eine steile Spitze die wenigen Reste der Burg gleichen Namens trägt. Der Chor hat quadratischen Grundriß,

das Gewölbe von sehr flachem Spitzbogen zwei im Scheitel sich kreuzende Gurten von unförmlicher Stärke und ohne weitere Profilirung als die Abfasung der Kanten, aufruhend auf urwüchsig einfachen Consolen; desgleichen die kleinere und niedrigere Sacristei an der Nordseite des Chores. Die beiden Schiffe entsprechen in der Breite jener der vorgenannten Räume, so daß der ganze Grundplan ein längliches Rechteck bildet. Die Schiffe sind durch drei massige quadratische Pfeiler getrennt und waren bis zur Renovirung, 1768, flach gedeckt.



Chor der Kirche zu Ehrengruben.

Gegen das nicht geringe Ungeschick in der Ausführung der alten Bautheile zu Scharfenberg zeigt das Schiff der Filial und Wallfahrtskirche zu Ehrengruben bei Bischoflack die ältere Gothik in correcter Entwickelung. Acht massive rechteckige Pfeiler, ohne Capitäl in die flachen Spitzbogen übergehend, scheiden das mittlere überhöhte Schiff von den Seitenschiffen. Das Gewölbe hat in den noch quadratischen Feldern Quer- und Diagonalgurten mit runden, theilweise profilirten Schlüssen. Die Fenster von ungleicher Größe haben auch ungleiches Maßwerk mit Drei- und Vierpaß. Vortretend aus dem ernsten, düsteren und schweren Schiffe, überrascht uns die graziöse Leichtigkeit und Lichtfülle des großen dreischiffigen Hallenchors angenehm. Er ist zwar ein späthgothischer Bau, doch möge gleich hier seiner ausführlicher gedacht werden. Der Chor besitzt nahezu die gleiche Breite des vorliegenden Langschiffes, doch ist sonderbarer Weise seine Achse etwas nach Süden gewendet, woraus sich einige Unregelmäßigkeiten im Anschluß des Gewölbes ergeben. Abgesehen von dieser kleinen Unregelmäßigkeit zeigt der

Chor den Höhepunkt der Entwickelung spätgothischer Architektur in Krain. Sechs schlanke achtseitige Pfeiler steigen aus runden Sockeln auf, haben ein niedriges, aber zierliches Eichblattcapitäl unter einem zweiten einfacher decorirten oder figürlich geschmückten. Das Gewölbe zieren in allen Kreuzungen der Gurten Blattrosetten und Schilder, auf den Schlüssen solche von reicherer Bildung und mit figürlichem Schmuck. Das Maßwerk in jedem der sechs hohen und ausnehmend breiten Fenster weist verschiedene Combinationen auf. Den Gesammteindruck beeinträchtigt leider die auf den Gewölbefeldern 1644 ausgeführte und nachgedunkelte ornamentale Malerei. An den Chorecken sind außen Ziersäulen statt der Streben und unter denselben wegen des schrägen Bodens findet sich eine starke Untermauerung. Der mächtige Thurm, an die Südseite zwischen Chor und Schiff sich anlehnend und mit letzterem gleichen Alters, trägt mit den zwei Glockenstuben, — die obere ist eine jüngere Wiederholung der unteren — hauptsächlich zu dem alterthümlichen Aussehen des Äußeren bei.

Die dreischiffige Kirche zu Möschnach bei Radmannsdorf, auch der älteren Gothik angehörend, entspricht im Charakter dem Schiffe der vorigen, hat jedoch ungünstige Änderungen durch die stillose Einwölbung des vordem flach gedeckten Mittelschiffes, durch den Anbau von Kapellen an die Seitenschiffe und die Änderung des Chorgewölbes erhalten.

Der Thurm der einschiffigen Pfarrkirche zu Kronau ist ein schöner, ganz gut erhaltener Quaderbau aus älterer Zeit, der Westseite der Kirche vorgebaut; über doppeltem Sockel strebt er ohne Verjüngung empor und hat nur unterhalb der Glockenstube ein Gesimsband. Die Schallfenster sind durch zwei kleinere und in der Wand vertiefte, auf einem Säulchen ruhende Rundbogen ausgezeichnet. Der Chor der nicht eben kleinen Kirche weist einfache reine Formen auf, hingegen zeigt das Schiff, dessen Einwölbung in das Ende der Periode gehört, in der Construction der Gewölbe eine capriciöse Willkür ohne Beispiel; die Gurten bilden in der Mitte dreier Gewölbefelder — in jenem vor dem Thurm sind sie abgeschlagen — je zwei concentrische Rosetten, eine größere mit nach auswärts, eine kleinere mit nach innen concaven Linien, die von den Wandpfeilern ausgehenden langen Gurten durchbrechen theils die größere Rosette und enden in Masken und Lilien oder tangiren nur die äußere im Bogen, an ihr vorüberlaufend; der Baumeister löste den Grundriß des Gewölbes mit Vermeidung fast jeder geraden Linie vollkommen ins Gebogene und Geschwungene auf.

Die größte gothische Kirche des Landes ist die Stadtpfarrkirche zu Krainburg, 37 Meter lang, 18 Meter breit und 16 Meter hoch, von 1491. Der aus Quadern von Conglomeratstein in die Westfront eingebaute Thurm hat vier Gesimsbänder mit sculpirten Bogenfriesen und Ecklisenen. Bevor der Thurm seine Höhe erreichte, trat die Stiländerung ein und die Schallfenster wurden im Rundbogen und mit Renaissancebrüstung vollendet.

Durch das reich profilirte, mit Fialen gezierte Westportal, in dessen Tympanon ein Relief Christus am Ölberge darstellt, betritt man die Thurmhalle, über welcher der Orgelchor. Aus dieser vortretend übersieht man das weite dreitheilige Hallenschiff mit dem reichen Sterngewölbe. Der Eichenblattkranz der Pfeilercapitäle, die kleinen und großen Rosetten der Gurtenkreuzungen, die mit Figuren gezierten Hauptschlüsse sind von schönen correcten Formen; die richtig angebrachte Vergoldung der Zierglieder und die Abtönung der Flächen, das gedämpfte ruhige Licht, welches durch die schmalen und hohen Fenster eindringt, bringen die Architektur zur Geltung und vereinigen den Eindruck zu einem ruhig ernsten und reichen. Der ältere Chor hat auf Diensten ohne Capitäl nur Diagonal- und Quergurten und ist breiter als das Mittelschiff; um aus den Seitenschiffen den Ausblick in den Chor zu erweitern, wurde der Scheidbogen in unschöner Weise abgeschrägt und erweitert, so daß die das Schiffgewölbe abstützenden figürlichen Consolen an der Wand über der Bogenöffnung zu schweben scheinen. Der Chor hat Streben, das Schiff keine und dessen Gewölbe mußte bereits verankert werden.

Nach dem Muster des Krainburger Schiffs wurden der bereits erwähnte Chor von Ehrengruben, sowie die etwas kleineren Hallenkirchen zu Radmannsdorf und Bischoflack erbaut; erstere von 1496 ist viel einfacher in der decorativen Ausbildung, letztere 1532 von dem Krainer Kunovec errichtet, weist wohl reicheres Detail, jedoch von geringerer Vollendung auf, es mischen sich willkürliche Formen ein, z. B. an den Pfeilercapitälen gothisirte Akanthusblätter von nicht richtig verstandener Bildung.

In der Nähe von Egg ob Podpetsch, südlich von der Wiener Reichsstraße, sind im Umkreise einer Wegstunde drei Filialkirchen, die sich durch einfache, in zwei Fällen durch rautenbildende Anordnung der Gewölbe und durch maßvolle Anwendung der decorativen Theile von den bisher genannten unterscheiden, obwohl sie dem Ende des XV. oder dem Anfang des XVI. Jahrhunderts angehören. Die größte zu Prapretsche, 22·4 zu 14·6 Meter, ist baulich die werthvollste; in ihrer einheitlichen Durchführung und dem Ort angepaßten bescheidenen Erscheinung erscheint ihr Inneres trotz der Verlassenheit und Leere weder nüchtern noch arm. Dem ansteigenden Boden sich anschmiegend sind im Innern sechs Stufen — eine im Schiff, drei unter dem Scheidebogen und zwei im Chor — welchen außen die Abtreppung des Sockels entspricht. Das verhältnißmäßig hohe Mittelschiff von doppelter Breite der seitlichen wird durch quadratische, ins Achteck abgekantete Pfeiler gestützt; es hat ein großes Fenster über dem Westportal, welches den Raum freundlich erhellt. Die weiten Fenster des Chores zeigen das schöne Maßwerk fast intact erhalten. Während den Chor kräftige Streben stützen, stehen sonst nur an der schmalen Ostwand des südlichen Seitenschiffs drei runde Zierstreben neben einander, ohne daß eine Motivirung derselben ersichtlich wäre.

Von den Bergkirchen, welche an der Grenze zwischen der bewohnbaren Höhe und den Alpen von dem frommen Sinne der Zeit erbaut wurden, um sie den Gefahren der Niederung zu entrücken, deren ganze Gemeinde manchmal nur der Meßner mit seiner Familie bildet, möge die von St. Peter ober Vigaun Erwähnung finden. Die zwei gleich hohen Hallen des Schiffes ruhen in der Mitte auf zwei Pfeilern mit Blattcapitäl; das Sterngewölbe hat schön gearbeitete, mit Ornamenten und Figuren ausgestattete Schlußsteine. Die hohe einsame Lage hat das Kirchlein wohl vor der Wuth des Feindes, nicht aber vor unglücklichen Änderungen zu schützen vermocht; die Gurten im Chore sind abgehauen und die Malerei an der nördlichen Schiffswand, da ihre gothischen Formen mit der modernen Anschauung vom Kirchlichschönen nicht harmonirten, wurde erst vor dreißig Jahren übertüncht. Die Malerei jedoch war so farbenkräftig und frisch, daß sie durch die starke Tünche noch durchwirkt. Der Thurm, in einiger Entfernung vor der Westfront aufgeführt, ist mit dieser nach Norden durch eine Wand verbunden und der dadurch geschaffene überdeckte Raum dient als Vorhalle.

Die Kirche St. Primus, am Südabhang der Mala Planina bei Stein, vom Jahre 1452, nach Anderen 1472, von der man gegen Süd und West eine wunderbare Fernsicht genießt, zeichnet sich durch ihre Größe aus; das Doppelschiff mißt 22·7 zu 9 Meter, der Chor 13 zu 6·9 Meter, die Höhe des Schiffs 7·3, des Chors 9·8 Meter, ein von der gewöhnlichen Übung abweichendes Verhältniß der Dimensionen. Das Sterngewölbe des Schiffes ruht, entsprechend der abnormen Länge auf vier Mittelpfeilern. Ähnlich denen von Krainburg, sind die decorativen Theile, wenn auch stilrichtig, doch von derber, flacher und eilfertiger Behandlung, die Arbeit des Steinbohrers ist zu deutlich bemerkbar. Der Chor hat ein einfacheres Rautengewölbe. Am letzten Pfeiler gegen Westen steht ein Ciboriumaltar, ein Sanctuarium für Reliquien. Über einer hohlen Untermauerung mit dem Aufstieg von der Westseite steigen auf vier kurzen Rundpfeilern Gurtbogen auf und tragen eine Kreuzrose, die Fialen über den Säulen und die Gurtbogen sind mit Krabben geziert. Der Thurm am Westende ist des abschüssigen Grundes halber nach Norden verschoben, der zweite steht etwas den Berg aufwärts frei vor dem ersten. Einige Minuten höher erreicht man das Kirchlein St. Petri, welches noch die alte gothische flache bemalte Decke behalten hat. Es sind Dielen in zwei Längen, mit schmalen Leisten unter den Fugen gelegt; über weiße, blaßblaue, lichtgelbe und bräunliche sich wiederholende Zick-Zack-Streifen sind mit schwarzer Farbe Ornamente patronirt, so daß jede Diele und jede Leiste ein anderes Muster hat und die Muster der vorderen Hälfte in der hinteren, jedoch in vermischter Folge sich wiederholen.

Unterkrain ist ärmer an gothischen Bauten, sowohl was die Anzahl als auch was die Schönheit und die decorative Ausbildung betrifft, sie weisen übrigens bemerkenswerthe

Eigenthümlichkeiten auf. Die dreischiffige Hallenkirche zu St. Ruprecht von 1497, lang und schmal im Grundriß, hat ein reicheres Gewölbenetz auf Pfeilern mit Diensten, der massive Thurm geht in der Höhe des Kirchendachs in das Octogon über. Den Anlauf zu einem größeren Bau nahm Rudolfswerth in dem Bau der Kapitelkirche, es ist jedoch nur die Krypta, der Chor über dieser und der Thurm vor der Westfront zur Vollendung gekommen, das stillose, später aufgeführte Schiff füllt die von der Gothik gelassene Lücke nur nothdürftig aus. Im Chore steigen von Wandpfeilern auf Consolen ohne Vermittlung eines Capitäls Quer- und Diagonalgurten auf. Die großen Chorfenster, drei am Schluß, zwei an der Südseite, sind doppelt getheilt, das schön gearbeitete Maßwerk zeigt wechselnde Formen des späten Stils. Chor und Krypta sind außen aus großen Bruchsteinen mit Quaderfütterung ohne Bewurf. Der Thurm, dessen Achse sammt der des Schiffes von jener des Chores ein wenig abbiegt, hat an den Kanten des Octogons in der Höhe der Schallfenster Pfeiler von durchbrochenem Eichenlaub mit Spiralband, Trifolien und Rosetten im Bogen der Schallöffnungen. — Größere gothische Kirchen sind zu Treffen (1443) und Hönigstein; in der Nähe von Möttling, zu den drei Pfarren, stehen in geringer Entfernung innerhalb eines Mauerzwingers drei mittelgroße Kirchen nebeneinander, alle aus der Spätzeit und bedeutend geändert durch die nachfolgenden Bauweisen.

In der dreischiffigen Hallenkirche zu Zirknitz in Innerkrain, von 1482, ähneln die Pfeilercapitäle den dorischen, die Gurten sind im Kreuzverband und der Chor schließt statt nach den üblichen drei Seiten des Achtecks nach vieren des Zehnecks mit einem Winkel in der Achse.

Wie lange die Gothik gegen den neuen Stil im Lande sich zu behaupten vermochte, beweist die Kirche St. Petri zu Dwor bei Billichgratz, die 1525 begonnen und 1560 beendet wurde und ein theilweises Zurückgreifen auf alte Formen bekundet, denn in dem dreitheiligen Hallenschiffe ruhen die Scheidewände auf quadratischen Pfeilern über flachen Spitzbogen und tragen eine flache Holzdecke. Das Maßwerk in den Chorfenstern ist wieder möglichst willkürlich, indem es sich zum bischöflichen Krummstab, zum dreifachen päpstlichen Kreuz und ähnlichen Symbolen verschlingt.

Außer Grabmonumenten in Tafelform mit den üblichen Helmen, Wappen und Ritterbildnissen, die an der Außenwand der Domkirche zu Laibach, jener zu Altlack und im Innern der Kirche zu Minkendorf sich befinden, sind nur einzelne Reste kirchlicher figürlicher Steinsculptur an Häusern von Krainburg und Veldes, ferner an der äußeren Nordseite der ehemals gothischen Kirche zu Bitnje in der Wochein eingemauert zu finden. Von figürlicher Holzsculptur existirt nur mehr die Statue des heiligen Johannes des Täufers zu St. Johann am Wocheiner See, trotz des defecten Farbenüberzuges als würdige Arbeit eines geschickten Bildhauers erkennbar.

Gegen das Ende der Periode, namentlich in den letzten, in das XVI. Jahrhundert sich erstreckenden Decennien herrschte in der Ausschmückung der Kirchen durch Wandgemälde eine nicht minder rege Thätigkeit als in der Baukunst. Leider ist die Mehrzahl der Malereien übertüncht worden; wo die Wände der in gothischer Zeit gebauten Kirchen nicht erneuert wurden, findet man unter der leicht abzulösenden Tünche nicht selten Spuren von Malerei. Beliebt waren Bildercyklen, welche alle Wände des Chors bedeckten; im Schiff wurde die am wenigsten durchbrochene Wand für Bemalung gewählt. In der Eintheilung der großen Flächen nahmen sich die Maler volle Freiheit für ihre Darstellungen und hielten sich nur im Gewölbe und in den Bogenfeldern an die durch die Architektur gebotene Vertheilung. Ebensowenig nahmen sie es genau mit dem Verhältniß der Personengröße in den verschiedenen Bildern. Die Geschichten sind deutlich und mit Leichtigkeit vorgetragen, die Modellirung ist schwach ausgebildet, oft nur angedeutet, das Nackte mit Ausnahme der Gesichter, die eine feinere Durchbildung bekunden, ist mit leichter Localfarbe angelegt und die Glieder mit Strichen eingezeichnet; die Bekleidung ist fließend, ohne die zerknitterten und eckigen Falten. Die meisten dieser Gemälde machen den Eindruck von colorirten Zeichnungen. Eine gewisse Würde, heitere Ruhe und seelisches Gleichgewicht herrscht in den Darstellungen vor, leidenschaftliche Erregung kommt ausnahmsweise vor.

Zu St. Johann am Wocheiner See, einem Kirchlein mit einem Chor älterer einfachster und einem Schiffe schöner und späterer Gothik, sind alle Chorwände, inbegriffen die des Scheidebogens, mit Gemälden bedeckt.

Der heilige Christof blieb bis auf unsere Zeit ein beliebter Gegenstand der Darstellung an der Außenwand kleiner Landkirchen. Sein ältestes Bild finden wir zu Vodeschitsch bei Veldes in naiver Darstellung als jungen blonden Mann in Brustharnisch und rother geblümter Schurzhülle. Die Blumen sind, wie es sonst üblich war, aufpatronirt. Das nebenstehende Bild, Christus am Kreuz, welches durch den tiefen bräunlichen Ton und durch die etwas strengere Ausbildung der Formen sich mehr einem Ölbilde als dem leicht hinschreibenden Fresco nähert, ist merkwürdig durch die Beigaben, durch die Vorführung von Gegenständen, wie Fleischwurst, Werkzeuge und andere, die den Beschauer vor Übertretung der Kirchengebote warnen sollen. Der ebenfalls ganz bemalte Chor des Kirchleins zu Suha bei Bischoflack hat in den Gewölbekappen schöne Engelsgestalten von besonders kräftiger Farbenwirkung. In der Kirche zu Prapretsche ist unter anderen erwähnenswerth die Verkündigung Mariä, am Chorgewölbe auf die Tünche gemalt; die decorative Malerei der Chordecke, Ranken mit Auslauf in große Blüten und Rosetten, ist von gleich schöner Erfindung wie Ausführung. In der dreischiffigen Hallenkirche zu Krtina bei Aich, deren Ausbau unfertig geblieben ist, indem das Schiff ohne Chor mit einer Querwand abschließt, wurde vor zwei Jahren eine Gemäldereihe von der Tünche

befreit. Das beste ist das große Gemälde der Südwand; zu oberst thront zwischen Engeln Christus in der Mandorla, zu unterst folgen in kleinerem Maßstabe in der Umrahmung eines furchtbaren Höllenrachens die Verdammten, welche mit Vermeidung alles Indecenten nackt gemalt und durch die Kopfbedeckung, wie Krone, Bischofsmütze, Tiara, in ihrer irdischen Würde gekennzeichnet sind.

Christusbild an der Außenwand des Kirchleins zu Vodeschitsch bei Veldes.

Die langen Schiffswände zu St. Primus sind ganz mit Malereien bedeckt. Auf der Südseite ist das Leben Mariä, auf der fensterlosen Nordseite der Kindermord und eine Christenverfolgung durch die Türken dargestellt. Eine lebhafte, frei sich bewegende Gabe der Erzählung und eine flotte leichte Fertigkeit des Vortrages zeichnet diese Bilder aus. Als vor vierzig Jahren die Kirche neu überdacht wurde, beschmutzten durch das Gewölbe sickernde Regengüsse die Gemälde und bei der darauffolgenden Restauration entgingen nur wenige Stellen einer schlechten Übermalung. Aus den annuthigen weiblichen Gestalten der Fensternischen, die unberührt geblieben sind, ist die Malweise deutlich zu erkennen. Die Anschauung des Künstlers war von der neuen Zeit bereits stark beeinflußt; in coloristischer Hinsicht deutet Einzelnes, wie die geschickte Hervorhebung der Helligkeit des Incarnats durch umgebende dunkle Töne, das Festhalten an der intonirten Localfarbe auf oberitalienischen Einfluß; auch einige blonde weibliche Köpfe mit rundem Gesicht,

feiner Nase und Mund sprechen dafür; daneben verrathen wieder andere Köpfe mit langem schmalen Gesichte und hoher Stirne des Künstlers größere Vertrautheit mit der nordischen Weise. Wenn auch die Behandlung eine freiere ist, die sich nicht vor breiteren Schattentiefen fürchtet und der vertiefenden Schraffirung entbehren kann, steckt noch so viel gothische Gebundenheit und Naivetät in diesen Schildereien, wie sie kein Italiener des XVI. Jahrhunderts, sondern nur ein Mann haben konnte, dessen Geist in der alten, diesseits der Alpen zur Zeit noch herrschenden Weise wurzelte und der einige malerische Fortschritte der Renaissance sich angeeignet hatte. Die einzigen Ölgemälde, welche dieser Periode angehören, sind zwei Flügelaltarbilder aus der Kirche in Krainburg; dieselben hat vor kurzer Zeit das k. k. Belvedere zu Wien erworben.

Werke der Kleinkunst sind selten und von geringer Bedeutung; was die Türken nicht erreichten, wurde infolge veränderter Geschmacksrichtung umgeschmolzen, vernachlässigt oder fand den Weg außer Landes. Die Siegel einiger Städte und jene des Rudolfinums zu Laibach, zwei schöne Kelche zu Krainburg, ein Paar Monstranzen der Spätzeit, die Miniaturen der Handschrift: „De civitate Dei“ aus der Hand eines Freudenthaler Mönchs (um 1437) in der Lycealbibliothek zu Laibach, die des Missale und einer Abschrift des Werkes „B. Gregorii Moralium“ im Pfarrarchiv zu Krainburg erschöpfen den Gegenstand.

Renaissance und Neuzeit.

In der Zeit der Frührenaissance wurden in Krain mehrere Gebäude aufgeführt, die aber im Laufe der Jahrhunderte gänzlich umgebaut wurden, so daß man den ursprünglichen Baustil kaum mehr erkennen kann. Erst gegen Ende des XVI. und im Beginn des XVII. Jahrhunderts treten uns die Formen der Renaissance in der Architektur deutlich entgegen. Diese Formen zeigen sich in der Architektur vorzüglich an den Schlössern und an den Umbauten alter Burgen. Bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts wurden diese neuen Formen den mittelalterlichen Dispositionen des Planes und Aufbaues angepaßt, so daß sich hier aus der Verbindung zweier heterogener Bausysteme ein neues charakteristisches Formenwesen entwickelte. Zur Zeit der Türkeneinfälle waren in Krain die Schlösser in der Ebene sehr selten, und auch diese mußten gegen unvermuthete Einfälle des Feindes ziemlich befestigt sein. Erst nachdem die Türkengefahr vorüber war, fing der Adel an, die alten Burgen, diese Marksteine der Geschichte jener starken Geschlechter, zu verlassen und besserer Bequemlichkeit halber mit neuen auf der Ebene erbauten Schlössern zu verlauschen. Die älteren Schlösser sind somit als eine Weiterbildung der mittelalterlichen Burg anzusehen. Thürme, Gräben, Befestigungen werden in die Gesammtanlage einbezogen. Die Baulichkeiten sind selten aus einem Gusse, es prägt sich vielmehr in der



Himmel und Hölle aus dem Jüngsten Gericht, in der Kirche zu Krtina bei Aich

Gesammtdisposition die Terrainsbeschaffenheit und die verschiedene Zeit der Entstehung deutlich aus. Zu dieser Stilgruppe gehören mehrere Schlösser Krains, z. B. Auersperg (1570) und Kaltenbrunn. Letzteres, erbaut im Jahre 1525 von Veit Kisl und dem Baumeister Hans Weilheimer, ist ganz nach dem Geschmack des Jahrhunderts eingerichtet. Obgleich in der Ebene erbaut, ist es zugleich eine Festung, gegen jeden Überfall, den etwa eine türkische Horde versuchen wollte, ziemlich geschützt. An seiner Südseite bespült es der Fluß, die übrigen Seiten werden durch einen breiten Wassergraben gedeckt. An der Nordseite dienten die beiden vorspringenden Thürme zur nachdrücklichen Wehre.

Bei den Bauten des XVII. Jahrhunderts findet man schon ganz regelmäßige Höfe und Tracte. Der Grundriß ist meistens ein Viereck mit vorspringenden Eckthürmen. Bei mehreren Schlössern liegen in diesen Thürmen die Stiegen als Wendeltreppen und führen nach den Gängen, welche die Räume mit einander verbinden. Die Anlagen der Bogenhallen auf Säulen geben zuweilen ein tüchtiges Ganze, das freilich niemals die hohe Schönheit italienischer Höfe erreicht. Bei den meisten Objecten ist auf die Außenfaçade keine besondere Rücksicht genommen, nur in kleineren Partien des Baues, wie an dem schwulstigen Schnörkel- und Volutenwerk der Portale, an den Erkern, an der großartigen Anlage der Treppen und im Ornamente ist der Stil zu größerer Bedeutung gekommen.

Das schönste Schloß durch Bau und Ausstattung im Lande zur Zeit Valvasors war unstreitig Ainöd, erbaut im XVII. Jahrhundert von Georg Sigmund Graf und Herr von Gallenberg, Landesverweser in Krain. Es ist ein weitläufiges Viereck mit hohen, offenen, den Hof einschließenden Säulengängen. Zu ebener Erde, zur Erfrischung in der Sommerhitze, war die „sala terrena“, deren Decke von weißer Stuccaturarbeit mit drei großen Kronleuchtern; der Fußboden war schwarz und weiß geschachtet; in der Mitte stand ein Kamin von schwarzem Marmor, rechts und links ein Delphin, links gegenüber ein geflügeltes Pferd aus Stein, beide als Springbrunnen Wasser und Kühlung spendend. Dazu ein prächtiger Marstall mit steinernen Krippen, Gärten mit Vogelhäusern und seltenen Pflanzen, kunstvolle Malereien und die Gallenberg'sche Ahnengalerie. — Gegenwärtig ist dieses Prachtgebäude eine Fabrik. Denselben Typus, obwohl nicht so großartig angelegt, tragen viele andere Schlösser, wie Kreutberg, Görtschach, Egg ob Podpetsch, Kroisenegg u. s. w. Ein Blick auf die Schlösser des krainischen Adels zeigt uns überhaupt ein anmuthendes Bild italienischen Geschmacks im italienischen Renaissancestil.

Außer den Schlössern der krainischen Adeligen zeichnete sich noch manches andere Gebäude durch eine schöne Bauart aus. Dazu gehört vor Allem das Cistercienserstift Sittich. Dieses Gebäude, äußerst weitläufig, ist sehr unregelmäßig gebaut und trägt offenbar das Gepräge verschiedener Zeitperioden. Der jetzige Zustand des einst so schönen Gebäudes ist bereits dem Verfall preisgegeben, so daß kaum mehr die Spuren vormaliger

Pracht vorhanden sind. Auch die übrigen größeren Klöster Krains, wie das Clarissinnen-Kloster in Münkendorf, die Klöster Freudenthal und Landstraß, zeigen durchgehends große Einfachheit ohne eigentlich architektonisches Gepräge, doch imponiren sie durch ihre Größe.

Werfen wir einen Blick in die Städte. Aus dem XVI. Jahrhundert kennen wir kaum ein Privathaus von architektonischer Bedeutung. Das deutsche Haus in Laibach gehört nach seiner Bauart der späteren deutschen Renaissance an. Hingegen finden wir aus der Barockzeit einige sehr ansehnliche Gebäude. Die mächtigeren Edlen verließen nach und nach ihre Bergschlösser und ließen sich wenigstens zeitweise häuslich in Laibach nieder. Da waren es wieder ihre Behausungen, welche sich durch ihre Architektur vor anderen bürgerlichen Häusern auszeichneten. Als eine schöne Zierde der Stadt Laibach erstand im Jahre 1642 der sogenannte Fürstenhof in der Herrngasse, erbaut von Wolf Engelbrecht von Auersperg. Das zweistöckige Gebäude mit seinen rechteckigen Fenstern ist ganz schmucklos, nur der überhöhte Mitteltheil und die auf Consolen ruhenden Balcone mit schmiedeisernen Balustraden gliedern die Façade. Der große Hof mit Arkaden nach drei Seiten gibt dem Bau ein imponirendes Aussehen. Am rückwärtigen Tract waren nach italienischer Sitte offene Bogenhallen, die aber in späterer Zeit vermauert wurden. Ist jedoch das Äußere einfach ohne architektonischen Schmuck, so waren dagegen die inneren Räume prachtvoll geschmückt. An den Palast schloß sich ein weitläufiger Garten im Geschmack der Zeit mit Grotten, Marmorstatuen, Reitschule und Schießstätte. Der Palast war das großartigste Bauobject des alten Laibach.

Zu derselben Baugruppe könnte man den Bischofhof, das Landhaus, den Sitticher hof zählen. Alle diese Objecte sind jedoch Producte vielfältiger Stilrichtungen. In mancher Beziehung interessant ist das Rathhaus in Laibach. Den Städten Krains mangeln gänzlich architektonische Zeugen und Beweise für ihre einstige Blüte, wie sie viele Städte Deutschlands und Italiens aufweisen. Wir dürfen daher kein Stadthaus, wie jene zu Brügge, Ypern, keinen Dogenpalast hier suchen. Außerdem lächelte der Stadt Laibach nicht das Glück, als mächtige Handelsstadt zu einer Bedeutung zu gelangen. Und doch war das Rathhaus das Gebäude, um welches sich das ganze politische und mercantile Leben und Treiben der Bürger drehte. Es war der Stolz und die Zierde der Stadt. Der Stadtrath hielt es so sehr in Ehren, daß er es jährlich zu Weihnachten einweihen ließ. Für das neue Gebäude, welches man aufführen wollte, wurde der Plan von einem holländischen Capuziner entworfen, und zwar im „altdeutschen" Stil. Mit diesem Plane war man jedoch gar nicht mehr zufrieden, weil derselbe auf „altdeutsche und nicht neuarchitektonische Manier concipirt worden". Man sieht, daß der gothische Stil um diese Zeit nicht mehr beliebt war. Der jetzige Bau hat ein Risalit, welches auf einer Bogenvorhalle mit vier mächtigen Rusticapfeilern und weiten Arkadenbogen steht. Die säulengestützte Stiege ist

breit, leicht, luftig. Obwohl das ganze Gebäude den Charakter italienischer Hochrenaissance trägt, konnte man den Thurm, dieses Wahrzeichen der mittelalterlichen Rathhausbauten, doch nicht entbehren. — Das Privathaus erhält erst in der Barockzeit eine größere architektonische Bedeutung; die Verzierung der Wände und die Gliederung derselben ist erst in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts häufiger. Einige Anklänge an die gemalten Façaden der norditalienischen Städte haben sich in Krain bei vielen Privathäusern erhalten; häufig findet man Heiligenbilder mit barocker Umrahmung zwischen den Fenstern, Façaden mit Stuckornamenten sind im Ganzen selten. Masken, Brustbilder findet man an der Spitalgasse in Laibach Nr. 9 und in Radmannsdorf an der Schloßfaçade.

War das XVI. Jahrhundert schon für die Kunst im Allgemeinen weniger günstig, noch ungünstiger war es für den Kirchenbau. Erst nach der Reformation hat sich ein neues, frisches katholisches Leben überall zu regen begonnen. Eine der vielen schönen Früchte dieses neuen Glaubenslebens war es, daß man sein Augenmerk auf die Verschönerung des Hauses Gottes richtete. Nicht zufrieden mit dem bisherigen Zustande der Kirchen, wollte man dieselben in einer dem neuen Geschmack entsprechenden Gestalt erblicken. In Krain bewahrte nämlich der gothische Stil seine Herrschaft bis tief ins XVI. Jahrhundert; wahrscheinlich war da eine gothisch gewohnte Bauschule, die sich lange in das genannte Jahrhundert hinein hielt. Nach der Reformation hat bald die Noth zur Vergrößerung oder theilweisen Umbildung der Kirchen gezwungen, bald ist blos die neue Geschmacksrichtung des alten Stils überdrüssig geworden, hat ihn daher mit dem neuen ersetzen wollen. Freilich haben wir in Krain von einer so rühmenswerthen Restaurationsthätigkeit wenig Erhebendes zu verzeichnen. Die neuen Renaissancekirchen, die neben den restaurirten gothischen entstanden, zeigen keinen deutlich ausgeprägten Stil. Das Schiff ist meistens ein Quadrat oder längliches Viereck, überdeckt mit einem kuppelartigen Gewölbe.

Die glanzvollste Periode der Baugeschichte Krains ist auch im Kirchenbau die des Barockzeitalters. Das Beste, was Laibach an Kunstwerken aufweist, ist in dieser Zeit dem Geschmack und Einfluß der Academia Operosorum zuzuschreiben. Die Begeisterung für Kunst und Wissenschaft nahm gerade in der Blütezeit dieser Akademie einen Aufschwung, den wir in Krain weder vorher noch nachher wahrnehmen. Was an Architektur, Sculptur und Malerei die Aufmerksamkeit des Kenners verdient, ist aus dieser Periode. Die Akademie arbeitete ganz im Geiste der italienischen Renaissance; es ist dies nicht zu verwundern, denn unsere gelehrten Landsleute, z. B. Schönleben Ludwig, Joh. Ant. Thalnitscher, M. Gerbec, David Verbec, Joh. Preschern u. s. w. studirten größtentheils in Italien und erhielten auf italienischen Universitäten ihre akademischen Würden. Die schönsten Kirchen Laibachs und Krains haben wir dem Einfluß dieser Akademie zu verdanken, z. B. die Dom-, die Ursulinen- und die St. Peterskirche.

Schloß Arnód.

Die Domkirche, erbaut in den Jahren 1700 bis 1706 nach dem Plane des Jesuiten Andrea Pozzo, reicht zwar keineswegs heran an die großen gleichzeitigen Leistungen eines Fischer von Erlach, doch zeichnet sie sich aus durch lichte Weite, Schönheit der Verhältnisse, Harmonie der Grundformen mit dem Aufbau. Die Kirche ist ein einschiffiger Bau in Kreuzesform mit praktischen Kapellenanlagen an dem Schiffe und Pultdächern darüber, durchaus bemalt. Der breite Raum ist mit einem Tonnengewölbe überspannt, die Zwischenmauern der Seitenkapellen dienen dem Gewölbe als feste Stützen. Die Kapellenöffnungen sind durch Pilaster getrennt; auf dem von diesen getragenen Gebälke steht eine Attika, auf welcher das Gewölbe aufsitzt. Eine reichere Gliederung gewährt die 20 Klafter hohe, jedoch schwerfällige Kuppel über der Vierung, die durch einen cylinderischen Aufbau in die Höhe gehoben ist. Dieser Aufbau wurde erst im Jahre 1841 ausgeführt. Auf die Durchbildung des Äußern der Langseiten ist sehr geringes Gewicht gelegt. Die Längswand ist durch Lisenen getheilt, entsprechend der Anordnung der inneren Kapellen.

Mehr oder weniger folgt die Bauart der anderen Kirchen Laibachs und der größeren Kirchen Krains überhaupt dem genannten Beispiel. Vor allen schließt sich im Baue an die Domkirche die Franciscanerkirche vom Jahre 1646. Die hohe Lage der Kirchenfaçade, die eine bedeutende Terrassenmauer mit Freitreppen unter sich hat, sichert diesem Bau vor anderen Laibacher Kirchen einen imposanten Eindruck. Die Façade ist durch Pilaster und Gebälke in zwei Etagen getheilt. Den Übergang von der oberen schmaleren Etage zur unteren vermitteln große Voluten. An der Langseite treten aus den Kapellendächern zur Verstärkung der Hochschiffsmauer jochtragende Strebepfeiler hervor. — Die schönste Bauart im Innern hat die St. Peterskirche aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Sie ist dreischiffig und offenbar der berühmten Kirche S. Giorgio maggiore in Venedig in der Hauptsache, jedoch in kleinerem Maßstabe nachgebildet. Zu den schönsten Kirchen Krains gehört, was den edlen Baustil anbelangt, die Ursulinenkirche in Laibach. Über dem hohen marmornen Altar erhebt sich die Kuppel. Besonders ausgezeichnet ist die Kirche durch schöne Gruppirung der Halbsäulen mit den Gebälksstücken darüber. Ein architektonisches Scheingerüste dient zur Verkleidung der Façade. Mächtige, durch die ganze Höhe gehende Dreiviertelsäulen tragen das Gebälke mit dorischem Fries und Giebel als oberem Abschluß. — Ein durch köstlichen Marmorreichthum vor allen Kirchen Krains ausgezeichnetes Gebäude ist St. Jakob, ein zweithürmiger Bau im Stil der reifen italienischen Renaissance. Der polygone Ostschluß des Presbyteriums und die echtdeutschen Strebepfeiler bekunden noch jetzt den gothischen Charakter des ehemaligen Kirchenbaues. Den Centralbau repräsentirt die Kirche des deutschen Ritterordens, erbaut im Jahre 1714. Die Anlage ist die eines kuppelgekrönten Centralbaues mit Kreuzarmen. Die Façade schmücken vier korinthische Pilaster, über deren Kropfgesimsen ein Consolenfries sammt

Tympanum aufsteigt. Andere hübsche Centralbauten sind in Teinitz bei Stein und in Neustift bei Reifnitz. Zu den schöneren Kirchen, die sich durch edle Verhältnisse auszeichnen, gehören die Kirchen in Tirnau, Stein, Michelstätten, Adelsberg u. s. w. Die kleineren Pfarrkirchen haben einen ziemlich gleichen Typus, sie nähern sich mehr den Centralbauten. Ihre Anlage entwickelt sich aus einem länglichen Viereck mit abgestumpften Ecken, so daß ein Achteck mit ungleichen Seiten daraus entsteht. An diesen Seiten sind mehr oder weniger tiefe Nischen für die Altäre.

Gegen Ende des XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts wurden zwar mehrere Kirchen neu gebaut, aber ohne bestimmten Stil. Man errichtete mehr oder weniger praktische Räume für den Gottesdienst, auf die Architektur und Decoration ist fast gar keine Rücksicht genommen. Es bauten nun Baumeister, die ihre Kenntnisse lediglich dem eigenen Studium verdankten und der gehörigen Bildung ermangelten, nur nach eigenem Geschmack. Schöne Räume mit gefälliger architektonischer Gliederung, obwohl kein Stil streng eingehalten wird, haben z. B. die Kirchen in Oberlaibach, Eisnern, Altlack, Wochein u. s. w. — In der neuesten Zeit ist sowohl beim Kirchenbau als auch in der Profanarchitektur ein bedeutender Umschwung zum Bessern eingetreten. Wenigstens versuchsweise hat man im Jahre 1848 im romanischen Stil zu bauen angefangen, zum Beispiel in Flödnig. Der gelungenste Bau im romanischen Stil ist die Pfarrkirche in Reifnitz. Im frühgothischen Stil wurde im Jahre 1882 die Herz Jesu Kirche aufgeführt, ein Backsteinbau, der erste in Krain bei den Kirchenbauten. Fertige Pläne für neu zu erbauende Kirchen liegen vor, und zwar vom k. k. Oberbaurath Freiherrn von Schmidt für Gottschee im romanischen und für Veldes im gothischen Stil, vom Architekten Mikovitz in Graz für Brezje im italienischen Renaissancestil.

Auch bei Profanbauten hat man den nackten Kasernenstil aufgegeben und den gefälligeren Formen der italienischen Renaissance sich zugewendet. Auf die Läuterung des Geschmacks hat vorzüglich die Wiener Architektenschule einen sehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Beweis dessen sind die Gebäude, die in neuester Zeit aufgeführt wurden. Die schönen Verhältnisse der Stockwerkshöhen, die reiche organische Gliederung im Neben- und Übereinander, die energisch vorspringenden profilirten Gesimse, Balcone und Fensterbekrönungen, die richtige Eintheilung der Flächen und die damit in Einklang stehende Ausladung der architektonischen Glieder, alle diese Vorzüge zeichnen die neuen Gebäude vortheilhaft aus und zeugen von einem gebildeten Schönheitsgefühl. Als Beispiel führen wir an: die Oberrealschule (1871 bis 1873), das Hotel Europa und das neue Museum. Ein kräftiger Unterbau trägt bei letzterem im Mitteltheil eine Colonnade jonischer Ordnung, welche das Stockwerk charakterisirt. Das Vestibule und der Stiegenraum bilden die Hauptzierde der Ausstattung; die Wölbungen sind mit geschmackvollen Malereien der

Brüder Johann und Georg Šubic ausgeführt. Hervorragend durch edle Verhältnisse in der Eintheilung der Flächen ist das neue Haus in der Emonastraße (Dr. Munda). Das einstöckige Palais Gariboldi enthält bei großer Schlichtheit der äußeren Erscheinung, welche nur durch die imposanten Verhältnisse des oberen Geschosses ihr palastartiges Gepräge empfängt, eine der elegantesten Wohnungen Laibachs. Der reizende Kurort Veldes im herrlichen Oberkrain wird Jahr für Jahr mehr aufgesucht und zum Sommeraufenthalt auserwählt. Und so entstehen um den Veldeser See immer neue Hotels, Landhäuser, Villen in verschiedenen Stilarten je nach dem Geschmack des Bauherrn. Inmitten des üppigsten Grüns stehen die Villa Windischgrätz, Villa Pongratz, Villa Muhr, ferner die Villa Skalé, Villa Sovan, Villa Grumnig-Mosché und andere. Diese Neubauten zeigen, daß in jeder Richtung ein lebhafteres Interesse für die Architektur erwacht ist.

Die Malerei fand in Krain im XV. Jahrhundert sorgfältige Pflege; die meisten gothischen Kirchen waren bemalt, in kleinen, abseits des großen Verkehrs gelegenen Kirchen haben sich wenigstens Bruchstücke der alten Gemälde erhalten. Die Namen der Maler aus dieser Periode sind leider nicht bekannt, gewiß aber stammen wenigstens diejenigen Fresken, die locale Vorkommnisse zur Darstellung bringen, von heimischen Malern. Im XVI. Jahrhundert, zur Zeit der Reformation, trafen Umstände zusammen, die das Interesse für die Kunst nicht aufkommen ließen, vielmehr der Kunst gefährlich werden mußten. Nach Beendigung der Reformation begann wieder ein neues künstlerisches Wirken und Streben. Ein mächtiger Mäcen der heimatlichen Kunst war Bischof Chrön; er schenkte vorzüglich der Malerei seine besondere Aufmerksamkeit, beschäftigte viele Maler, gab auch bei seinen Aufträgen oft selbst die Ideen des Bildes an. Im Auftrage dieses genialen Kirchenfürsten arbeiteten heimische Maler sowohl in Krain als auch in den benachbarten Ländern; so malte Elias Wolf auf Bestellung Chröns (1626) den Altar der heiligen Magdalena in der Domkirche; Gerhard Chrön malte (1626) drei Bilder für den großen Altar der St. Jakobskirche. Bischof Chrön fand bei seinen Bemühungen um das Wiederaufleben der Kunst wesentliche Mithilfe an den Vätern der Gesellschaft Jesu. Er sowohl als auch die Jesuiten erkannten ganz richtig, wie nothwendig es sei, an die Stelle der Zerstörung ein neues Feld dem künstlerischen Streben zu eröffnen. Und so geschah es, daß mit jedem neuen Erfolge auf dem Gebiete des Glaubens in allen anderen Zweigen des Wissens und der Kunst der Geistesthätigkeit neue Bahnen erschlossen und insbesondere die Künste mit allen Mitteln gefördert wurden.

Ein zweiter Mäcen und großer Förderer der Kunst war Johann Weichard Valvasor (geboren 1641). Valvasor ist nicht nur der berühmteste Schriftsteller Krains, er ist auch einer der ersten Zeichner der damaligen Zeit. Er bereiste auf eigene Kosten das Land, besuchte alle Ortschaften persönlich und zeichnete sie mit eigener Hand. Seine Zeichnungen

sind ziemlich genau und geben deutlich den Charakter der Gegend. Seine Ornamentik ist ganz entsprechend dem herrschenden Geschmack des Barockstils. Die geschicktesten heimischen Meister, Andreas Trost und Johann Werex, berief er auf sein Schloß Wagensberg, wo sie unter seiner Aufsicht an der Illustration seines großen Werkes „Ehre des Herzogthums Krain" arbeiteten. Außerdem gründete Valvasor auf seinem Schlosse eine Druckerei für Kupferstiche und mit Recht konnte er sich rühmen, als der Erste den Kupferdruck eingeführt zu haben: „Ich bin auch, ohne Ruhm zu sagen, der erste gewesen, der in dieses hochlöbliche Herzogthum Crain die Kupferdruckerei eingeführt." Noch einen anderen Maler finden wir thätig bei der Illustration der Werke Valvasors, Johannes Koch, welcher besonders die Trachten und historischen Bilder zeichnete.

Die Plastik hielt in ihrem Entwicklungsgange so ziemlich gleichen Schritt mit der Malerei. In der gothischen Periode versuchte sich die Sculptur vielfach an den Sacramentshäuschen, deren es in Krain mehrere gab, die jetzt aber alle, bis auf das in der Pfarrkirche St. Ruprecht, niedergerissen sind. Ein sehr interessantes Sculpturwerk aus der Übergangszeit von der Gothik zur Renaissance ist das an der Westseite der Filialkirche zu Dwor bei Billichgratz befindliche steinerne Portal. Es hat keine Einschrägung, keine gothische Profilirung mit Kehl- und Stabwerk. Dafür aber sind die geraden Portalflächen in eine große Zahl von viereckigen Feldern getheilt und ausgefüllt mit einer Menge von flachreliefirten und stilistischen Ornamenten in buntem Durcheinander.

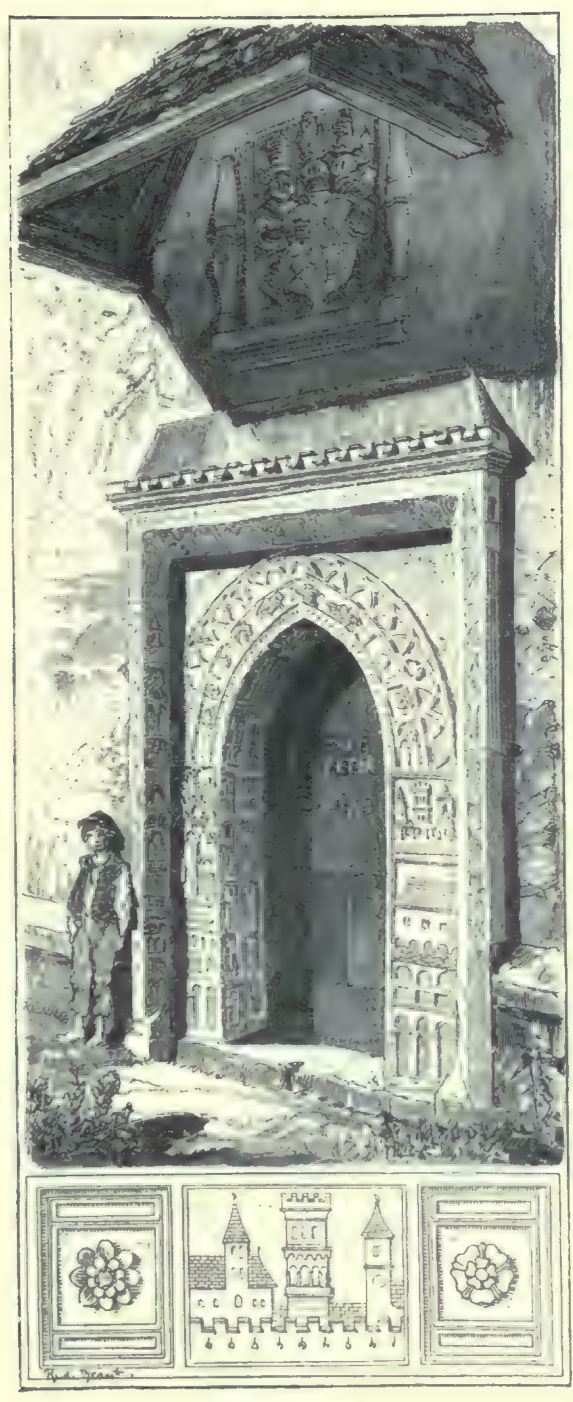
Als Zeitgenossen Chröns finden wir mehrere Bildschnitzer in Laibach, die auf seine Bestellung für verschiedene Kirchen Altäre, Statuen und andere bewegliche und unbewegliche Kirchenutensilien arbeiteten. Beachtenswerth für die Geschichte der Sculptur in Krain sind einige Altäre aus dem XVII. Jahrhundert, wie man sie jetzt nur noch hier und da in den Filialkirchen findet. Diese Altäre sind Holzschnitzwerke von üppiger figürlicher und decorativer Ausstattung. Die in der Architektur verwendeten Säulchen sind dem Holzmaterial entsprechend wie gedrechselt und mit Laubwerkranken verziert, Alles polychromirt und in Gold gefaßt. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts treten mehrere Bildschnitzer auf, von denen es einige zu einer großen Kunstfertigkeit gebracht haben — dies beweisen ihre verschiedenen Werke. Bei Herrschaften, auf Gütern und Schlössern findet man Kasten mit vielen Laden mit Deckeln, worauf Bouquets, Pfauen, Papageien &c. eingelegt sind. Ferner Tische mit mosaikartig eingelegtem mehrfarbigen Fournierholz oder Perlmuschel mit langen Bändern aus verzinntem und ciselirtem Eisenblech. Viele verzierte Hochzeitstruhen, an deren Vorderseite sich reliefgeschnitzelte Blumen, Blätter, Wappen, Thiere befinden, wanderten in der letzten Zeit nach Paris. Solche Truhen waren besonders häufig in der Umgebung von Veldes, Eisnern, im Pöllander Thal und in Zirknitz. Als Bildschnitzer waren bekannt Johann Peternel von Loitsch, Matthäus Jelersič

von Martinsbach und Hansche Mikše von Zirkniß. — Steinsculpturen sind selten in dieser Periode. Die Reliefsculpturen an der Kanzel zu St. Peter in Laibach gehören zu den schönsten Bildhauerarbeiten des XVII. Jahrhunderts. An Bronzesculpturen ist Krain sehr arm. Das einzige Denkmal, welches an die rastlose, vielseitige Thätigkeit Valvasors erinnert, ist die Marienstatue auf dem St. Jakobsplatz in Laibach. Die auf einer hohen Säule stehende Statue wurde vom Bildhauer Wolf Weißkirchner aus Salzburg nach dem Plane Valvasors modellirt und vom Laibacher Glockengießer Christof Schlags 1680 gegossen.

Mit dem XVIII. Jahrhundert tritt die Malerei und Sculptur in ein neues Stadium ein; neue Meister erscheinen, welche die Kunst auf eine höhere Stufe heben, den Geschmack verbessern und nachhaltig auf den Fortschritt einwirken. Nicht blos in der Architektur, auch in der Malerei und Plastik ist diese Zeit die fruchtbarste. Die neue Domkirche in Laibach wurde im Jahre 1704 von Julius Qualeus (Quaglia) in Fresco gemalt, leider nicht mit dem Erfolge, die architektonischen Grundgedanken und die Innenwirkung des Baues zu heben. Man sieht das Bestreben, in der Gewölbedecoration die Fläche der Decke anders zu gestalten, als sie ihrem Wesen nach sich darbietet, das heißt, die aufgemalten Figuren freischwebend oder aufrecht gebildet darzustellen, die Structur durch architektonische Perspective für den Beschauer vollkommen verschwinden zu lassen oder die Decke als solche überhaupt zu verleugnen. Sonst aber muß man die gestaltende Kraft und Technik des Meisters bewundern. Am besten erhalten sind die Fresken Quaglias in der Bibliothek des fürstbischöflichen Priesterseminars. Quaglias Einfluß auf die späteren heimischen Meister ist ganz offenbar.

Unter den Frescomalern des XVIII. Jahrhunderts ragt besonders F. Tomšič hervor. Seine Fresken in der Filialkirche zu Skaručina (1778) und Groblje (1761) übertreffen alle anderen Fresken in Krain. Ein zweiter Frescomaler dieser Zeit ist F. Jelovšek. Die Malereien in der Pfarrkirche zu Stein, in Mitterdorf, auf Trauerberg bei Nassenfuß geben Zeugniß von der großen Befähigung dieses Meisters. Nebst den genannten Malern lebten in Krain im XVIII. Jahrhundert noch mehrere andere, von denen wir recht interessante Denkmäler ihrer Kunst noch besitzen. Unter allen nimmt jedoch Valentin Menzinger die hervorragendste Stelle ein. Seine Gemälde zeichnen sich aus durch eine kräftige Zeichnung und künstlerische Durcharbeitung. Er ist selbständig und originell in seinen Compositionen und getragen und durchdrungen vom Geiste reinster Sittlichkeit. Von seinem großen Fleiße und seiner Kunstfertigkeit zeugt die sehr erhebliche Anzahl seiner Bilder in Krain und außerhalb des Landes. Sein größtes Gemälde ist die Speisung der Viertausend, jetzt im Refectorium des Laibacher Franciscanerklosters.

Einen größeren Einfluß auf die sogenannten Landmaler übte Leopold Layer, der neben Menzinger zu größerer Bedeutung gelangte. Layer gründete eine Schule, aus der



Portal zu Dwor.

Maler hervorgingen, von denen wir mehr oder weniger gelungene Gemälde in verschiedenen Kirchen Krains antreffen. Seine Bilder sind besonders in Oberkrain sehr verbreitet; zu den schönsten zählen das heilige Abendmahl und die heilige Katharina, beide Altarbilder in der Stadtpfarrkirche in Krainburg.

Andreas Herrlein, der Begründer der Zeichenschule in Laibach, ragte besonders hervor als Porträtmaler. Von seiner Hand gemalte Porträts trifft man in vielen Schlössern Krains. Noch ein anderer Maler war in dieser Periode sehr bekannt, nämlich der taubstumme Potočnik; auch seine Bilder sind in Krain sehr häufig. In den Tagen des Laibacher Congresses (1821) ließ der Kaiser Alexander I. ein Altarbild für seine Privatkapelle von Potočnik malen. Alle fremden Künstler aber, von denen wir in dieser Zeit nennenswerthe Arbeiten finden, übertrifft der „Kremser Schmidt". Sein Einfluß auf die Malweise der krainischen Maler war geradezu epochemachend. Die Kirche von Michelstätten hat sieben Altarbilder von dem Meister. Etwas Schöneres als diese sieben Bilder wird man im Fache der religiösen Malerei in Krain nirgends beisammen finden. Die Landschafts- und Genremalerei ist in dieser

Periode wenig vertreten. Die heimischen Maler waren meistens von Kirchen und frommen Gläubigen durch mancherlei Aufträge in ihrem künstlerischen Streben ermuntert, und so finden wir sie meistens mit der Ausschmückung der Gotteshäuser beschäftigt.

Nicht blos in den Kirchen, auch in den adeligen Schlössern finden sich manche beachtenswerthe Kunstwerke. So ließ z. B. Wolf Engelbert Graf von Auersperg den Balconsaal seines Palastes von Quaglia mit schönen Fresken schmücken; Sigmund Freiherr von Strobelhof unterhielt mehrere Jahre einen niederländischen Maler, Almanak, auf seinem Stammschloß Strobelhof, der es mit verschiedenartigen Gemälden zierte. Die Namen der Maler kann man nur in den seltensten Fällen ermitteln. Die Maler malten in jedem Genre, das beliebt wurde. So finden wir an den großen Wänden Historienstücke, Porträts, Landschaften, Stillleben, Jagdscenen und dergleichen. Im Schlosse Kreuz bei Stein sieht man im Billardzimmer an der einen Wand die Schlacht bei Sissek, ihr gegenüber die Huldigung der krainischen Stände an Karl VI., ferner verschiedene Gruppenbilder mythologischen Inhalts, die vier Jahreszeiten, Blumenvasen und Landschaften. Hier ist der Name des Malers bekannt, er hieß Joseph G. Mayer (1731). Die Gemälde wurden in neuester Zeit von dem strebsamen heimischen Maler M. Koželj restaurirt.

Es erübrigt uns noch, einen anderen Zweig der Malerei zu berühren, der im XVIII. Jahrhundert in Krain gepflegt wurde, es ist die Miniaturmalerei auf Pergament. Das schönste uns erhaltene Werk derselben ist das Matrikelbuch der Dismas-Conföderation. Zu diesem Vereine gehörten nur adelige und andere graduirte Persönlichkeiten. Jedes Mitglied hatte die Verpflichtung, nach erfolgter Aufnahme in das gemeinschaftliche Denkbuch seinen Namen einzuschreiben und sein Wappen oder ein sonstiges Symbol einzeichnen zu lassen. Diese Symbole und allegorischen Darstellungen, welche sich auf den vom Einverleibten gewählten Wahlspruch beziehen, rühren von verschiedenen Miniaturmalern her. Wir finden da einen Mawitz, einen Wiser, einen Hübner, einen F. Anton Höger S. J. Die meisten Miniaturen rühren jedoch von Simon Wolfgang Grahover her. Einige dieser Bilder dürfen wahre Meisterstücke der Miniaturmalerei genannt werden. Die Composition, die Zeichnung, die Farben, Alles verräth eine große Erfindungsgabe.

Auch die Sculptur tritt mit dem XVIII. Jahrhundert in ein neues Stadium. Was Quaglia für die Malerei, das ist Fr. Robba für die Sculptur. Die schönsten Werke haben wir diesem Meister zu verdanken. Das hervorragendste öffentliche Denkmal Laibachs und auch Krains, der Rathhausbrunnen, ist ein Werk Robbas. Der Marmorbrunnen ist ein Sculpturwerk, dessen figürliche Ausstattung der zügellosesten Bravourplastik angehört. Die übrigen Werke des Meisters schmücken meistens die Kirchen Laibachs. Für die Domkirche verfertigte er zwei Cherubim in knieender Stellung, welche die Bewunderung der

Kunstkenner hervorrufen. Die meisten Arbeiten des Künstlers besitzt jedoch die durch ihren köstlichen Marmorreichthum ausgezeichnete Kirche in St. Jakob. Durch hervorragende Schönheit zeichnet sich der feingegliederte Tabernakel am Hochaltar aus. Die Engelfigürchen, welche den Tabernakelbaldachin umgeben, gehören zum Schönsten, was die Barockzeit in der Sculptur hervorgebracht hat. Erwähnt zu werden verdient eine schöne Statue des heiligen Johannes von Nepomuk in der St. Florianskirche, welche zum Andenken an die glückliche Herstellung der Savebrücke im Jahre 1727 errichtet wurde. Eine äußerst interessante Geschmacksprobe jener Zeit von großer Pracht und vollendeter Technik ist die Xaveri-Kapelle in der St. Jakobskirche. Die Felder der Kuppel haben den denkbar reichsten Schmuck von Stuck-Ornamentik. Der Altar, der Tabernakel, die Statuen, aus den kostbarsten Sorten der verschiedenfarbigsten Marmorarten, alles das gibt derselben ein malerisches Aussehen. Außer Robba waren noch andere Bildhauer an der Ausschmückung der Kirchen thätig, unter andern Gaber, Schwärzel, Mislej. Von dem letzteren rühren die beiden Atlanten am Portal des fürstbischöflichen Priesterseminars und die Dreifaltigkeitssäule an der Wienerstraße her. Aus dem XVIII. Jahrhundert besitzt Krain an Altären so seltene Prachtwerke herrlicher Marmorsculptur, daß man sagen kann, kein anderes österreichisches Land hat ähnliche Werke der kirchlichen Steinsculptur aufzuweisen. Wir nennen nur den Hauptaltar in der Ursulinenkirche (1720), in der Franciscanerkirche (1736) von Philippo Cav. di Giorgio, die acht Seitenaltäre in der genannten St. Jakobskirche, ferner die Hochaltäre in Radmannsdorf, in Hrenovice, in Rakulik, in St. Ivan und mehreren anderen Kirchen Innerkrains. Auch die Statuen auf diesen Altären sind oft vollendete Kunstwerke. Mit Pozzo, Quaglia und Robba überwog im XVIII. Jahrhundert der italienische Einfluß den deutschen, der sich zur Zeit der Reformation in Krain geltend zu machen suchte. Der Barockstil herrschte das ganze Jahrhundert hindurch. Im Beginn des XIX. Jahrhunderts tritt ein Stillstand im künstlerischen Streben ein, weder in der Architektur noch in der Malerei und Sculptur wird Bemerkenswerthes geleistet. In der Malerei copirten die Schüler Layers, der gehörigen akademischen Bildung ermangelnd, nach mehr oder minder guten Meistern. Nur Matthäus Langus ragt über die Mittelmäßigkeit hervor. Von ihm sind die Ergänzungen, welche die Schöpfung Quaglias in der Domkirche in Laibach erfahren hat. Langus ist meistens nur Nachahmer, womit es zusammenhängt, daß es seinen Bildwerken an idealem Ausdruck, an Wärme und tieferem Gefühl fehlt; Langus könnte man den letzten Barockmaler Krains, wenn nicht Österreichs nennen.

Mit dem Wiederaufleben des kirchlichen Lebens in neuerer Zeit nahm die kirchliche Kunst, namentlich die Malerei, einen neuen Aufschwung. Die Kunst fand meistens nur in der Kirche ihre Unterstützung. Sehr fruchtbar war der Decorations- und Historienmaler

Ritter von Kurz-Goldenstein. Viele Kirchen Krains besitzen von ihm ihre Altarblätter. Ein dauerndes Denkmal hat sich Kurz in Krain gesetzt durch sein Werk: „Die südslavischen Trachten". Hervorragend als Historienmaler war Paul von Künl; er malte Altar- und Fahnenbilder, Kreuzwegstationen und andere Staffeleibilder. Viel trug zur Belebung des Kunststrebens der Maler Eduard Wolf bei; mit ihm beginnt eine neue Periode der Malerei. Wolf strebte nach den höchsten Idealen der Kunst und suchte die Vorzüge der Venetianer und jene der Wiener Schule unter Führich gründlich aufzufassen und so gut wie möglich zu vereinigen. Seinem ausgezeichneten Talente gelang dieses vielfach. Helle, glänzende und doch harmonisch gestimmte Farben, prächtige Lichtwirkung, strenge Würde in der Composition, durchdrungen von kirchlichem Geiste, ideale Auffassung, schöne einfache Ausführung sind hohe Vorzüge dieses Meisters. Namentlich war es Wolf, der viele Kunstjünger für die Malerei begeisterte und heranbildete. Seine ersten und vorzüglichsten Schüler sind die beiden Brüder Johann und Georg Šubic. Diese malten während ihres zeitweiligen Aufenthaltes in Krain Altarbilder für verschiedene Kirchen. Das vorzüglichste Werk des Johann Šubic in Krain ist das Plafondbild im neuen Museum: Huldigung der Künste der Carniolia. Die ideale Auffassung und große Sinnigkeit seiner Compositionen verleiht seinen Werken einen monumentalen Charakter. Der jüngere Bruder Johann Šubic schmückte mehrere Kirchen mit Altar- und Frescobildern. Seine schönsten Frescobilder sind die am Plafond der neu restaurirten St. Jakobskirche: Darstellungen aus dem Leben des heiligen Jakobus. Mit seinem Bruder Johann wirkte er mit an der Ausschmückung des Stiegenraumes im Rudolfinum. Seine Bilder — Geschichte, Natur, Kunst, Alterthümer — sind in der Zeichnung vollendet. Georg Šubic huldigt mehr der realistischen Richtung, der Einfluß der Pariser Schule ist unverkennbar; im Colorit ist ihm ein leuchtender Glanz der Farben eigen.

In unserer engeren Heimat fehlte es an Anregung und Aufträgen für monumentale Werke, in welchen sehr befähigte heimatliche Künstler die ganze Kraft ihres Talentes hätten entfalten können, darum mußten sie in fremden Orten ihre Ateliers errichten. Die aber in der Heimat geblieben sind, sahen sich vorzugsweise auf Arbeiten von geringerem Umfang hingewiesen. In solchen Arbeiten aber haben einige recht Tüchtiges geleistet. Als Porträtmaler erlangte Johann Franke große Bedeutung. Seine Porträts zeichnen sich aus durch vornehme Auffassung, durch Feinheit psychologischer Schilderung, sowie durch eine klare, weiche, edel durchgebildete Färbung. Auch Ludwig Grilc liefert gelungene Porträts. Dem Historienmaler Simon Ogrinec haben wir mehrere Altarbilder zu verdanken. Von tiefem religiösen Gepräge sind die Compositionen des zu früh verstorbenen Franciscanerpaters Alexander Roblek. Ein feines Gefühl für Farbenharmonie zeigte der verstorbene Pfarrer Pustaverh Fr. Von Friedrich Tomc, einem Schüler Wolfs, haben

wir mehrere Bilder in unseren Kirchen. Hübsche Altar- und Fahnenbilder des Pfarrers H. Dejak kommen besonders in Innerkrain häufig vor. Recht fleißig arbeitet der Autodidakt M. Kozelj. Seine Fahnenbilder, Kreuzwegstationen meistens Copien nach Führich, sind in Krain und in den benachbarten Ländern sehr verbreitet. — Hervorragende Sculpturwerke sind im Beginn dieses Jahrhunderts nicht zu verzeichnen; Robba und Mislej fanden keine ebenbürtigen Nachfolger. Zwar wurden in mehreren Kirchen neue Holzaltäre im Barockstil errichtet, aber sowohl die Architektur des kolossalen Aufbaues, als auch die Sculptur der Statuen stehen unter der Mittelmäßigkeit. Es arbeiteten meistens nur Autodidakten, denen es an Schulung und Fertigkeit fehlte, ihren Gestalten eine edlere Form zu geben. Einen neuen Aufschwung nahm die Sculptur um die Mitte dieses Jahrhunderts.



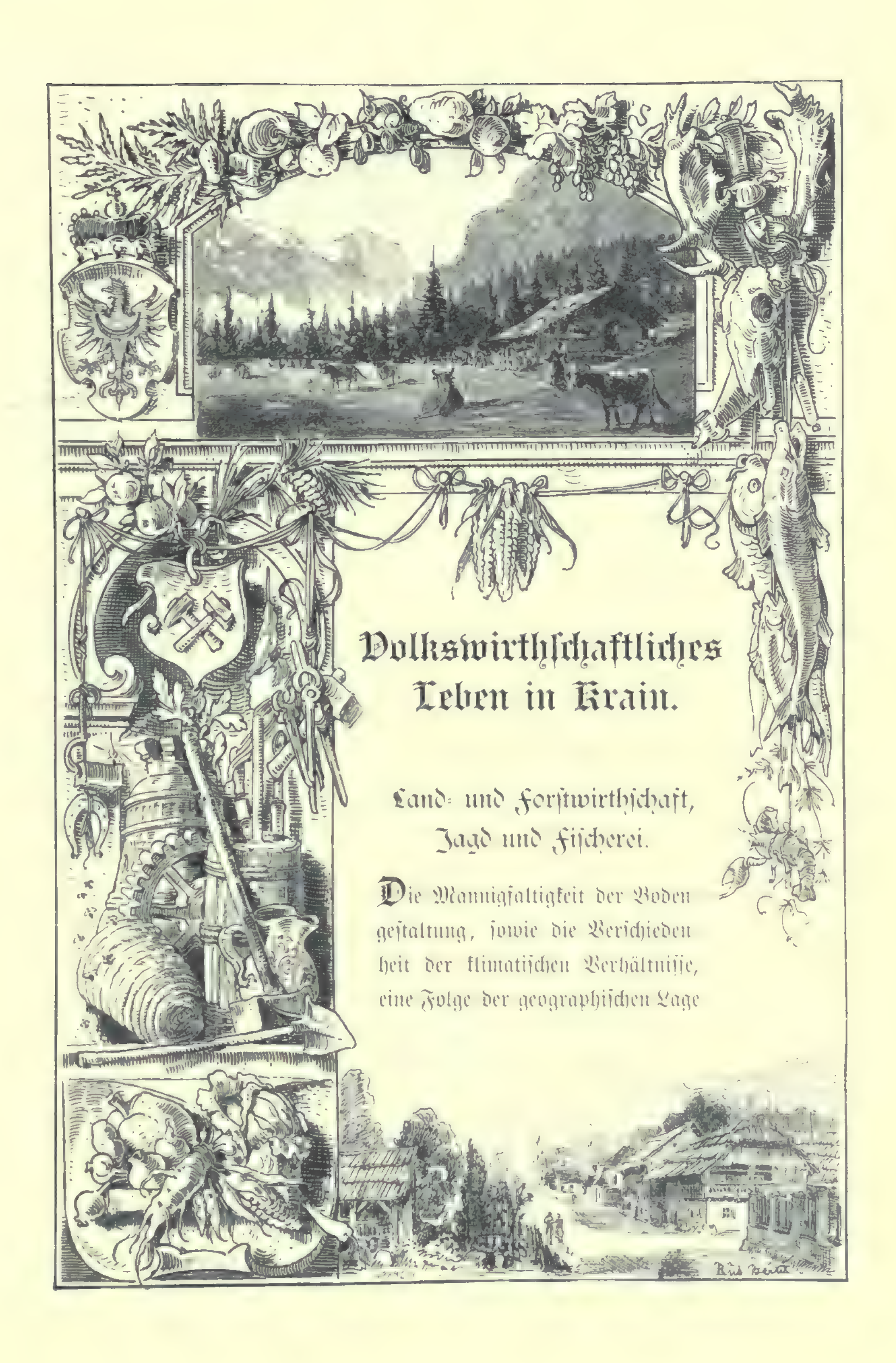
Miniatur von Simon Wolfgang Grahover (1734).

Durch eigenen unermüdeten Fleiß und fortgesetztes Studium brachten es besonders Matthäus Tome und Ignaz Thoman so weit, daß sie wahre Kunstwerke schaffen konnten. Ein solches Kunstwerk von der Hand des letzteren Meisters ist der gothische Hochaltar in der Kirche zu St. Ruprecht in Unterkrain aus Nabresina Kalkstein mit verschiedenfarbigen eingelegten Marmorfüllungen und die Kanzel in der St. Jakobskirche in Laibach. Sein Sohn Felix Thoman übertrifft als Kunststeinmetz bedeutend seinen Vater. Seine Altäre

zeichnen sich aus durch schöne Architektur und vollendete Technik, z. B. auf Rosenbach, in der Franciscanerkirche in Rudolfswerth. Hervorragend als Bildhauer sind durch ihre Bildung Johann Burnik, Vater und Sohn. Ihre Sculpturwerke in Holz und Stein schmücken mehrere Kirchen Krains. In den Jahren 1820 bis 1836 war Matthäus Thoman der einzige Bildhauer in Alabaster und Carrara-Marmor, obschon nur in kleinem Maßstabe. Auch Thoman war Autodidakt ohne akademische Anleitung. Er verfertigte Kreuze mit der Alabasterstatue des Gekreuzigten, die sich im Besitze mehrerer Privatpersonen befinden. Ausgezeichnet als Bildhauer war der vor kurzem dahingeschiedene Franz Xaver Zajc. Seine Sculpturen in Marmor sind nach jenen des Robba die besten. Die meisten jetzt arbeitenden Bildhauer sind aus der Schule dieses Meisters hervorgegangen.



„Carniolia" im Museum Rudolfinum zu Laibach.



Volkswirthschaftliches Leben in Krain.

Land- und Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei.

Die Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, sowie die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse, eine Folge der geographischen Lage

und der Bodenelevation, bedingen in Krain eine so verschiedene Bodenbenützung wie nur in wenigen Ländern Österreichs. Auf der verhältnißmäßig geringen Fläche von hundert Quadratmyriametern, von welcher 87·71 Procent productiv sind, finden sich die verschiedensten landwirthschaftlichen Betriebsarten und Abstufungen der Bodenbenützung vereinigt, von der Alpenweide in der Region des Krummholzes bis zur Rebencultur in den schneelosen Thälern des südwestlichen Krains, wo bereits der immergrüne Lorbeerbaum an die Nachbarschaft der sonnigen Grafschaft Görz erinnert.

Die Eintheilung des Landes in Ober-, Unter- und Innerkrain entspricht der Bodengestaltung, den klimatischen Verhältnissen und dem Wirthschaftsbetriebe der Bewohner. Oberkrain mit seinen Bergen und Thälern fällt in das Alpengebiet; das hügelige Unterkrain gehört zumeist dem östlichen Vorlande der Alpen an; Innerkrain hingegen ist Karstboden und nimmt, wenn auch größtentheils noch zum bewaldeten Karst gehörig, doch, je mehr man gegen den Süden gelangt, immer mehr den eigentlichen durch Borastürme und Sommerdürre gekennzeichneten Karstcharakter an.

Das Klima Oberkrains ist, entsprechend der Lage dieses Landestheiles, ein alpines mit starkem örtlichen Wechsel, im großen Ganzen jedoch dem Ackerbau nicht ungünstig. Unterkrain hat infolge der Kürze des Winters und des warmen Herbstes zumeist Weinklima, doch wirkt der feuchte Frühling mit seinen Rückschlägen oft sehr schädigend. Für Oberkrain, mit Ausnahme seiner Hochthäler, und für Unterkrain ist der warme Herbst, welcher dem Landwirth den Anbau von Nachfrüchten gestattet, von besonderer Bedeutung. Der Karst, und dazu gehört der weitaus größte Theil Innerkrains und ein kleiner an diesen sich anschließender Theil Unterkrains, liegt vorwiegend in der Zone der Äquinoctialregen. Er hat lange Sommer, kurze und milde Winter und regenreiche Frühlinge und Spätherbste. Wegen dieser klimatischen Verhältnisse muß der Landwirth auf dem Karst der Sommerdürre, sowie der fast durch das ganze Jahr hindurch herrschenden Borastürme gewärtig sein und darnach seine Wirthschaft einrichten.

Die allgemeinen wirthschaftlichen Zustände des Landes waren den früheren localen Verhältnissen ganz gut angepaßt, entsprechen jedoch den modernen Verkehrseinrichtungen nicht mehr. Diese erheischen eine fortschrittliche Umgestaltung, welche im Lande denn auch immer mehr und mehr Platz greift. Daß dies nicht schon früher in entsprechendem Maße geschehen ist, daran tragen weniger der Bauernstand selbst, welcher commerciell und technisch für sehr begabt gilt, als vielmehr die allgemeinen Verhältnisse die Schuld. Dem Lande fehlt der Großgrundbesitz mit seinem mustergiltigen Wirthschaftsbetriebe. Auch die Gemenglage von Grund und Boden ist als großes Hemmniß des landwirthschaftlichen Fortschritts zu bezeichnen, indem in einzelnen Landestheilen, z. B. in Oberkrain, ganz kleine bäuerliche Anwesen nicht selten aus 20 und mehr zerstreut liegenden Parcellen

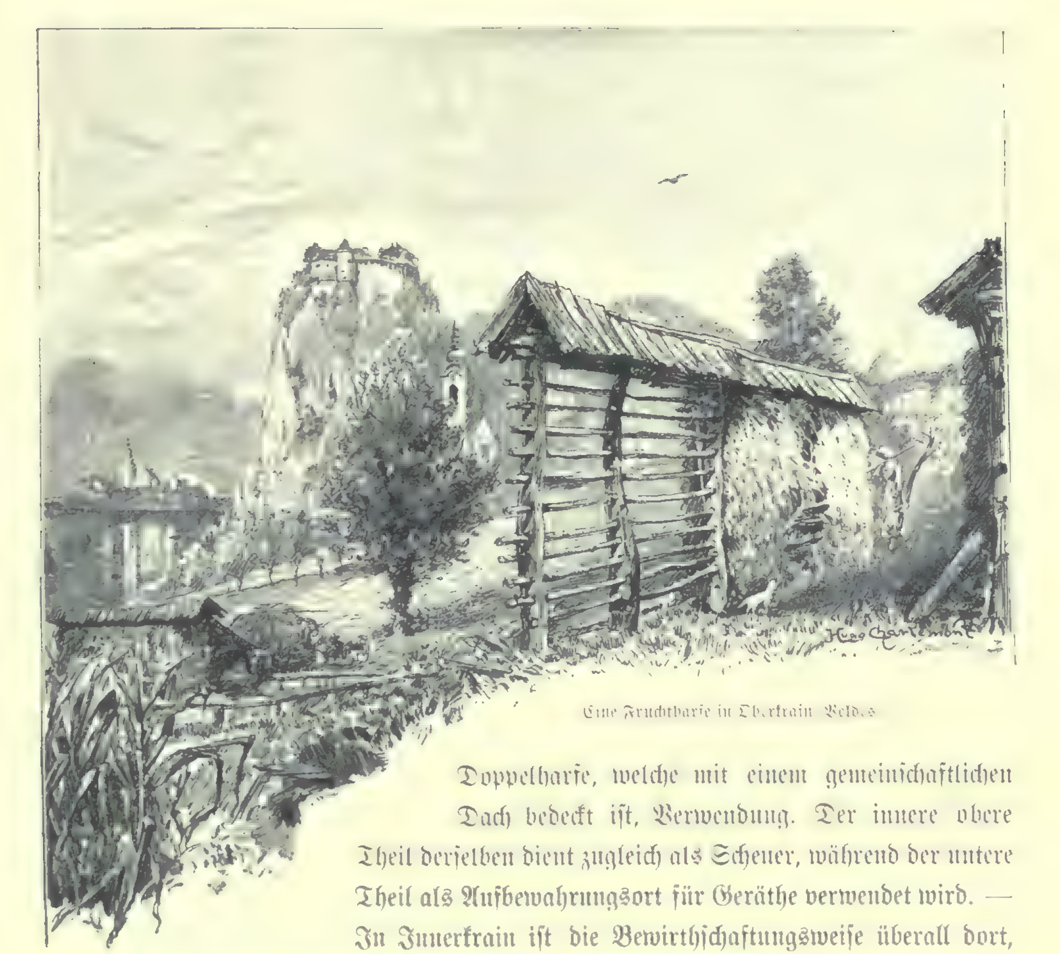
bestehen. Was die Größe der bäuerlichen Anwesen betrifft, so rechnet man in Oberkrain auf eine „Hube" durchschnittlich an 18 bis 20 Hektar, wovon jedoch mehr als die Hälfte Wald ist. In Innerkrain kommen auf einen Besitz durchschnittlich wohl gegen 28 Hektar, von welchen jedoch höchstens drei Fünftel landwirthschaftlich benützte Fläche und kaum 3 Hektar Ackerland sind. Die Verhältnisse in Unterkrain sind ähnlich jenen in Oberkrain, nur entfällt in diesem Landestheile ein ziemlich bedeutender Theil des Grablandes auf den landtäflichen Großgrundbesitz.

Die Bauernhöfe Krains tragen das Gepräge ihrer Umgebung an sich und sind den Witterungsverhältnissen möglichst angepaßt. Der behagliche Oberkrainer Bauernhof mit seinen weiten Räumlichkeiten gleicht im großen Ganzen den Gehöften in anderen Alpenländern Österreichs, doch ist für ihn ein besonders hohes Giebeldach charakteristisch. Das Wirthschaftsgebäude ist gewöhnlich ein Stock hoch. Der Heuboden und die Dreschtenne befinden sich im oberen Stockwerke; unter denselben ist der Gerätheschupfen und nicht selten auch der Stall. Um die Zufahrt zur Dreschtenne zu ermöglichen, ist das Gebäude entweder an eine Berglehne gebaut oder es ist eine Zufahrtsrampe vorhanden. Die Keller, welche zur Aufbewahrung des Obstmostes, der Milch und ihrer Producte, der Hackfrüchte, des Sauerkrauts, der Sauerrüben u. s. w. dienen, sind durchgehends in einem guten Zustande. Die ehedem gebräuchlichen hölzernen, mit Stroh gedeckten Gebäude weichen immer mehr den aus solidem Mauerwerk ausgeführten, mit Ziegeln oder Schiefertafeln gedeckten Baulichkeiten. Der Typus des oberkrainischen Bauernhofes erstreckt sich auch noch nach Unterkrain und Innerkrain, bis er, bedingt durch andere wirthschaftliche Verhältnisse, allmälig einem wesentlich verschiedenen Platz macht. Der Unterkrainer Bauernhof ist, der Wirthschaftsweise in den weinbautreibenden Gegenden entsprechend, mit wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse des Feldbaues, welcher im Vergleich zum Weinbau nur nebensächliche Bedeutung hat, gebaut. Die Raumverhältnisse sind beschränkt, da der Weinbauer Unterkrains seine Weinvorräthe und Kellereigeräthe in den zumeist hölzernen Kellern des Weinberges, „Zidanice" genannt, aufbewahrt. Der Unterkrainer Bauernhof ist zumeist noch aus Holz gebaut, jedoch oft getüncht, mit bunten Malereien geziert und mit Stroh gedeckt. Der innerkrainische Bauernhof nimmt, je tiefer im eigentlichen Karstgebiete gelegen, umsomehr den Typus der ländlichen Bauten Italiens an und ist zugleich der zerstörenden Bora wegen von höchster Festigkeit. Mit wenigen Ausnahmen sind die Bauernhöfe des Karstes aus solidem Mauerwerk aufgeführt, gegen die Boraseite zu fensterlos und mit einem niederen und schweren Dach bedeckt. Das Deckmaterial bilden Hohlziegeln, „Korili" genannt, welche mit Steinen beschwert werden. Bei älteren Bauten finden sich noch mehrere Centimeter dicke, mit Mörtel verbundene Kalksteinplatten als Material für das Dach verwendet, welche auf schweren eichenen Dachgerüsten, dicht aneinander gefügt, ruhen.

Die Bauernhöfe des Karstes bestehen zumeist aus einem einzigen stockhohen Gebäude, in welchem sämmtliche Wohn-, sowie Wirthschaftsräume untergebracht sind. In dem weinbautreibenden Reka- und Wippachthal sind die Weinkeller Bestandtheile des Bauernhofes, wegen des steinigen Bodens und der schwer auszuführenden Erdaushebungsarbeiten jedoch fast immer über dem Erdboden gelegen, weshalb die Behandlung des Weines während der heißen Jahreszeit besondere Sorgfalt erfordert.

Das Inventar des Landwirthes, soweit es dem landwirthschaftlichen Betriebe dient, ist in Oberkrain sehr reichhaltig, ebenso in Innerkrain, wo es überdies aus solidem Materiale verfertigt ist. Mit einem geringeren Inventar begnügt sich der Unterkrainer, namentlich ist sein Ackergeräth mangelhaft. Dank den Anstrengungen der hierzu berufenen Factoren wird das landwirthschaftliche Geräthe allerorten vermehrt und verbessert; landwirthschaftliche Maschinen für den Kleinbetrieb finden mehr und mehr Eingang, insbesondere Häcksel-, Dresch- und Getreideputzmaschinen.

Von der productiven Bodenfläche des Landes nehmen die Äcker 14·42 Procent ein. Die Bewirthschaftung derselben ist in Oberkrain fast in jedem Orte eine andere. In jenen Ortschaften, wo Weiden, namentlich Alpenweiden, in genügender Menge verfügbar sind, wird auf den in geringer Anzahl vorhandenen, jedoch sehr gut gedüngten Äckern fast ununterbrochen Getreidebau betrieben. In den meisten Gegenden Oberkrains und Unterkrains, theilweise auch Innerkrains, wird zweimal im Jahre geerntet, da auf die gleich nach dem Schnitt gestürzten Stoppeln sofort Haiden (Buchweizen) oder Stoppelrüben (Wasserrüben) angebaut werden. Dieser Vorgang hat manche Abweichung von dem Wirthschaftsbetriebe in den nördlich gelegenen Ländern zur Folge, besonders in der Arbeitseintheilung und im landwirthschaftlichen Bauwesen. Da das geschnittene Getreide wegen der Nachfrucht gleich vom Felde geräumt wird, muß es außerhalb desselben getrocknet werden. Zu diesem Zwecke dient die sogenannte Fruchtharfe, „kozolec“ oder „stok“ genannt. Die Fruchtharfen bestehen aus hölzernen, selten aus gemauerten 5 bis 6 Meter hohen, in einer Reihe stehenden Säulen, durch welche Querlatten gezogen sind, die circa 0·5 Meter hohe Stockwerke bilden. Das Ganze ist mit einem schmalen Dach bedeckt. Oft werden zwei solche Harfen parallel nebeneinander gestellt und durch Querbalken zu einer Doppelharfe verbunden. Die Harfen stehen entweder am Rande der Äcker oder sie befinden sich in dem zunächst dem Hofe gelegenen Obstgarten, bisweilen im Wirthschaftshofe selbst. Die Fruchtharfen dienen auch zum Trocknen des Klees und des Heus und sind im Spätherbste bei der Grummeternte, vornehmlich aber bei der Fechsung des Haidens von großem Vortheile. Die Abtheilungen zwischen je zwei Säulen einer Fruchtharfe werden Fenster genannt; in Oberkrain gibt es Harfen mit 20 und mehr solchen Fenstern. Gegen Unterkrain und gegen Innerkrain zu findet immer mehr die kurze



Eine Fruchtharfe in Oberkrain (Veldes).

Doppelharfe, welche mit einem gemeinschaftlichen Dach bedeckt ist, Verwendung. Der innere obere Theil derselben dient zugleich als Scheuer, während der untere Theil als Aufbewahrungsort für Geräthe verwendet wird. — In Innerkrain ist die Bewirthschaftungsweise überall dort, wo der Boden jenem Oberkrains gleicht, so ziemlich die gleiche wie in letzterem; je mehr man jedoch in das eigentliche Karstgebiet vordringt, und dies gilt auch vom Wippach- und Rekathal, um so größere Verschiedenheiten weist dieselbe auf. Das Bestreben des Landwirthes in Innerkrain geht vornehmlich dahin, möglichst viel Mais zu ernten; derselbe wird oft jahrelang auf demselben Acker gebaut. Im Wippachthal baut man nach Kartoffeln, wenn möglich, noch Wasserrüben an. Auf dem ziemlich hoch gelegenen Plateau des Poikflusses ist der starke Futterbau bemerkenswerth; das Futter, zumeist Heu, wird nach Triest verkauft. Im Allgemeinen kann in diesem Gebiete von einer regelmäßigen Fruchtfolge kaum die Rede sein.

Die Bodenbearbeitung ist in Ober- und Innerkrain eine sorgfältige, namentlich zeichnet sich in dieser Beziehung das Wippachthal aus. Allgemein sind schmale Beete beliebt, welche in manchen Gegenden, der sehr seichten Ackerkrume wegen, nicht selten kaum 1 Meter breit sind. In jeder Beziehung eigenartig ist die Bewirthschaftung des Laibacher Moores,

welcher gegenwärtig schon fast ganz der Cultur unterzogen ist und von seinen Besitzern fleißig bearbeitet wird.

Zu den hauptsächlichen Feldfrüchten Krains gehören Weizen, Mais, Hafer, Haiden, Bohnen, Kartoffeln und Wasserrüben. In geringerer Menge werden angebaut: Roggen, Gerste, Hirse, Sirk, Moorhirse, Erbsen, Linsen und Futterrüben. Von den Handelspflanzen ist nur der Lein im ganzen Lande und der Hanf in Unterkrain verbreitet. Mit Ausnahme von Bohnen und Hirse werden sämmtliche Feldproducte im Lande selbst abgesetzt und wird hierdurch der Bedarf, mit Ausnahme jenes an Weizen und Mais, gedeckt. Bedeutend ist die Production des Kleesamens, womit ein lebhafter Exporthandel betrieben wird.

Wiesen hat das Land verhältnißmäßig viele; sie bilden 17·4 Procent der productiven Bodenfläche und sind die Hauptstütze des wichtigsten Erwerbszweiges des Landes, der Viehzucht. Ebenso reich ist das Land an guten, jedoch leider wenig cultivirten Weiden, welche 21·69 Procent der productiven Bodenfläche ausmachen. Oberkrain hat nebstdem sehr ausgedehnte Alpenweiden, deren rationelle Cultur mit der steigenden Bedeutung des Molkereiwesens fortschreitet.

Dank den günstigen klimatischen Verhältnissen des Landes ist alle Aussicht vorhanden, daß der Obstbau sich zu einem Haupterwerbszweige des krainischen Landwirthes entwickeln wird. Kalte Winter, welche den Obstbäumen schädlich sein könnten, sind selbst in den rauhesten Lagen Oberkrains nur sehr selten, noch seltener die der Obstblüte verderblichen Frühjahrsfröste. Das Land ist schon jetzt reich an Obstbäumen der verschiedensten Art. Wenn Innerkrain, und insbesondere das Wippachthal, mit seinem edlen Frühobst, als: Kirschen, Marillen, Trauben u. s. w. obenan steht, so bleiben doch auch die anderen Landestheile in der Production von Wirthschaftsobst (Äpfel, Birnen und Zwetschken) nicht zurück. In letzter Zeit wird auch der Cultur des Tafelobstes viel Aufmerksamkeit geschenkt. Der namhafte Obstexport der letzten Jahre hat den Landwirthen den Werth der Bemühungen der verdienstvollen krainischen Landwirthschaftsgesellschaft zum Bewußtsein gebracht und es wird nun allerorten energisch und mit richtigem Verständniß an der Verbesserung des Obstbaues gearbeitet.

Der Weinbau wird von den Landwirthen des östlichen und südöstlichen Theiles von Unterkrain als Haupterwerbszweig betrachtet, vor Allem in den Bezirken Gurkfeld, Rudolfswerth und Černembl. In Innerkrain ist der Weinbau nur im Wippachthal, wo er sehr intensiv betrieben wird, von hervorragender Bedeutung. Dem Weinbau sind 1·02 Procent der productiven Bodenfläche gewidmet. Das Klima ist dem Weinbau im Allgemeinen sehr günstig, Schädigung durch Fröste ist nicht häufig und selbst dann nur streckenweise von Belang. Der günstige Sommer und der schöne Herbst lassen die Trauben

regelmäßig zur Reife kommen, wenngleich der Zuckergehalt des Mostes nach den Jahrgängen sehr ungleich ist. Viel besser noch verhält es sich in dieser Richtung im Wippachthal, dessen warmes Klima bereits in der ersten Hälfte des Monats September die stark zuckerhaltigen Trauben zur Reife bringt. Der Unterkrainer Weinbau hat in den letzten Jahren infolge der fremden Concurrenz, der Rebenkrankheiten und des Auftretens der Reblaus sehr an Rentabilität eingebüßt, doch ist zu hoffen, daß die Anstrengungen der Regierung und der berufenen Kreise, durch Einführung einer besseren Rebencultur und Kellereiwirthschaft den Weinbau zu heben, auch hier von Erfolg begleitet sein werden. Der Rebsatz der Unterkrainer Weinberge ist in den bäuerlichen Weingärten fast ohne Ausnahme ein gemischter und besteht zum größten Theile aus minderwerthigen Rebensorten. Die Hauptrebensorten sind: Drobna belina, Kraljevina, Primoršica, Vipavščina, Lipina, Javor, Mozlavina, Zelenika, Tičena, Drobna črnina, Tičenska črnina u. s. w. Eine rationelle Kellereiwirthschaft bricht sich immer mehr Bahn, doch findet sie an ungenügenden Kellereilocalitäten ein Hinderniß. Letztere bestehen fast durchgehends aus hölzernen, in den Weinbergen selbst angelegten Häuschen, „Zidanice“ genannt, welche dem jungen Moste nicht genügend Schutz vor der Kälte und im Sommer vor der Hitze gewähren. Allerdings tragen dieselben viel zur Poesie des Unterkrainer Weinbaues bei, geben den Weingeländen eine anmuthige Decoration und beleben die Landschaft. Der angenehm säuerliche, doch etwas geringe Wein Unterkrains kommt allgemein unter dem Namen Marwein in den Handel und wird zumeist im Lande selbst abgesetzt.

Der Weinbau Innerkrains, namentlich des Wippachthals, hat, Dank dem Wirken der Weinbauschule, welche daselbst bestanden hat, beachtenswerthe Fortschritte gemacht. Leider findet der gute, für den Geschmack der Consumenten jedoch meist zu schwere Wippacher Wein nicht leicht Absatz. Der Weinbau im Wippachthal wird infolge des günstigen Klimas auch auf freiem Felde betrieben, wo zwischen den Äckern Rebenreihen, „plante“ genannt, gepflanzt werden. Krain producirt jährlich circa 200.000 Hektoliter Wein, wovon circa 30.000 auf Innerkrain entfallen.

Der Gartenbau wird im ganzen Lande gepflegt; fast jedes Bauernhaus hat seinen Hausgarten, wo zum mindesten das Gemüse für den Hausbedarf gezogen wird. Größere und wohl gepflegte Gartenanlagen finden sich in der Landeshauptstadt Laibach, sowie bei den Herrensitzen auf dem Lande.

Der Gemüsebau wird als Erwerbszweig in ausgedehntem Maße und in rationeller Weise von den Bewohnern des Laibacher Stadttheiles „Krakau“ betrieben. Hervorzuheben ist der Krautbau Krains, welcher auf den ausgedehnten Krautackern, „zelniki“ genannt, im ganzen Lande für den Hausbedarf, in der Umgebung von Laibach aber auch für den Export, betrieben wird. Das Laibacher Sauerkraut bildet, verpackt in kleine Holzfässer,

einen ziemlich ansehnlichen Ausfuhrartikel und findet bis in den Orient Absatz. Einiges feinere Frühgemüse producirt das Wippachthal.

Das Land Krain ist infolge seiner Bodengestaltung und der ausgedehnten Futterproduction, namentlich auch wegen seiner zahlreichen Weiden wie geschaffen für die Viehzucht. Der krainische Landwirth erkennt auch immer mehr die Vortheile eines rationellen Betriebes derselben. Die sehr verbesserte Pferde- und die Rindviehzucht sind für unsere Landwirthe namhafte Einnahmequellen geworden. Auch die Schweine- und Schafzucht wird nicht vernachläßigt und der in Krain seit Jahren blühenden Bienenzucht nach wie vor große Aufmerksamkeit geschenkt.

Der Pferdestand Krains ist auf circa 22.000 Stück zu veranschlagen. Bezüglich der Pferdezucht zerfällt das Land in zwei Zuchtgebiete. In Oberkrain ist ausschließlich das schwere norische Pferd verbreitet, in Unter- und Innerkrain werden hingegen die leichteren Gestütsschläge vorgezogen. Das in Oberkrain reichlich vorhandene gute Pferdezuchtmaterial wird von fremden Käufern denn auch anerkannt, und es ist bisweilen schwer, den Bedarf der Tiroler und baierischen Käufer zu decken, welche willig die höchsten Preise für einjährige Fohlen der norischen Race zahlen. Dies gilt auch von Inner- und Unterkrain, wo die Abkömmlinge der ärarischen, zumeist der englischen, orientalischen und Lippizzaner Race angehörigen Hengste zu hohen Preisen außer Landes, insbesondere nach Italien verkauft werden. Die besten schweren Zugpferde hat der politische Bezirk Radmansdorf; leichtere Gebrauchspferde produciren die politischen Bezirke Gurkfeld und die Umgebung von Laibach und Adelsberg. Infolge des Einflusses der kaiserlichen Hofgestüte Lippizza und Prestranek zeichnet sich insbesondere das Karstpferd durch seine harten Hufe und seinen starken Knochenbau aus.

Die Rindviehzucht Krains, mit einem Stande von 225.000 Rindern, weist infolge localer Bodenverhältnisse und des ungemein zerstückelten Bodenbesitzes nirgends einen einheitlichen Schlag auf. Der Rindviehschlag Krains bestand ursprünglich aus einem Gemisch von weißen, gelben und rothen, zumeist der Primigenusrace entstammenden Thieren. Mit der höheren Rentabilität der Rindviehzucht begann die Veredlung. Die consequent durchgeführte Kreuzung mit guten fremden Racen war im ganzen Lande von durchgreifendem Erfolge. Die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft für Krain setzte zwei Zuchtgebiete fest, und zwar das Alpengebiet Oberkrains und die übrigen Theile Krains. Im ersten Gebiete verwendete sie, mit Hilfe von Staatssubventionen, Stiere der Möllthaler-, im zweiten Stiere der Mürzthaler Race, so daß jetzt im ganzen Lande bereits mehr als 50 Procent der Rinder die äußeren Formeigenschaften des Veredlungsmateriales zeigen.

Minder günstig ist die Verwerthung der Milch, da dieselbe bisher nur als Nebensache behandelt wurde und die Hauptnutzung des Rindviehzuchtbetriebes in der Aufzucht



Gemüsemarkt in Laibach.

zur Fleisch- und Gespannnutzung bestand. Die Verarbeitung der Milch zu Käse geschah und geschieht auch heute noch in ziemlich einfacher Weise, und zwar zumeist für den Hausbedarf. Indeß wurde auch hier bereits der erste Schritt zur Besserung gethan, denn gegenwärtig sind in Oberkrain schon eilf Käsereigenossenschaften mit bestem Erfolge thätig. Ein weiterer Fortschritt in dieser Richtung ist um so gewisser zu erwarten, als die dorfähnlichen Anlagen der Sennalpen Krains eine genossenschaftliche Verwerthung der Milch ungemein erleichtern. Größere Beachtung findet die Milchverwerthung in der Nähe der Städte, namentlich in der Umgebung von Laibach. Unter den Milchproducten, welche einen Exportartikel Krains bilden, ist der Schmalz erwähnenswerth, welcher in den Hafenstädten Österreichs einen lohnenden Absatz findet.

Die Schweinezucht hat im Lande eine geringere Bedeutung. Umso wichtiger ist aber die Schweinemastung für den Hausbedarf und für den Export. Deutlich wird dies illustrirt durch den Umstand, daß bei der letzten Viehzählung bei einem Stande von 73.130 Schweinen nur 4.952 Ferkel ausgewiesen werden. Zur Schweinezucht wird das heimische Landschwein verwendet, welches vielfach mit kroatischen Schweinen gekreuzt ist. Sehr selten findet englisches Zuchtmaterial Verwendung, da dasselbe für den im Lande üblichen Zuchtbetrieb viel zu empfindlich ist. Zur Mastung werden junge Schweine meist aus Kroatien eingeführt.

Schafe hat das Land rund 67.000, deren Zucht nur eine untergeordnete Stellung einnimmt. Größere Bedeutung hat die Schafzucht nur in Innerkrain, insbesondere auf dem Karst, wo mit dem Schafe die kargsten Weiden ausgenützt werden. Das heimische Schaf ist ein grobwolliges, äußerst genügsames Landschaf, das erst in letzter Zeit durch Seeländerschafe ein wenig veredelt wurde; die Wolle wird im Lande selbst zu groben Stoffen, die Schafmilch aber zu Schafkäse verarbeitet, welcher in Krain selbst und im Küstenland zu lohnenden Preisen Absatz findet.

Die Ziegenzucht, einst sehr bedeutend, tritt infolge der Forstgesetze immer mehr zurück, trotzdem die Krainer Ziege sich durch ihre Genügsamkeit und die hohe Milchergiebigkeit auszeichnet. Der heutige Stand der Ziegen ist circa 15.000 Stück.

Die Nutzgeflügelzucht ist im ganzen Lande bedeutend. Nebst dem gewöhnlichen Landhuhn werden in Unterkrain in nennenswerther Menge Truthühner und Gänse gezüchtet. Bedeutend ist auch der Eierexport des Landes.

Die Bienenzucht, welche über 32.000 Bienenstöcke verfügt, wird sehr schwunghaft betrieben, wozu der Anbau des Buchweizens nicht wenig beiträgt. Im Herbst werden viele Tausende Bienenstöcke von den Bergen in die Ebene auf die Bienenweide gebracht, wo sie in große Bienenstände gesetzt werden. Die Bienenzucht Krains ist von altersher berühmt: der Krainer Janza wirkte schon in den Jahren 1770 bis 1773 als Lehrer der

Bienenzucht im Augarten zu Wien. Mit der Krainer Biene wird wegen ihres Fleißes und ihrer geringen Stichlust ein schwunghafter Exporthandel nach den entferntesten Ländern betrieben. Der krainische Bienenstock ist ein langer, niedriger, prismatisch geformter Holzkasten, welcher in neuerer Zeit vielfach mit einem beweglichen Rahmenbau versehen ist. Die Bienenstöcke sind in den Bienenständen etagenweise eingelagert. An der Stirnseite sind die Bienenstöcke gewöhnlich von Dorfkünstlern mit Scenen aus den Volkssagen, aus dem Dorfleben oder der biblischen Geschichte bunt bemalt.



Eine Sennalpe in Oberkrain.

Zahlreiche größere und kleinere Flüsse, Bäche und Seen des Landes bieten günstige Aufenthaltsorte für die verschiedensten Arten von Fischen. Der Bestand an edlen Fischen ist in Krain ein sehr bedeutender und wächst in dem Maße, als die Fischerei geregelter wird und die Bestrebungen der interessirten Kreise auch in den breiteren Schichten der Bevölkerung verstanden werden und Anerkennung finden. Im größten Flusse des Landes, in der Save, nimmt die erste Stelle der Huchen ein, während in den Gebirgsbächen die Forelle sehr zahlreich auftritt. Von den Edelfischen verdient noch Erwähnung die Äsche. Auch der Hecht ist bei uns nicht selten. Interessant ist der große Fischreichthum des Zirknitzer Sees. Derselbe fließt jährlich vollständig durch unterirdische Kanäle ab, bei welcher Gelegenheit große Mengen von Fischen gefangen werden, die frisch oder gedörrt

Verwendung finden. Berühmt sind Krains große und schöne Krebse, namentlich jene aus der Gurk und anderen Unterkrainer Flüssen doch hat die Krebsseuche der letzten Jahre die Zahl der Krebse stark gemindert.

Die Seidenzucht wird nur noch im Wippachthal und in einigen an das Küstenland grenzenden Ortschaften des Karstes betrieben. Doch ist dieser Erwerbszweig wegen der Raupenkrankheit und der abnehmenden Rentabilität stark zurückgegangen.

Den Wäldern Krains verleiht der Kalkboden, auf dem sie fast ausnahmslos aufgebaut sind, ihr charakteristisches Gepräge. Wie sie sich überhaupt durch den Reichthum der Flora auszeichnen, so charakterisirt sie auch eine rasche und reiche Holzerzeugung. Das Kalkgestein begünstigt in der Regel nicht die Bildung tiefgründiger Vegetationsschichten, die sich in unseren Waldbergen denn auch nur dort vorfinden, wo sie sich auf Kosten der höher und steiler gelegenen Hänge auf mechanischem Wege ansammeln konnten. Dazu kommt die eigenthümliche höhlige Schichtung unseres Kalkgebirges in der Tiefe und seine ungemein schroffe, sehr klüftige und muldige Ausformung an der Oberfläche. Der Waldboden des Kalkgebirges ist solcherart in Krain mehr als irgend ein anderer darauf angewiesen, sich durch vegetabilische Stoffe zu erhalten und zu ergänzen. Benimmt man ihm diese Möglichkeit, indem man ihn von Wald entblößt oder den Waldstand mindert, so verarmt er oder verliert doch merklich an Productionskraft. Die waldentblößte seichte Krume ist dann nicht nur der zersetzenden Einwirkung der Sonne, sondern — bei der durchlässigen und höhligen Beschaffenheit des Grundgesteins — auch der Abschwemmung nach der Tiefe ausgesetzt. Diese Eigenthümlichkeiten des Kalkgebirges bewirken, daß die größere Hälfte der productiven Bodenfläche sich als absoluter Waldboden darstellt; auch ein großer Theil unserer Hutweiden ist nur durch irrationelle Entwaldung dazu geworden.

Was die Sandstein-, Sand- und Schotterböden betrifft, so bieten dieselben nur einem geringen Theile der Wälder Standort. Meist dem Hügelland und der Ebene angehörig, haben die Erdschichten dieser Formationen tieferen Grund und sind in Bezug auf die Waldcultur dem vorhin erwähnten Übelstande nicht unterworfen; dennoch stehen die hier vorkommenden Wälder an Productivität jenen des Kalkbodens weit nach, ein Umstand, welcher sich hauptsächlich aus der übermäßigen Streunutzung, die immer die dem Wirthschaftshofe nächstgelegenen Wälder trifft, erklärt.

Auf die Erhaltung der Waldcultur hat insbesondere auch die Ausformung des Terrains großen Einfluß genommen. Von der Laibacher-, der Zeier- und der Gurkebene abgesehen, die etwa mit 13 Quadratmeilen veranschlagt werden können, ist in Krain nur Berg und Thal vorhanden. Die Gebirge sind selten sanft geformt, meist steil zerrissen, felsig, von Gräben durchfurcht und von gewaltigen Trümmermassen durchbrochen, mit Abstürzen nach der höhligen Tiefe; die Thäler sind scharf eingeschnitten, enge, insbesondere



Oberkrainisches Bienenhaus.

in Oberkrain vielfach der Überflutung durch Wildwässer, in Innerkrain durch unterirdisch aus den Gebirgsmassen hervortretende Wassermengen ausgesetzt und erweitern sich nur selten zu größeren fruchtbaren Ebenen. Die Hauptmasse der oberkrainischen Wälder liegt zwischen 2.000 und 5.000 Fuß Seehöhe, und wenngleich geschlossene Bestände theilweise noch über dieser Höhe, die Krummholzkiefern in der Voralpenregion auch über 6.000 Fuß anzutreffen sind, so ist hier doch das Herabrücken der Holzvegetationsgrenze unverkennbar. Wo heute der Holzwuchs nur in schüttern, kümmernden Horsten sich erhält, findet man nicht selten — vom Sturm hingestreckt, wohl auch noch fest im nackten Felsen wurzelnd — modernde oder dorrende Fichten und Lärchen, deren Dimensionen nicht wenig mit dem niederen Kollerbusch nebenan contrastiren. Wo in den Kahlschlägen der Voralpenregion die Axt des Köhlers hauste und die Schafherden ihr folgten, wo gelegte Weidebrände die Alpenwälder vernichteten, da ist es um die Holzzucht und um den Weidenutzen wohl für immer geschehen. Infolge dessen überschreiten die Wälder Innerkrains die Waldregion nur auf dem 5.600 Fuß hohen Schneeberge. Die Hauptmasse der Wälder verbreitet sich über eine zwischen 1.500 und 4.000 Fuß Seehöhe gelegene Terrasse. Daß übrigens die Wiederbewaldung der Karstgebiete und die vorsorgliche Erhaltung ihrer Waldreste nicht nur für die Bewohner des Karstes von

Bedeutung sind, sondern der wirthschaftliche Aufschwung der Küstenlandsstriche ohne eine solche Vorsorge für den Wald nicht denkbar ist, verleiht den Fragen der Forstpolitik eine universelle Bedeutung.

Die Gebirge Unterkrains bleiben namhaft unter der oberen Grenze der Waldregion zurück, indem sie die größte Höhe (4.000 Fuß) in dem Schneeberge des Göttenitzer Forstes erreichen, die Hauptmasse der Wälder sich aber über Lagen zwischen 1.000 und 2.500 Fuß verbreitet. Weit hinein in das Unterkrainer Bergland, welchem die Ungunst der Communications-Verhältnisse noch manche reiche Waldschätze vorbehalten hat, reicht die eigentliche Karstformation. Die hier noch vorfindlichen prachtvollen Buchen- und Tannenforste lassen die Größe des Verlustes ermessen, den Innerkrain durch die Entwaldung erlitten hat und Unterkrain durch eine ähnliche Devastation erleiden würde.

Die Wälder von Krain nehmen eine Fläche von 442.309 Hektar oder 44·4 Procent des ganzen Landes ein. Davon entfallen 4 Procent auf Staatsforste, 25 Procent auf den Großgrundbesitz, 20 Procent auf Gemeinde- und Genossenschaftswälder und 51 Procent auf den Kleingrundbesitz. 50.878·31 Hektar gehören dem Fideicommiß-Waldstande und 2.489·81 Hektar kirchlichen Anstalten oder Körperschaften an.

Was die Vertheilung der Holzarten betrifft, so überwiegen die Laubwälder (mit ungefähr drei Fünftheilen) beträchtlich die Nadelholzwaldungen. Vorherrschend sind unter den Laubhölzern die Rothbuche, die Eichenarten Ceris, robus und pedunculata und die edle Kastanie. Außerdem kommen eingesprengt oder in reinen Beständen von geringer Ausdehnung noch vor: die Weißbuche, die Hopfenbuche, die Esche, die Ulme, der Ahorn, Linden, Erlen, Espen, Schwarzpappeln, Salweiden, Birken, Ebereschen und andere mehr.

Von den Nadelhölzern herrschen die Fichte, die Tanne, die Weißföhre und die Lärche vor. Eingesprengt in Culturen, oder auf kleinen Strecken eingemengt kommen vor: Legföhre, Weimouthskiefer und Schwarzföhre, in einzelnen Exemplaren die Eibe. Die Rothbuche nimmt den Vorrang sowohl in reinen Beständen, als in den verschiedensten Mischungen, vornehmlich aber in solchen mit Tannen und Fichten ein. Sie erklimmt in Krain überall die höchsten Ränder der Waldregion. Die Eichenarten trifft man in ausgedehnten reinen Beständen nur in den Tieflagen Unterkrains, dann horstweise in den Ebenen und Hügeln der niederen Landestheile. Die edle Kastanie ist in Unterkrain ziemlich stark verbreitet; im Ostabfall des Gorjanc-Gebirges insbesondere bildet sie ausgedehntere reine Hochwaldbestände. In den Weinbergen ist sie allenthalben als gut gepflegter Niederwald anzutreffen. Unter den Nadelhölzern halten Fichte und Tanne sich die Wage. Während erstere die Hochlagen Oberkrains beherrscht, behält in Inner- und Unterkrain, besonders die tieferen Lagen und Mittelgebirge bevorzugend, rauhere Standorte aber der Buche überlassend, die Tanne entschieden die Oberhand. Der Weißföhre

begegnen wir vorzugsweise an den Save-Ufern, auf den Alluvial- und Diluvialböden, dann im Hügellande mit den Eichenarten gemengt. Die Lärche ist in Oberkrain heimisch. Hier findet sie sich zwischen 3.000 und 6.000 Fuß Seehöhe vorzugsweise mit der Fichte gemengt; in reinen Beständen ist sie unter 5.000 Fuß Seehöhe an den Nordseiten des Wurzner Savethals anzutreffen. In Innerkrain findet sie sich auf natürlichen Standorten nur in der Gegend von Idria, in Unterkrain am Kumberge vor.

Von den Nadelhölzern untergeordneten Vorkommens ist die Krummholzkiefer am wichtigsten; sie beherrscht die obersten Ränder des oberkrainischen Alpen-Waldgürtels, die Schutthalden am Fuße der Gebirge. In Innerkrain bezeichnet sie an der Kuppe des Schneeberges deutlich die Grenze der Waldvegetation. Die Schwarzkiefer wird in Culturen und namentlich auf dem Karste sehr begünstigt. Die Weimouthskiefer zeigt auf der Herrschaft Mokritz in Unterkrain ausgezeichnete Erfolge der künstlichen Anzucht.

Von der Waldfläche gehören 72 Procent zwei entschieden schattenliebenden und schwersamigen Holzarten, der Rothbuche und der Tanne an, ein Umstand, welcher für vorsichtigere Hiebführung und allmälige Holznutzung spricht. In Innerkrain, an den Grenzmarken des eigentlichen Karstes, wo Buche und Tanne 95 Procent des Waldlandes einnehmen, stellt sich die völlige Abschaffung des auch der Bodenverhältnisse halber verwerflichen Kahlhiebes geradezu als nothwendig heraus.

Die Belastung der Wälder durch Holz-, Weide- und Streuservituten hat bis vor wenigen Jahren, wo die Ablösung derselben der Hauptsache nach zur Durchführung gelangte, eine rationelle Forstwirthschaft nicht aufkommen lassen. In den seither entlasteten herrschaftlichen Wäldern beginnt denn auch der Aufschwung der Forstwirthschaft sich bereits zu vollziehen, welche, unterstützt durch moderne Betriebseinrichtungen, den Besitzern eine gewinnreichere und auch rationellere Ausnützung ihrer Forste gewähren. In dieser Richtung verdienen hervorgehoben zu werden die Holzförderungsanlagen der krainischen Industrie-Gesellschaft in Oberkrain, welche die Bringung des Holzes aus früher kaum für zugänglich gedachten steilen Abhängen der julischen Alpen ermöglichen.

Auf die nachhaltige Wirthschaft entfällt nach dem gegenwärtigen Stande eine Fläche von 46.194 Hektar, auf die aussetzende Wirthschaft 396.115 Hektar. Der Betrieb ist auf einer Fläche von 40.347 Hektar systematisch und auf 401.962 Hektar empirisch geordnet.

Das Gesetz vom 5. Juli 1853, welches die Ablösung und Regulirung der Forstservituten vorschreibt, hat in Krain indeß auch einige nachtheilige Einwirkungen auf die Forstwirthschaft hervorgebracht. In der Zerstücklung der großen Besitzthümer und der Devastation der individuell aufgetheilten Äquivalentflächen lag eine große Gefahr für die Waldwirthschaft unseres Landes. Dieselbe wurde durch die im Jahre 1872 seitens des Ackerbauministeriums erfolgte Bestellung von Überwachungsorganen zum nicht geringen

Theil abgewendet. In der That ist denn auch seit einigen Jahren in Krain das Bestreben, die Forstcultur zu schützen und zu pflegen, in erfreulicher Weise wahrnehmbar.

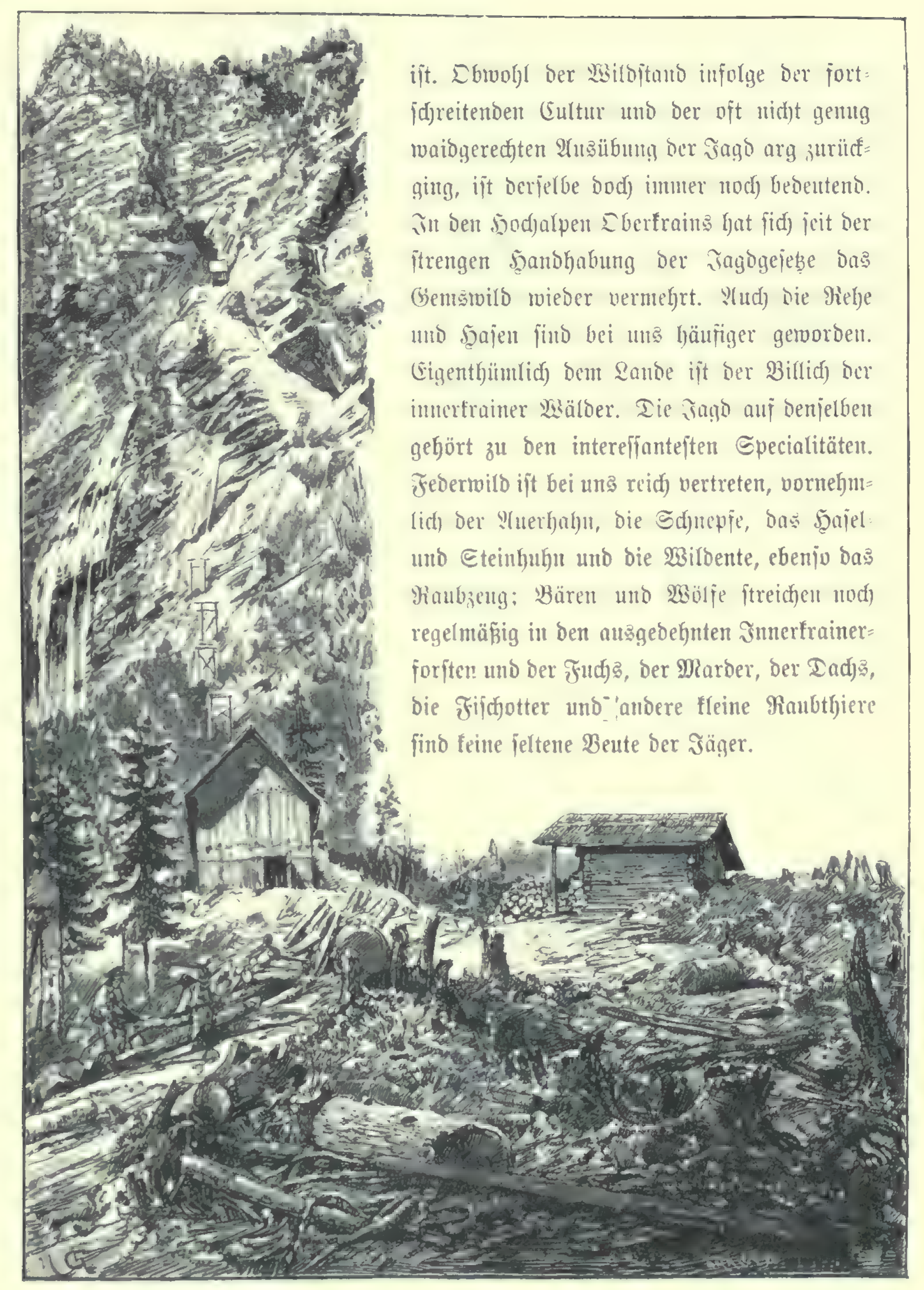
Hinsichtlich der Betriebsart ist zu bemerken, daß von der Gesammtwaldfläche per 442.309 Hektar 396.725 Hektar auf den Hochwald und 45.584 Hektar auf den Mittel- oder Niederwaldbetrieb entfallen. Der durchschnittliche Jahreszuwachs stellt sich per Hektar auf 1.975 Festmeter, im Ganzen auf rund 890.000 Festmeter, wovon circa 40 Procent auf Brennholz und 60 Procent auf Bau- und Werkholz entfallen. Bei Anrechnung des Holzzuwachses auf den Weideflächen per 68.451·94 Hektar mit 0·50 Festmeter per Hektar und Jahr beziffert sich der durchschnittliche jährliche Holzzuwachs auf 920.426 Festmeter.

Die günstige geographische Lage Krains als nächstes Hinterland der Küste und zweier wichtiger Häfen wird demselben in der Holzausfuhr stets eine hervorragende Stelle bewahren, wenn das Land durch eine sorgsame Bewirthschaftung und durch guten Haushalt mit den Erträgnissen des Waldes diesen Vortheil sich nutzbar zu machen versteht. Wie zielbewußt die Regierung die Krainer Forstcultur fördert, mag aber daraus entnommen werden, daß von den politischen Behörden bisher Aufforstungen von entholzten Wäldern in einer Gesammtausdehnung von 6.788·11 Hektar angeordnet, 94.518·17 Hektar Wälder auf Grund ihrer schwierigen Standortsverhältnisse als Schutzwälder und 1.988·09 Hektar zur Sicherung von Personen und Privatgut gegen Lawinen, Felsstürze, Erdabrutschungen und dergleichen als Bannwälder erklärt worden sind. Karstaufforstungen in Krain sind von den landesfürstlichen Forstorganen auf Staatskosten bisher in einer Gesammtausdehnung von ungefähr 520 Hektar unternommen worden. Es wurden hierzu zweijährige Schwarzföhren verwendet, und haben die Kosten für die Erziehung der Pflanzen 95 Kreuzer und die Kosten für das Auspflanzen durchschnittlich 3 Gulden 50 Kreuzer für das Tausend betragen. Auch einzelne Gemeinden, unter andern Oberlesetsche, Dornegg, Wippach und Adelsberg, und Privateigenthümer von Wäldern lassen sich die Aufforstung angelegen sein.

Die Pflanzen für die Karstaufforstung werden in dem 2·90 Hektar großen ärarischen Forstgarten zu Rosenbach bei Laibach erzogen. Der Pflanzenstand in dieser Anstalt ist auf rund 15 Millionen Stück zu veranschlagen, wovon alljährlich ungefähr 4½ Millionen Stück für Aufforstungen von Waldblößen in Krain verwendet werden. Die gesammten jährlichen Kosten für die Erhaltung des Forstgartens sind rund auf 2.500 Gulden zu veranschlagen. Seine Majestät der Kaiser hat sein Interesse an diesem für die Zukunft unseres Forstwesens äußerst wichtigen Unternehmen durch den Besuch desselben am 13. Juli 1883 documentirt.

Eng verbunden mit der Forstwirthschaft unseres Landes ist seine Jagd, welche von altersher sowohl wegen der Zahl als auch der Mannigfaltigkeit des Wildes berühmt

ist. Obwohl der Wildstand infolge der fortschreitenden Cultur und der oft nicht genug waidgerechten Ausübung der Jagd arg zurückging, ist derselbe doch immer noch bedeutend. In den Hochalpen Oberkrains hat sich seit der strengen Handhabung der Jagdgesetze das Gemswild wieder vermehrt. Auch die Rehe und Hasen sind bei uns häufiger geworden. Eigenthümlich dem Lande ist der Billich der innerkrainer Wälder. Die Jagd auf denselben gehört zu den interessantesten Specialitäten. Federwild ist bei uns reich vertreten, vornehmlich der Auerhahn, die Schnepfe, das Hasel- und Steinhuhn und die Wildente, ebenso das Raubzeug; Bären und Wölfe streichen noch regelmäßig in den ausgedehnten Innerkrainerforsten und der Fuchs, der Marder, der Dachs, die Fischotter und andere kleine Raubthiere sind keine seltene Beute der Jäger.



Drahtseilbahn zur Förderung des Holzes.

Bergbau und Hüttenbetrieb.

Wenn der Fleiß des Berg- und Hüttenmanns in Krain auch nicht ein so ausgezeichnetes Feld seiner Thätigkeit findet, wie in einzelnen von der Natur in noch höherem Maße begünstigten Gebieten der Monarchie, so spielt der Bergbau im volkswirthschaftlichen Leben dieses Kronlandes doch eine sehr wichtige Rolle und steht Krain in Bezug auf seine Montanindustrie unter den Ländern Österreichs keineswegs an letzter Stelle.

Während der Bergbau Österreichs mit Ausschluß der Salinen im Ganzen 104.588 Arbeiter[1], also 0·48 Procent der Bevölkerung beschäftigt, finden in Krain 3.028 Arbeiter, das ist 0·64 Procent der Einwohner, bei demselben dauernden Verdienst; es erhebt sich somit die bergbauliche Thätigkeit des Kronlandes über die durchschnittliche Österreichs und wird nur von jener Schlesiens, Kärntens, Steiermarks und Böhmens übertroffen.

Im Verhältniß zu der Zahl der beim Bergbau und Hüttenwesen beschäftigten Arbeiter steht auch der Werth der durch dieselben zu Tage geförderten und in den Verkehr gesetzten Güter. Während die gesammten Berg- und Hüttenproducte Österreichs einen Werth von circa 65 Millionen Gulden darstellen, betragen jene Krains allein rund 2 Millionen Gulden, eine Ziffer, welche bei günstigerem Metallmarkte noch einer bedeutenden Steigerung fähig ist.

Die bergbauliche Thätigkeit Krains erstreckt sich auf eine verliehene Grundfläche von 4.082·8 Hektar nebst 997 Freischürfen und umfaßt die Gewinnung von Quecksilber-, Eisen-, Mangan-, Zink- und Bleierzen, welche letztere zum Theile auch einen ansehnlichen Silbergehalt besitzen. Nebstdem liefert dieselbe mineralische Brennstoffe, vorzugsweise Braunkohlen in guter Qualität und ansehnlicher Menge. Die Hütten produciren Quecksilber, Zink, Blei, Frisch- und Gußroheisen und Ferromangan. Im Jahre 1886 wurde in der Blei- und Quecksilberhütte Littai auch ein Quantum von 40·9 Kilogramm Silber gewonnen, wozu allerdings bemerkt werden muß, daß das edle Metall aus einem durch mehrere Jahre beim obgenannten Bergbau aufgestapelten Erzvorrathe erzeugt worden ist. Silberhaltigen Bleiglanz in geringer Menge liefert auch der Bleibergbau Podkraj der Littaier Gewerkschaft und der Schurfbau zu Pasjek.

Was dem Krainer Bergbau noch eine ganz besondere Wichtigkeit verleiht, ist die bedeutende Gewinnung von Quecksilber, dieses für die Industrie und die Wissenschaft eben so wichtigen, als in der Natur verhältnißmäßig so selten vorkommenden Metalls. Krain steht in dieser Hinsicht an der Spitze aller Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie, ja es ist neben Ungarn, welches eine geringe Menge dieses Metalls erzeugt, der einzige

[1] Die statistischen Daten beziehen sich auf das Jahr 1886.

Producent, da einige in Salzburg und Kärnten vorgenommene Versuche bis jetzt nur geringe Ergebnisse aufzuweisen haben. Selbst in der Weltproduction dieses Metalls wird Krain nur von Spanien und von Californien übertroffen. Die Quecksilber-Production Krains, bei welcher nahezu 1.500 Arbeiter beschäftigt sind, erreichte im Jahr 1886 das bedeutende Quantum von 5.412·8 Metercentner oder 15.690 Flaschen, während die Weltproduction 100.200 Flaschen betrug, so daß Krain mit nicht weniger als 15·6 Procent daran theilnimmt. Der Werth des gewonnenen Quecksilbers beträgt 1,177.670 Gulden, also 58·8 Procent der gesammten Berg- und Hüttenproduction Krains; doch bezifferte sich derselbe im Jahre 1874 bei besonders günstigen Preisen sogar mit 2½ Millionen Gulden. Der147 Haupttheil der Quecksilberproduction Krains (5.001 Metercentner) fällt auf das altberühmte, weltbekannte ärarische Montanwerk Idria, während sich die beiden neueren Werke Littai und St. Anna bei Neumarktel in den Rest theilen.

Um nach Idria zu gelangen, muß der Reisende auf der 481 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Südbahnstation Loitsch den Zug verlassen, um dann per Axe zunächst auf der Wien-Triester Reichsstraße die hier abzweigende Straße Loitsch-Idria zu erreichen. Diese führt auf dem stark hügeligen, gut bebauten und mit schönem Wald besetzten Hochplateau bis zum Dorfe Godovič, wo dann die Straße auf einer vorzüglich angelegten Serpentine von 595 Meter Höhe in das Salathal herabführt. In diesem engen, romantischen, von steilen und schön bewaldeten Bergen eingesäumten Thale erreicht man nach halbstündiger Fahrt das Thal der Idrica und dann, längst diesem Flusse fortschreitend, in kurzer Zeit Idria.

Idria, die zweitgrößte Stadt Krains mit 5.000 Einwohnern, trägt mit vollem Recht den Namen einer Bergstadt, da 85 Procent ihrer Einwohner direct vom Bergbau sich ernähren und somit das ganze wirthschaftliche und sociale Leben innig mit demselben zusammenhängt. Idria liegt in 333 Meter Seehöhe in einem kleinen Kesselthal am Einfluß der Nikova in die Idrica, ist ringsum von gut bewaldeten und bebauten bis auf 900 Meter Seehöhe steil ansteigenden Bergen eingeschlossen und bietet mit seinen in der Thalebene dicht zusammengebauten ansehnlichen Gebäuden und den sich auf die umgebenden Abhänge hinaufziehenden Arbeiterhäusern ein anziehendes Bild. Die erste Entdeckung des reichen Quecksilbervorkommens fällt in das Jahr 1497, wo ein Böttcher, und zwar am nördlichen Abhang zunächst metallisches Quecksilber in einer Quelle fand, worauf sich bald eine Gesellschaft bildete, welche schon im Jahre 1500 die Schürfungen auf das südliche Gehänge übertrug und am Fuß des Vogelberges den noch heute benützten Antonistollen anlegte. Um dieselbe Zeit wurde der erste Schacht angeschlagen und, nachdem der Bergbaubesitz an eine Gewerkschaft verkauft worden war, am 22. Juni (dem Achazitage) 1508 der erste reiche Erzfund gemacht. Der Schacht wurde Achazischacht genannt und erst im

Jahre 1837 aufgelassen, so daß er über drei Jahrhunderte dem Bergbau dienstbar war. Als Erinnerung an den glücklichen Fund wird noch heute der heilige Achazius als Bergpatron verehrt und alljährlich das Bergfest am 22. Juni gefeiert.

Im Jahre 1509 ließ Kaiser Maximilian einen Grubenbau in Idria auf eigene Rechnung eröffnen und wurden, nachdem der gewerkschaftliche Bergbaubesitz nach und nach in Verfall gerathen war, vom Ärar im Jahre 1575 Kaufverhandlungen mit den Gewerken eingeleitet und 1579 zu Ende geführt, so daß seit 1580 der ganze Bergbau in Idria nur mehr im Namen des Ärars geführt wurde, bis heute in staatlichem Besitze verblieb und, ohne jede Unterbrechung betrieben, stets reichliche Erträge lieferte. Nur zur Zeit der französischen Kriege, in den Jahren 1797 und 1798, dann kurze Zeit im Jahre 1805 und endlich 1809 bis 1813 war der Bergbau in Idria in französischem Besitze.

Sowie jeder alte Bergbau, hatte auch Idria mehrfache Katastrophen zu überstehen. So bemächtigten sich 1509 die Venetianer gewaltsam des Bergbaues; dieselben wurden jedoch schon im folgenden Jahre durch kaiserliche Truppen vertrieben. Zum Schutz gegen weitere Einfälle bauten die Gewerken 1520 bis 1531 das noch heute als Amtsgebäude dienende feste Schloß „Gewerkenegg". Im Jahre 1525 erfolgte durch einen großen Bergsturz eine derartige Aufstauung der Idrica, daß ganz Idria überschwemmt wurde und große Gefahr die Gruben bedrohte. Im Jahre 1832 brachte der Einsturz eines großen Vorhaues vielen Bergleuten den Tod, ebenso ein im Jahre 1846 ausgebrochener Grubenbrand. Zum Gedächtniß dieser letzten Katastrophe steht ein gußeisernes Denkmal in Obeliskenform auf dem Friedhof von Idria. Im Jahre 1837 erfolgte ein bedeutender Wassereinbruch, zu dessen Bewältigung eine große Dampfmaschine, eine der ersten Wasserhaltungs-Dampfmaschinen in Österreich, aufgestellt wurde. Der Bergbau in Idria bewegte sich bis jetzt ausschließlich unter dem südlich gelegenen, von der Nikova und Idrica eingesäumten Vogelberge und greift erst in neuerer Zeit östlich unter der Idrica in das Ljubevčthal hinein; er occupirt also ein keineswegs sehr großes Terrain, und dennoch liefert er seit 380 Jahren ununterbrochen bedeutende Quantitäten Quecksilber, der beste Beweis für den großen Reichthum dieser Erzlagerstätte.

Den Gegenstand der bergmännischen Gewinnung bildet der Zinnober, doch kommt auch in untergeordneter Menge gediegenes Quecksilber vor. Die Zinnoberlagerstätten gehören sowohl den unteren als den oberen triasischen Schichten an. Sie sind durch Infiltration quecksilberhaltiger Lösungen entstanden, welche sowohl die Schichtenflächen, Hohlräume, Sprünge und Klüfte, als auch zum Theile die Gesteinsmasse selbst durchdrangen und Zinnober absetzten; doch kommen auch parallel mit den Schichten streichende linsenförmige Ablagerungen von reichen reinen Erzen vor. Zur Förderung der gewonnenen Erze dienen der 1596 angeschlagene Barbaraschacht und die 1738, 1786 und 1792

Die Bergstadt Idria.

begonnenen Schachte Theresia, Josefi und Francisci, Veteranen des Grubenbaues, wie sie selten in solcher Vereinigung vorkommen dürften. Aus neuerer Zeit (1819) stammt der Ferdinandi Schacht.

Zur Sortirung und zur Zerkleinerung der Erze, als Vorbereitung für den Hüttenproceß, dient eine großartige auf Grundlage der neuesten Erfahrungen eingerichtete Aufbereitungsanstalt. Die vorbereiteten Erze, gegenwärtig in einer Menge von 680.000 Metercentner, werden in der am rechten Idrica-Ufer unterhalb Idria gelegenen ausgedehnten Hüttenanlage zugute gebracht. Die Veränderungen, welche im Laufe der Jahrhunderte an den Quecksilberbrennöfen, vom einfachen Meiler bis zum jetzigen vollkommenen Schütt- und Schachtofen durchgeführt wurden, gehören zu den interessantesten Entwicklungen in der Geschichte des Montanwesens. Zum Betriebe der gesammten Bergbau- und Hüttenwerke diente seit alten Zeiten das Wasser der Idrica, und schon Valvasor beschreibt im Jahre 1689 die in Idria befindlichen Wasserradkünste und Förderungen. Noch heute bildet das durch ein 1596 angelegtes 4 Kilometer langes Rinnwerk zugeleitete obere Idricawasser die Hauptbetriebskraft des Bergbaues, während die Hütte die Betriebskraft dem unteren Laufe des Flusses entnimmt. Doch reicht diese Kraft für den vermehrten Bedarf des Werkes nicht mehr aus, so daß nun auch 11 Dampfmaschinen mit 241 Pferdekräften in Verwendung stehen.

Die Menge der jährlichen Production von Quecksilber schwankte in den ersten 250 Jahren zwischen 600 bis 1.800 Metercentner, stieg gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts, während der sogenannten spanischen Lieferung, auf das Maximum von 5.000 bis 6.000 Metercentner und fiel im Anfang dieses Jahrhunderts auf durchschnittlich 1.700 Metercentner, stieg aber seit 1867 wieder stetig, so daß dieselbe in den letzten zwei Jahren neuerdings 5.000 Metercentner erreichte. Im Ganzen kann die Menge Quecksilber, welche Idria bis jetzt geliefert hat, auf 625.800 Metercentner im Werth von rund 150 Millionen Gulden geschätzt werden. Welche Reinerträge bis jetzt Idria geliefert hat, ist schwer zu schätzen, doch dürfte die Angabe, daß dieselben in den 65 Jahren von 1814 bis 1879 den Betrag von rund 24 Millionen Gulden erreichten, die Bedeutung des Werkes kennzeichnen. Etwa 8 Procent des erzeugten Quecksilbers werden bei der Hütte in Idria zu Zinnober verarbeitet und derzeit in 8 verschiedenen Farbennüancen in den Handel gebracht, von welchen 3 auf trockenem und 5 auf nassem Wege, welch letztere Manipulation erst 1880 in Aufnahme kam, erzeugt werden. Zu Beginn des Bergbaues in Idria wurde reiner gemahlener natürlicher Zinnober als Farbmateriale verkauft und erst später wurde diese Fabrication durch Sublimation des natürlichen Zinnobers verbessert. Die noch jetzt übliche Erzeugung des Zinnobers auf trockenem Wege aus reinem Quecksilber und Schwefel wurde im Jahre 1782 eingeführt und lieferte Idria in dieser Zeit

wohl den größten Theil des in Europa gebrauchten Zinnobers, während es sich gegenwärtig in diese Fabrication mit zahlreichen Fabriken Deutschlands theilt. Idria beschäftigt 1.200 Arbeiter und 50 Aufseher, welche größtentheils in Idria selbst wohnen, nur ein geringer Theil wohnt in der nächsten Umgebung. Dieselben sind sämmtlich Slovenen, obzwar nicht selten vorkommende deutsche Familiennamen daran erinnern, daß die Urgroßväter der Träger dieser letzteren von Kärnten, Salzburg und Tirol eingewanderte deutsche Bergleute waren. Die Idrianer Bergleute sind in der überwiegenden Mehrzahl als gute Arbeiter zu bezeichnen; sie sind mäßig, zumeist kräftig, von großer schlanker Figur, intelligent und zu jeder Handarbeit sehr geschickt, so daß sie bei entsprechender Anleitung zu allen, auch den schwierigsten Arbeiten verwendet werden können. Wegen des aus sanitären Gründen nothwendigen häufigen Wechsels zwischen Gruben- und Hüttenarbeit müssen alle Arbeiter zugleich Berg- und Hüttenleute sein. Der Jahrhunderte lang ununterbrochene Bergbaubetrieb brachte es mit sich, daß die Bergarbeit so sehr in die Gewohnheiten der Arbeiter überging, daß dieselben mit Freude und Selbstbewußtsein ihrem beschwerlichen und gefahrvollen Berufe obliegen und nur selten einen anderen Erwerbszweig ergreifen. Auch hängen dieselben mit Liebe an ihrer Heimat, welche sie nur ungerne verlassen und, wenn dieses doch geschieht, immer wieder gerne aufsuchen. Daß für Kranken- und Altersversicherung der Arbeiter und ihrer Familienglieder in ausgiebiger Weise gesorgt ist, bedarf kaum der Bemerkung. Das Werk unterhält auf eigene Kosten eine fünfclassige Volksschule, mit welcher eine Industrieschule für Mädchen und eine Musik- und Zeichenschule für Knaben verbunden sind. Die Kinder der Werksangehörigen erhalten unentgeltlichen Unterricht. Auch sind für 150 Arbeiterfamilien gesunde und billige Wohnungen in ärarischen, speciell diesem Zwecke gewidmeten Gebäuden vorhanden.

Der Quecksilberbergbau St. Anna befindet sich im Loiblthal am Ostrogberge in 800 Meter Seehöhe bei dem Orte Neumarktl. Schon in den Jahren 1761 bis 1770 wurden hier die ersten Bergbauversuche vorgenommen, welche 1837 und 1855 erneuert und endlich 1872 in energischerer Weise fortgesetzt wurden, so daß die Quecksilberproduction 1886 bereits 147·9 Metercentner betrug, und das Werk 146 Arbeiter beschäftigte. Auch hier tritt der Zinnober ähnlich wie in Idria in der Triasformation auf. In letzter Zeit wurden behufs Eröffnung der Tiefe die nothwendigen Schachtanlagen und Investitionen vorgenommen und so für die Zukunft dieses Bergbaues vorgesorgt.

Neben dem Quecksilberbergbau hat der Braunkohlenbergbau die größte Bedeutung, indem derselbe in 10 Betrieben 666 Arbeiter beschäftigt, welche 1,209.365 Metercentner Kohle im Werth von 382.962 Gulden zu Tage fördern. Von diesen Betrieben ist jener zu Sagor an der Save weitaus der wichtigste, indem er 1,197.125 Metercentner Kohle liefert. Die geographische Lage dieses im südlichen Theile Österreichs bedeutendsten

Kohlenwerkes ist eine recht günstige; leider hat es in letzter Zeit durch die vordringende Concurrenz der Kohlen der nördlichen Länder Österreichs stark zu leiden. Von ganz besonderer Bedeutung scheint das Braunkohlenvorkommen in Traten bei Gottschee, wo mittelst eines Untersuchungsschachtes in 43·8 Meter Tiefe eine 22·9 Meter mächtige und noch nicht durchteufte Kohlenablagerung aufgeschlossen wurde, für diesen Theil Krains werden zu sollen.

Die Gewinnung von Bleierzen erreichte in drei Bergbaubetrieben, Littai, Podkraj und Sava, das Gesammtquantum von 12.948 Metercentner, aus welchen die Hütte in Littai 8.192 Metercentner und die Zinkhütte Sagor (als Nebenproduct) 39 Metercentner Blei im Gesammtwerth von 110.387 Gulden producirten, 10·2 Procent der gesammten Bleiproduction Österreichs, obzwar Littai den Betrieb etwas restringirt hat. Beschäftigt waren bei dieser Production 266 Arbeiter. Littai ist keineswegs ein neuer Bergbau, vielmehr zeigt der Sitariuz und dessen Fortsetzung vielfach Spuren früherer bergmännischer Thätigkeit, deren Alter jedoch nicht bekannt ist. Der Markt Littai liegt gegenüber der Südbahnstation Littai am rechten Saveufer im freundlichen Savethal. In unmittelbarer Nähe erhebt sich von 230 Meter Seehöhe des Savespiegels bis zu 450 Meter der Sitariuz, dessen reiche Erzführung das Object des sich erstaunlich rasch entwickelnden Bergbaues in Littai bildet. Vorwiegend ist es der Bleiglanz, ferner in ansehnlicher Menge der Zinnober, welche hier bergmännisch gewonnen werden. Der neue Bergbau in Littai wurde erst im Jahre 1873 begonnen, indeß mit einem solchen Erfolge geführt, daß schon 1884 das bedeutende Quantum von 19.000 Metercentner Blei producirt wurde, während die Quecksilbererzeugung 1886 schon auf 263 Metercentner gestiegen ist. Der Bergbau selbst ist ein Stollenbau und noch nicht unter den Savespiegel gedrungen; derselbe besitzt am linken Saveufer eine vorzüglich eingerichtete Aufbereitungsanstalt nebst einer Blei- und Quecksilberhütte und erfolgt die Förderung der Erze von der Grube in die Aufbereitungsanstalt mittelst einer 364 Meter langen, kühn über den Savestrom gespannten Drahtseilbahn. Der Littaier Gewerkschaft gehören auch die in derselben Erzzone gelegenen kleineren Bergbaue auf silberhaltigen Bleiglanz in Podkraj und Pasjek an.

Zink wird nur in der Hütte Sagor durch 78 Arbeiter erzeugt, und zwar das ansehnliche Quantum von 10.127 Metercentner im Werth von 172.159 Gulden oder 26·3 Procent der ganzen Production Österreichs. Leider werden die zu dieser Production nothwendigen Erze bis jetzt nur in einem ganz geringfügigen Quantum (228 Metercentner) im Lande selbst erzeugt, während der Rest von Raibl, Auronzo und Bleiberg bezogen wird.

Auch die Gewinnung von Braunstein ist eine ergiebige, indem in 6 Bergbauen mit 51 Arbeitern 20.429 Metercentner, das ist 22 Procent der Gesammtproduction Österreichs gewonnen werden. In erster Reihe steht die Production der krainischen

Industriegesellschaft, welche in ihren am südlichen Gehänge der Karavanken gelegenen und der Trias angehörigen Erzlagern zu Vigunšica 17.540 Metercentner Braunstein erzeugt und theils zu Ferromangan verschmilzt, theils nach Italien, Deutschland, Böhmen und Mähren absetzt.

Weniger bedeutend ist das Eisenerzvorkommen in Krain und demnach auch die Eisenerzförderung eine verhältnißmäßig geringe. Während in ganz Österreich 7,961.164 Metercentner Eisenerze producirt wurden, beträgt diese Production in Krain blos 102.271 Metercentner, das ist nur 1·2 Procent der Gesammterzeugung. Die Eisenerze sind vorwiegend Spatheisensteine, dann Rasen-, Bohnen- und Thoneisensteine und nur zum geringsten Theile Roth- und Brauneisensteine. Bei der Eisenerzgewinnung sind bei 6 Bergbauen 244 Arbeiter beschäftigt, die gewonnenen Erze werden in 6 Eisenhütten mit 9 Hochöfen, von denen jedoch gegenwärtig nur 6 im Betrieb stehen, geschmolzen, wobei 278 Arbeiter Verwendung finden und 56.000 Metercentner Roheisen im Werthe von 300.000 Gulden erzeugt werden. Die größte Erzeugungsmenge liefern die Hütten Jauerburg, Sava und Feistritz der krainischen Industriegesellschaft mit 45.758 Metercentner, meist Frischroheisen, darunter 19.886 Metercentner Spiegeleisen mit 10 bis 20 Procent Mangangehalt.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient die Production von Ferromangan mit 37 bis 65 Procent Mangangehalt in der Hütte zu Jauerburg. Dieselbe war die erste, welche (schon im Jahre 1872) dieses Product in vorzüglicher Qualität darstellte und als Zusatz zur Stahlbereitung an die meisten größeren Hütten des In- und Auslandes lieferte. Die dermalige Production von Ferromangan beträgt 5.400 Metercentner. Etwa die Hälfte des producirten Roheisens verarbeitet die krainische Industriegesellschaft in ihren eigenen mit Siemensöfen ausgestatteten Raffinirwerken zu Sava, Jauerburg, Feistritz ꝛc., vorzugsweise zu Walzeisen, zu sehr gutem und gesuchtem Stahl, zu Nageleisen, Walzdraht, Feilen ꝛc., die andere Hälfte wird an fremde Hütten abgesetzt. Als Brennstoff wird größtentheils Holzkohle und nur in den Spiegeleisen und Ferromangan producirenden Hochöfen zur Hälfte Ostrauer oder schlesische Coaks verwendet. Das Eisenwerk Hof in Unterkrain, im Jahre 1795 gegründet, erzeugt in einem Holzkohlenofen 7.000 Metercentner Gußroheisen, welches theils zu Gußwaaren, theils in der eigenen bedeutenden Maschinenwerkstätte zu Maschinen und Maschinentheilen verarbeitet wird; besonders sind die hier erzeugten Hartwalzen ein gesuchter Artikel. Der bedeutendste Eisensteinbergbau dieses Werkes ist jener im Gebirge Hrasten bei St. Ruprecht, wo Rotheisensteine zu Tage gefördert werden; doch werden auch in der Dammerde und im Diluvium eingebettete Braun- und Thoneisensteine gewonnen.

Nicht unerwähnt kann hier das Vorkommen einer mineralogischen Specialität Krains, des Beauxit, nach dem Fundorte auch Wocheinit genannt, gelassen werden.

Dasselbe — reine Thonerde — findet sich in der Wochein in Spalten und Trichtern der julischen Kalkalpen abgelagert, wird bergmännisch gewonnen, exportirt und dient als Material zur Erzeugung von Thonerdepräparaten und Aluminium.

Im Ganzen umfaßt der Bergbau Krains 34 im Betrieb stehende Unternehmungen mit 12 Hütten und sind denselben 32.255 Meter Eisenbahnen in der Grube und 14.151 Meter ober Tag dienstbar; davon sind 8.510 Meter Pferdebahnen und 1.719 Meter Drahtseilbahnen. Betriebskraft liefern 19 Dampfmaschinen mit zusammen 515 Pferdekräften; weit mehr aber als diese betreiben die wasserreichen Flüsse und Alpenbäche die nothwendigen Motoren und verfügen namentlich die am oberen Savelauf situirten Eisenwerke über ganz ausgezeichnete, großartige, noch bei weitem nicht ausgenützte Wasserkräfte.

Für die Kranken- und Altersversorgung der Arbeiter bestehen 9 Bruderladen mit einem Vermögen von 241.088 Gulden, welche an 358 provisionirte Arbeiter, 502 Witwen und 324 Waisen 63.000 Gulden jährlich auszahlen.

Industrie, Handel und Verkehr.

Krain ist infolge seiner geographischen Lage, seiner bedeutenden Wasserkräfte und seiner verhältnißmäßig billigen Arbeitskräfte in vorzüglicher Weise für die Entwicklung der Industrie geeignet. Auch die Bevölkerung hat seit jeher ein reges Interesse für Industrie und Handel bethätigt. Schon zur Zeit der Römerherrschaft haben in Oberkrain Eisenwerke, in Unterkrain eine Zeugfabrik bestanden; im IX. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war in der Lacker Gegend bereits die Lodentuch- und Leinwandfabrication ausgebreitet und der Handel mit krainischen Eisenproducten und Geweben nach Italien blühte schon im XII. Jahrhundert. Im XIII. und XIV. Jahrhundert wurde die Eisenindustrie in Eisnern und Neumarktl rege betrieben, im XVI. Jahrhundert hatte Laibach eine Glashütte, Kaltenbrunn bei Laibach eine bedeutende Mühle und Säge; der Stahl aus Sava war schon zu dieser Zeit als der beste weithin bekannt. Um eben diese Zeit waren in Stein Hammerwerke im Betrieb. In Laibach wurden im XVII. Jahrhundert eine Papiermühle, eine Tuchfabrik, eine Sammt- und Seidenwaarenfabrik errichtet und in Krain Leinwand auf Damastart und niederländische und Venetianer Spitzen erzeugt. Es bestanden daselbst auch eine Glockengießerei und Tabakfabrik. Die Lederindustrie war in Laas, Neumarktl, St. Martin bei Littai ausgebreitet und in Wippach bestand eine Tuch- und Papierfabrik. Im XVIII. Jahrhundert hatte man in Laibach 14 Tuchfabriken, von denen eine landschaftlich war und eine andere an 1.000 Arbeiter beschäftigte. In derselben Periode waren in Laibach eine Chocolatefabrik, eine Fabrik für candirte Früchte und Confituren, eine Seiden-, eine Unschlittkerzen- und eine Steingutfabrik in Betrieb und der Handel

mit verschiedenen krainischen Erzeugnissen und Landesproducten ein bedeutender. Ueberdies besaß Krain seit jeher eine ausgebreitete Hausindustrie, auf deren Hebung insbesondere die unvergeßliche Kaiserin Maria Theresia bedacht war. Leider entspricht der heutige Zustand der Industrie Krains nicht ganz den Erwartungen, welche sich an diese Vergangenheit zu knüpfen vermöchten. Zwar gibt es in Oberkrain und in einzelnen Gebieten von Unter- und Innerkrain verhältnißmäßig viele productive Gewerbe. Man zählt bei einer Bevölkerung von 481.243 Seelen 5.503 solche Gewerbe. Der fabriksmäßige Betrieb ist



Eine Nagelschmiede in Kropp

jedoch in Krain nicht so ausgebreitet, als er mit Rücksicht auf die günstigen natürlichen Bedingungen und seine Vergangenheit sein könnte.

Die Industrie ist nicht in allen Theilen gleich entwickelt. Während man in dem von der Save und ihren Nebenflüssen durchzogenen Oberkrain, ferner in der Landeshauptstadt und in der Nähe derselben Industrien fast aller Kategorien findet, ist dies in Unterkrain nicht in gleichem Maße der Fall, wo nur der Braunkohlenbergbau, die Zink- und Glasproduction in Sagor, die Baumwollspinnerei und Weberei und die Blei- und Quecksilbergewerkschaft in Littai, die Documenten- und Kartenpapierfabrik in Ratschach, die Guß- und Schmiedewaareneisenfabrik in Hof und einige größere Dampf- und Wassersägen zu verzeichnen sind. Noch weniger bedeutend ist die Industrie Innerkrains, was wohl in erster Linie auf den Umstand zurückzuführen ist, daß daselbst verhältnißmäßig wenige

Wasserkräfte vorhanden sind. Von Bedeutung sind dort nur das Quecksilberbergwerk und die Zinnoberhütte in Idria, dann einige größere Dampf- und Wassersägen.

Die Holzwaaren-, Leinen- und Tuch-Hausindustrie ist in allen Landestheilen verbreitet, von Bedeutung für den Verkehr ist jedoch nur die Holzwaaren-Hausindustrie und in Idria die Spitzenindustrie. In Oberkrain befinden sich 8 Eisenschmelzhütten, von denen 4 außer Betrieb sind, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, 17 Eisenhammer- und Raffinirwerke, 8 Stahlhammerwerke, 2 Feilenfabriken, 8 Sensenhämmer. In Laibach befindet sich eine Eisengießerei und Maschinenwerkstätte, eine Draht- und Drahtstiftenfabrik, in Hof in Unterkrain eine Eisengießerei, eine Maschinenwerkstätte und ein Eisenraffinirwerk mit einer Eisenschmelzhütte. Die Erzeugnisse dieser Eisen- und Stahlwerke, in welchen im Jahre 1885 712 Arbeiter beschäftigt waren, hatten im nämlichen Zeitraum einen Werth von rund 1 Million Gulden. Der Export derselben, insbesondere jener von Stahl ist nach Italien, der Levante, zum Theile selbst nach Indien gerichtet. Außer den angeführten Eisenwerken bestehen in Oberkrain, und zwar in Eisnern, Kropp und Steinbüchel 30 Nagelschmied-Werkstätten, die 160 Nagelschmiedfeuer mit 736 Nagelschmiedstöcken zählen, von denen jedoch nicht alle im Betrieb sind. Nahezu die gesammte Bevölkerung dieser Orte beschäftigte sich seit unvordenklichen Zeiten mit der Erzeugung geschmiedeter Nägel. Jetzt ist dies nicht mehr der Fall, da der Absatz ein viel schwächerer geworden ist. Noch im Jahre 1885 waren 1.200 Arbeiter (Männer, Weiber und Kinder) mit der Nagelfabrication beschäftigt, die für rund 250.000 Gulden Huf-, Schiffs- und sonstige Nägel erzeugten. Gewöhnlich arbeiten an jedem Stock zwei Personen. Die Speisen werden meist während der Arbeit an den Feuern der Essen selbst gekocht.

Von Bedeutung für die Industrie Krains ist die von altersher geübte Glockengießkunst, die sich seit dem XVIII. Jahrhundert immer mehr entwickelte. Die harmonischen Geläute in der neuen Antonikirche in Triest, jene in Gurk, Gonobiz, Heiligenberg, Maria-Trost, Smichov, Serajevo, sowie in den meisten Kirchen Krains geben das beste Zeugniß für die ausgezeichnete Qualität der Erzeugnisse des k. und k. Hofglockengießers Albert Samassa in Laibach. Seit 1808 wurden in der in Laibach bestehenden Hof-Glockengießerei 3.912 Kirchenglocken im Gesammtgewicht von 1,573.000 Kilogramm gegossen, von denen nahezu die Hälfte aus Krain (zum Theile sogar bis nach Egypten!) ausgeführt wurden. Die Altargeräthe und Kunstbronzen aus der Metallwaarenfabrik des Albert Samassa in Laibach sind wegen stilgerechter Ausführung renommirt und finden in der ganzen Monarchie, hauptsächlich in Böhmen, Mähren und Schlesien, zum Theile auch im Ausland Absatz. Papierfabriken zählt Krain 4, Holzschleifereien 3. In diesem Industriezweige sind über 1.100 Arbeiter beschäftigt, welche rund um 1¼ Millionen Gulden Waare erzeugen, die zum Theile in der Levante, in Indien und England Absatz finden.

Glockengießerei in Laibach.

Unter den verschiedenen Zweigen der Textilindustrie ragt besonders die Baumwollspinnerei und Weberei hervor, die durch drei Etablissements in Laibach, Littai und Neumarktl vertreten ist und mehr als 1.000 Arbeiter beschäftigt. Für die Schafwollwaarenindustrie bestehen zwei Fabriken in Udmat bei Laibach und Bischoflak. Auch Oberkrain hat mehrere Tucherzeugungsstätten, ebenso Gottschee und Innerkrain. Diese Fabriken werden mit Wasserkraft betrieben und erzeugen Waaren im ungefähren Werth von 250.000 Gulden. Die Wattafabrication wird in einem Etablissement betrieben. Die Stein-, Erde-, Thon- und Glaswaarenindustrie ist durch die in Töplitz, in der Nähe des Schlosses Gallenegg (ehedem im Besitz des krainischen Historiographen Valvasor) gelegene Glasfabrik, ferner durch die in Stein bei Laibach befindliche Roman- und Portland-Cementfabrik, die Caolin- und Steingutfabrik, die Laibacher Thonwaarenfabrik und durch die im Laibacher Bezirk befindlichen 14 bedeutenderen Ziegeleien repräsentirt. Die Thonwaarenerzeugung wird auch als Kleingewerbe, in ausgedehntem Maße im Reifnizer, Gurkfelder, Radmannsdorfer und Steiner Bezirk betrieben, wo in den drei Orten des letzten Bezirkes Gmainca, Mlaka und Podborst mit einer Bevölkerungszahl von 496 Seelen 46 selbständige Töpfer sich befinden.

Die Möbelfabrication hat in der Landeshauptstadt und deren nächster Umgebung eine nicht geringe Ausdehnung genommen. Klappmöbel werden in einer eigenen Fabrik zu Veldes und Holzstifte in einer Fabrik zu Schischka bei Laibach erzeugt. Mit der Parquettenfabrication beschäftigen sich viele Personen im Laibacher und Krainburger Bezirk, deren Erzeugnisse nicht allein in Österreich-Ungarn, sondern auch im Ausland Absatz finden. Von Wasserkräften getriebene Brettsägen sind in allen Landestheilen vorhanden, und obwohl in der letzten Zeit wegen geringen Absatzes des Schnittholzes der Betrieb einiger Etablissements eingestellt wurde, zählt man noch 605 solcher Betriebe mit 9 Dampfmaschinen und 718 Wasserrädern.

Die Lederindustrie ist durch 183 Betriebe, von denen nur einer in die Kategorie der Fabriken rangirt, die einst blühende Weißgärberei gegenwärtig durch 12 Gewerbe vertreten. Dagegen ist die Roßhaarsieb-Industrie Krains in ganz Österreich-Ungarn die bedeutendste. Ihre Sitze sind Krainburg, Strasisch und die Nachbarschaft dieser Orte. Sie zählt zu den ältesten Manufacturen Krains, da sie erwiesenermaßen schon im XVI. Jahrhundert in den obigen Gegenden blühte. Mit diesem Industriezweige beschäftigen sich gegenwärtig über 1.000 Personen, welche in den letzten Jahren durchschnittlich 470 Metercentner Roßhaarsiebböden und über 600 Metercentner Krollhaar (Matrazen-Roßhaar) erzeugten. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis 1830 wurden auch Roßhaarstoffe für Möbelüberzüge producirt. Die Siebe führen verschiedene Namen, als: ungarische, deutsche, schwarzgelbe, Linzer u. s. w. und werden in verschiedenen Formen und Größen, in

gröberen und feineren Sorten erzeugt. Das in Büscheln aus Ungarn, Polen, Deutschland und Rußland bezogene Roßhaar muß gereinigt, überbunden, gewaschen und getrocknet, gehechelt, gezogen, sortirt, nöthigenfalls auch gefärbt werden, dann erst wird es auf dem Holzwebestuhl verarbeitet. Das Roßhaar kommt in allen Längen von 0·24 bis 1·0 Meter vor. Zu Sieben wird das von 0·3 bis 0·8 Meter Länge verwendet, das längere, sogenannte „Stralsunder Haar“ geht zumeist über Hamburg oder Triest nach Amerika



Krainische Landtöpferei.

und England. Auch in Wien findet dasselbe Absatz. Die Werkzeuge der Siebfabrication bestehen aus Holzwebestühlen und Holzkämmen, ferner einer Walze, auf welcher die Roßhaargewebe aufgewunden werden. Durch letztere wird dem Weber die Arbeit beträchtlich erleichtert. Hauptabsatzgebiete für Roßhaarsiebböden sind Italien und die Levante, ferner Spanien, Frankreich und die Niederlande. Sie finden aber auch in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie Käufer. Krollhaar wird zumeist in Triest, in Italien und in der Levante abgesetzt.

Die Bekleidungsindustrie zählt acht Strohhutfabriken im Steiner Bezirk, zwei Schuhfabriken in dem sehr gewerbethätigen Neumarktl und eine Wäschefabrik in Laibach.

Strohhüte werden aus Krainer, Florentiner, Venetianer, Schweizer und chinesischen Strohgeflechten in den Orten Domschale, Vir, Stob und Mannsburg, jährlich ungefähr 1·5 Millionen Stück, erzeugt. Schuhe aus Leder, dann auch solche mit Stoffobertheilen werden jährlich circa 900.000 bis 1,000.000 Paar verfertigt. Das Flechten des Strohes besorgen außer den in den Fabriken beschäftigten Arbeitern mehrere tausend Männer, Weiber und Kinder des Steiner Bezirks, welche die Geflechte zumeist an die Fabriken, zum Theile auch an kleine Gewerbetreibende absetzen. Nebst den Strohhüten werden auf dem Wege der Hausindustrie auch Tischteppiche, Taschen-, Brotback- und Säekörbe erzeugt. Die seit mehr als hundert Jahren im Steiner Bezirk bestehende Strohhutindustrie hat ihre feineren Erzeugnisse schon im Anfang dieses Jahrhunderts nach Deutschland abgesetzt. Ihre Bedeutung als Fabriksindustrie datirt jedoch erst seit 1867, als sich in obigen Orten Tiroler niederließen und Fabriken errichteten.

Die Nahrungs- und Genußmittelindustrie ist auch heute noch bedeutend zu nennen, obwohl die vor wenigen Decennien sehr blühende Mühlenindustrie und der Getreidehandel aus verschiedenen Gründen, die in den Frachttarif- und Communications-Verhältnissen und der Concurrenz anderer Länder liegen, im Niedergang begriffen ist. Von den früher so zahlreichen Handelsmühlen sind gegenwärtig nur noch fünf von Bedeutung. Die übrigen 1.525 Mühlen sind zumeist nur Lohnmühlen. Der Werth des von den fünf großen Etablissements erzeugten Mehles beträgt rund $1^1/_2$ Millionen Gulden jährlich, während die Erzeugnisse der übrigen Mühlen mit circa $5^1/_2$ Millionen zu bewerthen sind. Außer den Mühlen sind auch die acht Bierbrauereien Krains, von denen zwei einen fabriksmäßigen Betrieb haben, dann die Canditen- und Surrogatkaffeefabrik, die Salami- und Tabakfabrik in Laibach hervorzuheben.

In der Gruppe der chemischen Industrie, welche Producte im Werth von mehr als 1 Million Gulden hervorbringt, sind bemerkenswerth die Erzeugung von Farben, Schieß- und Putzpulver, Knochenmehl, Leim, Kerzen und Seifen, Pottasche, Zündwaaren und Leuchtgas.

Für das hohe Alter des Handels und Verkehrs in Krain zeugen die zahlreichen prähistorischen Funde, insbesondere von Bernstein und Glasschmuck. Die Hauptfundstätten in Ober- und Unterkrain weisen zugleich die Richtung der ältesten Wasser- und Landstraßen, die später auch der praktische Römer einhielt und durch Abzweigungen vervollständigte.

Die Römer verfrachteten auf dem Save- und Laibachfluß die Landesproducte zum Unterhalt ihrer Legionen, aber auch zu Handelszwecken. An festgefügten breiten Hauptstraßenzügen, Celeja - Emona - Aquileja und Emona - Siscia, bestand eine Reihe von Handelsplätzen, welche sich auch noch das Mittelalter hindurch erhielten, wenngleich in dieser Epoche infolge des veränderten Haupthandelszuges, welcher seine Richtung von



Roßhaarsieb-Weberei.

Venedig nach Süddeutschland nahm, der Verkehr von der Richtung Cilli-Laibach abgelenkt und auf die Linie Krainburg - Bischoflak - Laibach gelenkt wurde. Die besondere Sorgfalt, welche Kaiser Karl VI. dem Straßenwesen angedeihen ließ, kam dem Lande Krain zunächst durch die Eröffnung eines Wien mit der Adria verbindenden Reichsstraßenzuges über den Semering und die Steiermark, sowie durch die Herstellung einer schönen serpentinenartigen Straße über den Loibl zugute. Die Südbahn, die gleiche Richtung über den Semering durch Steiermark und Krain mit einem mühevollen und kostspieligen Kunstbau über das Laibacher Moor nehmend, hielt den bisherigen Handelszug aufrecht, der durch die Staatsbahnlinie Tarvis-Laibach verstärkt wurde und einer weiteren Entwicklung durch die im Bau befindliche Linie Laibach-Stein und die projectirte Linie Laibach-Rudolfswerth mit der Abzweigung von Großlup über Reifniz nach Gottschee entgegensieht.

Der Handel Krains beschäftigt sich heute, abgesehen von dem Import der gangbaren modernen Handelsartikel, vorzüglich mit dem Export von Landesbodenproducten und den Erzeugnissen des heimischen Gewerbefleißes. Man zählt in Krain 3.838 gewerbsmäßige Handelsunternehmungen. Von denselben hat die bei weitem größte Zahl nur eine locale

Bedeutung. Der Großhandel ist durch einige wenige Handelsfirmen vertreten, die sich zumeist in der Landeshauptstadt befinden. Im Jahre 1808 gab es in der Hauptstadt Laibach nur 28 Handelsleute, doch mit einem eigenen Handelscasino „zur Beförderung des vaterländischen Handels".

Jahr- und Viehmärkte, die mit Ausnahme der Laibacher und einiger wenigen Viehmärkte in Unterkrain nur von localer Bedeutung sind, gibt es in Krain 564. Von den Wochenmärkten sind die wegen der Zufuhr besonders geschätzten Gemüses bekannten Wochenmärkte Laibachs hervorzuheben.

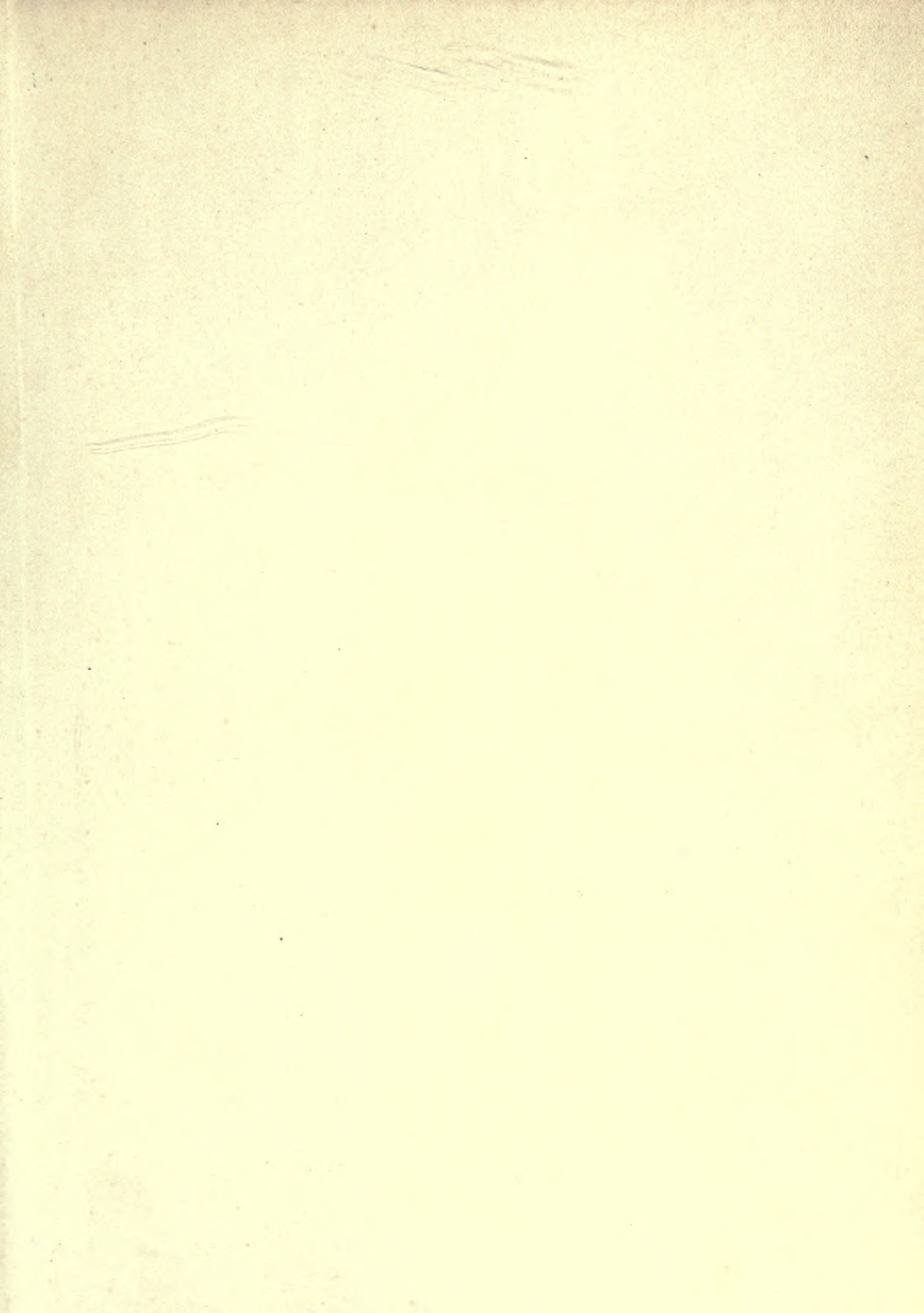
Das an bemerkenswerthen Grotten und anderen Naturschönheiten reiche Krain wird von Jahr zu Jahr von Fremden mehr besucht. Krain hat Sommerfrischen, welche — man denke an Veldes! — zu den schönsten Punkten der an Naturreizen so reichen österreichischen Alpenländer zählen. Es ist zu hoffen, daß die schon gegenwärtig starke Frequenz sich mit dem Aufblühen des Hotelwesens noch steigern und zu einer namhaften Einnahmequelle unseres Landes werden wird.



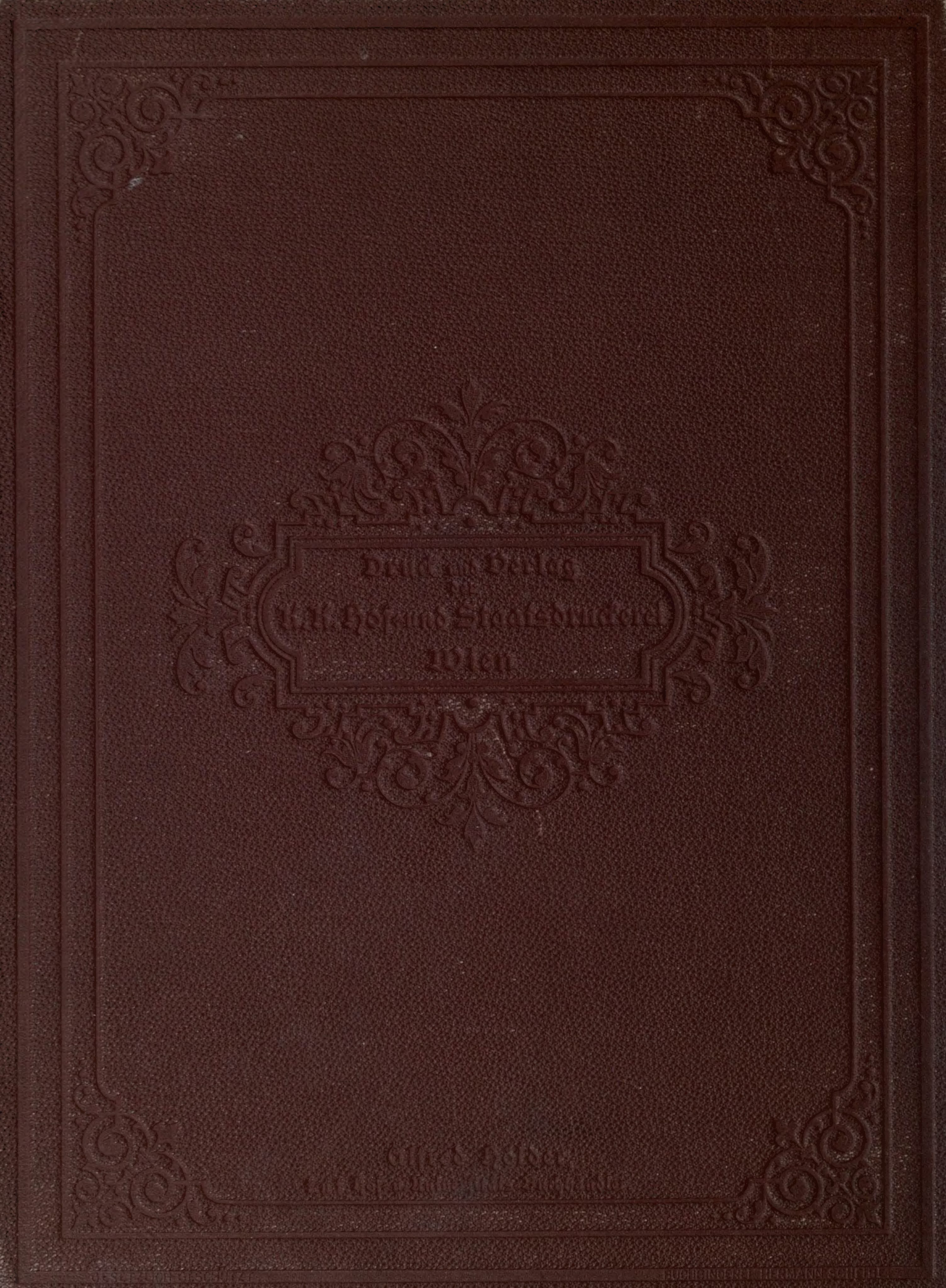
Krainische Strohflechterin.










Druck und Verlag
der
k.k. Hof- und Staatsdruckerei
Wien
Alfred Hölder